This is a reproduction of a library book that was digitized by Google as part of an ongoing effort to preserve the information in books and make it universally accessible.

Google™ books

https://books.google.com

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

PM4
.A57

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

ARCHIV

FÜR DAS STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG

HERAUSGEGEBEN VON

ALOIS BRANDL UND GERH. ROHLFS

86. JAHRGANG, 159. BAND
DER NEUEN SERIE 59. BAND

BRAUNSCHWEIG, BERLIN UND HAMBURG
DRUCK UND VERLAG VON GEORG WESTERMANN
1931

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis des 159. Bandes

der neuen Serie 59. Bandes

Seite

Brandl, Alois, Wilhelm Dibelius (1876—1931) 1

Abhandlungen

Deetjen, Werner, Zur Entstehung des Weimarischen Jahrbuches 2
Jutz, L., Zur Willehalm-Überlieferung in Tirol 180
Krappe, A. Haggerty, Zur Wielandsage (Forts.) 161
Stolz, O., Das Wort 'Sommerfrische' 176
Bolte, Johannes, Die indische Redefigur Yathā-saṃkhya in der europäischen Dichtung . 11

Hecht, Hans, Friedrich Gundolfs Shakespeare 222
Horn, W., Grundsätzliches zur neuenglischen Lautlehre 211
Klimenko, E., Zu Shelleys Syntax. (Schluß) 19
Richter, Helene, Blake und Hamann. Zu Hamanns 200. Geburtstag. (Forts.) 36
Richter, Helene, Blake und Hamann. Zu Hamanns 200. Geburtstag. (Schluß) 195

Pfandl, Ludwig, Studien zu Juan de la Cueva 231
Rohlfs, G., Altertümliche Futur- und Konditionalformen im Bearnesischen 254
Wais, Kurt K. T., Henrik Ibsens Wirkung in Spanien 46
Wais, Kurt K. T., Ibsens Aufnahme bei der französischen Kritik 58

Kleinere Mitteilungen

Jokisch, W., Kleine Hebbel-Probleme 263
Muley, K., Das westliche Gesicht der türkischen Sprache 267
Weber, Edmund, Zum Alter der Runenschrift 273
Wilhelm, Friedrich, Zum Fortleben Tibulls bei deutschen Dichtern 79

Becker, Ph. Aug., Der grüne Ritter 275
Brunner, Karl, Me. Disticha (aus Hs. Add. 37049) 86
Jaager, Werner, Zu ags.-lat. scapha = kleines Schiff 274
Weinbaum, Martin, Zur Zusammenarbeit von Historie und Philologie 276

Rohlfs, G., Franz. *enclume* 'Amboß' 95
Rohlfs, G., Franz. *piller*, ital. *pigliare* 281
Rohlfs, G., Franz. *brûler*, ital. *bruciare* 284
Schultz-Gora, O., Afrz. *des* und *as* vor einem Infinitiv 279
Schultz-Gora, O., Nachtrag zu *here* (Archiv 157, 237—8) 98
Tappolet, E., Der Kongreß für romanische Sprachforschung 92
Tesdorpf, Paul, Henri de Régnier's 'Odelette IV' 285

Beurteilungen

Deutsch

von Aue, Hartmann, Gregorius. Hrsg. von Herm. Paul. (Hans-Friedrich Rosenfeld) . . 290
Hübner, W., Didaktik der neueren Sprachen. (Fritz Fiedler) 104
Mémoires de la Société Néo-Philologique de Helsingfors. VIII. A M. W. Söderhjelm à l'occasion de son 70e anniversaire. (Hans-Friedrich Rosenfeld) 290
Moser, V., Frühnhd. Grammatik. (L. Jutz) 287
Rogge, Ch., Der Notstand der heutigen Sprachwissenschaft. (Max Kuttner) 99
Sommerfeld, Martin, Deutsche Barocklyrik. (Hermann Lechner) 286

Englisch

Aronstein, Philipp, Das englische Renaissancedrama. (Karl Brunner) 291
Brandl, A., Die Lehre vom dichterischen Erlebnis, angewendet auf die englische Literaturgeschichte. (Johannes Speck) 296
Hoops, Reinald, Der Begriff 'Romance' in der mittelenglischen und frühneuenglischen Literatur. (Karl Brunner) 107
Oakden, J. P., Alliterative poetry in Middle English. (A. Brandl) 293
Pützer, Fritz, Prediger des englischen Barock, stilistisch untersucht. (Helmut Papajewski) 297
Schücking, Levin L., Die Familie im Puritanismus. (H. Lüdeke) 108

Romanisch

Grund — Schwabe — Dupray, Französisches Lesebuch für Oberklassen. (Jul. Schmidt) 119
Heiß, H., Molière. (Jul. Schmidt) 119
Küchler, Elisabeth, Das Stadterlebnis bei Verhaeren. Hamburger Studien zu Volkstum und Kultur der Romanen, Bd. 4. (Franz Rauhut) 300
Meier, Harri, Beiträge zur sprachlichen Gliederung der Pyrenäenhalbinsel und ihrer historischen Begründung. (W. Meyer-Lübke) 306
Melander, J., Les poésies de Robert de Castel. (O. Schultz-Gora) 118

Digitized by Google

Seite

Muller, H. F., A Chronology of Vulgar Latin. Beihefte zur Zeitschrift für Romanische Philologie, Heft 78. (Elise Richter) 112
Nykl, A. R., A compendium of Aljamiado literature, containing: Rrekontamiento del Rrey Ališand^{e}re. (Werner Mulertt) 310
Plate, Rudolf, Etymologisches Wörterbuch der französischen Sprache. (G. Rohlfs) . . . 299
Platz, Hermann, Deutschland und Frankreich. Versuch einer geistesgeschichtlichen Grundlegung der Probleme. (Max Kuttner†) 301
Ransmeier, J. C., A Spanish Recognition Grammar. (W. Mulertt) 312
Sainéan, L., Les sources indigènes de l'étymologie française. (G. Rohlfs). 115
Saroïhandy, J., La Pastorale de Roland. Texte basque établi à l'aide de plusieurs manuscrits. Avant-propos, traduction française, commentaire. (G. Rohlfs) 305
Voulez-vous rire? Langenscheidts fremdsprachliche Lektüre Bd. 12. (René Olivier) . . . 120

Bibliographie und kurze Anzeigen

Allgemeines

Fehrle, Oberdeutsche Zs. für Volkskunde. (L. Jutz) 124
Jäckh, E., Politik und Wissenschaft. 10 Jahre deutsche Hochschule für Politik. (A. B.) 124
Krappe, A. Haggerty, The science of folk-lore (A. B.). 121
Lane-Fox Pitt-Rivers, G. H., The clash of culture and the contact of races: an anthropological and psychological study of the laws of racial adaptability, with special reference to the depopulation of the pacific and the government of subject races. (A. B.) 123

Germanisch

Krause, W., Die Kenning als typische Stilfigur der germanischen und keltischen Dichtersprache. (Schriften der Königsberger Gelehrten-Gesellschaft. Geisteswissenschaftliche Reihe VII, 1.) (A. B.) 126

Deutsch

Burkhard, A., A course in contemporary German literature. (A. B.) 133
Eberl, H. O., Jakob Ph. Fallmerayers Schriften in ihrer Bedeutung für die historische Erkenntnis des graeko-slawischen Kulturkreises. Kieler Diss. (A. B.) 133
Korff, H. A., und W. Linden in Verbindung mit E. Ermatinger, P. Merker, G. Müller, H. Naumann, Fr. Neumann, H. Pongs, Fr. Strich und K. Viëtor, Aufriß der deutschen Literaturgeschichte nach neueren Gesichtspunkten. (A. B.) 129
Leitzmann, Alb., Kleinere mhd. Lehrgedichte, Erstes Heft: Tirol und Fridebrant, Winsbecke, Winsbeckin. 2. verb. und verm. Aufl. (L. Jutz) 130
Schreyer, J., Die psychologische Motivierung in Arnims Dramen. (Hermann Lechner) 132

Englisch

Bosker, A., Literary criticism in the age of Johnson. (A. B.) 139
Flügel, Ewald, Ausgewählte Aufsätze und Reden. Hrsg. von Felix Flügel. (A. B.) . 135
Foerster, N., Toward standards. A study of the present critical movement in American letters. (A. B.) 147
Hartig, P., A Mirror of life: eine englische Gedichtssammlung (A. B.) 148
Lewis, Sinclair, The man who knew Coolidge — being the soul of Lowell Schmaltz. (A. B.) 147
Mezger, F., Der Ire in der englischen Literatur bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts. (Fritz Fiedler.) 142
Olivero, F, La teoria poetica del Newman. (A. B.) 140
Osgood, Ch. G., Boccaccio on poetry: being the preface and the fourteenth and fifteenth books of Boccaccio's *Genealogia deorum gentilium* in an English version with introductory essay and commentary. (A. B.) 135
Paul, A., Great Britain and the world war. (A. B.) 141
Robertson, J. G., Papers read before the Society 1928—30. (A. B.) 139
Sander, A., und A. Cliffe, Großbritannien. Ein Lesebuch zur Einführung in das englische Leben der Gegenwart. (Fritz Fiedler) 146
Sander, A., A. Cliffe, W. Ellmer, M. Grebe, Our English studies. Englisches Lehrbuch für höhere Mädchenanstalten. Lese- und Übungsbuch. (Fritz Fiedler) . . . 146
Schirmer, W. F., Der englische Frühhumanismus. (A. B.) 136
Serjeantson, M. S., [for the Modern Humanities Research Association]. Annual bibliography of English language and literature. vol. X. 1929. (A. B.) 134
Soziale Zweckdichtung in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts. Proben aus Disraeli, Dickens, Thomas, Hood. (Fritz Fiedler) 146
Soziale Zweckdichtung in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts. Bd. 32. Proben aus E. Gaskell, Kingsley und El. B. Browning. (Fritz Fiedler) 146
Tannenbaum, S. A., The handwriting of the Renaissance. Being the development and characteristics of the script of Shakspere's time. With an introduction by A. H. Thorndike. (A. B.) 137
The bulletin of the Shakespeare Association of Japan No. 1. (A. B.) 137
Tomlinson, W. E., English natural method. (Fritz Fiedler) 145
Türck, Susanne, Shakespeare und Montaigne. (K. Brunner) 138
Woermann, K., Shakespeare und die bildenden Künste. (A. B.) 188

Digitized by Google

Seite

Romanisch

Devoto, Giac., I fondamenti del sistema delle vocali romanze. (G. R.) 150
Kieckers, E., Historische lateinische Grammatik mit Berücksichtigung des Vulgärlateins und der romanischen Sprachen. 1. Teil. Lautlehre. (G. R.) 314
Meyer-Lübke, Wilh., Romanische Philologie. (G. R.) 150
Sorrento, Luigi, Il fenomeno di para-ipotassi nelle lingue neolatine. (G. R.) 150
Spitzer, L., Meisterwerke der romanischen Sprachwissenschaft. 1. Bd.: Lautlehre, Wortforschung, Flexions- und Wortbildungslehre. 2. Bd.: Namenforschung, Syntax, Stilforschung, Systematik. (G. R.) 314
Wallensköld, A., L'ū latin dans les langues romanes. (G. R.) 150

Französisch und Provenzalisch

Barbeau, Alfred et Émile Rhode, Dictionnaire phonétique de la langue française. (G. R.) 154
Boillot, Félix, Le français régional de la Grand' Combe (Doubs). (G. R.) 155
C(amelat), M., Garbe de Pouesies. (G. R.) 156
Engwer, Theodor, Choix de poésies françaises. Sammlung französischer Gedichte. (G. R.) 153
Friedlaender, Walter, Hauptströmungen der französischen Malerei von David bis Cézanne. I. Band: Von David bis Delacroix. (G. R.) 155
Fuchs et Milléquant, Les poètes lyriques de la France. (G. R.) 153
Gauchat, Louis, Vom morphologischen Denken. (G. R.) 152
Harris, Julian, Marie de France, The Lays Gugemar, Lanval and a fragment of Yonec. With a study of the life and work of the author. (G. R.) 151
Haust, Jean, Enquête sur les patois de la Belgique romane. (G. R.) 154
v. Heimburg, W., 'La grande Nation'. (G. R.) 315
Keeler, M. J., Étude sur la poésie et sur le vocabulaire de Loys Papon, poète forézien du XVIe siècle. Dissertation. (G. R.) 153
Klemperer, V., Idealistische Literaturgeschichte. Grundsätzliche und anwendende Studien. (G. R.) 155
Miethlich, K., Bezeichnungen von Getreide- und Heuhaufen im Galloromanischen. (G. R.) 316
Müller, Erich, Die altprovenzalische Versnovelle. (G. R.) 156
Nyrop, Kr., Grammaire historique de la langue française. (G. R.) 316
Orr, John, Sur un vers de l'Eulalie. (G. R.) 151
Schnabel, Walter, Montaignes Stilkunst, eine Untersuchung vornehmlich auf Grund seiner Metaphern. (G. R.) 155
Streng-Renkonen, W. O., Joufrois, Roman français du XIIIe siècle, publ. avec une introduction, un glossaire et des notes. (G. R.) 151
Tobler-Lommatzsch, Altfranzösisches Wörterbuch. 13. Lieferung. (G. R.) 151
v. Wartburg, W., Französisches etymologisches Wörterbuch. Eine Darstellung des gallo-romanischen Sprachschatzes. Lieferung 11—18. (G. R.) 152

Spanisch

Braue, Alice, Beiträge zur Satzgestaltung der spanischen Umgangssprache. (G. R.) . . 318
Fouché, P., Études de philologie hispanique. (G. R.) 318
Griera, A., Entorn dels noms del 'capgros'. (G. R.) 318

Italienisch

Coray, H., Bodenbestellung, ländliche Geräte, Ölbereitung, Weinbau und Fischerei auf den liparesischen Inseln. (G. R.) 319
Jaberg, Karl, Spiel und Scherz in der Sprache. (G. R.) 157
Melander, J., L'origine de l'italien *me ne, me lo, te la* etc. (G. R.) 158
Rohlfs, G., Etymologisches Wörterbuch der unteritalienischen Gräzität. Mit 1 Karte. (G. R.) 157
Terracini, B. A., Paleontologia e linguistica storica. (G. R.) 157
Wagner, M. L., Studien über den sardischen Wortschatz (I. Die Familie — II. Der menschliche Körper). Mit 15 Karten. (G. R.) 158

Iberoromanisch

Fischer, W. und R. Ruppert y Ujaravi, Amor y Obligación. Ein ungedrucktes Jugendwerk von Antonio de Solís y Rivadeneyra. Mit einem Faksimile. (G. R.) 160
Meyer-Lübke, W., 'Esse' mit dem to-Partizipium und Verwandtes im Altspanischen und im Altportugiesischen. (G. R.) 159

Balkanromanisch

Meyer-Lübke, W., Rumänisch und Romanisch. (G. R.) 160
Papahagi, Tache, Images d'ethnographie roumaine. Tome premier. (G. R.) 320
Rosetti, A., Cercetări asupra graiului romînilor din Albania. Cu 28 de figuri în text. (G. R.) 160
Sandfeld, Kr., Linguistique balkanique. (G. R.) 160

Rätoromanisch

Battisti, C., Popoli e lingue nell' Alto Adige. (G. R.) 319

Digitized by Google

Wilhelm Dibelius.

1876 — 1931.

In den besten Mannesjahren und aus der Blüte des Schaffens heraus wurde der Berliner Ordinarius der Anglistik Dibelius am 28. Januar dahingerafft. Ungewöhnlich stark war die Anteilnahme seiner Kollegen und Studierenden, die sein reiches Wissen, klares Lehren und lauteres Wollen erfahren hatten; auch das 'Archiv' betrauert an ihm einen hochgeschätzten Mitarbeiter und Berater.

Die akademische Tätigkeit, die er durch dreißig Jahre in Berlin, Posen, Hamburg, Bonn und schließlich wieder in Berlin entfaltete, überall mit gewissenhaftester Hingabe, hinterläßt ein dauerndes Andenken, indem er mit besonderer Durchschlagskraft die Forschung in die Bahnen der Kulturkunde lenkte. Die Denkschule der historischen Grammatik hatte er nicht gescheut ('Capgrave' 1899), die literarhistorische Methode der Traditionserforschung streng und weithin durchgreifend gepflegt ('Romankunst des 18. Jahrhunderts', 1910) und dann einen originellen Menschengestalter ersten Ranges aus seiner sozialen Umwelt glänzend herausgearbeitet ('Dickens' 1916), als ihm der Weltkrieg erschreckend zeigte, wie wenig unsere Führer trotz aller Universitätsphilologie England kannten, wie noch weniger Amerika. In glühender Fürsorge für unser Volk eignete er sich im Kriegspresseamt die Kenntnisse und die zielgerechte Darstellungsweise an, womit er 1923 sein Meisterwerk 'England' schrieb, selbst vielen Engländern zur Bewunderung. Aus den Quellen erster Hand schöpfend, ging er da den mannigfachen geistigen Untergründen der englischen Weltherrschaft nach, wobei oft zwischen den Zeilen viel Beherzigenswertes für die Leiter und die Historiker unseres eigenen Volkes in die Augen springt. Unvollendet blieb leider ein ähnliches Buch über Kanada. Rechnet man dazu sein organisatorisches Walten im Lehramt, so darf man sagen, daß der Name Dibelius mit dem Ausbau der Anglistik nach der Seite des nationalen Lebens hin in besonderem Grade verknüpft ist bis in ferne Zeiten.

Und mir war er mehr!

Alois Brandl.

86. Jahrgang Band 159 Heft 1 u. 2. März 1931
N. S. Band 59.

Digitized by Google

Zur Entstehung des Weimarischen Jahrbuchs.

Von Werner Deetjen (Weimar).

Wir sind über die Anfänge des für die Geschichte der germanischen Philologie bedeutsamen Weimarischen Jahrbuchs im wesentlichen unterrichtet durch die Selbstbiographie des einen Herausgebers Hoffmann von Fallersleben. Da aber seine Darstellung einseitig ist, mögen einige ungedruckte Briefe aus dem Besitz der Weimarer Landesbibliothek einen tieferen Einblick in die bisher nicht ganz klaren Verhältnisse geben.

Bekanntlich wollte Bettina v. Arnim, die gern die Rolle der Protektorin spielte, Hoffmann und dem jungen Germanisten Dr. Oscar Schade durch ihre Fürsprache bei dem Großherzog Karl Alexander eine Versorgung in Weimar verschaffen. Sie fuhr selbst dorthin und besprach die Angelegenheit mit dem Großherzog. Da das Gespräch ein günstiges Ergebnis hatte, begab sich nun auch Schade nach Weimar, um seine und Hoffmanns Interessen dort persönlich zu vertreten. Der ursprüngliche Plan, die zu gründende Zeitschrift mit der geplanten Goethestiftung zu verbinden, erwies sich als aussichtslos. Adolf Schöll, der Leiter der Weimarer Kunstsammlungen und Berater des Großherzogs in allem das Geistesleben Weimars Betreffenden, machte Schade, wie er in einem Brief an Bettina vom 23. Dezember 1853 mitteilte, darauf aufmerksam, daß er sich auf die Goethestiftung nicht einlassen könne, 'da sie weder als Institut eine Form, noch als Fond einen Umfang, noch Aussicht zu solchem habe', sondern vom Großherzog, 'falls derselbe die Gründung des Centralblatts[1] in Weimar wolle, eine bestimmte mäßige jährliche Subvention für sich und Hoffmann fordern müsse'. 'Diese Forderung an den Großherzog', berichtet Schöll weiter, 'formulirte und dictirte ich ihm sogleich und expedirte sie. Darauf hat ihn gestern Abend der Großherzog unter vielen Freundlichkeiten ersucht, diesen Antrag ihm heute ausführlicher und so verfaßt zuzustellen, daß er ihn der Berathung mit seinen Ministern zu Grund legen könne. Dies neue Actenstück wurde heute wieder auf meinem Tisch mit Ausmalung aller künftigen Rosengärten, Goldgruben und Weisheitstempel des Journals fabrizirt und Minister Watzdorf vorläufig in Kenntniß gesetzt. Heut Abend wird es Schade dem Dux überreichen, und morgen abreisen, um den Bescheid in Bonn

[1] D. h. des späteren 'Jahrbuchs'.

Digitized by Google

zu erwarten. Appetit hat der Dux sichtlich, wenn immer sich nichts profezeien läßt. Was ich beitragen kann, uns diesen von Ihnen angestifteten Schaden sammt Hoffmann zuzuziehen, werd' ich nicht unterlassen.' Am 2. Januar des folgenden Jahres meldet Schöll an Bettina, daß der weimarische Minister v. Watzdorf ihm 'vorgestern' sagte, 'man habe schon nach Berlin die Mittheilung gemacht, daß der Großherzog wünsche, den Prof. Hofmann zu literarischen Zwecken nach Weimar zu ziehen und daher zu wissen, ob man höhern Orts in Berlin gegen diese Absicht keine Erinnerung habe. Hiernach scheint mir, daß es jetzt an der Zeit wäre, Ihr gütiges Vorhaben bei dem König[1] für die Erlaubniß, daß Hofmann sein Wartegeld[2] auch hieher beziehen dürfe, zu sprechen, da Sie sich auf die erklärte Absicht des Großherzogs, ihn zu berufen, beziehen können. Über den rechtlichen Ungrund und nur unrechtlichen Kleist-Reezowschen[3] Grund von Hofmanns Ausweisung aus Hannover hab' ich den Minister aufgeklärt. Er selbst versicherte, daß ihm Schade wohlgefallen, so wie, daß er eine jährliche Subvention von 1000 Thal. für beide zusammen, damit ein Journal, wie es der Großherzog wünsche, in's Leben trete, gar nicht übertrieben finde, wenn diese Summe auch nicht als Besoldung, sondern besser als Unterstützung des Journals, sobald und solang es erscheine, zuzusichern sein dürfte. — Mir hat Schade nichts davon gesagt, daß er Hofrath werden möchte, nur, daß er wünschte, Hofmann würde vor der Welt durch förmliche Bestallung als Archivrath oder dergl. legitimirt, und als ich ihm erwiderte, einen Titel, der bereits besetzte Ämter involvire, werde Hofmann nicht, nur etwa den Hofrathstitel erhalten können, bemerkte er, den letzteren werde Hofmann nicht annehmen können. Ich mußte also voraussetzen, auch Schade sei Ihrer und meiner Überzeugung, daß man den Hofrathstitel, so lange man irgend kann, von sich abhalten müsse.'

Als die Angelegenheit im reinen zu sein schien, begannen im März die Verhandlungen zwischen Hoffmann und Schade über die gemeinsame Redaktion des Jahrbuchs. Schade begab sich dazu von Bonn mehrfach nach Neuwied. Bei einer dieser Besprechungen Anfang April kam es zu Meinungsverschiedenheiten zwischen beiden Männern. Hoffmann erzählt darüber[4]: 'Wir geriethen heftig an einander. Nach einiger Weile lenkte er ein, und der Friede war wieder hergestellt. — Als ich am Abend

[1] Friedrich Wilhelm IV.

[2] H. war aus politischen Gründen seiner Professur in Breslau entsetzt worden und bezog ein kleines Wartegehalt.

[3] v. Kleist-Retzow, Oberpräsident, vgl. Hoffmann, Mein Leben, V, S. 219 ff.

[4] Mein Leben, V, S. 246.

Digitized by Google

allein zu Hause war, lebten alle Gespräche mit Schade wieder auf. Es war mir, als ob solch ein literarisches Compagnie-Geschäft mit ihm unmöglich wäre. Ich beschloß, vom Jahrbuche zurückzutreten und ihm morgen (4 April) brieflich meinen Beschluß mitzutheilen.' Der bisher unbekannte Brief Hoffmanns an Schade hat sich jetzt im Nachlaß Adolf Schölls gefunden, der von dessen Tochter Fräulein Luise Schöll unserer Bibliothek gütigst überwiesen wurde. Er lautet:

Neuwied 4 April 1854.

Lieber Doctor!

Je länger ich über unser 'Weimarisches Jahrbuch' nachdenke, je mehr überzeuge ich mich von der Unvereinbarkeit unsrer Gemeinschaftlichkeit. Sie haben gestern u. vorgestern mehrmals offen erklärt, daß unsere Ansichten in Bezug auf Richtung u. Inhalt des Jahrbuchs durchaus verschieden seien. Nur mit vieler Mühe habe ich Sie bewegen können, einige Ihrer Beiträge für das erste Heft zurückzuziehen. Wenn ich glaubte dann den Inhalt des ersten Heftes einigermaßen meiner Ansicht entsprechend festgestellt zu sehen, so brachten Sie wieder neue Artikel, die mir eben so unpassend schienen. Das erste Heft ist nun nicht einmal druckfertig, u. wir haben uns über das Wenige, was dazu kommen soll, kaum einigen können, wie nun erst, wenn der Druck begönne? Des Streitens wäre kein Ende, zumal Sie erklärten: 'Alles was ich arbeite u. geben will, muß gedruckt werden.'

Sie haben, als Sie in Weimar (ohne mein Wissen und Wollen) Ihren Antrag auf gemeinschaftliche Herausgabe stellten, Ihre Natur zu wenig gekannt, noch weniger aber die meinige. Ich habe nie im Leben meine litterarische Thätigkeit von einem Buchhändler oder einem Gelehrten abhängig gemacht; nur einmal gab ich mit einem Freunde eine altdeutsche Zeitschrift heraus, wir waren völlig einig: wir mußten die Kosten bezahlen u. mit dem 8. Hefte hatte unser Vergnügen ein Ende[1]. Ich habe diesen Sinn der Selbständigkeit mein ganzes Leben behauptet u. kann ihn nun in meinen alten Tagen, als ich gar keine Lust mehr an Streit u. Zank verspüre, nicht aufgeben. Ich werde also künftig jeder gemeinschaftlichen Herausgabe fern bleiben, u. nach den Erfahrungen, die ich jetzt bereits gemacht habe, muß ich Ihnen erklären, daß ich auch mit Ihnen keine Zeitschrift gemeinschaftlich herausgeben kann. Es ist besser, daß wir jetzt in Liebe von einander scheiden, als daß wir später in Groll u. Haß mit einander brechen.

Ich will mich deshalb von der Göthestiftung nicht lossagen u. bin gern von dem Augenblicke an bereit mitzuarbeiten, wenn unsere litterarische Thätigkeit dermaßen geregelt ist, daß jeder von uns völlig unabhängig von dem anderen dasteht. Kön. Hoheit würde es gewiß billigen, wenn die aufgestellten Zwecke auch so erreicht würden.

Geben Sie also unter Ihrem Namen allein eine Zeitschrift heraus, die sich lediglich mit der älteren deutschen Litteratur befaßt, u. zugleich Recensionen u. Übersichten über die auf diesem Gebiete erschienenen Werke liefert. Sie könnten dann Quellen abdrucken lassen u. zugleich Abhandlungen, wie Sie selbige beabsichtigen, über alte Dichter u. Prosaisten, über Versbau, Sprache, Sagen, Mythologie, Rechtsalterthümer pp. pp. Dann wären Sie Souverän in Ihrem Lande, könnten drucken lassen, was u. wie

1 Wahrscheinlich sind die 'Altdeutschen Blätter' gemeint, die H. mit Moriz Haupt zusammen 1836—1840 herausgab. Sie erschienen in Leipzig bei F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Sie wollten. Die Zeitschrift könnte, wenn Sie vierteljährlich oder gar monatlich erschiene, ein nothwendiges Repertorium für alle deutschen Philologen werden. Doch ich beziehe mich auf einen meiner früheren Briefe, worin ich Ihnen ausführlich die Grundzüge zu einer solchen Zeitschrift angegeben habe.

Ich habe es für meine Pflicht gehalten, Ihnen so zeitig als möglich meinen Entschluß kundzuthun, damit Sie jetzt ganz nach I h r e n Ansichten arbeiten können. An den Vertrag mit Rümpler[1] sind wir nicht gebunden, er ist von Niemandem unterzeichnet u. hat durch Rümplers letzten Brief bereits eine Änderung erfahren, die wol in seinem, aber nicht in unserem Interesse sein konnte.

Schließlich hoffe ich, daß Sie meiner Offenheit, die ich Ihnen gegenüber nie verleugnet habe, auch diesmal Gerechtigkeit widerfahren lassen u. diese neue Wendung als eine nur zu unser beiden Gunsten geschehen betrachten wollen.

Unsere herzlichen Grüße H. v. F.

Unter Beilegung einer Abschrift dieses Briefes gab Hoffmann, ohne Schades Antwort abzuwarten, schon am folgenden Tage, als er sich zur Vorstellung beim Großherzog vom 4. bis 9. März in Weimar aufhielt, sehr freundlich aufgenommen und bei allen seinen Schritten beraten hatte, Adolf Schöll einen Bericht über die Vorgänge der letzten Wochen:

Neuwied 5 April 1854

Zunächst muß ich Ihnen, geehrter Freund, meinen herzlichen Dank sagen für alle Liebe u. Güte, die Sie mir bis auf den letzten Augenblick in Weimar erwiesen haben. Ich hätte Ihnen längst geschrieben, es schien mir aber bisher der rechte Zeitpunkt noch immer nicht gekommen zu sein.

Den 9 März reiste ich also aus Weimar ab, den Abend erreichte ich Frankfurt, den folgenden Tag Neuwied. Dr. Sch.[ade] hatte mich vergebens erwartet, wir trafen uns auf der Landungsbrücke, wir konnten uns nur flüchtig begrüßen, er reiste mit demselben Schiffe, mit welchem ich gekommen war, wieder heim. Meine Frau fand ich in großer Aufregung. Sch. hatte ihr seine unglückliche Verlobungsgeschichte[2] erzählt u. dgl. Sie überreichte mir einen Brief des Ministers von Raumer, worin derselbe mir anzeigt, daß Se Majestät auf mein Gesuch, mein Wartegeld in Weimar zu beziehen, n i c h t eingegangen sei.

Den 16. besuchte mich Sch. Ich erzählte ihm von meiner Reise. Wir besprachen dann die beabsichtigte Zeitschrift. Den folgenden Tag schrieben wir ein Verlagsanerbieten auf. Dasselbe besorgte ich nach Sch's Abreise sofort an meinen Verleger[3], derselbe ging darauf ein, u. schickte einen formulierten Vertrag zurück. Ich lud nun Sch ein, Ende dieser Woche mich zu besuchen, er überraschte mich aber schon den 1 April. Am Morgen hatte er nämlich Ihren Brief empfangen; er theilte ihn mir sofort mit, u. wir freuten uns über die Art u. Weise, wie Sie seinen Pseudo-Schwager hatten ablaufen lassen — köstlich! Am 2. war mein Geburtstag. Wir waren ganz heiter. Am Nachmittage gingen wir nach Nothhausen mit meiner Frau u. Schwägerin. Schon am Morgen hatten wir uns über die Aufnahme verschiedener Sachen nicht einigen können. Sch. wollte allerlei Gedichte u. Prosastücke des 16. Jahrh., zum Theil von sehr zweifelhaftem Werthe, mit

[1] Verlagsbuchhändler in Hannover.

[2] Schade hatte sich auf Grund der Weimarer Aussichten mit der Schwester des Privatdozenten Dr. Schauenburg in Bonn verlobt, das Verlöbnis wurde aber bald gelöst. [3] Rümpler.

Digitized by Google

abgedruckt wissen, Sachen, die sogar in neuester Zeit schon öfter abgedruckt sind. — Ich entgegnete, wir hätten, dem Großherzoge, dem Verleger, dem Publicum gegenüber allerlei Rücksichten zu nehmen, die Zeitschrift müßte zwar wissenschaftlich, aber doch lesbar sein u. s. w. Der Verleger habe auch ein Wort mitzusprechen. Wenn das Buch nicht ginge, so würde er sich für den weiteren Verlag bedanken u. s. w. Ich muß bemerken, daß ein Brief Rümpler's, der am Morgen eintraf, sich nicht eben sonderlich über den Absatz von Sch.'s 'Niderrhein. Gedichten'[1] ausgesprochen. ['Die Speculation möchte sonst übel ausfallen, wenn sie ein gleiches Loos hätte wie die Niderrh. Gedichte u. die Ursula[2], wovon ich bis jetzt nur verschenkte Exemplare los geworden bin.'] Sch. bei seiner maßlosen Heftigkeit schimpfte nun auf Buchhändler, Publicum, die ganze Welt u. schloß: 'nun —, so trete ich zurück'. Ich blieb ziemlich ruhig, meiner Frau ward so angst u. bange, daß sie das Zimmer verließ. Gegen Abend hatte sich der Sturm gelegt, den folgenden Mittag über (den 3 April) erhob er sich von neuem. Es wurde zwar wieder besseres Wetter, aber die Gewitterwolken standen nur in der Ferne. Gegen Abend begleitete ich ihn an den Rhein. Wir mußten zwei Stunden warten, das Schiff kam spät, gegen 7 kehrte er nach Bonn zurück.

So stand die Sache: Sch. war beschwichtigt, wir hatten die Herausgabe des Jahrbuchs bis auf unser Zusammensein in Weimar vertagt. Ich konnte mich von einem unheimlichen Gefühle, das mich immer in Sch.'s Gesellschaft befällt, gar nicht wieder erholen — sein Drängen u. Treiben, seine Hast, seine rücksichtslose Heftigkeit, sein Allesherausgebenwollen, alles das kann einen ruhigen Menschen binnen drei Tagen in einer so kleinen Wohnung, wie die unsrige, wo man sich nicht auszuweichen vermag, zur Verzweiflung bringen. Die Meinigen waren in den Singverein gegangen u. ich saß ganz allein in meinem Arbeitszimmer. Alle unsere Gespräche lebten wieder auf. Ich fand den ersten Eindruck gerechtfertigt, den Sch.'s erster Brief auf mich machte, worin er mir am 13 Januar Bericht über seine Weimarische Reise ertheilte[3]; ich sagte damals zu meiner Frau: 'wie aber kann Dr. Sch. meine Thätigkeit mit der seinigen verkuppeln!' — Ja, lieber Freund, so geht es nicht, mit Sch. kann ich kein Compagniegeschäft eingehen. Gestern schrieb ich ihm deshalb den beiliegenden Brief, worin ich mich offen gegen ihn ausspreche. Ich wünsche, daß Sie diese Mittheilungen über Sch. niemandem weiter kundthun u. nur da von ihnen Gebrauch machen, wo es Ihnen nothwendig scheint, also etwa vor dem G[roß] H[erzog]. — Sch. hat schon Feinde genug, u. ich möchte nicht gern dazu beitragen, die Zahl derselben zu vermehren. Er ist nun einmal ein Mensch von einer höchst unglücklichen Complexion. Sie werden nun fragen: was soll denn jetzt werden? — Die Sache ist sehr einfach:

Ich übersiedle nach Weimar. Der G. H. hat mir den Aufenthalt daselbst u. die Benutzung der Bibliothek zugesichert. Ich finde dort was ich hier schmerzlich vermisse. Ich bleibe preuß. Unterthan, miethe mir eine Wohnung in Erfurt, werde dort Bürger, zahle Classen- u. Communal-Steuer u. bin so nach berechtigt, mein Wartegeld nach wie vor zu beziehen. Will S. Kön. Hoheit meine Kräfte für die Göthestiftung in Anspruch nehmen, wie es meinen Ansichten u. Neigungen entspricht, d. h. *ohne* Compagnieschaft, so bin ich gern bereit. Sagen Sie das Sr. Kön. Hoheit. Sie haben Anlaß dazu, wenn Sie Hochdemselben das beiliegende Stammbuch für

[1] Geistliche Gedichte des XIV. und XV. Jahrhunderts vom Niderrhein. Hrsg. von Oskar Schade. Hannover 1854.

[2] Die Sage von der heil. Ursula und von den 11 000 Jungfrauen. Beitrag zur Sagenforschung von O. Schade. Hannover 1854.

[3] Vgl. Mein Leben V, S. 232 ff.

Digitized by Google

die Weim. Stammbuchsamml. überweisen wollen[1]. Ich habe von Schade keine Antwort erst abgewartet, die wäre auch ganz unnöthig, mein Entschluß steht fest: keine Compagnieschaft!

Es hält mich hier jetzt nichts mehr zurück als mein Kirchenlied[2]. 30 Bogen sind gedruckt. Ich erwarte noch 6—7, die ich hier erst noch corrigieren will. Von unseren Sachen nehmen wir nur wenige mit u. die sind bald eingepackt, die meisten werden nach unserem Abzuge öffentlich versteigert. Meine Bücher werde ich wol vorauf schicken.

Ich habe nun noch eine große Bitte an Sie, nämlich in meiner Abwesenheit die Fracht u. Sonstiges bezahlen zu wollen. Frau Graf[3] wird so gütig sein, die Kisten pp. anzunehmen und einzustellen u. Ihnen die Frachtbriefe zur Bezahlung überantworten. Ich werde Ihnen zu diesem Behufe vorläufig durch meinen Verleger 50 Thlr senden.

Sobald ich meine hiesigen Angelegenheiten geordnet habe, reise ich nach Holland und Belgien. Ob meine Frau mich begleitet, ist noch nicht entschieden. Ich bleibe vielleicht einige Wochen dort, denn ich muß für die zweiten Auflagen der Pars I, II und VII meiner Horae belgicae viel durchsehen, aufzeichnen u. sammeln.

Wenn das in dulci iubilo[4] weniger Interesse für Sie hat, so geben Sie es Sauppe[5]; die beiden Kinderwelten vertheilen Sie unter seine u. Ihre lieben Kinder.

Die Frau Graf grüßen Sie u. sagen Sie ihr, ein Stückchen Garten möchten wir doch auch noch haben, versteht sich gegen billigen Zins!

Ihrer lieben Frau Gemahlin u. den Freunden u. ihren Frauen von uns allen viele herzlichen Grüße! H. v. F.

Den Brief an Sch. erbitte ich mir gelegentlich wieder zurück.

Am 6. April schrieb Schade, der offenbar gerade Hoffmanns Brief erhalten hatte, an den Verleger Rümpler in Hannover[6]: 'Hoffmann, der nur durch mich die Erlaubnis erhalten hat, in Weimar zu wohnen u. dem ich in uneigennützigster Weise, wie es wol noch nie Einer gethan hat, die Hälfte der vom Großherzoge mir überwiesenen 1000 Thlr zu wissenschftl. Emissionen der Göthestiftung überwiesen habe, scheint durch grenzenlosen noch nie dagewesenen Leichtsinn u. Rücksichtslosigkeit sich Weimar verderben zu wollen, noch ehe er hinkommt. Wie er politisch verdächtigt ist, wißen Sie. Der Oberpräsident der Rheinprovinz hat ihm direct von Coblenz aus die Paßkarte abnehmen laßen.

[1] Es handelt sich um das Stammbuch des Hamburgers Langerhans (1720 bis 1722), das u. a. Eintragungen von Christian Thomasius, Mich. Richey, Aug. Herm. Francke enthält. In unserer Sammlung trägt es die Nr. 450. — Auch sonst hat die Weimarer Bibliothek Hoffmann manches wertvolle Werk zu verdanken.

[2] Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luthers Zeit. 2. Aufl. Hannover 1854.

[3] Gattin des Maurermeisters L. Graf, des Besitzers des Hauses in der Schützengasse (G. 84; heute 12), in dem Hoffmann anfangs wohnte. (Gütige Mitteilung des Herrn Prof. Gerstenberg.)

[4] In dulci iubilo Nun singet und seid froh. Ein Beitrag zur Gesch. der deutschen Poesie von H. v. F. Hannover 1854.

[5] Hermann Sauppe, geb. 1803, damals Direktor des Weimarer Gymnasiums.

[6] Gleichfalls im Besitz der Weimarer Bibliothek.

Digitized by Google

Ich habe Heidennoth gehabt, ihn in Weimar durchzubringen u. es ist mir geglückt, er hat mehr als er hoffte — aber wenn dem Esel zu wol ist, geht er aufs Eis tanzen. Ich will hoffen, er kommt noch zeitig zur Besinnung.'

Durch Hoffmann[1] wissen wir, daß er schon am dritten Tage nach Absendung seines Briefes an Schade von diesem ein 'langes Schreiben voll von Vorwürfen, Betheuerungen, Versprechungen, Vorsätzen und Vorschlägen' erhielt. Da die letzteren eine gemeinschaftliche Wirksamkeit doch noch ermöglichten, nahm er sie an und sandte einige Gegenvorschläge, ohne auf den übrigen Inhalt seines Briefes einzugehen.

In Schölls Nachlaß befindet sich nun noch ein Schreiben, das Schade am 16. April an den gütigen Vermittler in Weimar richtete. Nachdem er seine Ankunft in der thüringischen Residenzstadt für 'spätestens Anfang Mai' angekündigt, stellt er den Konflikt mit Hoffmann, wie er ihn sah, Schöll dar:

Sie wißen, wie es im Sinne Bettinens lag, Hoffmann in Weimar unterzubringen. Sie selber konnte und wollte das nicht allein und brauchte mich als Mittelsperson um so lieber, als ich ihr erklärte, daß ich unter Umständen recht gern auch nach Weimar gehen würde; wenn ich dort die mit Hoffmann längst gemeinsam gefaßten Pläne ins Werk richten könnte. Ich erstaunte, als ich nach Weimar zum Großherzoge kam, daß Bettina ihm so gut wie gar nicht von Hoffmann gesprochen, von mir dagegen soviel, wie ich nie erwarten konnte[2]. Der Großherzog hatte sich bereits, ohne daß ich ein Wort davon wußte, an meinen Lehrer Jacob Grimm gewendet, u. dieser hatte mir (nach den Worten des Großherzogs) ein glänzendes Zeugnis ausgestellt. Was nun thun? Der Großherzog wollte mich, wollte aber von Hoffmann nichts hören, und ich war doch da, um Hoffmanns Angelegenheit mindestens in gleicher Reihe mit der meinigen zu führen. Ich habe gehandelt, wie es ein ehrlicher Mensch muß, ich habe mein eigenes Kommen nach Weimar an die Bedingung geknüpft, daß Hoffmann mitkommen dürfe, ich habe ferner eine Subvention für die gemeinsam geplanten Unternehmungen gefordert, weil Hoffmann an diese Bedingung seine Übersiedlung geknüpft. Ich hatte dabei im Sinne, daß Hoffmann, wenn er preußischen Boden verließe, Gefahr liefe, seines Wartegeldes verlustig zu gehn, und er muste doch sicher gestellt sein. Ich habe gegen den Großherzog über Hoffmann gesprochen, wie sicher noch nie ein Mensch einem Fürsten gegenüber es von ihm gethan hat, ich habe von ihm an den Großherzog geschrieben, wie es keiner wieder thun wird: es ist gewis anzuerkennen, wenn ein junger Mann, seine eigene Zukunft vergeßend, einem politisch arg Verdächtigten so das Wort redet und alle Anerbietungen ausschlägt, die nicht jenen mit begreifen. Als ich von Weimar gieng, war das Resultat noch schwankend[3]. Vier Wochen später kam ein Brief des Herrn v. Schober[4] im Namen des Großherzogs, der m i r als Unternehmer für Kosten Honorar u. dgl. 1000 Thlr zuweist, von Hoffmann aber sagt, daß es ihm nur unter der Bedingung ge-

[1] Mein Leben V, 246.

[2] Dem widersprechen vollkommen Bettinas Erklärungen in ihren Briefen an Hoffmann v. 3. und 7. Februar 1854. (Mein Leben V, S. 239, 241.)

[3] Demgegenüber steht Hoffmanns Behauptung, Schade habe den Erfolg seiner Weimarer Reise glänzend genannt. (Mein Leben V, 235.)

[4] Ebenda. Franz v. Sch., Dichter und Kunstfreund (1796—1882).

Digitized by Google

stattet sein könne sich in Weimar aufzuhalten, wenn seine Anwesenheit daselbst der Regierung keinerlei Unbequemlichkeit verursachte. Ich benachrichtigte Hoffmann sogleich von dem Briefe, er kam zu mir, und ich trug ihm an, die Hälfte von dem, was mir bleiben würde, zu nehmen und mit nach Weimar zu kommen. Das war doch sicher recht gehandelt. Ich schrieb dann wieder an den Großherzog und machte ihm verschiedene Vorschläge, die ich vorher mit Hoffmann vereinbart hatte, über Realisierung des Unternehmens, und zu denen sich Hoffmann durch seine Unterschrift gegenüber dem Großherzoge verpflichtete. Darauf ließ der Großherzog wieder durch Herrn v. Schober schreiben (eben jenen Brief, auf den er gegen Sie Bezug genommen), gieng Alles ein, von Hoffmann aber hieß es wieder, daß, so gern ihn der Großherzog in Weimar sehen würde, er sich doch keinerlei Unbequemlichkeit durch ihn bereiten könne und mir im Interesse der Fortdauer und Nichtunterbrechung des Unternehmens dies zu bedenken gab. Der Brief[1] kreuzte sich mit Hoffmanns Reise nach Weimar. Was er da erlangt, weiß ich nicht: er hat mir nichts Näheres darüber gesagt, als daß der Großherzog entzückt über ihn gewesen und daß er sich bereits da eingerichtet[2]. Ich war sehr froh, daß sich Alles so gut gestaltet, und machte mich gleich an die Arbeit, um meine Beiträge zu ordnen, neue zu richten, kurz Alles vorzubereiten, um mit Ehren zu bestehen. Als ich wieder mit Hoffmann zusammen kam, um die Beiträge für's 1. Heft der Zeitschrift zu ordnen (da der Druck sehr bald beginnen sollte.), war ihm nichts, was ich bot, zu Sinne. Er wollte blos sogenanntes Interessante, d. h. was ihm interessant war und möglichst wenig Arbeit machte. — Von strengen sprachlichen Untersuchungen, Mittheilungen von Quellen (durch die ja solch eine Zeitschrift allein den dauernden Werth behalten kann) im Sinne Jac. Grimms und Lachmanns wollte er gar nichts wißen, schimpfte auf letztern fürchterlich — mit einem Worte, er wollte das was streng wißenschaftlich und sich über das gesamte Gebiet unserer Litteratur erstreckend werden sollte, zu einem Sammelplatz (um nicht zu sagen Spucknapf) machen von allerhand leichtem Zeug à la Prutz und Gutzkow. Dagegen habe ich mich energisch erhoben, ihm meine Ansichten dargelegt u. ihm erklärt, daß ich ihn nicht hindern könnte dergleichen hinein zu thun, ich meines Theils würde Anderes liefern. Auch wollte er den Musenalmanach, den er sich verpflichtet, jährlich erscheinen zu laßen, nach Belieben herausgeben u. keine Beiträge von Andern hineinnehmen, sondern ihn allein herausgeben. Wir schieden — Tags darauf kam ein Brief: er könne sich nie herbeilaßen, mit mir vereint etwas herauszugeben, unsere Ansichten seien zu verschieden, ich hätte ihn nicht gekannt in seinem Charakter u. drgl. Ich schrieb ihm wieder und erinnerte ihn an sein Versprechen, das er eingegangen, daß er so mir nichts dir nichts nicht zurücktreten könne u. s. w. Er war also in jeder Beziehung ganz rücksichtslos und stellte sich als Gebieter, wo er doch höchstens nur Gleichberechtigter war. Mir ist's ja vom Großherzog übertragen u. ich habe ja alle Verantwortlichkeit. Er schrieb ferner, unsere Thätigkeit solle getrennt sein und der Großherzog ihm für sich allein 500 Thlr geben. — Aus allem ist ersichtlich ein schnödes Mistrauen und eine Undankbarkeit, die ich an ihm nicht verdient habe. — Denken Sie Sich den Skandal, wir zwei fremde Menschen kommen nach Weimar, um gemeinsam etwas ins Werk zu richten, und der eine fängt an Männer zu machen und sich um 500 Thlr herumzuzanken. Denn das ist des Pudels Kern diese 500 Thlr, wie aus allem hervorgeht, die er nicht sicher genug zu haben glaubt[3]. Und er sollte bedenken,

[1] Nicht erhalten.

[2] Über H.s Aufenthalt in W. vgl. Mein Leben V, S. 242—245.

[3] Diese Behauptung kann nach Hoffmanns Darstellung schwerlich richtig sein.

Digitized by Google

wie er hier steht, daß ihm die Paßkarte abgenommen ist und daß er nirgends hin kann, wo ihn nicht die Polizei belästigte. Und er will wieder Stänkerei anfangen und durch rücksichtsloses Benehmen den Großherzog irre machen. Was soll das geben? Mir kommt die Geschichte entsetzlich schmierig vor, daß ich mich schäme, wenn so etwas passieren sollte. — Hätte ich nicht dem Großherzog feste Zusage gemacht, ich würde Alles aufgeben. Mir bleibt weiter nichts übrig, als nach Weimar zu kommen, dem Großherzoge Alles vorzulegen und seinem Ermeßen anheim zu stellen, was geschehen soll. Ich begreife auch gar nicht, wofür Hoffmann 500 Thlr will, wenn er sich von der Zeitschrift lossagt. Etwa für den Musenalmanach, den er nach Belieben herausgeben will, und den er sich noch extra honoriren läßt? Denn auch den Contract, den er mit Rümpler zuerst über die Zeitschrift gemacht hatte, habe ich nicht unterzeichnen können, da er nicht anständig ist u. keine Garantie gibt, daß die Mitarbeiter ordentlich gezahlt werden und man uns des Egoismus beschuldigen könnte. — Auch ist darin das Unternehmen nicht sicher gestellt, da er nur vor der Hand auf ein Jahr lautet. Wozu gibt dann aber der Großherzog die Subvention? Und Hoffmann ist so eigensinnig, daß er auf nichts anderes eingehen will und die Unterzeichnung dieses Contractes zur Bedingung gemacht hat, wenn er weiter sich am Unternehmen beteiligen sollte. — — Was rathen Sie mir zu thun? Mir ist es übertragen, aber stillschweigend war Hoffmann durch Bettina immer mit gemeint, und wenn ich ihn fallen ließe, könnte man mich verdächtigen. — Ich denke, ich lege dem Großherzoge Alles zur Entscheidung vor. Hätte ich Hoffmann früher als so egoistisch und rücksichtslos gekannt, ich würde nie auch nur ein Wort zu seinen Gunsten gesprochen haben.

Das ist die Angelegenheit, in der ich Sie um Ihren Rath bitte. Ich bin ehrlich in sie gegangen, ich will sie auch ehrlich führen oder aus ihr treten. Wollen Sie darüber mit Sauppe und Preller[1] Rücksprache nehmen, so theilen Sie den Herren es mit: aber es bleibt unter uns. Es thut mir recht leid, Sie wieder behelligen zu müßen, aber man muß sich doch gegen Jemanden aussprechen, dem man Vertrauen schenkt. Ich bin Ihnen für Ihren Rath dankbar und werde stets, wo ich Ihnen dienen kann, es mit der größten Freude thun.

Empfehlen Sie mich den Herren Hofräthen Sauppe und Preller und bleiben Sie mir ferner gewogen. —Ich bleibe in Dankbarkeit und Ergebenheit

Ihr Dr. Oskar Schade.

Am 14. Mai traf auch Hoffmann in Weimar ein, und nun begann unter mancherlei Schwierigkeiten die gemeinsame Arbeit am Weimarischen Jahrbuch. Vom dritten Bande an gab Hoffmann das erste und Schade das zweite Heft heraus, und jeder von beiden war nur für sein Heft verantwortlich. Mit dem sechsten Band fand das Jahrbuch sein Ende, da der Großherzog, der mehr davon erwartet hatte, das Interesse daran verlor, und Rümpler den Vertrag nicht erneuern wollte. Hoffmann trauerte dem Unternehmen nicht nach, behauptete er doch dem Philologen Wilhelm Fröhner gegenüber, wie eine Tagebucheintragung von diesem besagt, er habe an dem Jahrbuch noch 'zugesetzt'!

[1] Ludwig Preller, geb. 1809, damals Oberbibliothekar der Großh. Bibliothek in W.

Digitized by Google

Die indische Redefigur Yathā-saṃkhya in der europäischen Dichtung.

Von Johannes Bolte (Berlin).

Unter diesem Titel stellte ich 1904 im Archiv 112, 265—276 eine Reihe von Beispielen für eine Stilfigur zusammen, die sowohl im alten Indien als in europäischen Gedichten des 12. und wieder des 16.—17. Jahrhunderts erscheint und die man etwa als 'Verschränkung paralleler Sätze' bezeichnen kann. Wenn ich jetzt noch einmal auf diesen Gegenstand zurückkomme, so geschieht es hauptsächlich, um auf die Verbreitung dieser Erscheinung in der deutschen Dichtung des 17. Jahrhunderts und in den gleichzeitigen Handbüchern der Poetik hinzuweisen. Ich verdanke diese Zitate zum Teil einer freundlichen Zuschrift von Herrn Rudolf Menzel in Wien aus dem November 1912.

Alte lateinische Benennungen sind: Metrum applicatum[1], Redde singula singulis[2], Versus correlativi[3], correspondentes[4], paralleli[5]. Beachtung verdient, daß unter den Theoretikern, die verschiedene Beispiele anführen, sowohl Scaliger als Fabricius vor unbedachter Anwendung dieser Künstelei warnen. Der letztere sagt ausdrücklich: 'Non videtur commoda adolescentulis haec exercitatio, quae plus habet operae et difficultatis quam utilitatis aut praestantiae; et nihil citius affert fastidium, quam quod est affectatum'.

In den deutschen Poetiken finden wir ebenfalls ein Schwanken in der Benennung. Während der Danziger Schulmeister Johann Peter Titz[6] Scaligers lateinische Bezeichnung 'Correlativi' beibehält, redet Harsdörffer im Poetischen Trichter[7] von 'Wechselsatz' und führt in den Gesprächspielen[8] ein Beispiel unter den 'Spielreimen' an. Philipp von Zesen nennt im Hochdeutschen Helikon[9] 'Verführungsgedichte', was wohl das mittelalterliche 'versus

[1] Eberhard von Bethune, Laborintus (oben 112, 266).
[2] Ebd. und Fierville, Une grammaire lat. inédite, 1886, p. 5.
[3] J. C. Scaliger, Poetice lib. 2, c. 30 (1561).
[4] G. Fabricius, De re poetica lib. 7, c. 17 (1575).
[5] R. Goclenius, Lexicon philosophicum Graecum, 1615, p. 165 'De parallelismo versuum. I. H. Alsted, Encyclopaedia, 1630, p. 562 f. (lib. 10, sect. 4, c. 5: De technopaegnia). Ruddiman, Institutiones grammaticae latinae, 1823, app. p. 87.
[6] Titz, Zwey Bücher von der Kunst Hochdeutsche Verse zu machen, 1642, Bl. H 7 b (I, c. 12, § 6).
[7] Harsdörffer, Trichter, 1650, S. 51 (zuerst 1647).
[8] Gesprächspiele 3, 442, Nr. 19 (1643).
[9] Zesen, Helikon, 1656, 1, 263 (zuerst 1640).

Digitized by Google

trutannici'[1] wiedergeben soll, 'oder zweileserige reime'. Weiteren Anklang aber findet erst J. G. Schottels[2] Bezeichnung 'Trittreime', die von G. Neumark[3], Kaspar Stieler, A. Chr. Rotth[4], E. Uhse[5] und anderen übernommen wird. Man nennt die getrennten Glieder der parallelen Sätze ersten, zweiten usw. Tritt oder Vortritt und Nachtritt. Ärgerlich, doch nicht ganz zutreffend urteilt Borinski[6]: Die Trittreime kann nur ein Philolog erfunden haben, der in klassischen Gedichten nach Parallelismen spürte; er wurde leider durch seine Entdeckungen angeregt, die Poesie mit Füßen zu 'treten'. Indes äußerst sich auch Stieler[7] ähnlich wie Georg Fabricius über die ganze Gattung:

> Der Leib, das Gelt, und Guht, der Seelen Seeligkeit,
> Verstand und das Gerücht, der Tugend schönes Kleid
> wird swach, wird aufgezehrt, wird mehrmals übergangen,
> wird Unverstand, betreugt, verleuret Glanz und Prangen.
> Zwar dieser Trittreim ist den Ohren eine Last
> und wegen Tunkelheit und Mislaut fast verhaßt.
> Viel beßer klingts: Mein Leib ist lauter Eys und Hitze,
> Eys ihr gefrornes Herz, Glut ihrer Augen Blitze.

Und so kann es nicht Wunder nehmen, wenn mit dem Ende des 17. Jahrhunderts die von Opitz, Weckherlin, Fleming eingeführten Trittreime, die sich ja nur auf dem eng begrenzten Felde des scharf pointierten Epigramms verwenden ließen, aus der deutschen Dichtung verschwinden.

A. Lateinisch.

15. Hildebertus, De morte hominis, ferae et anguis. — Auch auf einem Bilderbogen des 17. Jh.s (Zs. f. Volkskunde 15, 165 Nr. 15) beißt eine Schlange den nach einem Vogel zielenden Schützen in den Fuß.

16a. Serpens, femina, vir, genitor, virgo, caro, vita
Fallit, dat, sumit, redimit, nutrit, lavat, intrat
Evam, fel, mortem, mundum, Christum, scelus, astra
Spe, gustu, fructu, verbo, gremio, cruce, morte.

B. Hauréau, Notices et extraits de quelques ms. latins de la Bibliothèque nationale 1, 236 (1890).

---

[1] Vgl. oben 112, 266: Hugutio Pisanus.

[2] Schottel, Teutsche Vers- oder Reim-Kunst, 1645, S. 262 (III, 12: Von den Tritt-Reimen und Doppelgängigen Reimen).

[3] G. Neumark, Poetische Tafeln, 1667, S. 258 f.

[4] Rotth, Vollständige deutsche Poesie 1, E 6 a (1688).

[5] E. Uhse, Wohl-informirter Poët, 1715, S. 102. — Vgl. Morhof, Unterricht von der Teutschen Sprache, 1700, S. 488.

[6] K. Borinski, Die Poetik der Renaissance, 1886, S. 168.

[7] Dichtkunst des Spaten, 1685, V. 3583—90. — Vgl. dazu Bolte, Eine ungedruckte Poetik K. Stielers (SB. der Berliner Akademie 1926, 97—122).

Digitized by Google

22a. Te colo, laudo, voco, rogo, diligo, posco timore,
Affectu, precibus, spe, pietate, fide.

Matthaeus von Vendôme, Tobias ed. Müldener 1855 V. 437 f.

26. Femina corpus, opes, animam ...

Auch bei Hauréau, Notices et extraits 2, 47 (1891). — Vgl. unten D 11 c: Harsdörffer und D 13: Schottel.

28a. Miles, mercator, vates, parasitus, amator
Horrida, letificos, subtilia, lauta, pudicos
Prelia, raptores, dictamina, fercula, mores
Exercet, metuit, meditatur, diligit, odit.

J. Werner, Beiträge zur Kunde der lat. Lit. des Mittelalters 1905, S. 137, Nr. 352. Zingerle, Wiener SB. 54, 317.

31a. Haec tria pestiferam tollunt adverbia tabem:
Mox, longe, tarde cede, recede, redi!

R. Bakius, Commentarius in Psalterium Davidis (1664), 2, 366 b und 386 b.

32a. Hic locus odit, amat, punit, conservat, honorat
Excessus, pacem, murmura, iura, probos.

Arno Schmidt, Danzigs Inschriften (1925), Nr. 167 (Oliva, vor 1577). Auch in Treysa a. Schwalm und Delft (Koddige Opschriften 1685, 2, 104). — Vgl. unten D 11: Harsdörffer.

33. Ex minimis, vitium ...

rührt nach Goclenius (1615, p. 165) von D. Erasmus (Carmen musicum) her. — Derselbe Goclenius verzeichnet eine große Menge anderer Beispiele aus Gedichten der Äbtissin Rilindis (Richlindis?), des A. Alciatus, J. Lauterbach, J. Stigelius, David Crinitus, C. Utenhofius und Ungenannter, die ich nicht wiederholen will, auch aus einem Epitaphium auf den hl. Bernhard von Clairvaux († 1153), das in seinen Werken fehlt.

34. Dura, malum, cunctos tulit, horruit, aedificavit
Vana, Deum, requiem sprevit, amavit, habet.

Symon Capra aurea, Epitaphium G. Bernardi (Migne, Patrologia lat. 185, 1251). Dort stehen noch andere Beispiele unserer Redefigur (p. 1251—54).

35. Vinco, flecto, rogo cantu, dulcedine, plectro
Dira, cruenta, feros, tartara, monstra, viros.
Languentes relevo, morituros excito, maestos
Erigo, pallentes munio, vinco Deos.

De Musica. Bei Goclenius p. 166. — Vgl. D 16: Neumark.

36. Ianua, stella, rubus, mater, patrona, Maria
Coelestis, ponti, Mosis, Christi, inclyta, virgo.

Auf einem Marienbilde. Bei Goclenius p. 166.

Digitized by Google

37. Dilige, luxuriam, vitium, cole, destrue, sanctos
Iustitiam, fuge, sperne, Deum, Satanam, reverere!

Goclenius p. 167.

38. Annis, forma, re fervens, celeberrima, dives,
Proh dolor, intrat humum frigida, turpis, egens ...

Epitaphium puellae. Revue de philologie 1845, 414. J. Werner, Beiträge (1905), S. 38, Nr. 91. — Andere Beispiele bei Werner Nr. 222 (Riese, Anthologia lat. 2, LXV), 354 und 359.

39. Convoco, laudo, voco, depello, nuntio, ploro
Arma, Deum, vivos, nubila, laeta, rogos.

Glockeninschrift bei M. Tscheinen und P. Ruppen, Walliser Sagen 2, 171 (1872).

40. Instruit, inducit, iacit, admovet, extimet, urget
Classica, tela, faces, tormenta, tonitrua, classes.

Von C. Scaliger, Poetice 1561, lib. 2 c. 30 als ein 'insuave exemplum recentiorum' angeführt.

41. Defendi, tenui, vetui face, caede, cruore
Civis, dux, consul tecta, patres, Latium.

Worte Ciceros bei G. Fabricius, De re poetica 1571, VII, 17 p. 324.

42. Ipse parens, Gnatus, Flatus, Fiducia, Amor, Spes
Dat gratis, meruit, confert, captat, probat, aufert
Iustitiam, letho, verbo, Christum, fidem, opes has.

Mattheus Blanckenburgius Berlinensis, Ordo iustificationis (in [G. Rollenhagen], Fides scholasticorum Magdeburgensium 1564 Bl. D 2a. Berlin Xd 12610, 17).

43. Strictae iustitiae minister ille,
Qui vinxit, tenuit, repressit, anxit
Loris, compedibus, minis, flagellis
Iniustos, reprobos, truces, rapaces,
Nunc victas Lachesi manus dat...

Christoph von Schallenberg, hg. von H. Hurch 1910, S. 64 (Auf den Tod des Henkers zu Seyseneck).

43a. Magdala deposita est Maria hoc Fernbergia busto ...
Nunc cinis in requie est; tegitur, clarescit ovatque
Corpus, fama, animus marmore ubique polo.

Ebenda S. 80 (Grabschrift der Maria Magdalena Fernberger).

44. Temporibus nostris quicunque placere laborat,
Det, capiat, quaerat plurima, pauca, nihil.

Goclenius 1615, p. 166. Ruddiman, Institutiones Grammaticae latinae 1823, Appendix p. 87.

44a. Qui cupit in placida longaevus vivere pace,
Det, capiat, poscat plurima, pauca, nihil.

Goclenius p. 167.

Digitized by Google

C. Englisch.

Weitere Beispiele findet man bei H. Corson, Introduction to the Study of Shakespeare (Boston 1889) p. 374 f. und bei O. Ritter, Lesefrüchte I (Festschrift für Wilhelm Viëtor 1911, S. 121 f.) angeführt aus Shakespeare, Sam. Daniel, B. Barnes, W. Raleigh, B. Griffin, Robert Tofte, Edm. Bolton, Montgomerie (Sonn. 68), G. Wither, Harrington, Wm. Strode.

D. Deutsch.

1a. Die Sonn, der Pfeil, der Wind verbrent, verwundt, weht hin
Mit Fewer, schärfe, sturm mein Augen, Hertze, Sinn.

M. Opitz, Epigramma (Teutsche Poemata 1624, hg. von Witkowski 1902, S. 52, Nr. 25). Auch bei Titz, Zwey Bücher von der Kunst (1642), Bl. H 7 b.

2—6. Zu Weckherlins Beispielen vgl. G. Zeller, Syntax des Nomens bei G. R. Weckherlin (Diss. Tübingen 1905), S. 76—80, wo 36 Nummern verzeichnet werden.

9. Wenn Katzen, Hund' und Zank nur wären abzuschaffen,
so wär' ein Stillestand bei Mäusen, Wild' und Pfaffen.

P. Fleming, Drei unmögliche Dinge (Buch der Überschriften Nr. 18 = Gedichte, hg. von Lappenberg 1865 1, 224).

10. Weil Vögel, Schaaffe, Wild, die Schoß der gantzen Erden
Durch Federn, Wolle, Haar und Graß bedecket werden ...

J. P. Titz, Die nackte Liebe, nach Owen, Epigr. 2, 88 (Gedichte, hg. von L. H. Fischer 1888, S. 242 I, 75. 1643).

10a. Hier hengt des Kreutzes Kreutz, hier stirbt des Todes Tod;
Der Weg, das Heil, die Hülff in Irthum, Kranckheit, Noth.

J. P. Titz, Christus am Creutz hengend, nach Owen, Epigr. 3, 62 (Gedichte 1888, S. 248 II, 19. 1645).

11. Der Ort liebt, straffet, hasst, erhält zugleich bey Ehren
Die Fromheit, Laster, Schand, was Tugend kan vermehren.

G. Ph. Harsdörffer, Gesprächspiele 3, 442 (1643): Spielreime Nr. 19: Richterstul. — Nach A 32 a.

11a. Die Augenlust, die Lieb, stets müssig Zeit vertreiben
Verblende, fühle nicht, laß niemals von dir schreiben.
Die Faulheit, Völlerey, sich halten als ein Schwein
Vermeide, hüte dich, sol ferne von dir seyn.

Harsdörffer, Schauplatz jämmerlicher Mordgeschichte 1—2, 77 Nr. 16 (1650). — Vgl. D 13 a.

11b. ... Fürcht Gottes Angesicht!
Er sihet, hört und weiß
Die Werke, Wort und Sinne.

Harsdörffer, Schauplatz 1—2, 171 Nr. 34 (1650).

Digitized by Google

11c. Den Leib, das Gut, die Seel, Verstand, Gerücht und Tugend
Kränkt, schwächt, verdammt, verderbt, verleurt und raubt der Jugend.

Harsdörffer, Schauplatz 5—6, 216 Nr. 132 (1651) von der Fleischeslust, nach dem Lateinischen (oben 112, 270: A 26):

Corpus, Opes, animam, Ingenium, Famam, Virtutes [!]
Debilitat, perdit, necat, impedit, inficit, aufert.

11d. Auf Angst, Noht, Leid, Haß, Schmach, Spott, Krieg,
Sturm, Furcht, Streit, Müh' und Fleiß
Folgt Lust, Raht, Trost, Gunst, Ruhm, Lob, Sieg,
Ruh, Mut, Nutz, Lohn und Preiß.

Harsdörffer, Poetischer Trichter 1650 (zuerst 1647) S. 51: Wechselsatz.

12. Das ich verstrükt, erfräut, wund, lüstern, pflüchtig läbe,
Daß macht dein hahr, di stirn, das auge, brust und hand:
Daß ich, o Wunder, dihr mein läben ganz ergäbe,
daß macht der Libe garn, siz, blitz, schnebal und band.

Philipp von Zesen, Adriatische Rosemund 1645, S. 141 = 1899 S. 108. — Vorbild war Weckherlin, Gedichte 1, 477 (1894):

Wie seelig bin ich doch, O haar, stirn, blick, brust, hand,
So köstlich, freindlich, klar, anmuhtig und beglicket,
Daß ich durch solches garn, gestirn, plitz, blust und band
Gefangen bin, freyh, wund, erquicked und verstricket!

12a. Der tod, die höll' und lieb' ins grab, kwahl, süße schmertzen
versetzet, bringt, erregt den leib, die seel' im hertzen.
Das hertz, der leib, die seel·brennt, schwindet, fürchtet auch
für liebe, brunst, die höll wie gluht, wie schnee, wie rauch.

Zesen, Hochdeutscher Helikon 1656 (zuerst 1640) 1, 262. — Auch bei Schottel, Teutsche Verskunst 1645, S. 264.

13. Der Leib, das Geld und Guht, der Seele Seeligkeit,
Verstand und das Gerücht, der Tugend schönes Kleid
Wird schwach, wird aufgezehrt, wird hingegeben gantz,
Wird unverstand, wird bös, verleuret seinen glantz.

J. G. Schottel, Teutsche Vers- oder Reimkunst 1645 S. 263. Nach dem Lateinischen (oben A 26).

13a. Die faulheit, völlerey, was geile Leute schreiben,
Die Augenlust, die Red und der Gesellschaft treiben
Wirf weg, vermeide stets, das lege von dir hin,
Verblende, höre nit, entfern von deinem Sinn!

Schottel 1645, S. 264. — Vgl. D 11a.

14. Der Reuter, Hirte, Baur muß schlagen, weiden, bauen
Durch Manheit, Peitschen, Pflug den Feind, das Schaaff, die Auen.

Joh. Franck, Poetische Werke, 1, 337 (1648). — Nach A 24.

14a. Die Jungfraw, Pfaw und Pferd dreht, hebet, reckt empohr,
Lobt, pfeiffet, schlicht man sie, den Kopff, den Schwantz, daß Ohr.

Joh. Franck, 1, 337: Drey hoffertige Thiere.

Digitized by Google

15. Spiel, Unzucht und der Wein
Läßt Reich, Starck, Alt nicht seyn.

F. v. Logau, Drey schädliche Dinge (Sinngedichte, hg. von G. Eitner 1872, S. 297 II, 4, 15).

15a. Einem andern abgeliebet,
Einem andern abgediebet,
Einem andern abgelogen,
Einem andern abgetrogen,
Einem andern abgeeydet,
Einem andern abgekreidet
Weib, Geld, Gut, Vieh, Hülle, Völle
Und was sonst erwarb sein Wille:
Diese seine schöne Habe
Nennet Veit deß Herren Gabe.

F. v. Logau, Auff Vitum (1872, S. 554: III, 7, 52).

15b. Juristen, Artzte, Prediger sind alle drey beflissen,
Die Leute zu purgiren wol an Seckel, Leib, Gewissen.

F. v. Logau, Drey Facultäten (1872, S. 665: Zugabe Nr. 195).

16. Sie ziert, sie stillt, sie stärkt durch Kunst, durch Klang, durch Lieder
Mit Ehr, mit Gott, mit Lust den Leib, die Seel, die Brüder.

G. Neumark, Poetische Tafeln 1667, S. 258 (nach Harsdörffer?). — Vgl. A 35.

16a. Die Buhlschaft schwächt, verdirbt, verzehrt, haßt, macht zu nicht
Die Glieder, Seel und Gutt, Bundfreundschaft, Lobgerücht.

Neumark 1667, S. 258. — Vgl. A 26.

17. Auf Nacht, Dunst, Schlacht, Frost, Wind, See, Hitz,
Süd, Ost, West, Nord, Sonn, Feur und Plagen
Folgt Tag, Glantz, Blut, Schnee, Still, Land, Blitz,
Wärmd, Hitz, Lust, Kält, Licht, Brand und Noth.
Auf Leid, Pein, Schmach, Angst, Krig, Ach, Kreutz,
Streit, Hohn, Schmertz, Qual, Tükk, Schimpff, als Spott
Wil Freud, Zir, Ehr, Trost, Sig, Rath, Nutz,
Frid, Lohn, Schertz, Ruh, Glükk, Glimpf stets tagen ...

(28 Verse). Quirinus Kuhlmann, Der Wechsel menschlicher Sachen (Himmlische Libes-küsse 1671, S. 53: Der 41. Libes-kuß). — Vgl. Kuhlmann, Kühlpsalter, 8. Buch, Vorrede (1686).

18. Durch Hoffart, Fleischeslust und durch Begier der Welt
Hat Geist, Leib, Seel' der Feind gestürzet und gefällt:
Durch Demut und Kastei'n und durch Almosengeben
Steht auf Geist, Leib und Seel' zu einem neuen Leben.

Angelus Silesius, Die geheime Auferstehung (Cherubinischer Wandersmann VI, 16. 1675 = Werke hsg. von G. Ellinger 1, 229. 1923).

19. In strenger Wanderschafft bracht ich mein Leben hin;
Zwey Reime lehren dich, wer ich gewesen bin.

Digitized by Google

Aegypten, Ungern, Schweitz, Beelzebub und Schwaben
Hat mich genennt, gezeugt, genehrt, erwürgt, begraben.

C. H. v. Hofmannswaldau, Poetische Grabschriften 1682, Nr. 81: Eines Zigeiners.

20. ... Des Kinnes weiche Perl, der Hals aus Marmel-Steine,
Der Achseln blanke Milch, der Stirne Schnee-Gestalt,
Der Adern warmer Türcks, der Leib aus Helffenbein
Sind Tempel süsser Lust, der Seelen Auffenthalt,
Die durch der Augen Thor unleschbar Feuer fangen
Von Rosen, welche blühn auf weichen Sammet-Wangen.

D. C. von Lohenstein, Streit der Schönheit und Freundlichkeit (Rosen 1732, S. 83).

21. Die Wärm, das Land, die Luft erlescht, verstart, scharf streichet;
Der Wald, das Feld, die Wieß verdorrt, wird wüst, verbleichet ...
Die Zeit, ein Jahr und Tag verschwind, lauft weg und weichet,
Eh wir kaum einen Grad der höchsten Freud erreichet ...

Stanislaus Mink von Weinsheim (d. i. Jo. Gust. Winkelmann), Dreyfache Kunst-Schnur 1692, S. 86: Anbind-Gedicht zur Herbst-Zeit.

Digitized by Google

Zu Shelleys Syntax.

Von Dr. E. Klimenko (Leningrad).

(Schluß.)

Sie werden jetzt gewöhnlich als Hauptglieder aufgefaßt, d. h. im gegebenen Falle als eine Reihe von Objekten.

Es kommt aber auch ein anderer Typus vor, wie das folgende Beispiel zeigt:

X. That [1] *Light* whose smile kindles the Universe,
That [2] *Beauty* in which all things work and move,
That [3] *Benediction*, which the eclipsing Curse
Of birth can quench not, that sustaining [4] *Love*
Which through the web of being blindly wove
By man and beast and earth and air and sea.
Burns bright or dim, as each are mirrors of
The fire for which all thirst; now *beams* on me
Consuming the last clouds of cold mortality. (Adonais 478—85.)

Hier haben wir folgende Reihe: That Light — that Beauty — that Benediction, that Love — now beams on me; das Verbum steht im Singular. Dabei ist es unklar, ob man die Glieder 2, 3 und 4 — That Beauty — that Benediction— that Love — zu den Hauptgliedern der Reihe stellen, d. h. für Subjekte halten soll, oder ob sie als synonymische Variationen aufgefaßt werden müssen, mit anderen Worten: Appositionen zum ersten Gliede, welches der Bedeutung nach dem Verbum näher steht als die übrigen Glieder: 'that Light beams'. Jespersen widmet mehrere Paragraphen seiner Syntax ('A Modern English Grammar' Part II) der Nichtübereinstimmung des Subjekts mit dem Verbum; er führt mehrere Beispiele von dem Sinne nach abstrakten zusammengezogenen Subjekten an, wo das Verbum im Singular steht; wie es scheint, hält er aber die diese Subjekte einander gleichstellende Konjunktion 'and' für unerläßlich.

Der grammatische Begriff 'isolierte Apposition' (eine von Shelley häufig gebrauchte Form) ist überhaupt ziemlich unbestimmt und verhältnismäßig wenig bearbeitet. Die englische Bezeichnung dafür ist 'a noun in apposition'. Die moderne Schulgrammatik bestimmt diese Apposition auf folgende Weise: 'a noun is said to be in apposition with an other noun or with a pronoun when it refers to the same person or thing' (vgl. Nesfield, 'English Grammar Past and Present', 1922, § 18), mit anderen Worten, eine syntaktische Kategorie wird hier ausschließlich durch die Wortbedeutung bestimmt. Sweet gibt eine etwas ungenaue Definition, indem er die formale Verbindung der Apposition mit ihrem Substantiv betrachtet: 'when an assumptive (nach der Terminologie von Sweet heißt assumptive — Attribut) is, as it were, detached from its head-word, as in ... Alfred, king of England, compared with king Alfred where king is entirely

Digitized by Google

subordinate — it is said to be in apposition'. (A New English Grammar, Part I, § 47.) An einer anderen Stelle weist er wieder auf die Selbständigkeit der Apposition und ihre annähernde Gleichwertigkeit mit dem Hauptsubstantiv hin: 'When the subordination of an assumptive word to its head-word is so slight that it is almost coordinate — the adjunct word is said to be in apposition' (ibid. § 90). Jespersen drückt sich noch unbestimmter aus: 'a connection somewhat looser'. (A Modern English Grammar, Part II, § 386). Etwas eingehender wird diese Frage bei Wendt behandelt (Syntax des heutigen Englisch, 1911, II. Teil, S. 77). Er unterscheidet eine indirekte Verbindung durch eine graphisch bezeichnete Pause oder in seltenen Fällen durch die Bindewörter 'as' und 'of', und eine direkte, durch die Stellung bedingte Verbindung, also eine Intonationsverbindung.

Im zusammengezogenen Gliede finden sich gar keine äußeren Unterscheidungsmerkmale; wenn wir folgendes Beispiel nehmen: 'Alfred, the king' und noch hinzufügen: 'the queen and their followers', so kann man lesen: ''Alfred / the 'king / the 'queen / and their 'followers', wo 'Alfred' und 'the king' — zwei Personen sind, oder: ''Alfred, the 'king / the 'queen / and their 'followers', wo 'the king' — 'Alfred' bestimmt, der Unterschied ist also ein rhythmischer; er beruht auf der Betonung und also wiederum auf der Bedeutung. In dem erwähnten Beispiel aus der 'Adonais' hängt also die grammatische Klassifikation davon ab, ob die Hauptwörter 'Light, Benediction' usw. nach unserer Auffassung sich auf einen Gegenstand beziehen oder einen selbständigen Inhalt aufweisen. Wegen des abstrakten Inhalts und der komplizierten Symbolik von Shelleys Dichtung sind wir oft nicht imstande zu entscheiden, ob von einem Gegenstand die Rede ist oder von einer Reihe von Gegenständen, die durch poetische Assoziationen verbunden werden.

XI. Let us become the overhanging day,
The living soul of this Elysian isle,
Conscious, inseparable, one. (Epips. 38—40.)

'The living soul' ist ein Attribut zu 'overhanging day' und es kann in der Reihe der Objekte als ein selbständiges Glied der Reihe aufgefaßt werden, da seine inhaltliche Verbindung mit 'overhanging day' sehr schwach ist. Selbst in einem Falle wie z. B.:

XII. There man was long the train-bearer of slaves,
The mimic of surrounding misery,
The jackal of ambition's lion-rage
The bloodhound of religion's hungry zeal.
(The Daemon of the World 426—9.)

kann daran gezweifelt werden, ob in 1, 2, 3, 4 selbständige Zustände des Menschen aufgezählt werden oder ob es sich um denselben Zustand handelt. Also steht das Substantiv in vielen

Digitized by Google

Fällen an der Grenze zwischen Apposition und funktioneller Grundeinheit (z. B. Subjekt). Das findet statt, wenn die Apposition zwischen Substantiva eingeschoben ist, die ein zusammengezogenes Satzglied bilden. Da nun die Apposition wenig formelle Kennzeichen hat und syntaktisch ziemlich selbständig, mit dem Substantiv, auf das sie sich bezieht, nach Sweets Wort 'fast koordiniert' ist, so wird sie, wenn sie in eine Reihe anderer, untereinander homogener Substantiva eintritt, als wenig von ihnen unterschieden empfunden und fördert dadurch eine noch größere Erweiterung dieser Reihe. Die Verwischung der Grenzen der Apposition wird durch die Wahl der poetischen, durch eine emotionale Assoziation verbundenen Bilder bedingt; dabei kann die Bedeutungsverschiedenheit zwischen einem oder mehreren einzelnen Gegenständen, auf der die grammatische Unterscheidung der Apposition beruht, verlorengehen, wie an den vorstehenden Beispielen zu ersehen ist.

Die emotionale Gleichartigkeit ist ein allgemeines Charakteristikum der zusammengezogenen Glieder in Shelleys poetischer Sprache; das Prinzip ihrer Konstruktion auf Grund von Gefühlsassoziationen tritt besonders in den Fällen hervor, wo andere Bedeutungszusammenhänge dadurch zurückgedrängt werden und selbst die Deutlichkeit der formalen Beziehungen gestört wird, so daß der Satz sich einer Reihe syntaktisch völlig isolierter und unabhängiger Interjektionen nähert. Z. B.:

XIII. [1] The joy, [2] the triumph, [3] the delight, [4] the madness!
[5] The boundless, overflowing, bursting gladness,
[6] The vaporous exultation not to be confined!
Ha! Ha! [7] the animation of delight,
Which wraps me like an atmosphere of light
And bears me as a cloud is borne by its own wind.
(Prom. Unb. IV, 319—24.)

Ähnlich bei häufiger vorkommender mehrmaliger Anrede:

XIV. Spouse! Sister! Angel! Pilot of the Fate
Whose course has been so starless! O too late
Beloved! O too soon adored by me! (Epips. 130—2.)

Es versteht sich von selbst, daß gleichartige Reihen von Hauptwörtern in verschiedenen syntaktischen Funktionen vorkommen können; einige darunter werden von Shelley bevorzugt. Besonders häufig kommen Reihen von Substantiven als Subjekte vor. Wir haben schon mehrere Beispiele dieser Art gegeben (I, VI, VIII). Auch als prädikative Substantiva kommen solche Reihen nicht selten vor. Der Schluß des Gedichtes 'Epipsychidion' bietet ein charakteristisches Beispiel:

XV. We shall become the same, we shall be [1] one
Spirit within two frames, oh! wherefore two?
[2] One passion in twin-hearts, which grows and grew,
Till like two meteors of expanding flame,
Those spheres instinct with it become the same,

Digitized by Google

Touch, mingle, are transfigured; ever still
Burning, yet ever inconsumable:
In one another's substance finding food,
Like flames too pure and light and unimbued
To nourish their bright lives with baser prey
Which point to Heaven and cannot pass away:
[3] One hope within two wills, [4] one will beneath
Two overshadowing minds, [5] one life, [6] one death,
[7] One Heaven, [8] one Hell, [9] one immortality,
And [10] one annihilation. (Epips. 573—87.)

In diesem Falle haben wir also die charakteristische mehrgliederige ansteigende Reihe, deren letzte Glieder absolute, unendliche Begriffswerte enthalten und der Bildung nach negativ sind: 'immortality', 'annihilation'. Die Reihe ist wie folgt: 'We shall be one spirit ... one passion ... one hope ... one will ... one life ... one death ... one heaven ... one hell ... one immortality and one annihilation.' Die Emphase wird hier durch die Wiederholung des Wortes 'one' ausgedrückt, welches zugleich als verbindendes Merkmal dient, da das Bindewort nicht wiederholt wird und die neuen prädikativen Hauptwörter einfach hinzugestellt werden. Zwischen dem ersten und zweiten Gliede ist eine große ergänzende Einschaltung vorhanden, welche mittels des Wortes 'which' auf das zweite Glied bezogen wird:

One passion in twin-hearts, which grows and grew
Till like two meteors ...

usw., noch 7 Zeilen, bis:

One hope within two wills, one will beneath
Two overshadowing minds ...

Dabei rücken die Glieder der Reihe auseinander, und bei der Aufnahme der Reihe entsteht eine gewisse Spannung; dann aber wird die Anhäufung der Substantiva fortgesetzt, obgleich wir eher nach dem großen komplizierten Nebensatze den Schluß der ganzen Konstruktion erwartet hätten: auf diese Weise werden die natürlichen, deutlich bestimmbaren Grenzen der syntaktischen Konstruktion durch neue Ergänzungen durchbrochen. Auch bei anderer syntaktischer Funktion der zusammengezogenen Glieder findet man ähnliche Unterbrechungen, die eine Spannung hervorrufen können, so z. B. im zusammengezogenen Subjekt im Beispiel aus dem 'Mont Blanc', oder im Subjekt des Fragments aus 'The Woodman and the Nightingale' (VIII und VI). Je spannender die Erwartung einer Vollendung der ganzen Konstruktion ist, je mehr sich wiederholende, immer zum selben Thema zurückkehrende dichterische Bilder auftreten, desto empfindlicher wird das Unadäquate des sprachlichen Ausdrucks. Das lyrische Grundmotiv, in diesem Falle die ideale Absolutheit der Einigung der Liebenden, findet keine befriedigende sprachliche Entsprechung, deshalb erhält der dichterische Ausdruck den Charakter eines Suchens nach immer neuen Bildern. Der Ge-

Digitized by Google

danke also ist nicht in einer vorher bedachten und logisch-folgerichtig entwickelten Konstruktion gegeben, sondern im Prozeß seiner Entwicklung selbst. Die andrängende Bewegung gibt dem dichterischen Ausdruck einen dynamischen Charakter — je mehr gleichartige Satzglieder angehäuft werden und je weiter die zusammengehörigen Glieder (um die Spannung zu erhöhen) auseinandergerückt werden.

Was die strophische Form anlangt, so treten die beschriebenen Konstruktionstypen in gegenseitige Beziehung von zweierlei Art. Die großen zusammengezogenen, aus Substantiven bestehenden Glieder (die Adjektiva haben eine relativ geringe Bedeutung, da ihre Gruppen nicht groß genug sind) erstrecken sich häufig in ihrer Entwicklung über ganze Fragmente, welche nach einer langen Reihe von Zeilen ohne endgültige Lösung bleiben. Die Gespanntheit der Bewegung kann durch den Zusammenhang der syntaktischen Konstruktion der Verse mit der rhythmischen entweder gesteigert oder herabgesetzt werden. Das hängt davon ab, ob die in der Reihe vorhandene syntaktische Gliederung durch die metrischen Pausen der Zeilen- oder Strophenabschlüsse unterstützt wird oder nicht: im letzten Falle wird die syntaktische Dynamik durch das für Shelleys Lyrik überhaupt charakteristische Enjambement verstärkt. Die Gliederung der Reihe in regelmäßige rhythmische Gruppen kommt vornehmlich in der Lyrik von leichterem Charakter vor, das für die strenge strophische Gliederung vieler Gedichte dieser Art auch natürlich ist; dagegen in Gedichten, deren Stil gehoben und feierlich ist, wird der zweite Fall häufiger zu beobachten sein.

In den Liedern des 'Prometheus' zeigen die Satzteile mit zusammengezogenem Subjekt folgende Anordnung: freudiger Chor der Geister im IV. Akt:

XVI. And Earth, and Air, and Light,
And the spirit of Might,
Which drives round the stars in their fiery flight;
And Love, Thought, and Breath,
The Powers that quell Death,
Wherever we soar shall assemble beneath.

(Prom. Unb. IV, 147—52.)

Das Grundschema beider Strophenteile ist das gleiche: in der 1. und 4. Zeile haben wir eine einfache Aufzählung der drei Einheiten der Reihe; in der 2. und 5. Zeile ein erweitertes Glied derselben Reihe, in der 3. und 6. Zeile volle Sätze, die 3. ist ein Nebensatz, welcher die erste Hälfte der Reihe von der zweiten trennt, die 6. ist gleichsam eine Schlußzeile für die ganze Strophe, sie enthält das Prädikat des Hauptsatzes: 'shall assemble beneath'.

Im Hymnus an Pan ordnen sich die Sätze (ebenfalls mit zusammengesetztem Subjekt) in sechs Zeilen an und füllen den ganzen zweiten Teil der Strophe aus, den Refrain zu Beginn und

Digitized by Google

am Schlusse nicht mitgerechnet (Listening to my sweet pipings). In jeder der fünf Zeilen erscheint je ein Subjekt mit parallel angeordneten adverbialen Ortsbestimmungen; erst die 6. Zeile enthält das Prädikat:

XVII. Listening to my sweet pipings,
The wind in the reeds and the rushes
The bees on the bells of thyme,
The birds on the myrtle bushes,
The cicale above in the lime,
And the lizards below in the grass
Were as silent as ever old Tmolus was
Listening to my sweet pipings. (Hymn of Pan 5—12.)

In 'The Sensitive Plant' begegnen wir dem Beispiel einer äußerst regelmäßigen Anordnung des zusammengezogenen Satzes; hier kommen fünf Subjekte und ein sechstes zusammenfassendes Subjekt vor, die mit den ergänzenden Bestimmungen 16 Zeilen einnehmen, wobei das Prädikat nur in der siebzehnten Zeile erreicht wird; der Vers ist fließend und entspricht der allgemeinen ruhigen Stimmung des ersten Teils dieses bekannten Gedichtes. Jedes Subjekt nimmt mit seinen Erweiterungen einen rhythmisch streng begrenzten Abschnitt ein: die ersten zwei je eine Hälfte der vierzeiligen Strophe, die übrigen drei eine ganze vierzeilige Strophe, wobei das regierende Hauptwort überall zu Beginn steht:

XVIII. The light winds which from unsustaining wings
Shed the music of many murmurings;
The beams which dart from many a star
Of the flowers whose hues they bear afar;
The plumed insects swift and free,
Like golden boats on a sunny sea,
Laden with light and odour, which pass
Over the gleam of the living grass; usw. (Sens. Pl. I. 78—85.)

Die letzte fünfte vierzeilige Strophe enthält den zusammenfassenden Schlußteil der Reihe und das Prädikat:

Each and all like ministering angels were. (Sens. Pl. I. 95.)

Ebenso sehen wir in einem anderen Fall, am Anfang desselben Gedichtes, ein zusammengezogenes Subjekt von neun Gliedern: allerdings weist hier die Anordnung der syntaktischen Einheiten weniger Regelmäßigkeit auf. Das Subjekt nimmt sechs Vierzeiler (Zeile 17—40) in Anspruch, und das Prädikat steht in der letzten Zeile des letzten Vierzeilers. In diesem Falle befinden sich die regierenden Hauptwörter, ebenso wie im vorhergehenden Beispiel, am Anfang der Strophen; dann folgen die diese Substantiva erweiternden Verbindungen, nach welchen eine ziemlich bedeutende syntaktische Pause eintritt; sie fällt mit dem Schluß der Strophe zusammen; es wäre richtiger, zu sagen, daß sie die Strophe bildet, da gerade durch diese regelmäßig wiederkehrenden Pausen die Grenzen der Strophen bezeichnet werden, wobei eine Strophe aus je zwei Zweizeiler-Reimen besteht. Das große, durch

Digitized by Google

die ergänzenden Wortverbindungen erweiterte zusammengezogene Glied stört also den allgemeinen rhythmisch-syntaktischen Plan des Gedichtes nicht, sondern paßt sich daran an und hebt ihn durch die grammatische Gleichartigkeit und den Parallelismus seiner Teile hervor. Dank einer solchen syntaktischen Konstruktion erhält die poetische Sprache eine gewisse Spannung; sie wird aber durch die unerläßlichen Pausen am Schluß einer jeden vierzeiligen Strophe abgeschwächt, so daß das ganze Fragment sich ruhiger und gleichmäßiger entwickelt als in den Fällen, wo bei gleicher syntaktischer Konstruktion ein solcher regelmäßiger Zusammenfall rhythmischer und syntaktischer Konstruktionen fehlt.

Wie man schon aus diesen vier letzten Beispielen ersehen kann, ist die Lösung der Spannung ein besonders wichtiges Moment und wird beim Abschluß des Satzes erreicht. Dieser Schluß ist besonders effektvoll in der Spenserian Stanza, wenn er auf die Schlußzeile derselben fällt, während der übrige Teil von der Entwicklung der ansteigenden Reihe ausgefüllt ist, so daß alle Teile der Strophe in einem innigen Zusammenhang stehen. Solche Beispiele kann man in der 'Adonais' und 'Revolt of Islam' finden.

XIX. The starlight smile of children, the sweet looks
Of women, the fair breast from which I fed,
The murmur of the unreposing brooks,
And the green light which shifting overhead,
Some tangled bower of vines around me shed,
The shells on the sea-sand, and the wild flowers,
The lamplight through the rafters cheerly spread,
And on the twining flax — in life's young hours
These sights and sounds did nurse my spirit's folded powers.
(Revolt of Islam II, 667—75.)

XX. And others came ... Desires and Adorations,
Winged Persuasions and veiled Destinies,
Splendours, and Glooms, and glimmering Incarnations
Of hopes and fears, and twilight Phantasies;
And Sorrow, with her family of sighs,
And Pleasure, blind with tears, led by the gleam
Of her own dying smile instead of eyes,
Came in slow pomp; — the moving pomp might seem
Like pageantry of mist on an autumnal stream.
(Adonais 109—17.)

In diesen zwei Beispielen wird die Auflösung durch das Hinzutreten des logisch notwendigen Prädikats gegeben, im folgenden Beispiel tritt sie einfach mit dem Schluß der großen Reihe der prädikativen Substantive ein. Die Bedeutung der strophischen Form ist hier besonders augenfällig, da die grammatische Suspensiveness fehlt und der innere Abschluß durch das Zusammenfallen mit dem Strophenschluß hervorgehoben wird.

XXI. ... for none
Knew good from evil, though their names were hung
In mockery o'er the fane where many a groan,
As King, and Lord, and God, the conquering Fiend did own,

Digitized by Google

The Fiend, whose name was Legion, Death, Decay,
Earthquake and Blight, and Want, and Madness pale,
Winged and wan diseases, an array
Numerous as leaves that strew the autumnal gale,
Poison, a snake in flowers, beneath the veil
Of food and mirth hiding his mortal head;
And, without whom all these might nought avail,
Fear, Hatred, Faith, and Tyranny, who spread
These subtle nets which snare the living and the dead.
(Revolt of Islam I, 375—87.)

Es wird aber nicht immer eine solche abgerundete Lösung wie in diesen drei Spenserstanzen erreicht. Das letzte Beispiel — ein zusammengezogenes nominales Prädikat — bietet gerade einen Fall, in dem der obligatorische logisch-grammatische Abschluß fehlt; der Schluß der Reihe braucht aber mit dem Schluß der Verseinheit auch nicht immer zusammenzufallen. Solche Konstruktionsschlüsse machen nicht den Eindruck der Abgeschlossenheit, eher scheint hier der Höhepunkt einer Spannung erreicht. Sie sind für die Komposition des Epipsychidion charakteristisch, in welcher die rhythmisch-syntaktische Gliederung der Verse sich unmittelbar auf den Bedeutungsgehalt stützt. Ein solcher Abschluß wird dreimal wiederholt. Jedesmal wird die Dynamik der syntaktischen Konstruktion durch das Enjambement verstärkt, welches bekanntlich, in Verbindung mit dem Heroic Couplet, ein Charakteristikum des Versbaues dieses Gedichtes bildet. In allen drei Fällen bricht die ansteigende Reihe in der Mitte der Zeile ab; im weiteren gibt der Inhalt der Verse die Unmöglichkeit wieder, die Gemütsstimmung des Dichters durch Worte auszudrücken.

XXII. ... Art thou not void of guile,
A lovely soul formed to be blessed and bless?
A well of sealed and secret happiness
Whose waters like blithe light and music are,
Vanquishing dissonance and gloom? A star
Which moves not in the moving heavens, ... usw.,

im ganzen 13 symbolische Namen mit folgendem Schluß:

... a buried treasure?
A cradle of young thoughts of wingless pleasure?
A violet = shrouded grave of Woe? — I measure
The word of fancies seeking one like thee,
An find — alas! my own infirmity. (Epips. 56—71.)

Etwas weiter wird ein solcher Abschluß zum zweiten Male wiederholt; der grammatische Zusammenhang fehlt hier eigentlich gänzlich; es werden augenscheinlich wieder prädikative Hauptwörter gehäuft (she is a mortal shape). Um das ganze Fragment nicht anzuführen, werden wir nur die letzten Zeilen anführen:

XXIII. A Metaphor of Spring and Youth and Morning;
A Vision like incarnate April, warning,
With smiles and tears, Frost the Anatomy

Digitized by Google

Into his summer grave.
Ah, woe is me!
What have I dared? Where am I lifted? how
Shall I descend, and perish not? (Epips. 112—25.)

Der dritte Fall ist der berühmte, bereits erwähnte Schluß des Gedichtes:

... one life, one death,
One Heaven, one Hell, one immortality,
And one annihilation. Woe is me!
The winged words on which my soul would pierce
Into the height of Love's rare Universe,
Are chains of lead around its flight of fire —
I pant, I sink, I tremble, I expire! (Epips. 585—91.)

Indem wir zu den Beziehungen zwischen den verschiedenen Teilen übergehen, stellt es sich heraus, daß die Abschwächung des syntaktischen Zusammenhangs nicht nur durch eine gewisse Isolierung der großen zusammengezogenen Glieder infolge ihres Umfangs, sondern auch durch andere Besonderheiten der Konstruktion der poetischen Sprache bedingt wird. Die ergänzenden Verbindungen können, wie es innerhalb eines zusammengezogenen Gliedes geschieht, ebenso auch verschiedene Teile des Satzes voneinander trennen. In solchen Fällen führt das Auseinanderrücken ebenfalls eine Spannung und gleichzeitig eine Lockerung des syntaktischen Zusammenhanges herbei. Diese Lockerung ist in den gegenseitigen Beziehungen zwischen Subjekt und Verbum besonders auffällig. Solche ergänzende, das Subjekt vom Verbum trennende Verbindungen kommen bei Shelley beständig vor und sind häufig von großem Umfang:

XXIV. *gentle radiant forms,*
From custom's evil taint exempt and pure;
Speaking the wisdom once they could not think,
Looking emotions once they feared to feel,
And changed to all which once they dared not be,
Yet being now *made* earth like Heaven.
(Prom. Unb. III, sc. 4, 155—60.)

D. h. gentle radiant forms — made earth like Heaven; zwischen diesen Teilen befindet sich eine große ergänzende Wortverbindung, welche sich auf das Subjekt bezieht. Bei zusammengezogenen Subjekten, welche schon ihrem Umfang nach leicht eine isolierte Stellung einnehmen, ist selbst eine kleine dem Verbum unmittelbar voranstehende Wortverbindung ein bedeutendes Hindernis für den Zusammenhang von Subjekt und Verbum:

XXV. First famine, and then toil, and then disease,
Strife, wounds, and ghastly death unseen before
Fell; and unseasonable seasons drave ...
(Prom. Unb. II, sc. 4, 50—2.)

Die Trennung des Verbums 'Fell' von dem zusammengezogenen Subjekt wird, dank der Verbindung 'unseen before', welche sich auf das letzte Glied des Subjekts 'death' bezieht, ziemlich

Digitized by Google

stark empfunden. Die Trennung wird verstärkt, wenn in die trennende Verbindung schwach koordinierte Teile eingeführt werden, besonders wenn eine an und für sich isolierte Verbindung, d. h. ein Zwischensatz, eingeschoben wird:

XXVI. And women too, ugliest of things evil,
(Though fair, even in a world where thou art fair.
When good and kind, free and sincere like thee),
When false or frowning made me sick at heart ...
(Prom. Unb. III, sc. 4, 46—9.)

Oder in einer großen und komplizierten Konstruktion:

XXVII. And lovely *apparitions*, — dim at first,
Then radiant, as the mind, arising bright
From the embrace of beauty (whence the forms
Of which these are the phantoms) casts on them
The gathered rays which are reality —
Shall visit us, the progeny immortal
Of Painting, Sculpture, and rapt Poesy,
And arts, though unimagined, yet to be.
(Prom. Unb. III, sc. 3, 49—56.)

D. h. 'lovely apparitions shall visit us'; dazwischen eine komplizierte Konstruktion, welche das Wort 'apparitions' erweitert und selbst durch die Einschaltung eines isolierten Satzes erweitert ist ('whence the forms of which these are the phantoms').

In anderen Fällen kann die trennende Rolle der ergänzenden Verbindung dadurch verstärkt werden, daß diese ihrerseits ein zusammengezogenes Glied enthält. Wir geben weiter unten ein Beispiel eines von dem Verbum stark isolierten Subjekts, wobei die Trennung mittels einer solchen, ein zusammengezogenes Objetzt enthaltenden Verbindung zustande gebracht wird.

XXVIII. *Thrones, altars, judgement* = *seats* and *prisons* wherein
And beside which by wretched men were borne
[1] Sceptres, [2] tiaras, [3] swords, and [4] chains, and [5] tomes
Of reasoned wrong, glozed on by ignorance,
Were like those monstrous and barbaric shapes,
The ghosts of a no-more-remembered fame,
Which, from their unworn obelisks, look forth
In triumph o'er the palaces and tombs
Of those who were their conquerors.
(Prom. Unb. III, sc. 4, 164—72.)

Das Prädikat 'those monstrous and barbaric shapes' wird bei der Lektüre schon mit Mühe auf das Subjekt 'Thrones, altars, judgement-seats and prisons' bezogen.

Die Abschwächung des syntaktischen Zusammenhangs wird in Shelleys poetischer Sprache ebenfalls durch die veränderte Stellung der isolierten Glieder, nämlich durch die Verschiebung einiger Glieder an das Ende der Verbindung, bedingt. Vor allen Dingen ist hier die Verbindung des Hauptwortes mit dem attributiven Eigenschaftswort zu nennen. Bei der einfachen und für das Englische sozusagen traditionellen Inversion der gewöhnlichen Wortstellung (Adjektiv + Substantiv) wird das Ad-

Digitized by Google

jektiv schon gewissermaßen isoliert. Deutschbein (System der neuenglischen Syntax S. 231) bemerkt z. B.: 'daß die Stellung nach dem Substantivum rhythmisch die schwerere ist, liegt daran, daß die Verbindung Adjektivum + Substantivum im Neuenglischen in der Regel einen Sprechtakt ausfüllt (entsprechend einem Apperzeptionsakt), während die Verbindung Substantivum + Adjektivum in der Regel zwei Sprechtakte ausmachen wird, da offenbar zwei Apperzeptionsakte zugrunde liegen.'

Dieser Unterschied wird bei zwei Adjektiven ganz deutlich empfunden, so bei Shelley: a spirit, strong and mild (statt: strong and mild spirit), accents, sweet and low, the mariner, warn and wan, ministrations, strange and far usw. Wenn mehrere Adjektive gebraucht werden, so stehen sie, nach der allgemeinen stilistischen Regel, nach den Substantiven; ebenso bei Shelley. Für Shelley ist aber auch eine gewisse Besonderheit der Anordnung charakteristisch, bei welcher ein Teil, in der Mehrzahl der Fälle ein Adjektiv, dem Substantiv vorangeht, während die übrigen hinter dem Substantiv stehen. Bei einer solchen Anordnung sind die Adjektive in der 'post-position' mehr isoliert. Zum Beispiel:

XXIX. The secret caves, rugged and dark (Alastor 87.)
(vgl.: the caves secret, rugged and dark)
a feeble shriek, faint, far, and low
(Revolt of Islam III. 1164.)
(vgl.: a shriek feeble, faint, far and low).
eagle-baffling mountains, black, wintry, dead, immeasured;
(Prom. Unb. I, 19—20.)
Their long, fine lashes; dark, far, measureless
(Prom. Unb. II, sc. 1, 117.)
Cloudless skies and windless streams, silent, liquid and serene.
(Prom. Unb. I, 681—2.)

Die Verbindungen von bedeutendem Umfang werden hier leichter isoliert: die Verbindung Adjektiv + Substantiv leichter als das alleinstehende Substantiv. Was die nachstehenden Adjektiva anbetrifft, so ergänzen sie gleichsam eine fertige Verbindung. Diese Isolierung trägt freilich zur Hervorhebung der Adjektiva bei, und statt der traditionellen einfachen Inversion entsteht eine neuartige Wortfolge, die ihren Zweck: die poetische Emphase, durch Änderung der gewöhnlichen Wortstellung erreicht. Shelley benutzt häufig diese Konstruktion gerade für solche Gruppen von Adjektiven, welche die herrschende Stimmung seiner Lyrik ausdrücken.

Die nachstehenden Eigenschaftswörter können vom Hauptwort auch durch andere, sich auf das Hauptwort beziehende Wörter getrennt werden.

XXX. Palace = roof of cloudless nights.
Paradise of golden lights,
Deep, immeasurable, vast. (Ode to Heaven 1—3.)

Digitized by Google

XXXI. A lovely youth — no mourning maiden decked
With weeping flowers, or votive wreath,
The love couch of his everlasting sleep: —
Gentle, and brave, and generous. (Alastor 55—8.)

Schließlich kann die Isolierung der Adjektivreihe dadurch verstärkt werden, daß sie sich am Ende des abgeschlossenen Satzes befinden, auf dessen Subjekt sie sich beziehen. Zum Beispiel:

XXXII. O wild West Wind, thou breath of Autumn's being,
Thou, from whose unseen presence the *leaves* dead
Are driven like ghosts from an enchanter fleeing,
Yellow, and *black*, and *pale*, and *hectic red*,
Pestilence = striken multitudes. (West Wind 1—5.)

Wo 'yellow and black' usw. sich auf das Subjekt 'leaves' beziehen; sie sind von ihm durch alle auf das Subjekt folgenden Satzglieder getrennt; sie sind diesem Satze, als einem abgeschlossenen Ganzen, am Ende hinzugefügt. Wir geben noch folgende Beispiele:

XXXIII. How hideously
Its shapes are piled around! rude, bare,
And high, ghostly and scarred, and riven.
(Mont Blanc 69—71.)

XXXIV. And plants, at whose names the verse feels loath,
Filled the place with monstrous undergrowth
Prickly, and pulpous and blistering and blue,
Livid, and starred with a lurid dew.
(Sens. plant. III, 58—61.)

XXXV. But for some pastoral people native there,
Who from the Elysian, clear, and golden air
Draw the last spirit of the age of gold,
Simple and spirited; innocent and bold. (Epips. 426—9.)

Eine ebensolche Stellung kann auch das attributive Substantiv, d. h. die Apposition einnehmen. Ein ähnliches Beispiel bietet die Ode 'West Wind'.

XXXVI. Thou on whose stream, mid the steep sky's commotion
Loose *clouds* like earth's decaying leaves are shed,
Shook from the tangled boughs of Heaven and Ocean,
Angels of rain and lightning. (West Wind 15—18.)

Die am Ende des Satzes hinzukommende Apposition 'Angels' bezieht sich auf das Subjekt 'clouds'. Ein solches frei hinzugesetztes Hauptwort, das mit dem zu bestimmenden Subjekt nur durch Kongruenz in Verbindung steht (was bei der schwachen Flexierbarkeit des Englischen nur im Numerus Ausdruck findet), führt häufig neue komplizierte ergänzende Verbindungen ein:

XXXVII. *The voices of thy bards* and sages thunder
With an earth = awakening blast
Through the caverns of the past:
(Religion veils her eyes; Oppression shrinks aghast:)
A wingèd sound of joy, and love, and wonder,

Digitized by Google

Which soars where Expectation never flew,
Rending the veil of space and time asunder!
(Ode to Liberty 80—6.)

Im gegebenen Falle stimmt die Apposition sogar in bezug auf den Numerus mit dem Substantiv, zu dem sie gehört — The voices of thy bards — nicht überein.

XXXVIII. Whence the *oracular vapour* is hurled up,
Which lonely men drink wandering in their youth,
And call truth, virtue, love, genius, or joy,
That *maddening wine* of life, whose dregs they draw
To deep intoxication; and uplift,
Like Maenads who cry loud, Evoe! Evoe!
The voice which is contagion to the world.
(Prom. Unb. II, sc. 3, 4—11.)

'That maddening wine' ist eine Apposition zu 'vapour', welche die ganze weitere Konstruktion des Fragments nach sich führt:

whose dregs they drain
To deep intoxication; and uplift,
Like Maenads who cry loud, Evoe! Evoe!
The voice which is contagion to the world.

Die einzige Verbindung dieses komplizierten Nebensatzes mit dem Hauptsatz ist die am Ende des ersten zusammengesetzten Satzes frei hinzugestellte Apposition zum Subjekt des Hauptsatzes. Eine solche Konstruktion gestattet es freilich äußerst leicht, neue poetische Assoziationen hinzuzufügen. Andererseits schafft sie eine stilistische Spannung, da die von dem zu bestimmenden Subjekt weit abgerückte Apposition gleichsam eine selbständige Form ist, welche die Form und zum Teil den Inhalt des Subjekts wieder aufgreift, was eine Veranlassung gibt, nach dem dazwischenliegenden Satz, zum Ausgangspunkt zurückzukehren.

Schließlich kann zuweilen das Subjekt selber die natürliche Satzgrenze übertreten und als Ergänzung hinzugefügt werden. Das tritt in den Fällen ein, in welchen ein Teil des zusammengezogenen Subjekts, gewöhnlich ein Glied, vor dem Verbum steht, während die übrigen Glieder auf das Verbum folgen ($S_1 + V + S_2 + S_3$). Bei einer solchen Konstruktion fehlt die Spannung, die Suspensiveness, welche bei der einfachen Inversion entsteht, da ein Subjekt schon zu Beginn des Satzes steht und die nachgestellten Teile des Subjekts an die schon vorhandene abgeschlossene Verbindung hinzugesetzt sind.

XXXIX. Massacre,
For this I prayed, would on thy sleep have crept,
Treason and Slavery, Rapine, Fear and Lust,
And stifled thee, their ministers.
(On the Fall of Bonaparte 7—10.)

XL. Thou from whose immortal bosom
Gods, and men, and beasts have birth,
Leaf and blade, and bud, and blossom,
Breathe thine influence most divine
On thine own child, Proserpine. (Song of Proserpine 2—6.)

Digitized by Google

In einigen Fällen kann eine solche Anordnung die Übereinstimmung zwischen Subjekt und Verbum stören, wie in dem folgenden Beispiel:

XLI. Lo! [1] Plague *is* free
To waste, [2] Blight, [3] Poison, [4] Earthquake, [5] Hail and [6] Snow,
[7] Disease, and [8] Want, and worse [9] Necessity
Of hate and ill, and [10] Pride, and [11] Fear and [12] Tyranny.
(Revolt of Islam VIII. 3240—3.)

Die ganze Reihe: Plague, Blight, Poison, Earthquake, Hail and Snow usw. stellt Glieder des zusammengezogenen Subjekts zu 'is free to waste' dar; nur das erste von ihnen steht voran, die übrigen folgen auf das Prädikat, wobei das Verbum bloß mit dem vorangestellten Glied in Übereinstimmung und also im Singular steht.

Alle vorstehend beschriebenen Verbindungen — isolierte und verschobene Adjektiva, am Satzende hinzugestellte Appositionen, zusammengezogene Subjekte, von denen ein Teil der Glieder hinter das Prädikat gestellt ist, weisen vom Standpunkt der syntaktischen Konstruktion eine gemeinsame Eigenschaft auf. Sie sind der Stellung nach ergänzend in bezug auf abgeschlossene Verbindungen, d. h. sie verhindern den Abschluß syntaktischer Verbindungen in ihren bei strenger logischer Gliederung natürlichen Grenzen, und lösen dadurch diese klassische Form auf. Von diesem Standpunkt aus könnte man die Verbindungen bedingt als 'offene' bezeichnen im Gegensatz zu den 'geschlossenen', d. h. durch eine bestimmte logisch-syntaktische Struktur beschränkten Verbindungen.

Daneben verstärken diese Verbindungen freilich den allgemeinen, häufig beobachteten Eindruck der freien Ergänzung durch immer neue Glieder, der Unmöglichkeit, den poetischen Gedanken in den gewöhnlichen Schranken zu erhalten, einer gewissen Dynamik der poetischen Sprache, bei welcher der Gedanke nicht abgeschlossen und gegliedert ist, sondern sich fortentwickelt und verändert. Von diesen Besonderheiten der Shelleyschen Lyrik haben wir schon bei Besprechung der großen syntaktisch gleichartigen Reihen mit eingeschobenen ergänzenden Satzteilen gesprochen; die erwähnten Konstruktionen geben die größte Möglichkeit für die Entwicklung dieser für Shelley eigentümlichen stilistischen Besonderheit.

Die 'Offenheit' einer Konstruktion, im Gegensatz zur klassischen Geschlossenheit, ist zugleich eine Andeutung, daß eine Fortsetzung des Gedankens über die Grenzen des Logisch-Grammatischen möglich ist; sie entspricht auf sprachlichem Gebiete dem allgemeinen poetischen Prinzip der 'offenen' und 'unvoll-

Digitized by Google

endeten' Form, die für den barockhaften und romantischen Stil charakteristisch ist[1].

Diese freie Anordnung führt natürlich in einigen Fällen, bei der schwachen Flexierbarkeit der englischen Sprache, zur Unklarheit der gesamten Verbindung. Eine solche Unklarheit entsteht fast notwendig bei hinzugesetzten Gliedern des zusammengezogenen Subjekts. Die Konstruktion bedingt eine Störung der Kongruenz mit dem Verbum in bezug auf den Numerus, in Fällen, wo die Form des Verbums auf den Numerus hinweist. Wenn auch ein Objekt vorhanden ist, werden die substantivischen Subjekte in eine Reihe mit den substantivischen Objekten gestellt, und es entsteht eine Unklarheit in den gegenseitigen Verhältnissen, z. B.:

XLII. When [1] Plague had fallen on man, and [2] beast and [3] worm,
And [4] Famine, and black blight on herb and tree.
(Prom. Unb. I, 172.)

Eine Berichtigung nach dem Inhalt erforderlich: beast, worm and Famine sind augenscheinlich Glieder des Subjekts 'Plague and beast and Worm and Famine had fallen on man', sonst würde man denken müssen, daß: 'Plague had fallen on worm and Famine'[2]. Dasselbe finden wir in folgendem Beispiel:

XLIII. As the calm joy of flowers and living leaves
Before the *wind* or *sun* has withered them
And semivital *worms*. (Prom. Unb. II, sc. 4, 36—8.)

Die Bedeutung kann unmöglich 'the wind or sun has withered the flowers and semivital worms' sein; dem Sinne nach muß man das Wort 'worms' für ein Glied des Subjekts halten: 'the wind or sun and semivital worms have withered the flowers'. Dasselbe trifft hinsichtlich der Konstruktionen mit hinzugesetzten Appositionen zu, da die Apposition auf verschiedene Substantiva bezogen werden kann und also ebenfalls eine Berichtigung dem Sinne nach erfordert. Das finden wir in dem bei einer anderen Gelegenheit schon angeführten Beispiel:

XLIV. *And lovely apparitions*, — dim at first,
Then radiant as the mind arising bright
From the embrace of beauty (whence the forms
Of which they are the phantoms) casts on them
The gathered rays which are reality —
Shall visit us, the *progeny immortal*

[1] Vgl. Oskar Walzel über ähnliche Formen in der deutschen poetischen Syntax bei Hölderlin, Klopstock und Goethe ('Gehalt und Gestalt' S. 241 ff.).

[2] Das Wort 'beast' gibt, dem Sinngehalt nach, keinen deutlichen Hinweis, wenn man aber annimmt, daß 'Worm and Famine' das Subjekt sind, so zeigt das vor 'beast' stehende Komma, daß 'beast' ebenfalls ein Glied des Subjekts ist; wäre es ein Objekt, so würde es von dem ersten Objekt 'man' durch ein Komma nicht getrennt sein, da nur zwei Objekte vorhanden wären. So ist jedenfalls die Interpunktion und dabei auch die Auffassung dieses Satzes in den Ausgaben Formans und Hutchinsons.

Digitized by Google

Of Painting, Sculpture, and rapt Poesy,
And arts, though unimagined, yet to be.
(Prom. Unb. III, sc. 3, 49—56.)

Es ist natürlich 'The progeny immortal' auf das Wort 'us' zu beziehen, auf welches es unmittelbar folgt; aus dem Kontext kann man aber sehen, daß 'us' Helden, Menschen bezeichnet und 'progeny immortal of Painting, Sculpture and rapt Poesy' auf das weit abstehende Subjekt 'lovely apparitions' bezogen werden muß.

Wir geben noch ein ähnliches Beispiel:

XLV. In mild variety the seasons mild
With rainbow-skirted showers and odorous winds
And long blue meteors cleansing the dull night,
And the life kindling shafts of the keen sun's
All = piercing bow, and the dew = mingled rain
Of the calm moonbeams, *a soft influence mild*
Shall clothe the forests and the fields.
(Prom. Unb. III, sc. 3, 114—21.)

Die Apposition 'a soft influence mild' kann auf das Subjekt 'the seasons mild', aber auch auf 'the dew-mingled rain' bezogen werden, auf welches letztere sie folgt. Eine Berichtigung der Bedeutung ist im gegebenen Falle unmöglich, da die das Subjekt bildenden und dasselbe durch das Vorwort 'with' erweiternden Hauptworte die gleiche emotionale Färbung aufweisen, und die Apposition 'a soft influence mild' drückt gerade diese allgemeine Färbung aus. Dieses Beispiel weist nochmals deutlich darauf hin, daß Shelleys lyrischer Stil häufig eine Kette von Sinneinheiten entwickelt, die nicht so sehr durch logisch-syntaktische Verhältnisse als durch Gefühlassoziationen verbunden sind.

Bei Beobachtung der syntaktischen Konstruktionen, von welchen vorstehend die Rede war, finden wir in Shelleys poetischer Sprache eine Neigung:

1. Zur Anhäufung der Hauptwörter in lange koordinierte Reihen.

2. Zur Lockerung des syntaktischen Zusammenhangs; dieser letztere Umstand äußert sich schon in der Bevorzugung der Koordination im Vergleich zur Subordination, dann in der verschiedenartigsten Isolierung der einzelnen Nominalglieder des Satzes, was in vielen Fällen ebenfalls von dem zusammengezogenen Charakter dieser Glieder abhängt, z. B. in den Fällen mit hinzugesetzten Subjekten. In Einzelfällen äußern sich die Resultate dieser Tendenz zur Lockerung des syntaktischen Zusammenhangs in der Ungenauigkeit der Kongruenz, z. B. in der Nichtübereinstimmung zwischen Subjekt und Verb, oder in der Verwechslung der syntaktischen Funktion bei einer die Deutlichkeit der gegenseitigen Beziehungen störenden Wortfolge, wie in den angeführten Beispielen mit Apposition. Von einem andern Standpunkt aus er-

Digitized by Google

weitern dieselben Konstruktionen die Grenzen der einzelnen Satzglieder und zerbrechen die Begrenztheit des Satzes als eines konstruktiven Ganzen, was der Sprache Shelleys ihre eigentümliche Dynamik verleiht. Wenn, ebenfalls vom Standpunkt des Stils, die Logik der Sprache dadurch gestört wird, so nimmt die Spannung der einzelnen Bedeutungsreihen zu, die durch Gleichheit von grammatischen Kategorien und syntaktischen Funktionen vereinigt werden. In anderen Fällen wird die stilistische Emphase durch die Trennung zweier formell und dem Sinne nach eng zusammengehörender Satzglieder durch weitläufige zwischenliegende Verbindungen zustande gebracht. Die stilistische Verstärkung wird dabei durch die Anstrengung erzeugt, die beim Übergang von diesen eingeschalteten Verbindungen zum nächsten Grundglied der Reihe notwendig eintritt, das gleichsam über diese Verbindungen hinaus zum Ausgangspunkt des poetischen Gedankens zurückkehrt.

Noch einige Bemerkungen über die Verwendung dieser Konstruktionen. Selbstverständlich können sie als Ausdrucksform für das lyrische Pathos nicht überall gleichmäßig verwendet werden. Die größte Zahl solcher Fälle kommt im 'Entfesselten Prometheus' vor. Wir hatten schon die Gelegenheit, über den charakteristischen Gehalt solcher Stellen zu sprechen. Shelley gebraucht diese Konstruktionen vornehmlich als Mittel für den gehobenen Stil, welcher die ekstatische Empfindung der Natur, Liebe oder Freiheit ausdrückt. Deshalb gibt der an solchem Gehalt besonders reiche 'Prometheus' die größte Zahl solcher Fälle. Im 'Epipsychidion' steht die Mehrzahl der Fälle mit ansteigenden Reihen mit der Vorstellung von der Geliebten, als dem Mittelpunkt alles Schönen auf der Welt, im Zusammenhang. In dem Beispiel aus der 'Adonais' gibt die angeführte Strophe den Augenblick des höchsten Aufstiegs der Gemütsstimmung wieder: Shelley sieht den Adonis vor sich, das Klagelied um den Adonis verwandelt sich in einen Hymnus der ewigen Schönheit, mit welcher der Adonis = Keats sich vereinigt. Die erwähnte Nichtübereinstimmung zwischen dem Verbum und dem Substantiv wird dadurch bedingt, daß das im Singular stehende Verbum gleichsam die abstrakte innere Einheit der Subjekte hervorhebt ('that Light, that Beauty, that Benediction, that Love'). Andererseits bleiben die beschriebenen Konstruktionen in 'The Cenci' gänzlich aus, da das emotionale Pathos dieser Tragödie ausschließlich mit der Familiengeschichte der Cenci verbunden ist und die für Shelley charakteristischen lyrischen Motive nicht enthält. Sie fehlen auch in den dem Stil nach mehr erzählenden 'Rosalind and Helen' und 'Julian and Maddalo', oder in den epischen Abschnitten des 'Revolt of Islam'.

Digitized by Google

Blake und Hamann.

Von Helene Richter (Wien).

Zu Hamanns 200. Geburtstag.

(Fortsetzung.)

V. Die oberste, schöpferische und zu Recht herrschende Macht in Blakes mythologischem Weltgebäude, zugleich Urheber und Embryo des Alls und dessen geistige Sonne ist Los (Anagramm von *Sol*), der Genius der Phantasie, dargestellt unter dem Bilde eines wundervollen Jünglings, die aufgehende Sonne als Strahlenkrone hinter dem Haupte, dessen Blondhaar flammengleich aufstrebt (Blakes Selbstbildnis). Leichten und sicheren Schrittes schwebt er auf einem Berggipfel, oder er schwingt vor dem Ambos den Hammer, mit dem er als Demiurg, als höchster Bildner schafft. Los ist das Göttliche, Ewige, wo immer es sich uns offenbart: als Genius der Kunst, der Erkenntnis, der Freiheit und Schönheit, der Persönlichkeit. Er ist die Geistigkeit im Sinnlichen und die Sinnlichkeit im Geiste. Er ist die Hellsichtigkeit, die göttliche Vision, er ist die über das Irdische gehobene, doch im Natürlichen verwurzelte, selige Freude. Alles hat an ihm Teil und er an allem. Darum ist 'alles, was lebt, heilig!' Die Asketen des Pflichtbegriffs wie die gedrückten Moralängstler dienen Urizen, dem Tyrannen, dem Gott der Gebote, der gehorsame Knechte, nicht freie Seelen in seinem Dienste will (*Jerusalem*). Los dagegen ist der Ungebundene, Unumschränkte, denn er folgt dem innersten, edlen Antrieb seines makellosen Wesens. Auf seinem Vermählungsfest mit Enitharmon, seiner Emanation, wird ein Lied gesungen: Vom Blute des Lebens genährt und vom Weine des Lebens trunken sein, ist weit besser als die Mühsal der Ernte und Weinlese! Begeisterung, nicht Frone! Der Geniebegriff ist das Eigenste, was Blake — und Hamann — für ihr Zeitalter geprägt haben. 'Das Genie wird geboren, Schulung und Erziehung bedeuten nichts. Darum ist es unantastbar, unbezwingbar. Man kann es durch Mißhandlung empören, aber nicht fesseln. ... Der Genius irrt nicht, denn er ist Gott' (Blakes Randbemerkungen zu Reynolds' *Discourses*). Von naturhafter Sinnlichkeit, mit dem leidenschaftlichen Drang zum Übersinnlichen, und gleichzeitig voll des göttlichen Seelenfeuers, das in unangefochtener Klarheit glüht, ist Los der schaffende Künstler, in seiner persönlichsten Form Blake selbst. *Milton* enthält (S. 18) eine Zeichnung: Blake entthront Urizen. Auf Erdstufen, die er zu seinem Opfer hinansteigt, stehen die Worte: 'Um die Selbstsucht des Betrugs und der falschen Vergebung zu vernichten'. Ein dionysisches Lebensgefühl schwellt Blakes Subjektivismus in diesen Teilen seiner Kosmogonie und findet seinen Ausdruck in einem berauschenden Lyrismus. Mit dem Herzen versteht

Digitized by Google

er die Weltideen, die er nicht in begriffliche Klarheit zu bringen vermag. Das Elementarische, Unbewußte, Urgewaltige steht im Mittelpunkt: Leben als höchstes Lebensziel, Leben in der Einheit der Superlative des Abstrakten und Vegetativen, des Sensualismus und Immaterialismus. Diese höchste Vereinigung äußerster Gegensätze bringt die Phantasie hervor. Darum ist sie Freiheit und in ihren letzten Folgen das Sein selbst (*Milton, Jerusalem*).

Herder, der so häufig für Hamanns Gedanken die dichterische Form findet, bezeichnet 'Genius' als 'im tiefsten Grund der Seele eine leitende, göttliche, prophetische Gabe, ein Licht; wenn wir's nicht durch Vernunftschlüsse, Gesellschaftsregeln, wohlweise körperliche Vernunft betäuben oder verlöschen, wirft es uns auf den dunkelsten Punkt der Scheidewege einen Strahl, einen plötzlichen Blitz' (an Karoline Flachsland). Hamann verbildlicht die Phantasie als Sonnenpferd mit Flügeln der Morgenröte (*Sokratische Denkwürdigkeiten*). Und der Frühgealterte klagt Herder: 'Die Blüten der Phantasie fallen mir von Tag zu Tag mehr ab'. Er hält den poetischen Genius für das Primäre im Menschen und zeigt sich selbst von ihm berührt in einem Satze wie dem folgenden: 'Tiefer Schlaf war die Ruhe unserer Urahnen und ihre Bewegung ein taumelnder Tanz' (*Aesthetica*). Oder: 'Das σοφωτερον des ganzen Newton ist ein kindisches Possenspiel gegen den Päan eines Morgensterns' (*Fünfter Hirtenbrief über das Schuldrama*).

VI. Los, Genius der Phantasie, Wesenskern und Daimonion der menschlichen Persönlichkeit, künstlerische Schöpferkraft ist alles in allem Jesus. 'Jesus hielt die Phantasie für den Idealmenschen' ... 'Christus wandte sich an den Menschen, nicht an seinen Verstand' (Blakes Randbemerkungen in Berkeleys *Siris*). 'Der ewige Leib des Menschen ist die Phantasie, d. h. Gott selbst. Der göttliche Leib ist Jesus, wir sind die Glieder. Er wird offenbar im Kunstwerk' (*Laokoonblatt*). Er ist die göttliche Menschengestalt (*The Divine Image*). Die Erkenntnis des Los ist der Glaube an Jesus.

Blakes Phantasieromantik ist ebenso bodenständig im Christentum wie Hamanns Gefühlsromantik. Phantasie und Religion, Vision und Offenbarung fließen in eins, die 'Vision oder Phantasie ist Vorstellung dessen, was ewig besteht, wirklich und unveränderlich' (*A Vision of the Last Judgement*). 'Sie irren sicherlich, wenn Sie sagen, Phantasievisionen fänden sich nicht in dieser Welt', schreibt Blake an den Pfarrer Trusler (23. August 1799). 'Mir ist die ganze Welt nur ein ununterbrochenes Gesicht der Phantasie oder Einbildungskraft, und ich fühle mich geschmeichelt, wenn man es mir sagt. Was ist es, das Homer, Virgil und Milton auf eine so hohe Stufe der Kunst erhebt? Weshalb ist die Bibel unterhaltlicher und lehrreicher als jedes andere Buch?' (Vgl. im Vorbeigehen hierzu Ha-

Digitized by Google

mann, *Biblische Betrachtungen:* 'Denn was sind alle *miracula speciosa* einer Odyssee und Iliade und ihrer Helden gegen die einfältigen aber bedeutungsvollen Phänomene des ehrwürdigen Patriarchenwandels? Was die sanfte, liebevolle Seele des blinden mäonischen Bänkelsängers gegen den von eigenen Taten und hohen Eingebungen *a priori* und *a posteriori* glühenden Geist eines Moseh!') 'Ist sie es nicht', fährt Blake fort, 'weil sie sich an die Phantasie wendet, die geistige Empfindung ist, und nur mittelbar an den Verstand oder die Vernunft?' Die Erfahrungswelt tritt zurück zugunsten dunkler Hinter- und Untergründe des Gefühls- und Phantasielebens. Dieses Phantasieleben aber ist für Blake das wirklich reale. 'Ich sehe alles, was ich male, in dieser Welt' (an Trusler). Und sein Wort, wie sein Bild, bedeutet nicht nur den Gegenstand, den er ausdrücken will, es ist der Gegenstand (vgl. Rudolf Kassner, *Die Mystik, die Künstler und das Leben*). Und so ist das Weltall die Offenbarung Gottes, der göttlichen Phantasie.

Desgleichen bei Hamann. Alles wahre Wissen ist Offenbarung. Und Offenbarung ist das große Mysterium. Gott hat sich den Menschen geoffenbart in der Natur und in seinem Wort, Hamann erkennt in der Natur die Schriftzüge Gottes. Seine Untersuchungen über die Entstehung der Sprache, die Herder ausführte, fußen auf dem Gedanken, daß Gott in Zeichen rede, 'durch die Kreatur zur Kreatur' (*Aesthetica*), so daß die Schöpfung eine Rede Gottes zu den Geschaffenen ist. So ist, scheint es, die ganze körperliche Natur ein Ausdruck, ein Gleichnis der Geisterwelt. Alle endlichen Geschöpfe können die Wahrheit und das Wesen der Dinge nur in Gleichnissen sehen' (*Biblische Betrachtungen*). 'Die ganze Mythologie der hebräischen Haushaltung war nichts als ein Typus einer transzendentalen Geschichte, Horoskop eines himmlischen Helden' (*Golgatha und Scheblimini*, Petri IV, 60). 'Gottesdienstliche Gebräuche sind die Hüllen, in denen sich jenes zweideutige Etwas, das Leben in Gott, verbirgt' (*Kogxompax*, Petri III, 365). 'Der Geist Gottes offenbart sich in seinem Wort ... Jede biblische Geschichte ist eine Weissagung, die durch alle Jahrhunderte und in der Seele jedes Menschen erfüllt wird' (*Biblische Betrachtungen*). Hamann scheint in solchen Äußerungen bereits jenen Drang nach einer metaphorischen Auffassung der ältesten Urkunden zu fühlen, der Blake zu seiner mythologischen Deutung führt. Dazu kommt bei beiden die große Wertschätzung des alten Testaments. Auffallend in Blakeschem Sinn ist schließlich Hamanns Beobachtung: das menschliche Leben scheine aus einer Reihe symbolischer Handlungen zu bestehen, durch welche unsere Seele ihre Natur zu offenbaren fähig ist und eine anschauende Erkenntnis ihres wirksamen Daseins außer sich hervorbringt und mitteilt' (*Kreuzzüge eines Philologen* III). Beiden in hohem Grade gemein ist auch die Uber-

Digitized by Google

zeugung, daß Offenbarung — Vision — von der Aufnahmefähigkeit des Gemüts abhänge. 'Nicht alle sehen gleich ... Der Baum, der den einen zu Freudentränen bewegt, ist in den Augen des anderen nichts als ein grünes Ding, das im Wege steht. Manche sehen die Natur ganz lächerlich und mißgestaltet ... und manche sehen sie gar nicht. Aber für das Auge des Phantasiemenschen ist die Natur die Phantasie selbst' (Blake an Trusler, 23. August 1799). Vgl. Hamann, *Hierophantische Briefe*, IV: 'So wenig ein noch so gelehrter Schulfuchs imstande ist, die Heldenseele des Julius Cæsar aus *De Bello gallico* zu verstehen ... Wie jemand zur Lektüre des Homer ein homerisches Herz mitbringen muß, so kann man die Heilige Schrift nicht anders als im Geiste und mit dem Geiste ihrer Verfasser recht lesen. Und *Über den Stil* (Königsberger Zeitung, 1776): 'Nur der Gläubige empfängt Offenbarungen. Das Licht der Wahrheit liegt also im anschauenden Auge' — ein Ausdruck, der wieder merkwürdig an Blakes 'Ich sehe durch das Auge, nicht mit dem Auge' erinnert.

VII. Der Hauptmythus, den Blake auf biblischer Grundlage in seinem eigenen Geist ausgestaltet, ist der von Albion (Adam), dem gefallenen, dem in die Sterblichkeit eingegangenen Menschen. Seine ursprüngliche innere Einheit ist gebrochen. Er hat die vier Zoa, aus denen ihn Gott schuf, bis auf einen — Urthona, die körperliche Kraft — erschlagen. Seine Söhne und Töchter — seine Triebe und Leidenschaften — haben ihn verlassen und befehden einander in ingrimmigem Haß. Er liegt gebunden in todesstarrem Schlafe auf dem Felsen der Zeit, mit dem er verwächst, einbalsamiert im Moralgesetz. Bis endlich die Stunde der Erlösung kommt und sein Herz wieder zu schlagen beginnt. Der Sündenfall ist bei Blake der Fall aus der Phantasie in die Phantasielosigkeit, die Materialisierung und Rationalisierung des Geistes, seine Abkehr von der frommen Gläubigkeit. Albions Söhne bauen das Gebäude der Naturreligion mit dem Altar der natürlichen Moral. Er zerstört seine Tochter Jerusalem — bei Swedenborg die Kirche, bei Blake die regenerierte Seele — und muß nun Babel bauen, und Jerusalem wird darin eingeschlossen. Zuletzt nimmt der blinde Albion sie im Zustande tiefster Erniedrigung in sich zurück. Endlich erkennt er seinen Irrtum: 'O Jerusalem! Ich habe dich verlassen! O menschliche Phantasie, o göttlicher Leib, ich habe dich gekreuzigt, habe mich von dir abgewandt in der Wüste des Moralgesetzes!' Mit der Erkenntnis des Irrtums ist aber der Irrtum bereits so gut wie überwunden. Los, den Albion gefangen hielt, naht sich ihm, sein Retter Jesus kommt in der Gestalt des Los, spricht zu ihm, Mensch zu Mensch, er gibt sich Jerusalem, der Ausgestoßenen, Verlassenen, zum Gemahl. Albion darf sterben, und Jerusalem schwebt aus seinem

Digitized by Google

Busen und geht ein in das Reich der ewigen Gnade *(Jerusalem)*. Dies ist Blakes Fassung des Sündenfalls und der Erlösung. Eine geplante *Vision der Genesis* hatte, nach den Kapitelüberschriften zu schließen, gleichen Inhalt: 1. Die Schöpfung des natürlichen Menschen, 2. die Spaltung des natürlichen Menschen in Mann und Weib, 3. von der geschlechtlichen Natur und ihrem Falle in die Zeugung und den Tod, 4. wie Zeugung und Tod vom natürlichen Menschen Besitz ergriffen und von der Vergebung der Sünden, die geschrieben steht auf der Stirn des Mörders.

Der der Sterblichkeit (dem Materialismus, der Abstraktion) verfallene Mensch verliert mit seiner ursprünglichen Einheit seine prophetische Gabe oder Phantasie, bis seine Erhebung den paradiesischen Zustand wieder herstellt. Den symbolischen Vorgang, daß, mit dem Eingehen in die Sterblichkeit 'die Geschlechter' (Sexualität) an Stelle der Unschuld (Unbewußtheit) treten, hält Blake durch seine gesamte Dichtung fest. Der Untertitel von *The Gates of Paradise* lautet in der ersten Ausgabe *For the Children*, in der zweiten *For the Sexes*. Sobald der Mensch aus der Sterblichkeit tritt, sei's im Tode, sei's in vorübergehender Erhebung über das Irdische, verschwindet in einer Art Androgynie der Unterschied von männlich und weiblich, der stets den Gegensatz des Natürlichen und Geistigen, Verstandesgemäßen und Triebhaften bedeutet. Sowohl Blake als Hamann, Naturen von kräftiger Sinnlichkeit, sind erotischer Mystik zugänglich. Hamann, der in Genüssen des Gaumens schwelgen kann und ein 'stürmischer Freund' ist ('man kann keine lebhafte Freundschaft fühlen ohne Sinnlichkeit' (*Sokratische Denkwürdigkeiten*), bleibt hierin jedenfalls nicht hinter Blake zurück. In Metaphern von drastischer Natürlichkeit aus dem sexuellen Leben übertrifft er ihn noch. Bei Blake ist es vor allem das Mysterium des Hymen, das zum Symbol der Verschmelzung des Geistigen und Leiblichen wird, des Zoa und der Emanation, Gottes und des Menschen. Eines seiner berühmtesten Worte: 'Kraft ist ewige Freude!' (*The Marriage of Heaven and Hell*) kennzeichnet den Mann von leidenschaftlichem Temperament und Lebensgefühl. Crabb Robinson erzählte er, Milton habe ihn gewarnt, sich durch das *Verlorene Paradies* nicht etwa irreleiten zu lassen, als wären die geschlechtlichen Freuden (*pleasures of sex*) durch den Sündenfall entstanden. Der Fall konnte keine Freude hervorbringen, er hat nur die Zeugung und den Tod hervorgebracht. Hamann schreibt an Caroline Herder (1. März 1779): 'Aus Wollüsten und Bedürfnissen dieser Erde besteht unser ganzer Vorgeschmack des Himmels!'

So sind im Gegensatz zu Los, dem edlen Naturtrieb, der zur Offenbarung und Intuition wird, Albions Söhne und Töchter die groben Begierden, die rohen Leidenschaften, die den Lebensprozeß zum steten Kampfe und den Menschen zu einer gottverlassenen,

Digitized by Google

schönheitgemiedenen Kreatur machen (*The Daughters of Albion*). Geistige und körperliche Energien toben sich aus in einer Raserei der Sinne, die nichts vom *amor intellectualis* in sich hat, oder sie verdorren und sterben ab. Da sitzt Urizen gefesselt in einer unterirdischen Höhle, ein fleischloses Gerippe (*Urizen*). Eine Art von Entsprechung bildet Hamanns Überzeugung, daß die Empfindung sich zum Lehrsatz verhalte wie das Tier zu seinem anatomischen Präparat (*Sokratische Denkwürdigkeiten*). Als Vorkämpfer der Affekte und Leidenschaften verleugnen beide ihr Zeitalter nicht: das Zeitalter Rousseaus und der Revolution.

Eva wird von Hamann erklärt als 'das Original zur schönen Natur und systematischen Ökonomie, die nicht nach methodischer Heiligkeit auf dem Stirnblatt geschrieben steht, sondern unten in der Erde gebildet wird, und in den Eingeweiden — in den Nieren der Sachen selbst verborgen liegt' (*Aesthetica*). Bei Blake ist sie wesensverwandt mit der Emanation. Zu ihrem Recht gelangt sie in seinen Bilddarstellungen. Als Maler vertieft und verklärt er seine Bibelvision in geheimnisvoller Glaubensmystik zu seltener Kraft des persönlichen Ausdrucks, gleich vollkommen in der Darstellung abgründiger Gestalten wie zartester Seelenschönheit. Gern verbindet er Altes und Neues Testament. Über den schlafenden Adam, dessen Rippen Eva entschwebt, streckt Christus gebieterisch die schützende Hand (Bild zum *Verlorenen Paradies*). Im Vordergrunde einer *Nativität* schlummert Eva, Urbild lauterster Holdseligkeit (Bild zu Miltons *Hymn to Nativity*). Als 'Luvah, an Albions Baum genagelt', malt Blake Adams Vision Christi in herrlicher Konzeption, in der die äußere Ähnlichkeit der Stellung zur Betonung des inneren Gegensatzes der beiden Gestalten dient (*Jerusalem*).

VIII. Hamanns Bekenntnis, daß sein 'ganzes Christentum ein Geschmack am Zeichen' sei (an Lavater, 1778) drückt mehr aus als den Glauben an das Kundgeben der Gottheit im einmaligen Wunder. 'Alle Werke Gottes sind Zeichen und Ausdrücke seiner Eigenschaften und so, scheint es, ist die ganze körperliche Natur ein Ausdruck, ein Gleichnis der Geisterwelt' (*Biblische Betrachtungen*). Diese 'metaphorische Weltanschauung' (Unger, 552) entspricht der Blakes, nur daß bei Hamann der Schöpfungsakt sich als gewaltiger Gehörseindruck darstellt (Ansprache des Schöpfers durch das Geschaffene an die Geschöpfe), während Blakes mythenbildende Phantasie ihm gewaltige Gesichtsbilder vorstellt. Hamann begnügt sich bei der Feststellung, daß 'jede Handlung außer ihrer ursprünglichen und natürlichen, materiellen und mechanischen Bezeichnung noch mancherlei formeller, figürlicher, tropischer und typischer Bedeutung fähig ist, ... die, wie alle intellektuellen und moralischen Eindrücke, ohne sinnlichen Ausdruck keiner Mitteilung

Digitized by Google

noch Fortpflanzung empfänglich sind' (*Fliegender Brief*). Blakes dichterische Phantasie aber wendet ein ungeheures Aufgebot erfinderischer Auslegung an die parabolische Einkleidung des Intellektuellen und Moralischen. Alles 'bedeutet' etwas. Von den Mystikern geprägte Begriffe werden herangezogen. Böhmes Schleier, Swedenborgs Korrespondenzen, die alte Farbensymbolik wird selbständig bereichert, gewissen Naturwesen und Erscheinungen ein ständig mit ihnen verbundener Sinn unterlegt (z. B. Tiger = ungebändigte Gewalt des Naturtriebs). Dazu kommen im Übermaß und zum Teil in ganz eigenmächtiger Verwendung die auch Hamann geläufigen Anspielungen auf Vorgänge und Personen der Bibel, deren Verständnis noch bei Blake erschwert ist durch wechselnde Darstellung (z. B. Jerusalem bald als Person, bald als Ort, bald als Zustand) oder durch willkürliche Unterlegung einer bestimmten eigenmächtigen Bedeutung (z. B. Rahab = asketischer Tugendbegriff, Thyrzah = materialisiertes weibliches Prinzip). Noch unklarer wirkt die Bezeichnung Londoner Stadtteile durch die Namen der zwölf Stämme Israels (worin Denis Saurat den Einfluß einer keltomanischen Strömung nachweist, *Blake and Modern Thought*, 1929). Dazu kommen völlig persönliche, einem Erlebnis entnommene Prägungen, wie Scholfield (Name des Soldaten, der mit Blake Streit begann und ihm einen Prozeß anhängte) = Dämon der Bosheit; Lambeth, wo er eine glückliche Spanne Zeit verlebte (wohl auch im Anklang an das Lamm Gottes) = Ort der Seligkeit. Nimmt man hierzu noch den Bodensatz einer anscheinend kritiklosen Vielleserei, so eröffnen sich schier unabsehbare Möglichkeiten von Anspielungen, wie sie ähnlich auch den Erklärern Hamanns zu schaffen machen. (An Buchholz, 6. September 1786: 'Mein Gedrucktes besteht aus bloßem Text, zu dessen Verstande die Noten fehlen, die aus zufälligen *auditis visis, lectis et oblitis* bestehen; und eine stumme Mimik war das ganze Spiel meiner Autorschaft.') *Golgatha und Scheblimini* wird aus Sätzen von Mendelssohns *Jerusalem* zusammengestellt, die Hamann in entgegengesetztem Sinne gebraucht. Sein Lieblingsgericht, die in der Königsberger Gegend viel gebauten grauen Erbsen, veranlassen ihn, Königsberg ohne weitere Erklärung 'Pisa in Preußen' zu nennen (an Herder, 13. November 1773). Seine gelehrten Anspielungen bewegen sich innerhalb einer weit ausgedehnten Kenntnis der Bibel und der klassischen Autoren. Die Kabbala erfährt — trotz des Untertitels der *Aesthetica* 'eine Rhapsodie in kabbalistischer Prose' — in *Kreuzzüge eines Philologen* eine geringschätzige Abfertigung. 'Das Kommißbrot, das die Bürger von Gibeon mit sich nahmen, war hart und schimmelig... Also ist Kabbala, und damit Holla!' Ihr Einfluß scheint auch auf Blake nicht wesentlich (vgl. Saurat, *Milton et le Matérialisme chrétien en Angleterre*, 1928; *Milton, Man and Thinker*, 1924). Dafür ge-

Digitized by Google

fallen sich Blake wie Hamann in einer eigenwilligen, selbsterfundenen Kabbalistik im Gebrauch von Worten eines fest umschriebenen Vorstellungkreises in übertragener oder figürlicher Bedeutung, z. B. Mord, Ehebruch, Schurke, Betrug (Hamann: 'Die ehebrecherische Philosophie', *Golgatha und Scheblimini;* 'ein arges, ehebrecherisches Geschlecht', *Philologische Einfälle und Zweifel über eine akademische Preisschrift.* Blake: Auf Hayleys Freundschaft: *And when he could not act upon my wife Hired a Villain to bereave my Life.* Will sagen: als er meinen irdischen Menschen nicht verführen konnte, weltlichen Vorteil wahrzunehmen, spannte er mich in einen Beruf, der dem Künstler in mir ans Leben ging.) Vielleicht hat Blakes Herausgeber und Biograph E. J. Ellis recht mit der Vermutung, daß er in jeden Buchstaben eine Bedeutung hineingeheimnist und danach seine schwierigen oder unverständlichen Eigennamen zusammengestellt habe. Aber selbst diesen äußersten Fall angenommen, überträfe Blake Hamanns Wortklauberei nicht, die jeden Titel absichtlich zum Rätsel macht, ein Bild in das andere, einen Gedanken in den anderen verschachtelt und sie durch dieses Übermaß eher zu verflüchtigen als zu verdichten scheint. Blake hat vor Hamann voraus, daß er selbst seine Hieroglyphenschrift fließend liest, während bei Hamann mitunter das eigene Verständnis versagt, sobald er sich in den Gedankengang nicht wieder zu versetzen vermag (auf eine Frage der Fürstin Gallitzin, 1786). Der Unterschied ist wohl darin begründet, daß Blake über die Sandstrecken, die auch in seiner Vision nicht fehlen, im dichterischen Sturmwehen zu blühenden Oasen getragen wird, auf denen er selbst, wie der Leser, Offenbarungen des Genius findet. Vgl. die Legende von dem rebellischen Feuergeiste Fuzon, der sich wider seinen Vater Urizen erhebt, ihn verwundet, aber an dem Gift aus der Wunde stirbt. Denn Urizen trifft ihn mit dem vergifteten Felsblock, den er statt des Pfeils auf den Bogen legt. Der zu Boden fallende Stein wird der Sinaiberg der Gesetzgebung (*Vala*). Hamann bekennt sich selbstbewußt zu seiner krausen Schreibart, die — wie bei Blake — oft im Ringen mit schweren inneren Widerständen zustande kommt und selbst den ebenbürtigen Freunden 'nicht selten wahre Folter antut' (Jacobi, 16. Januar 1786), ja, Kant zu der Bitte veranlaßt, Hamann möge ihm 'womöglich seine Meinung in der Sprache der Menschen vortragen' (7. April 1774). Fürchtet Hamann bisweilen, daß er '*Raptum* bekomme oder Visionen habe, sich von lebhaften Eindrücken hinreißen lasse, ohne seiner mächtig zu sein', so ist dies für Blake der natürliche, weil ihm von Gott bestimmte oder auferlegte Zustand. Hamann bekennt, daß dasjenige, was er von seinen Gedankenschöpfungen zu Papier bringe, ihr geringster Teil sei, weil er oft bereits ermüdet von der Denkarbeit zum Schreiben komme. Blake dichtet im Furor der Vision. Nichtsdestoweniger

Digitized by Google

stimmen beide auch hier in einem wichtigen Punkte überein: in der stolzen Genugtuung über ihr Dunkel. Hamann ist erfreut, als Friedrich Carl von Moser seinen Angriff mit der Begrüßung 'Magus im Norden' beantwortet: 'Sie haben den Stern gesehen, lassen Sie andere Irrwischen wohlgefällig nachlaufen' (1764). Er vernimmt mit Genugtuung die Anspielungen der Freunde: 'Sie wohnen ja nicht in der Senke, sondern, wie dem Magus gebührt, gen Mitternacht am Ufer des Meeres' (Herder, Juni 1780). Er selbst spricht vom 'Hofe des Nordens oder der Mitternacht', wählt den Magus als Schriftstellernamen. Er fühlt, wie das Feierliche, Orakelhafte zu ihm paßt. Die Gedanken dünken ihm durch Deutlichkeit einen großen Teil ihrer Neuheit, Kühnheit, Wahrheit einzubüßen (*Über den Stil*, Beilage zur Königsberger Zeitung, 1776). Blake äußert denselben Gedanken, von dem er förmlich geschwellt ist, noch viel bestimmter: 'Sie sagen, ich brauchte jemanden zur Erläuterung meiner Ideen. Aber Sie sollten wissen, daß das Große für schwache Menschen notwendigerweise dunkel ist. Was dem Idioten deutlich gemacht werden kann, lohnt meine Mühe nicht' (an Trusler, 23. August 1799). Auch er verachtet das Klarverständliche als das Oberflächliche, Gemeinplätzige, für das in seiner Dichtung kein Raum sein darf. Schwer ist gleichbedeutend mit tief. Nur wenigen Auserwählten verständlich zu sein, wird zum Ehrenpunkt. In einem gewissen Grade erschweren Stileigenheiten in Hamannscher Art auch das Lesen der Blakeschen Dichtungen. Schon Hamanns Titel werden durch die in sie gepfropfte programmatische Bedeutung eine Art Rätselaufgabe; die knappe Form scheint von der Überbürdung mit Gedanken erdrückt. Wenn Hamann schreibt: 'Jeder Einfall ist bei mir ein *punctum saliens* voll magnetischer Anziehungkraft und platonischer Industrie' (an Herder, 9. August 1776), so könnte Blake dasselbe von sich sagen, und Jean Pauls Urteil, Hamann sei, wenn man Gott ausnehme, der erste 'Abbreviator der Welt' (*Aesthetische Untersuchungen*), gilt ebenso von Blake.

'Nur eingeweihte Leser können teilnehmen, weil dem großen profanen Haufen alles lächerlich und abgeschmackt, ja, anstößig klingen muß' (Hamann, *Versuch einer Sibylle über die Ehe*, Königsberger Zeitung, 1775). Geringschätzung des Publikums ist bei Hamann wie bei Blake die Folge ihres esoterischen Selbstgefühls. Gleichzeitig stellen beide an dieses Publikum die denkbar höchsten Ansprüche, die Hamann in die Worte faßt: sein Leser solle ein Schwimmer sein, d. h. er solle die eratischen Inselblöcke seiner Gedanken überbrücken können (*Sokratische Denkwürdigkeiten*), und er solle die geballte Faust, die ihm der Autor reicht, entfalten können (*Metakritik über den Purismum der reinen Vernunft*). Das Publikum als Verkörperung der Zeitströmung, gegen die Hamann und Blake ankämpfen, ist 'niemand' (*Sokratische Denkwürdigkeiten*). Hamann

Digitized by Google

schreibt 'an die Zween', und tut sich auf seine Ähnlichkeit mit Sokrates viel zu gut, daß er, wie der athenische Weise, kein Autor im gewöhnlichen Sinne sei, d. h. keiner, der um Brot oder Ehre schreibt, sondern nur bei besonderen, wichtigsten inneren Anlässen. Blake, der Hamanns bewundernde Vorliebe für Sokrates teilt, veröffentlicht seine Bücher im landläufigen Sinne überhaupt nicht. Seine selbsterfundene Vervielfältigungstechnik, die das vollkommenste 'persönliche' Kunstwerk gibt, das bisher erreicht wurde, gestattet ihm eine Art privater Publikation. Aber sogar sie hält er für überflüssig. Für das Geisterpublikum, das er in erster Linie im Sinne hat, sind seine Werke veröffentlicht, sobald sie geschaffen sind. 'Es täte mir leid,' sagte er, 'wenn ich irdischen Ruhm hätte; denn alle natürliche Herrlichkeit, die ein Mensch besitzt, bedeutet ebenso viel Verlust an geistiger Herrlichkeit.' Erwacht, wie es im Künstler unvermeidlich ist, dennoch einmal in ihm das Bewußtsein seiner unverdienten Zurücksetzung, so gehen Zorn und Entrüstung mit ihm durch wie es in seiner leidenschaftlichen Natur liegt, und reißen ihn fort zum Abfall von seinem wahren bescheidenen Selbst (*Descriptive Catalogue, Public Address*). Ähnlich bei Hamann: 'Ein Schriftsteller, der eilt, heut oder morgen verstanden zu werden, läuft Gefahr, übermorgen vergessen zu sein' (an Jacobi, 1788).

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Henrik Ibsens Wirkung in Spanien.

Von Kurt K. T. Wais (Stuttgart).

'Il n'est pas de mot qui vienne plus aisément ni plus souvent sous la plume de la critique que le mot d'*influence*, et il n'est point de notion plus vague parmi les vagues notions qui composent l'armement illusoire de l'esthétique.'

Die berechtigte Kritik Paul Valérys ('Variété II', Paris 1930, p. 212/3) an dem meist allzu leichtfertig angewandten Begriff vom 'Einfluß' eines Dichters auf andere sollte uns vor voreiligen Schlüssen bezüglich der Wirkung Ibsens in Spanien warnen. Absichtlich sagen wir 'Wirkung': denn wie schon Valéry (a. a. O.) den Unterschied bloßer 'Nachahmung' vom 'Einfluß' darin erkannte, daß beim 'Einfluß' auch literarische Konsequenzen auftreten, 'qu'il était impossible de prévoir', so verstehen wir unter 'Wirkung', im Gegensatz zum 'Einfluß', dichterische Folgeerscheinungen nicht nur positiver, sondern auch negativer Art, d. h. wir beziehen auch die (polemisch angelegten) Reaktionserscheinungen gegen das Werk Ibsens in den Kreis unserer Betrachtung ein. Gerade für Spanien wird dies zur Notwendigkeit, da uns hier der seltene Fall entgegentritt, daß Ibsens positiver Einfluß auf die Dramatiker an dichterischer Fruchtbarkeit fast übertroffen wird durch die unmittelbare, direkte Reaktion gegen ihn.

Es sollen dieser Untersuchung noch Aufsätze über Ibsens Wirkung in Frankreich und Italien folgen, um die Lücke in der Geschichte von Ibsens außerskandinavischer Wirksamkeit zu füllen, die für Deutschland (William Henri Eller, 'Ibsen in Germany 1870—1900', Boston 1918), Amerika (Robert Herndon Fife and Austen Austensen, 'H. Ibsen on the American Stage'; 'American Scandinavian Review', March 1928; XVI, p. 218 f.) und Rußland (Erik Krag, 'Ibsen i Rußland'; 'Edda', Bind 28, p. 73 f., Oslo 1928) bereits beschrieben wurde. Wir beginnen mit Spanien, einmal um die naheliegende Überleitung von einem neuerdings erschienenen Aufsatz über 'Ibsen und Portugal' von M. M. R. M. Prieto ('Edda' 28, p. 133 f.) zu geben, ferner, weil wir mit dem relativ geringsten Nachhall Ibsens in den romanischen Ländern beginnen möchten, mit Spanien — obwohl im Vergleich mit anderen Ländern Ibsens Wirkung auch in Frankreich und Italien recht gering war, entgegen der Behauptung des ibsenbegeisterten französischen Theaterdirektors Lugné-Poé, den 1904 die Bemerkung irgendeines Engländers, Ibsen gelte in England bereits als veraltet, in der Ansicht bestärkte, 'que c'est particulièrement dans les pays de race latine que le théâtre d'Ibsen s'est le plus et le mieux répandu' ('Ibsen et son Public', 'Revue Bleue' 5^{e} serie, II, 99).

Digitized by Google

Lugné-Poé kam zu dieser Auffassung, da er 1903 auf einer Reise im spanischen Südamerika feststellen konnte, daß Ibsen dort den Spielplan bereits beherrschte: 'Quel ne fut pas mon étonnement, l'année dernière, lorsque, voyageant dans l'Amérique du Sud, je constatai qu'on connaissait Ibsen à Rio-de-Janeiro, à Buenos-Ayres au moins aussi bien qu'à Paris et à Berlin' (a. a. O.). Der naheliegende Schluß nun, daß Ibsen von Spanien aus nach Südamerika gebracht worden war, wäre falsch, vielmehr ist dies das Verdienst der sehr zahlreichen erstklassigen italienischen Gastspieltruppen, allen voran die der beiden bedeutendsten Ibsenspieler Italiens, der Duse und des Zacconi; die 'Gespenster' lernte Südamerika immerhin erst 1897, also genau 15 Jahre später als Nordamerika, durch Novelli kennen.

Bei alledem spielte Spanien, das von Ibsen auch erst auf dem Umweg über Paris erfuhr, eine durchaus passive Rolle. Wenn auch die 'España moderna' mit der aktuellsten und populärsten Seite Ibsens den Anfang machte: mit einer Übersetzung des 'Puppenheims' und der volkstümlichen Ibsenbiographie Passarges, so hat doch Alfred Kerr recht, wenn er 1892 ('Das Magazin für Literatur', 61. Jg., Nr. 47, col. 759) bemerkte, daraus hätte man in Spanien den reifen, den großen Ibsen noch nicht kennenlernen können. Erst als sich bedeutende einheimische Kritiker fanden, die für Ibsen eintraten, begann er das weitere Publikum zu beschäftigen. Wer zeitlich der erste war, der auf ihn in spanischer Sprache hinwies, konnten wir einwandfrei nicht mehr feststellen. Vermutlich hat der Kritiker Andrés González-Blanco recht, der dem Literarhistoriker und Reiseschriftsteller Fernández Villegas († 1916), einem Spezialisten für spanisches Barockdrama und gleichzeitigem Kritiker der Zeitschrift 'La Epoca', dies Verdienst zuschreibt:

'El crítico serio y demasiado grave, pero bien reputado, el primero que aquí habló de los dramaturgos escandinavos, de Ibsen y de Björtsne-Bjornson (sic!) y aún creo que alguna vez de Augusto Strindberg, el más grande de todos, a mi juicio' ('Los dramaturgos españoles contemporáneos' 1ª serie, Valencia 1917, p. 113 f.).

Bestätigt wird diese Mitteilung durch Manuel Bueno, der in seinem Nachruf für Villegas ('Heraldo de Madrid' vom 27. 11. 1916) ihn ebenfalls 'el primer crítico documentado de Ibsen que aquí hubo' nennt. Jedenfalls aber kann es nicht lange danach gewesen sein, daß der berühmte Verfasser des 'Idearium Español', Angel Ganivet (1862—98), in der Zeitschrift 'El Defensor de Granada' seinen tiefschürfenden Aufsatz über Ibsen veröffentlichte, der 1905 mit seinen Essays über Lie, Björnson und Brandes gesammelt unter dem Titel 'Hombres del Norte' erschien. Von bekannteren spanischen Schriftstellern hat sich außer Gani-

Digitized by Google

vet nur noch einer theoretisch näher mit Ibsen befaßt: der vielgespielte Gesellschaftsdramatiker Gregorio Martínez Sierra (geb. 1881), der neben vielen Ausländern auch Stücke von Ibsen ins Spanische übersetzte.

1894 gingen die 'Gespenster', reichlich verspätet, zum erstenmal über eine spanische Bühne. Die theatralische Situation war damals kaum sehr verschieden von der heutigen: Zarzuela und 'Sainete' hatten die Gunst des großen Publikums damals wie heute. Wer unter Theater die künstlerische Kulturbühne verstand, mußte zu demselben Ergebnis kommen wie der moderne Dramatiker Jacinto Grau ('El Teatro Español de hoy' in 'La Gaceta Literaria' I, 10 vom 15. 5. 1927): 'No hay tal teatro español de hoy' (vgl. den ebenso pessimistischen Aufsatz von Lina Goldschmidt: 'Warum gibt es kein latein-amerikanisches Theater?'; 'Berliner Tageblatt' 58, Nr. 303 vom 29. 7. 1929). Was an Theater existiere, 'es un potaje tradicional, ... traducciones y adaptaciones de obras industriales y el viejo cocido castizo', schreibt Grau, der in den drei Abschnitten seines Aufsatzes über das, was sich gegenwärtig als Autores, Actores und Actrices ausgebe, der monotonen Stereotypität und bourgeoisen Salzlosigkeit halber ein — wohl durch persönliches Ressentiment verschärftes — vernichtendes Urteil fällte. Auch die Theaterkritik, schreibt er in einem anderen Artikel (ebenda I, 16 vom 15. 8. 1927), sei nichts als 'un gastado glosario de lugares comunes manidos, con las justas y raras salvedades apuntadas'; wie überall, seien die Impresarii auf volle Kassen aus, und das Publikum 'muy sordo y enclavada a prejuicios y tradiciones', da ihm die Schule eine langweilig-trockene Vorstellung vom 'klassischen' Drama eingepaukt habe und da auch die 'ernsten' Dichter ihrer bläßlichen, pedantisch-didaktischen Phantasiearmut wegen ebenfalls Schuld an der geheimen Verachtung des 'ernsten' Dramas trügen; geht das Volk je vom Stierkampf ins Theater, so will es Spaßmacher und Kabarettisten sehen, wie es überhaupt 'ha perdido todo respeto por el espectáculo teatral'.

Vor einem solchen vollkommen unerzogenen Publikum also wurde jetzt von künstlerisch fast ungeschulten Schauspielern das Drama Ibsens gespielt. Es gehörte schon der naive Optimismus Lugné-Poés (a. a. O.) dazu, den Übergang von der Zarzuela zu 'Rosmersholm' ganz natürlich zu finden. ...

'En Europe, les Espagnols jouent, démarquent, adaptent Ibsen avec une impudeur souriante, mais son œuvre porte, Ibsen a là ses fervents, et l'individualisme farouche du penseur exalte ces nations latines qu'une religion fanatique et criminelle asservit longtemps. Entre les Zarzuelas d'Espagne, les comédies italiennes et les drames d'Ibsen, l'abîme est comblé d'autant plus aisément que ni les Italiens, ni les Espagnols n'ont eu, autant

Digitized by Google

que d'autres nations, à secouer le joug d'une littérature intermédiaire et assez artificielle.'

Wir aber sind der Ansicht, daß gerade das fast vollständige Fehlen (mit Ausnahme Echegarays) eines solchen organisch überleitenden bürgerlich-realistischen Dramas, wie es in Frankreich und selbst in Italien (Giacosa) vorhanden war, der Grund der damaligen Wirkungslosigkeit Ibsens auf den spanischen Bühnen war. Es ist bezeichnend, daß auch heute noch die einzige große Ibseninterpretin Spaniens (oder genau: Kataloniens), die fast alle Dramen Ibsens gespielt hat, und die bei einer Rundfrage ('Qué obra ha interpretado usted más a gusto?') der Zeitschrift 'Estampa' (II, 87 vom 10. 9. 1929) Hedda Gabler als ihre Lieblingsrolle bezeichnete, Mercedes Nicoláu, keine Berufsschauspielerin ist, sondern nur die ihr liegenden Rollen darstellt. Soll Ibsen auf der spanischen Bühne wirklich festen Fuß fassen, so wäre es geraten, mit seinen Jugenddramen aus der Peer-Gynt-Periode den Anfang zu machen, oder — was noch wichtiger wäre — eigenschöpferisch die Forderung José Ortega y Gassets nach einer neuen, heroischen Kunst des Könnens zu erfüllen, die von selbst zu Ibsen zurückkehren würde:

'Yo veo en la innovación, en la invención, el síntoma más puro de la vitalidad. Quien no pueda innovar no debe atreverse a escribir. En consecuencia, yo quisiera un arte de lo heroico donde todo fuera inventado: un arte tumultuario y dinámico que desplazará la realidad. Creo además que este arte llega ya muy cerca. Algo habla de él en Ibsen, Stendhal, Dostoiewski y Hebbel.'

Wenden wir uns nun, nach dieser kurzen Orientierung über die zum Verunglücken verurteilte Wirkung Ibsens in der spanischen Öffentlichkeit, der Rolle zu, die sie im Werk der spanischen Dramatiker seiner und der nächstfolgenden Generation einnehmen sollte. Das letzte Viertel des 19. Jahrhunderts bedeutete für das spanische Drama keine eigentliche Ruhmeszeit, und der Kritiker José León Pagano ('Al través de la España literaria', Madrid 1904, II, 90) bemerkt mit Recht, 'que la España literaria contemporánea parece haber concentrado todo su energía en la novela'. Diese letzten 25 Jahre wurden im Drama vollkommen beherrscht von José Echegaray (1832—1916) — einst so überschätzt, daß man ihm noch 1905 den Nobelpreis überließ —, dessen Werk scharf in zwei Perioden zerfällt, eine frühere, theatralisch-melodramatisch-historisch orientierte, und eine spätere des intimen, realistischen Gesellschaftsstückes. Muß diese Wandlung Echegarays auch mehr auf die Einwirkung von Dumas fils als auf die Ibsens zurückgeführt werden, so ist doch zu betonen, daß — wenn man von der formalen Verschiedenheit absieht — manches sehr stark an Ibsen Erinnernde im Werk

Digitized by Google

Echegarays bereits ausgebildet erscheint, noch ehe er von Ibsen erfahren haben kann. Sein Drama 'O locura ó Santidad' (1874) z. B. wirkt in bezug auf die Grundidee und den Charakter des Hauptheldeu ganz wie eine Vorausnahme des Ibsenschen 'Volksfeinds': der edle Menschenfreund, idealistische Gelehrte, durch und durch lautere Herr Avendaños übertrifft Ibsens Dr. Stockmann an fanatischem, verbohrtem Eintreten für absolute Wahrhaftigkeit und Aufdeckung einer einmal erkannten Lebenslüge, womit er seine ganze Umgebung an Ansehen und Wohlstand aufs schwerste schädigen würde; während dann aber Stockmann, obwohl ihm die Öffentlichkeit Gehör verweigert, am Schluß ungebrochen dasteht, wird Avendaños von Frau und Freunden, wie Strindbergs 'Vater', in der Zwangsjacke als scheinbar Irrsinniger unschädlich gemacht. Ja, die dichterische Grundhaltung, die Führung der dramatischen Linie beim älteren Ibsen scheint sogar in ihrem Wesen schon vorgebildet in den Prinzipien, die in Echegarays bekanntestem Schauspiel 'El Gran Galeoto' (1881) der junge Dichter Ernesto für das von ihm geplante Drama programmatisch entwirft:

'Todo ha de ser sencillo, corriente, casi vulgar ... Como que el drama no puede brotar a lo exterior. El drama va por dentro de los personajes; avanza lentamente; se apodera hoy de un pensamiento, mañana de un latido del corazón; mina la voluntad poco a poco' (14. Ausgabe. Madrid, o. J., p. 12).

Den nachweisbar direkten Einfluß Ibsens — und zwar am ausgeprägtesten nicht allein im Werk Echegarays, sondern in der ganzen spanischen Literatur — finden wir in Echegarays vererbungsdeterministischem Drama 'El Hijo de Don Juan' (1893), das, wie auch sein Drama 'El loco Dios' (1900), gänzlich 'sotto l'influsso di Ibsen' (Guido Ruberti 'Il teatro contemporaneo in Europa', Bologna 1922, II, 24, Anm. 1), und zwar der 'Gespenster', entstanden ist. Da diese im Jahr darauf auch in Spanien aufgeführt wurden, konnte der spanischen Kritik die auffallende Ähnlichkeit um so weniger entgehen, und es gibt wohl keine neuere spanische Literaturgeschichte, die nicht den Einfluß Ibsens auf Echegaray erwähnte. Wie bei Ibsen haben wir hier die lichtlose Darstellung der Vererbungsfatalität, auch hier im altersdüstern Hause Mutter und Sohn miteinander allein geblieben. Der Sohn hat erfahren, wer sein verstorbener, allzu leichtlebiger Vater gewesen war; wie Ibsens Osvald trinkt er aus Nervosität, braucht Frauen — alles um sich vor der herannahenden grauen Verzweiflung über seine Lebensunfähigkeit zu retten. Als sich endlich sein Geist verdunkelt, ruft er, wie Osvald, nach seiner Mutter. Und er folgt der untergehenden Sonne mit den Augen und ruft: 'Sehr schön, sehr schön, Mutter — gib mir die

Digitized by Google

Sonne.' Diese skrupellos übernommenen Schlußworte der Ibsenschen 'Gespenster' hat Echegaray zwar nicht ebenfalls an den Schluß seines Dramas zu setzen gewagt (es folgen noch einige Sätze, ehe dieser Bruder Osvalds ebenfalls dem völligen Irrsinn verfällt), aber sie beleuchten doch kräftig genug die Unbekümmertheit, mit der sich Echegaray von Ibsen 'beeinflussen' ließ. In Stimmung und Handlung längst nicht derartig von den 'Gespenstern' abhängig, weist das Drama 'El Abuelo' (1897) von Benito Pérez Galdós immerhin einige verwandte Motive auf. Galdós, dessen Stärke und Bedeutung ausschließlich im Roman liegt und der erst in den 90er Jahren (seit der 'novela hablada' von 1890: 'Realidad') Bühnenstücke schrieb, die aber meist nur Dramatisierungen seiner Romane sind, setzt sich hier mit dem Vererbungsproblem auseinander, verbindet es mit der Problematik der Zuführung unedlen, aber auch unbelasteten Blutes in eine alte Adelsfamilie und breitet über das ganze eine weit hellere und hoffnungsvollere Atmosphäre, als es in den 'Gespenstern' der Fall war. Diesem Drama von Galdós ähnelt ein Schauspiel des Nobelpreisträgers Jacinto Benavente[1], 'Campo de Armiño' (1916), außerordentlich durch seine Verbindung von Vererbungs- und Adelsproblem. Den 'Gespenstern' steht letzteres Drama sogar noch näher, insofern dem der Vererbung verdächtigen Adoptivsohn nicht ein Graf, wie bei Galdós, gegenübersteht, sondern eine Marquise, eine Frau, die in ihrer anfänglichen geduckten Feigheit vor dem Gerede der Öffentlichkeit und in ihrem am Schluß öffentlich bewiesenen, weil durch ihre Mutterliebe gestärkten Trotz gegen die Gesellschaft sehr stark an Ibsens Frau Alving erinnert, die ja sogar um den Preis eines Geschwisterinzests das Glück ihres Sohnes erkaufen würde.

Während Ibsens Meisterwerk 'Rosmersholm' ohne Widerhall geblieben zu sein scheint, hat das den 'Baumeister Solneß' durch-

[1] Den bereits erwähnten Fernández Villegas verhinderte seine genaue Kenntnis Ibsens nicht, über Benavente das ungeheuerliche Urteil zu fällen: 'Yo repaso el teatro de las diversas naciones de Europa, el de Francia especialmente, y en ninguno encuentro autor que puede compararse con Jacinto Benavente, ni en riqueza y variedad de producción, ni en posesión y manejo de los recursos de buena ley, ni en dominio del público, ni en propiedad y belleza de estudio' (zit. González-Blanco p. 113 f.). Aber wenn auch González-Blanco die heikle Aufgabe unternahm, die zahlreichen Anklänge des theaterkundigen einstigen Schauspielers Benavente an französische Dramatiker wie Donnay, Lavedan und Capus in einem besonderen Kapitel als 'Paralelismos forzados y reminiscencias que no existen' (p. 93) zu entkräften, so dürfte es ihm nicht gelingen, die Abhängigkeit Benaventes von Ibsen abzustreiten, auf die übrigens bei Aubrey F. G. Bell ('Contemporary Spanish Literature', New York 1925, p. 161) und Josef Froberger ('Ein Vierteljahrhundert spanischer Literatur', in 'Orplid' vom Februar 1927; III, 11, p. 51/2) kurz hingewiesen wird.

Digitized by Google

ziehende Generationsproblem in höchst verwandter Form in dem Dreiakter 'Sobrevivirse' des durch seinen 'Juan José' zu Ruhm gelangten Joaquín Dicenta Gestaltung gefunden, eines der letzten bedeutenden Vertreter des Dramas 'interior', den González-Blanco (a. a. O. p. 195) mit G. Hauptmann, Shaw und Mirbeau in Vergleich stellte. Es ist nicht allein die Tragödie des alternden Schaffenden, dem das, was er neu anzufassen beginnt, unter den Händen zerbröckelt ... hier hätten ja auch 'John G. Borkman' und 'Wenn wir Toten erwachen' als Vorbilder dienen können. Sondern schon im Titel ist angedeutet, daß der alternde, mehr und mehr durch seinen jungen Schüler verdrängte Dichter César sich wie Solneß als 'lebendiger Toter' vorzukommen beginnt. Vergeblich hat er sich krampfhaft aufgerafft, seine erschütterte Spitzenstellung zu sichern: 'Debo presentarme como antes, erguido, pronto á cualquier lucha. ¡Y me presentaré! ... ¡Vaya si me presentaré! ¡Ya verán, ya verán los que, cerca ó lejos de mi, me desdeñan ó burlan!' (Segunda Edición, Madrid 1913, p. 49.) Wie Solneß treibt ihn schlaf- und ruhelos eine entsetzliche Angst umher vor der jungen Generation, die ebenso brutal und rücksichtslos 'an seine Tür klopfen' wird, wie er es einst bei der vorhergehenden Generation getan hatte. Seine von ihm vernachlässigte und betrogene Gattin wird von dem gereizten, die eigene Machtlosigkeit empfindenden Mann roh gemaßregelt, weil ihre Zuneigung sich dem edlen, selbstlosen Schüler zuwandte. Wesentlich weicht Dicentas Drama von Ibsens 'Solneß' erst im Schlußakt ab — und zwar nicht zum Vorteil des Stückes: denn es fehlt die überzeugende Motivierung für Césars plötzliche Wandlung, der endlich seine unedle Ohnmacht erkennt und zugunsten des Glücks der Jungen resigniert:

'¿Sacrificaros vosotros ... Y por mí? ¿Que soy yo algo que sigue aún en la vida y que ya no pertenece á la vida? ... Vive quien es útil á la humanidad, quien con su labor puede sostenerse y servir de sostén á los suyos; á la humanidad ¿qué puedo darle yo? El artista concluyó en mí, la belleza sale de mi cerebro deformada, inválida, para recreo ó emoción del espíritu; ya el hombre no puede ganar su hoy, no puede tampoco abrir paso firme en el futuro de sus hijos. Soy un muerto que anda' (a. a. O. p. 88/99). ...

Der Abschluß des Dramas dagegen erinnert abermals durchaus an 'Solneß': wie für diesen bleibt auch für den unzulänglichen César, der dem Leben gegenüber schon ein 'Toter' ist, keine Möglichkeit mehr als der Tod, und noch ausgeprägter als Ibsen (die Jubelrufe der jungen Hilde!) endet auch Dicenta sein Drama mit einem Bekenntnis zu der den Tod überwindenden Bejahung des positiven Lebens: '¡La muerte, sí! ... ¡Toda la muerte! ... ¡Siga su camino la vida!' (p. 90).

Digitized by Google

Die breiteste Nachwirkung unter den Dramen Ibsens aber hatte 'Ein Puppenheim', das seinerzeit das meistbekannte, meistgespielte und meistumstrittene Werk Ibsens war, schon weil es sich mit der damals brennend aktuellen Emanzipation des Weibes in radikaler Form auseinandersetzte. Wir müssen uns aber gerade wegen der zeitgeschichtlichen Aktualität dieses Themas hüten, etwa alle literarischen Fassungen des Problems der Frauenemanzipation auf Ibsens Werk zurückzuführen, das eben doch nur seinerseits ein Produkt — wenn auch das meistverbreitete — dieser Zeitströmung war. Vielmehr werden wir nur dann eigentliche Bezugnahme auf das Werk Ibsens annehmen können, wenn wir dieselbe radikale Perspektive wiederfinden (die Frau verläßt aus beleidigter Menschenwürde die Ehe, den Gatten, vielleicht sogar die Kinder) bzw. dieselbe dramatisch-szenische Schlußauseinandersetzung (die Frau hält unmittelbar vor dem Verlassen des Hauses rückschauend Abrechnung mit dem Mann).

Wie schon angedeutet, war — dies gilt ausschließlich für das Kapitel des 'Nora'-Einflusses — die negative Wirkung Ibsens oft fast bedeutender als die positive. So finden wir den unter voller Darlegung seiner Gründe sich gegen die seelische und soziale Vergewaltigung seiner Menschenrechte auflehnenden Noratyp eigentlich nur in den Heldinnen zweier Dramen wieder: Henny in Gaspars Schauspiel 'La Huelga de Los Hijos' (1892) und Angelita in 'Gente Conocida' (1896), einem sehr frühen Drama Benaventes; in letzterem handelt es sich übrigens nicht einmal um ein Ehedrama, vielmehr protestiert die viel zu spät, erst im 4. Akt, auftretende junge Angelita in voller Gesellschaft nur gegen ihre geplante Verheiratung mit einem ihr menschlich fremden Mann. Aber Benavente wurde bald skeptisch solcher revolutionären Geste gegenüber, und er hat in mehreren Dramen sowohl die entrüstete Auflehnung des Mädchens gegen aufgezwungene Verheiratung als auch die versuchte Trennung der entwürdigten Ehefrau vom unwürdigen Gatten dichterisch diskreditiert — aus derselben sich verstärkenden fatalistischen Weltanschauung heraus[1], die wir auch beim späteren Ibsen

[1] Keineswegs aber aus kirchlicher Feindschaft gegen die Frauenemanzipation — eine mißverständliche Nuance, die González-Blanco in den religiös völlig indifferenten Dichter hineinsieht, wenn er die Heldin von 'Señora ama', 'el más indiscutible de sus dramas' (p. 130), beschreibt als 'voluntaria de la religión del matrimonio, llevando con cristiana resignación lo que muy gráficamente el pueblo llama sa cruz' (p. 131), und wenn er diese Frauenauffassung, statt sie als die konservativ-traditionalistische von der liberal-modernen zu unterscheiden, als 'verdadero tipo de mujer española' unausgesprochen gegen den angeblich spezifisch nordischen Typ der emanzipierten Frau (vgl. Laura Marholm, 'Die Frauen in der skandinavischen Dichtung. Der Noratypus', in 'Freie Bühne' 1890, I, 168 f.)

Digitized by Google

finden. Hätte Ibsen im Alter noch einmal den Stoff seines 'Puppenheims' neubehandelt, so würde das Ergebnis Benaventes Drama 'Princesa Bebé' (1904) außerordentlich nahegekommen sein. Daß hier eine direkte Widerlegung des revolutionären Noratyps angestrebt wird, empfand schon Walter Starkie, Benaventes Biograph ('J. B.', Oxford 1924), da nämlich die mutige junge Titelheldin anfangs

'starts off by proclaiming the individual rights of woman, just like Lona Hessel or Nora Helmer, and we are thus led on to expect that she will make a dramatic attempt to emancipate herself ... But the Princess, who claims to be a ferocious anarchist, does not follow the passionate quest of the Ibsenian heroine' (Starkie 133/4).

Nachdem sie nämlich der Beschränktheit ihres bisherigen Lebens entflohen ist, findet sie doch überall nichts anderes als nur immer dieselbe widerliche Kleinheit und unfreie Enge, bis sie sich schließlich der unüberwindlichen Fatalität des Menschenschicksals beugt, das selbst nichts als ein unentrinnbares 'Puppenheim' ist, demgegenüber die pathetische Auflehnung einer Nora nur als banale Geste wirkt. Auch Manuel Linares Rivas, der übrigens 'die äußere Aufmachung seiner Gesellschaftsdramen —"El abolengo" (1904), "La garra" (1913), "Cobardías" (1918)— unzweifelhaft Ibsen oder dessen Nachahmern abgeguckt' hatte (H. Petriconi, 'Die Spanische Dichtung der Gegenwart seit 1870'. Wiesbaden 1926, p. 147), ging der Darstellung dieses Noratyps durchaus aus dem Wege — absichtlich, wie González-Blanco (p. 203) lobend annahm: 'Jamás ha introducido en sus comedias ... esa falsa y postiza sensiblería que más que de hombre parece femenina, más aún, histérica, de mujer putifárica, de mujer incomprendida, de mujer fácil del país de la poesía fácil, de *bas-bleu*'. Was nun die Stellung zu der in einer engen quälenden Ehe schmachtenden Frau anlangt, so ist bei Benavente festzuhalten, daß er 'nicht so weit gehen will wie Ibsen, der in solchen Ehen nur "Lüge" sieht; statt Lüge sagt Benavente Schwäche, Unfähigkeit, Verrohung' (J. Froberger, a. a. O. S. 52). Das mehr oder minder direkt gegen 'Ein Puppenheim' gerichtete Dramenschema, daß eine entwürdigte, revoltierende Frau im letzten Augenblick doch auf ihre Absicht achselzuckend verzichtet, die Ehe und den Gatten zu verlassen, und vor allem die stereotype Schlußszene, 'a scene recalling Ibsen, where husband and wife sit facing one another and discussing the failure of their married life together' (Starkie, p. 75), haben wir nicht nur in mehreren

stellte, während es sich doch einfach um eine Auseinandersetzung mit dem in ganz Europa überall gleich umstrittenen aktuellen Problem der Frauenemanzipation handelte.

Digitized by Google

Dramen Benaventes, wie z. B. in den an Storms Novelle 'Späte Rosen' (1859) erinnernden 'Rosas de Otoño' (1905), sondern auch in den verwandten Stücken 'Primavera en Otoño' (1911) und 'Mamá' (1912) von Gregorio Martínez Sierra; selbst Pérez Galdós ist nicht so unerbittlich radikal, als daß er nicht in 'La Loca de la Casa' die edle Victoria ihrem unwürdigen Gatten verzeihen ließe.

Aber auch Ibsen hatte ja schon seit den 'Gespenstern' die optimistisch-fortschrittsgläubige Revolutionsstimmung seiner bisherigen Dramen aufgegeben, und so nähern sich denn gerade seine späteren Dramen vollkommen dem 'grey, misty pessimism', der 'doctrine of renunciation' und der Darstellung der *'petites âmes,* who can never rise from humdrum existence to breathe the rarer air on mountain tops', durch die sich, nach Starkies unhaltbarer Meinung (p. 67), Benavente von Ibsen unterscheide; auch Ibsens dramatisches Werk seit etwa 1880 'offers no real solution', genau wie das Benaventes, und auch vom alten Ibsen ließe sich sagen, was González-Blanco zu Benaventes Charakteristik schreibt:

'Benavente ha sido siempre moralista en el teatro, sin caer jamás en el grovillio oscuro y pantanoso del arte predicador. Jamás disertó en escena ni tomó el tablado por cátedra sagrada. Los pequeños burgueses y la crítica burguesa se asustaban de la inmoralidad de sus dramas. No tenían razón; yo creo que eran moralizadores, si bien no soy en tesis general de los que estiman moralizador el teatro' (a. a. O. p. 74).

So scheint uns z. B. Geschick und Gestalt des halbwüchsigen Schulmädchens Doll in 'Sacrificios' (1901) direkt von der rührenden Hedvig in Ibsens 'Wildente' übernommen zu sein, die mit ihrer selbstlosen, gehorsam treuherzigen Liebe vereinsamt unter unwahren, verdorbenen, jämmerlichen, egoistischen Erwachsenen steht. Das Idol, das für Hedvigs hingebende Verehrung der Vater bedeutet, ist für Doll die berühmte ältere Schwester; wie Hedvig wird sie in ihrem reinen Glauben irre und hat das Gefühl, sie störe durch ihre Existenz das Glück ihres Idols: so opfert sie sich wahrhaft, im Gegensatz zu dem unehrlichen, unwahren Selbstopfer der Schwester (vgl. Hjalmar Ekdal, den 'Märtyrer'!). Wie Hedvig tötet sie sich im (bei Benavente unvermittelt eingeführten) Zusammenhang mit einem armen Vogel, dessen Leben sie angeblich retten will, während es andererseits an 'Klein Eyolfs' Tod erinnert, daß sie scheinbar zufällig ins Wasser stürzt und ertrinkt. Wie die Ehe des Paares Allmers (im 'Eyolf') wird auch die Verbindung der unbekümmert egoistischen Schwester mit ihrem Liebhaber durch die anklagende Erinnerung an die kleine schuldlose Leiche seelisch zerrissen.

Schließlich scheint uns noch ein letztes Drama Benaventes von Ibsen abhängig zu sein: seine Tragödie 'Alma Triunfante'

Digitized by Google

(1902), wo Isabella — eine zweite Irene ('Wenn wir Toten erwachen') —, eine vom Leben betrogene Frau, wie eine lebendige Tote aus dem Irrenhaus entlassen ihren Mann aufsucht, dem unterdessen eine gesunde, aber unbedeutende und oberflächliche Frau ein Kind geschenkt hat. Sie mag keine Rechte auf ihn erheben, heftig betont sie, sie sei eine Tote und verzichte auf das Leben. Aber der Mann, den die zweite Frau seelisch nicht ausfüllte, verläßt diese und folgt Isabella in ein neues und — wie zu erwarten ist — glückliches Zusammenleben. Benavente hat sich also für den glücklichen Ausgang entschieden, den auch Ibsen in der ersten Fassung seines 'Epilogs' gewählt hatte, und den er erst in der endgültigen Fassung durch die unerbittliche symbolische Vernichtungsgewalt der todbringenden Lawine ersetzte.

Diese angeführten Hinweise auf eine Einwirkung Ibsens scheinen uns jedenfalls gesicherter zu sein als das, was Julio Cejador y Frauca ('Historia de la lengua y literatura Castellana' X, 242; Madrid 1919) und nach ihm Starkie (a. a. O. p. 174) bei Benavente als von Ibsen übernommen darstellen: nämlich seine Vorliebe für die Verwendung bildhafter Parabeln oder Symbole als Dramentitel (z. B. 'El Collar de Estrellas', 1915, 'Campo de Armiño', 1916), ein höchst unwesentliches Detail, das übrigens keineswegs allein Ibsen (etwa 'Die Wildente'), sondern auch einer Reihe anderer Dramatiker, von Sudermann (z. B. 'Das Blumenboot') bis Georg Kaiser (z. B. 'Die Koralle'), durchaus gemeinsam ist, ja das sich schon in den dramatischen Titelsymbolen vom Ring des Gyges, des Nibelungen u. a. angebahnt findet.

Seit Benaventes Meisterdramen, die fast alle im ersten Jahrzehnt des Jahrhunderts entstanden, ist von einem Einfluß Ibsens ebenso wenig zu berichten wie von einem künstlerisch hochstehenden spanischen Drama überhaupt. Auf Echegaray war noch Benavente gefolgt ... 'Después de él, nada', schreibt Jacinto Grau geringschätzig ('Talia Burguesa' in 'La Gaceta Literaria' I, 5; 1. März 1927). Wohl erreicht Honorio Mauras fabelhaft geschmeidige und graziöse Kunst den Gipfel dessen, was mit der leichten Komödie überhaupt zu erreichen ist, wohl suchen Jacinto Grau Delgado (geb. 1877), neuerdings sogar Ramón Gómez de la Serna, mit der phantastischen Marionettenfarce eine Tradition des späteren Benavente aus ihrer starren Unfruchtbarkeit herauszuführen — aber noch ist kein wirklich großer Dramatiker der jüngeren Generation aufgetaucht; ob es der katalanisch schreibende Millàs-Raurell sein wird, der nach seinen Dramen 'La Llotja' und 'Els Fills' (1928) wirklich Bedeutendes erwarten läßt, bleibt noch abzuwarten.

Vorbedingung für das Werden einer wirklichen spanischen

Digitized by Google

Kulturbühne wäre freilich ein stärkeres, ernsthafteres Interesse weiterer Kreise am künstlerischen Drama der Gegenwart; noch 1926 konnte ja H. Petriconi mitteilen:

'sonst wollen die spanischen Bühnen und Zuschauer von ernsthaften Stücken nichts wissen: die eigenen Klassiker werden so wenig gespielt wie die modernen Ausländer Strindberg, Maeterlinck, Hauptmann — von Ibsen allenfalls die "Gespenster", von Shaw höchstens "Pygmalion"' (a. a. O. S. 146/7).

Selbst wenn wir es uns ins Bewußtsein rufen, daß auch in anderen Ländern die Majorität der Theaterbesucher dem Kunstdrama keineswegs spontanes Interesse entgegenbringt, so ist doch nicht zu leugnen, daß die Dinge im spanischen Theaterleben ganz besonders im argen liegen. Ob aber das kommende spanische Drama, das die Kraft besäße, hierin Wandel zu schaffen, sich ebenso an Ibsen orientieren wird wie das realistische Gesellschaftsstück der Jahrhundertwende, das zu entscheiden wird Sache der Zukunft sein.

Digitized by Google

Ibsens Aufnahme bei der französischen Kritik[1].

Von Kurt K. T. Wais (Stuttgart).

Bis zum Jahre 1889 war je eine norwegische, dänische, polnische, holländische und finnische Monographie über Henrik Ibsen erschienen, den Dramatiker, der heute dem rückschauenden Blick als der größte Könner auf der Bühne des 19. Jahrhunderts erscheint; in Schweden waren sogar zwei und in Deutschland fünf Bücher über ihn veröffentlicht worden — in den romanischen Ländern hatte sich noch keine Feder gerührt, wenn wir von spärlichen Zeitungsartikeln, die den Stempel des Zufalls tragen, absehen. Dennoch, und obwohl wir auch im folgenden auf viel spießbürgerliche, kulturpatriotisch beschränkte Feindseligkeit von seiten der französischen Kritik stoßen werden, sollte man sich hüten, Ibsens Aufnahme in Frankreich in ihren positiven Auswirkungen an Bedeutung zu unterschätzen: sie ist jedenfalls nicht zu trennen von der Geschichte des französischen Naturalismus der 90er Jahre.

Nach Halvdan Koht ('Henrik Ibsen, Eit Diktarliv', Oslo 1929, II, 133) war es Mlle Léo Quesnel, die als erste auf Ibsen in französischer Sprache hingewiesen haben soll — fälschlicherweise am 25. Juli 1874 in der 'Revue Politique et Littéraire', einem unrichtigen Datum, das in derselben Zeitschrift vom 15. September 1877 (II. Serie, VII, 11, p. 258 f.) angegeben wird. Erst unter dem letztgenannten Datum findet sich eine eingehende Kritik über das Drama 'Brand', die die Literatin Arvède Barine (Pseud. für Frau Charles Vincent) unter Benutzung einer 1877 in Wismar-Rostock erschienenen deutschen Versübersetzung 'de M. Alfred Freiherrn' (sic! 'von Wolzogen' nämlich!) verfaßte; nach Lichtenberger (a. a. O.) und Guido Ruberti ('Il teatro contemporaneo in Europa', Bologna 1922, II, 95) war sie

[1] Über Ibsen in Frankreich gibt es unseres Wissens bisher keine eingehende Untersuchung: die Bücher von Auguste Ehrhard ('H. Ibsen et le Théâtre Contemporain', Paris 1892) und Georges Leneveu ('Ibsen et Maeterlinck', Paris 1902) täuschen durch ihre Titel, da sie sich ausschließlich mit Ibsen befassen, ohne seine französische Wirksamkeit in Betracht zu ziehen. So sind neben gelegentlichen Bemerkungen bei den Ibsenbiographen nur zwei ganz kleine Berichte zu nennen: 'Die „Eroberung" Frankreichs' von Felix Poppenberg, der auch andere Dramatiker des Auslands berücksichtigt ('Magazin für Litteratur', 1893, 62, 52, Sp. 833 f.) und 'Ibsen in Frankreich' von Henri Lichtenberger ('Einiges über Ibsen', hrsg. von der Ibsenvereinigung Düsseldorf; Berlin, Leipzig 1909, S. 44 f.). Vorliegender Aufsatz soll in Bälde durch eine Untersuchung von Ibsens Wirkung auf Frankreichs Bühne und Drama ergänzt werden.

Digitized by Google

die erste französische Ibsenkritikerin, und 'ho skulde sidan òg hjelpe til med å gjere Ibsen kjend i Frankrike' (Koht a. a. O.). Ihre Beurteilung des erzprotestantischen Männerdramas 'Brand' freilich mußte noch eine rein negative sein: eine 'logique inexorable' und 'inhumaine', die den Menschen 'à des actions barbares' führe und nichts als 'orgueilleuse dévotion' sei, mache den Helden 'plus semblable à une machine qu'à une créature vivante. Le gros défaut du personnage de Brand est d'inspirer une antipathie qui tue l'intérêt du drame'. Reichhaltiger und schon objektiver ist dagegen der Aufsatz 'Un Poète du Nord. Henri Ibsen' von Pauline Ahlberg ('Nouvelle Revue' XVII, 139—177 vom Juli 1882), der endlich eine chronologische Schilderung des Wissenswerten, Inhaltsangaben bis zum 'Puppenheim' und anmerkungsweise bereits eine Ankündigung der 'Gespenster' brachte. Auf Grund deutscher Studien wies fünf Jahre darauf Jacques Saint-Cère in der 'Revue d'art dramatique' (vom 1. 3. und 1. 4. 1887; also nicht als erster französischer Ibsenkritiker, wie Schnitzel, 'Ibsen in Paris', in der 'Freien Bühne' I, 524 vom 11. 6. 1890 behauptete!) auf Ibsen hin, während in Belgien der Brüsseler Universitätsprofessor Vanderkindere Ibsens Dramen, besonders 'Nora', als erster bekannt machte.

Aber erst im Jahre 1889 hält Ibsen seinen Einzug in weitere Kreise des französischen Publikums. Zunächst mit der ersten Übertragung[1] seiner beiden Hauptdramen 'Les Revenants' (erster Abdruck: 'Revue indépendente' Januar und Februar 1889) und 'Maison de Poupée' durch den litauisch-russischen Diplomaten Graf Moritz Prozor (geb. 1849), Gesandtschaftssekretär in Bern, und seine Frau, eine schwedische Gräfin; Prozor, der 1883 in Stockholm die 'Gespenster' gesehen hatte[2], lernte in Bern den Schweizer Kritiker und Dichter Édouard Rod kennen, der ihm den Verleger Albert Savine verschaffte und der Übersetzung eine enthusiastische Vorrede voranschickte, eine programmatisch wichtige 'rivelazione' (Luigi Tonelli, 'L'evoluzione del Teatro contemporaneo in Italia', Palermo 1913, p. 299). Diese Einleitung Rods las in seiner Provinzsommerfrische der damals bedeutendste

[1] Wenn diese Übersetzung auch schon 1887 fertiggestellt war, ist doch die Behauptung von Gustave Larroumet ('Nouv. Études de Littérature et d'Art', Paris 1894, II, 304), die erste Ibsenübersetzung stamme von 1886, ebenso aus der Luft gegriffen wie die, Ibsen habe Romane veröffentlicht (ebenda).

[2] Nach der Einleitung zu 'Ibsens Sämtl. Werken' (X, p. XLVII, Berlin 1903 f.) war es der Dichter Graf Snoilski (vgl. ebd. p. 512; Koht, II, 261—4), der Vetter von Prozors Gattin, der seine Aufmerksamkeit 'auf die Werke des norwegischen Dichters lenkte und ihn anregte, sie ins Französische zu übertragen', der Prozor auch mit Ibsen bekannt machte und ihm das alleinige Recht der Übersetzung ins Französische verschaffte.

Digitized by Google

französische Kritiker Jules Lemaître, und wie vom Blitz getroffen durch die Größe dieser Entdeckung (*'Oyez une merveille!'*) brachte er seinen grundlegenden, wenn auch gelegentlich schon recht kritischen Ibsenaufsatz für das 'Journal des Débats' (vom 26. 8. und 2. 9. 1889) zu Papier, von dem der Führer der Ibsengegner, Francisque Sarcey ('Cosmopolis' 1896, II. 741), mit gewissem Recht schreiben konnte: 'Lemaître peut se vanter de nous avoir, avec son sourire ironique, révélé le nom d'œuvre d'Ibsen'. Der Aufsatz schlug derart ein, daß schon vor der ersten Ibsenpremière (30. 5. 1890) durch die begeisterten Kritiker Ibsen in aller Mund war, falls wir dem übertreibenden Bericht Sarceys (p. 742) Glauben schenken wollen...

'Ce fut durant toute une quinzaine un tapage assourdissant de réclames dans les journaux, aucun ne voulant rester en arrière du voisin, tous enchérissant à l'envi les uns sur les autres. C'étaient chaque matin des biographies d'Ibsen, des détails à l'infini sur sa maison, son cabinet de travail, sa façon de composer, l'encre dont il se servait, l'heure et les menus de ses repas. Et quels panégyriques!'

Die zunächst notwendigste Aufgabe, Ibsens Übersetzung ins Französische, wurde von 1892 bis 1908 großenteils vom Grafen Prozor ausgeführt, der auch 1897 eine Studie über den 1896 von ihm übertragenen 'Peer Gynt' veröffentlichte; daneben erschien eine Reihe meist nicht autorisierter Ergänzungsübersetzungen von Rodolphe Darzens (1890), Ad. Chenevière (1892), J. Trigand Geneste (1893), P. Bertrand et Ernest de Nevers (1893), Ch. de Bigault de Casanove (1897; Ibsens Gedichte, 1907) sowie alles, was von den Jugenddramen noch unübersetzt war, durch den Vicomte de Colleville et F. de Zeppelin (1896—1903). Die orientierende Sekundärliteratur über Ibsen, die besonders in den 90er Jahren sehr stark anwuchs, findet sich größtenteils gesammelt im Anhang zu Roman Woerners 'H. Ibsen' (II. Bd., 3. Aufl., München 1923).

Wenden wir uns zunächst zwei besonders auffallenden Grundtatsachen von Ibsens anfänglicher Aufnahme zu, die im Ausland genau ebenso nachweisbar wären wie in Frankreich, und die überhaupt die populäre Vorstellung der damaligen Welt von der Bedeutung Ibsens beherrschten: die auffallende Geringschätzung seiner Jugenddramen und die modische Überschätzung des aktuellen 'Nora'-Stoffes. Schon Auguste Ehrhard in seinem (dem ersten größeren und gründlichen!) Ibsenbuch (1892), dessen Höhepunkt die guten Analysen von 'Peer Gynt' und 'Rosmersholm' bilden, dachte nicht entfernt an eine szenische Aufführung der an 'proportions anormales' (a. a. O. p. 93) leidenden philosophischen Dramentrias 'Brand' — 'Peer Gynt' — 'Kaiser und Galiläer': 'elles restent en

Digitized by Google

dehors du théâtre ... la scène n'en a pas profité'. Als man schließlich eine von Ibsen selbst ja nie beabsichtigte Aufführung des 'Peer Gynt' dennoch wagte, war die Ablehnung allgemein. Bei Sarcey überrascht es nicht, aber auch Lemaître erklärte ('Impressions de Théâtre', Paris o. J., X, 40), das Drama 'm'a semblé une des moindres productions de M. Ibsen. Cela a l'air d'une œuvre d'extrême jeunesse, beaucoup plus jeune même que n'était l'illustre Norvégien lorsqu'il l'écrivit'; wie wenig Mühe er sich nahm, abgesehen von der populären Solvejghandlung dem Drama einen Sinn abzuringen, zeigt sein banaler Vergleich mit La Fontaine: 'l'idée de *Peer Gynt* m'apparaît aussi humble, aussi "bonne femme" que celle de la fable des Deux Pigeons', wie überhaupt alle sogenannten philosophischen Dramen angeblich nichts als bekannte Gemeinplätze auftischen; nur drei oder vier Szenen des *'Peer Gynt'* 'm'ont paru ou vivantes ou belles' (a. a. O.). Zu sehr bereits war man auf Ibsen als den Meister des aktuellen Gesellschafts- und Problemdramas festgeschworen, und noch 1904 machte ein so begeisterter Ibsenfreund wie der Theaterdirektor und Schauspieler Lugné-Poé zur Hauptidee eines Aufsatzes ('Ibsen et son Public' in 'Revue Politique et Littéraire. Revue Bleu', 5e série, II, 68) die heute überholte Ansicht 'que ce n'est que depuis ces vingt dernières années qu'Ibsen a cherché insidieusement, par le théâtre, à entrer en rapports avec les publics du monde entier'.

Der große und langanhaltende Bühnenerfolg des 'Puppenheims' dagegen erklärt sich, in Frankreich wie in allen Ländern, einmal aus den in der Luft liegenden Ideen von der seelischen Autonomie der Frau, deren stärksten Ausdruck dies Stück bildet: 'Nora fut le point de départ de toute une évolution réclamant pour la femme le droit à la pensée et au travail, que Prus soutint dans *les Emancipées*' (G. Leneveu, a. a. O. p. 71), und andererseits aus der tadellosen Sorgfalt, mit der dies formal keineswegs umstürzend wirkende Drama gearbeitet war, so daß man sehr wohl finden konnte, 'daß keines der vorher in Paris bekannt gewordenen Werke des norwegischen Meisters dem französischen Geschmacke so zusagen mußte, der vor allen Dingen eine durchsichtige Disposition verlangt, wie die Nora' ('Magaz. f. Lit.', 1892, 61. Jg., Sp. 322). Ob man aber in Frankreich von einer eigentlichen 'Noramode' reden kann, ist mindestens umstritten. Während einerseits von einem Begeisterungssturm der femmes du monde berichtet wird — jede von ihnen wollte 'se faire une âme norvégienne' (Augustin Filon, 'De Dumas à Rostand', 2e éd., Paris 1911, p. 100) — behaupten andere, wie Ehrhard, von einer Noramode nichts zu wissen ... 'Nous l'avons échappé belle en France. Notre ignorance nous a sauvés

Digitized by Google

d'une épidémie qui a ravagé pendant toute une saison le nord de l'Europe. Ce fléau, c'était la discussion de *Maison de poupée*' (p. 286). Immerhin muß das Gefühl der Verblüffung über den vielumstrittenen Schluß des Dramas groß gewesen sein: man war seit George Sands Vorgang wohl daran gewöhnt, daß Roman- und Theaterheldinnen ihre bösartigen Gatten verließen, sobald sie einen Liebhaber als Rückhalt hatten ... 'mais partir seule, sans tromper son mari, sans amant, donc sans excuse, rien que pour une idée, au nom de la dignité personnelle? C'était idiot! Et en effet, la dignité personnelle, qu'est-ce que cela?' (Leneveu, a. a. O. p. 70). In der ersten Verblüffung gab man diesen auf der Bühne ungewohnten Frauentyp sogar als eine ethnographische Kuriosität aus: als die Skandinavierin ... ohne es zu wagen, das durchaus Allgemein-Menschliche dieser Gestalt und dieses übernationalen Ideals von der Menschenwürde zu bejahen ...

'Chez Ibsen, la sincérité et la simplicité sont parfaites; et l'angoisse morale a un accent d'une intensité incroyable ... La femme scandinave est rigoureusement vertueuse; son mari l'aime et est le plus honnête du monde; ses griefs contre lui sont de ceux que peut seule concevoir une âme très profonde et sérieuse' (Lemaître, a. a. O. V, 46).

Überblicken wir nun die Gesamtheit der sich zum Phänomen Ibsen äußernden Kritiker, so ergibt sich von selbst eine Einteilung in drei Gruppen: eine reaktionär-konservative Gruppe, meist aus älteren Männern der Scribe-Tradition bestehend, die ablehnend, eine enthusiastische Gruppe der Jüngeren, die unter Beifall den neuen Dramatiker entgegennahm, und schließlich die nicht mehr einheitlich gescharten Einzelkritiker zwischen etwa 1900 und der Gegenwart.

Leneveu (a. a. O. p. 129) hat in humorvoller Weise die maßlose Entrüstung der Gruppe der konservativen Kritiker nach der 'Gespenster'-Premiere Antoines beschrieben, die Ibsens Werk inhaltlich als 'symbolisme d'hôpital', formal als 'maladroite et mal faite' verwarfen, ja von denen einer sich die unglaubliche Vermutung leistete (p. 131), das Pseudonym 'Ibsen' sei nichts als eine literarische Erfindung der übereifrigen Ibsenpropheten Lugné-Poé und Henri Bauer. Führer dieser Gruppe war damals, neben Jules Claretie, vor allem der populäre 'oncle' Sarcey (1827—1898), damals 'Prince des critiques' (Adolphe Thalasso, 'Le Théâtre Libre', Paris 1909, p. 22), ein dicker, gemütlicher Verteidiger der 'klaren' Scribetradition, 'admirablement bourgeois' (ebd.), bzw. wie Herman Bang (Mag. f. Litt. 1894, 63. Jg., Sp. 1138) bissiger sagte: 'die dramatische Autorität der Spießbürger', was Thalasso bestätigt (p. 31: 'on attendait son appréciation comme parole d'évangile'). Seine Stellung zu Ibsen

Digitized by Google

konnte nicht zweifelhaft sein. Wenn ihn schon Zolas dramatisierte 'Thérèse Raquin' nach eigenem Geständnis 'avait rendu malade', so begreifen wir, daß das Gnädigste, was er am 2. Juni 1890 über die 'Gespenster'-Premiere zu sagen hatte, in dem Satz bestand: 'La vérité est que je n'ai pas compris grand'chose au chef-d'œuvre d'Ibsen' ('Quarante Ans de Théâtre', Paris 1902, VIII, 330). Wußte er auch seine absichtlich verständnislose Haltung mit bewundernswert ironischer Eleganz in seinem ausführlichen Ibsenessay von 1896 zu verteidigen, so kann doch nichts darüber hinwegtäuschen, daß ihn seine klassizistischen Kunstanschauungen ('Hors de Scribe, point de salut. C'était sa devise. Une pièce de théâtre devait avant tout être une pièce bien faite', Thalasso p. 31) zu ungerechten, ja absurden Behauptungen hinrissen, wie z. B. derjenigen, die ganze Ibsenmode sei nichts als die Mache jener Snobs,

'qui, sans avoir de goût personnel, affectaient, pour avoir l'air d'être dans le mouvement, une admiration qu'ils ne sentaient pas, dont ils eussent été incapables de se rendre compte. Je crois bien que c'est Henrik Ibsen qui a fait la fortune de ces deux mots: snob et snobisme, d'usage courant aujourd'hui' ('Cosmopolis' 1896, II, 747).

Als das formal Verwerfliche an Ibsens Meisterdramen bezeichnet er das Fehlen eines klaren, übersichtlichen Ablaufs, dessen erster Akt nach Scribes Muster schon den Ausgang des Stückes erraten lassen müsse; den Zuschauer in tastender Ungewißheit zu lassen, müsse etwas 'Skandinavisches' sein und sei jedenfalls unvereinbar mit der 'pure et sereine clarté dont nous sentons le besoin':

'Oh! que je préfère les belles et lumineuses ordonnances de nos pièces, où le sujet dès l'abord est clairement exposé, les personnages marqués de traits reconnaissables, où le reste se déduit logiquement des prémisses, sans qu'il y ait jamais dans l'esprit de l'auditeur une hésitation ni une incertitude. ... Chez lui nous désapprendrons le secret des compositions régulières et classiques. Je ne tiens pas à ce que nos esprits, baignés de la lumière latine, se coiffent exprès des brumes scandinaves' (a. a. O. p. 751).

Dieselben Angriffe gegen die bis zum Ende die Schlußlösung verschleiernde Unkunst des Norwegers hatte er schon am 4. 5. 1891 in seiner Kritik der 'Wildente' vorgetragen ('40 Ans. etc.', p. 339), wo er 'cette œuvre exotique' (p. 337) jubelnd begrüßte, weil er danach Ibsen für erledigt hielt, um so mehr, als niemand je erfahren werde, was eigentlich die 'Wildente' bedeute (p. 339) ... er habe Kopfweh durch das ungewohnte fortgesetzte Aufpassen bekommen: es sei kein Vergnügen. Wenn er auch einige Rollen gönnerhaft lobt, steht sein Urteil über das Stück doch fest: 'elle est obscure, elle est incohérente; elle est insupportable' (p. 344). Sarceys Entrüstung über dies Stück hat übrigens der berühmte Chansonnier Raoul Ponchon (geb. 1848;

Digitized by Google

'La Muse au Cabaret', 1920) in der witzigen Strophe seines Ibsennachrufs von 1906 festgehalten (vgl. Victor Klemperer, 'Die moderne franz. Lyrik von 1870 bis zur Gegenwart', Lpz.-Bln. 1929, p. 112):

J'entends encore feu «notre oncle»
Exaspéré comme un furoncle,
Notre oncle un peu traînard en Art,
Criant, comme un damné de Dante,
A l'ibsénité révoltante,
Quand on lui posa ce «canard».

Die 'Gespenster' sind nach Sarcey nur ein Abklatsch des antiken Fatums: 'il n'y a en cette affaire que le mot de revenants qui soit nouveau' (Cosmopolis II, 745), und nach der Aufführung der 'Frau vom Meer' (19. 12. 1892) wiederholt er 'avec franchise que je ne comprends pas grand'chose aux drames d'Ibsen' ('40 Ans', p. 346). Als man vollends den 'Solneß' spielt, erreicht seine Erbitterung den Höhepunkt (9. 4. 1894): 'De tous les ouvrages qu'on nous a donnés de H. Ibsen, celui-là est sans contredit le plus médiocre; il est tout à fait obscur et puéril ... C'est du pur galimatias' (a. a. O. p. 356).

Durch seine seltsam zwiespältige und mißtrauische Haltung gehört auch Jules Lemaître dieser konservativen Gruppe an, obwohl er andererseits durch seinen erwähnten Artikel anfänglich viel für Ibsens Wirkung tat, ferner, wie Lugné-Poé später bemerkte (a. a. O. II, 100), Nora geradezu 'vulgarisierte', und noch 1897 bei der Erstaufführung der 'Hedda' im Théâtre Vaudeville den einleitenden Vortrag hielt; aber das Urteil der deutschen Ibsenherausgeber ('Sämtl. Werke' X, 519), das ihn als 'Bahnbrecher Ibsens in Frankreich' abstempelt, muß, wie nachher deutlich hervortreten wird, sehr stark korrigiert werden. — Auffallender in Sarceys Spuren ging ein Pole, der den französischen Nationalgeist gegen die 'Nordomanie' verteidigen zu müssen glaubte, Téodor de Wyzewa, der dem Ibsenschen 'Volksfeind' — den er unbegreiflicherweise als Nachahmung des 'Misanthrope' ausgab! — den einheimischen Dramatiker Dumas fils vorzog, aus ähnlichen Gründen wie Sarcey:

„Ibsen hat weder amüsante Paradoxe noch gescheite Einfälle, seine Personen sind nur Verstandeswesen, Argumente oder Gegenargumente. Sein Stück bleibt ein mittelmäßiges Werk, eintönig, schlecht komponiert, ohne Stil und ohne Poesie." (Felix Poppenberg, a. a. O. Sp. 834.)

Dazu kam aber bei ihm, der Nietzsche in der 'Revue Bleu' (7. 11. 1891) angriff und es deshalb mit dem Nietzscheschüler André Gide zu tun bekam (vgl. dessen 'Prétextes', p. 167 ff.), seine strengkatholische Feindschaft gegen Freigeister vom Schlage Ibsens, den er mit Christus in wenig geschmackvollen Gegensatz setzt ('Écrivains Étrangers', Paris 1897, II, 317; vgl. Poppen-

Digitized by Google

berg a. a. O.). Dem 'Volksfeind' — 'une œuvre médiocre, monotone, mal composée, sans style et sans poésie' (p. 312), Labiches 'Doit-on le dire?' weit unterlegen, immerhin 'une très grande œuvre' (p. 313) — legt er ebenfalls eine religiöse bzw. atheistische These unter und lehnt ihn somit ab, wie alle anderen Werke Ibsens, 'et les antireligieuses, et les scientifiques, et les incompréhensibles ... des énigmes hors de notre portée' (p. 314)! Während er über Brand und Peer Gynt als 'mélodrames romantiques' (I, 262) hinweggeht, scheinen ihm die am unoriginellsten gearbeiteten 'Stützen der Gesellschaft' Ibsens bestes Stück. Immerhin ließ später seine Feindseligkeit etwas nach: 'Hedda', die ihm noch 1891 als 'charade' und 'incompréhensible' vorkam (I, 258 ff.), erschien ihm in einer späteren Zusatzanmerkung 'aujourd'hui une pièce pleine de vie et de naturel' (I, 251), eine allmähliche Bekehrung, die sich auch bei anderen Kritikern des Sarceykreises nachweisen läßt, wie etwa jenem, der nach Antoines 'Wildente'-Aufführung dem Verfasser sogar lobend einräumte: 'Il est obscur, abscons, compliqué et tortillé ... Mais il a de l'observation comme Labiche et l'instinct du théâtre comme Dennery' (Leneveu, a. a. O. p. 130/31).

Um so größer war die Begeisterung der jüngeren Kritikergeneration für Ibsen: 'Du nord nous était, enfin, venu la lumière' (zit. Thalasso a. a. O. p. 95). Es ist kaum übertrieben, wenn Ibsens Freund Jonas Lie dem Grafen Prozor (zit. Préface zu 'Borkmann', p. XXII) über die skandinavischen Dichter in Frankreich schrieb: 'Ibsen seul s'y est logé et seul il y demeure; c'est comme un chardon qu'ils se seraient mis dans les cheveux et qu'ils ne pourraient ôter.' Gereizt, gallig und beleidigt berichtet der alte Sarcey übertreibend von der Ibsenschwärmerei, der die meisten Kritiker schon gehuldigt hätten, ehe noch ein Drama Ibsens auf der Bühne erschienen sei:

'Quels panégyriques! C'était un art nouveau qu'on nous apportait de Norvège; il ne resterait plus rien, après ce triomphe, de notre antique art national:

Le soleil s'est levé; disparaissez, étoiles!

Toutes les revues des jeunes abondaient en sarcasmes contre ceux qu'on supposait devoir se montrer quelque peu réfractaires. On les traitait par avance d'idiots, de ramollis, de goîtreux; c'étaient (suprême injure!) des académiciens, ou tout au moins des gens que guettait l'Académie, gens de cervelle usée, incapables de comprendre le verbe nouveau, et sur lesquels il fallait s'asseoir.' (Cosmopolis, p. 742.)

Mit noch gereizterer Übertreibung schildert Sarcey, der durch die hitzigen Angriffe von Henri Becque, Émile Bergerat und George Leneveu (a. a. O. p. 130: 'Sarcey ne comprit jamais rien, de sa vie') nicht in Versuchung kommen konnte, 'verräterische Seufzer nach der neuen Kunst zu schnaufen', wie Hermann Bahr es

Digitized by Google

behauptete ('Die Überwindung des Naturalismus', 1891, p. 45), jene entscheidende erste Ibsenpremiere: die 'Gespenster' im 'Théâtre Libre' ...

'Le bataillon sacré des Ibséniens était à son poste, l'air menaçant et les yeux agressifs. C'était dans toute la salle un frémissement d'attente: *Deus, ecce Deus!* On sentait que si quelque iconoclaste se fût permis l'horrible inconvenance de laisser échapper un geste de doute, il eût été roulé sous le mépris et l'injure. *Les Revenants* d'Ibsen, ce n'était pas, à vrai dire, une pièce qu'on jouait sur un théâtre; c'était un office religieux que l'on célébrait dans un temple' (a. a. O. p. 743) ... 'Le lendemain, ce fut dans toute la presse, dans presque toute la presse, un universel hosannah! Augier, ni Dumas, ni les autres n'existaient plus; pour un peu, on aurait jeté Molière par-dessus bord' (p. 747).

Jetzt kaufte sich der Kritiker Hugues Leroux, der kurz zuvor noch gewarnt hatte, sich von 'des apparences de génie' eines von 'Nebeln' noch nicht 'geklärten' Ibsen blenden zu lassen, einen Dampferplatz nach Norwegen, interviewte den Dichter und blieb ihm fortan bedingungsloser Gefolgsmann (Leneveu, a. a. O. p. 130); desgleichen der Wagner-Apostel Henri Bauer, der im 'Écho de Paris' den 'Shakespeare scandinave' in den höchsten Tönen pries. Auch Zola war von den 'Gespenstern' hell entzückt, Lemaître (a. a. O. V. 46) schrieb schon 1889 über sein Lieblingsdrama 'Ein Puppenheim': 'J'aime davantage ce drame à mesure que j'y songe', und über dasselbe Drama rief in der 'Revue Bleu' J. du Tillet aus, obwohl er den Ausgang des Stücks etwas bemängelte: 'Lest und lest wieder die ersten Szenen des Dramas; vom ersten Worte an ist der Charakter Noras mit unvergleichlicher Feinheit gezeichnet ... Wenn das nicht Theater ist, und zwar bestes, dann habe ich das Verständnis dieser Worte verloren.' Als 'Rosmersholm' über die Bühne des 'Œuvre' ging, untersuchte der Dichter und Essayist Jean Jullien dies 'drame intérieur' (vgl. Poppenberg, a. a. O. Sp. 885) bereits mit dem Auge des Symbolisten, wollte in allen Gestalten ideell verallgemeinerte Personifikationen sehen, deren Vermenschlichung aber restlos gelungen sei. Wie später Maeterlinck am 'Solneß', so bewundert Jullien an diesem Drama den unausgesprochenen, nur angedeuteten inneren Dialog der Seelen; für die eingehende Beschäftigung mit dem Drama zeugt außerdem ein hymnischer Nachruf 'A une sacrifiée', in dem ein phantasievoller Kritiker des 'Journal des Débats' das Schicksal der toten ersten Gattin Rosmers rekonstruiert und den herben Kranz ihrer Leiden flicht (Näheres bei Poppenberg, a. a. O.). Wie falsch Sarceys Behauptung war, Ibsen sei für Frankreich schon tot gewesen, als man ihn eingeführt habe, zeigte dann vor allem die riesige Begeisterung aller Blätter am 20. März 1898, die den Geburtstag des 80jährigen Dichters ehrte. Und noch 1902 beendete George Le-

Digitized by Google

neveu sein liebevolles Ibsenbuch (a. a. O. p. 133) mit der fast zu schwungvollen Schlußfanfare:

'Ibsen a atteint de la pensée humaine les cimes aux neiges éternelles, qu'aucun pas humain n'avait avant lui foulées. Infirmes et poltrons cérébraux attachés aux platitudes et aux routines, concrétisés et crétinisés en ce monde où ils rampent et se délectent, se refusent à le suivre. Mais d'autres âmes solitaires et libres, tendent leurs ailes vers cet excelsior moral, vers le soleil de minuit aux aurores resplendissantes.'

Wenden wir uns schließlich der dritten, durch keine einheitliche Stellungnahme zusammengehaltenen Gruppe der Ibsenkritiker seit etwa der Jahrhundertwende zu. Wichtiger als eine Betrachtung einzelner Abhandlungen — wie des Ibsenaufsatzes von Henry Bordeaux in seinen 'Ames modernes', der beiden Ibsenbücher (1900, 1907) des Brüsseler Professors für Russisch, Ossip Lourié, oder von Bertevals 'Ibsen' (Paris 1912) — ist der Hinweis auf den Hauptvorwurf, der jetzt immer wieder dem Dichter gemacht wird, und zwar nicht nur in Frankreich (in Deutschland z. B. in Lienhards 'Wegen nach Weimar'): Ibsen sei nicht gemütvoll genug, seine Menschendarstellung sei kalt und konstruiert ... wie das schon 1898 Victor Basch von Ibsens Frauengestalten behauptete:

'Les femmes d'Ibsen sont toutes des intellectuelles, des moralistes, des métaphysiciennes, et non pas des créatures de chair et de sang, faites pour l'amour, comme les femmes de George Sand. Au fond Ibsen n'aime pas la femme et ne s'intéresse pas vraiment à sa destinée: il ne s'occupe du mariage que parce qu'il est l'un des principaux contrats sociaux' ('Ibsen et George Sand'; 'Cosmopolis' IX, 488).

So bekennt Basch schließlich am Ende dieses Aufsatzes — und aus ihm spricht die Empfindung der großen Masse des Publikums —, die weiblich-gütige Menschen- und Lebensauffassung der wackeren Sand liege ihm doch näher (p. 492): 'Dites enfin que l'idéal de vie de George Sand vous paraît plus large, plus humain, plus proche de nous.'

Aus der Zahl bedeutender französischer Schriftsteller, die sich später zu Ibsen geäußert haben, greifen wir Maurice Barrès, Maeterlinck und André Suarès heraus; daß neben ihnen noch mancher andere zu nennen wäre, geht aus H. Lichtenbergers (a. a. O. p. 45/46) nicht genauer präzisiertem Hinweis hervor:

'In einer Umfrage, die seitens der dänischen Zeitung "Politiken" an eine große Anzahl von Schriftstellern der Alten und Neuen Welt über Ibsen gerichtet wurde, finden sich 16 französische Autoren, aus denen ich die Namen Zola, Faguet, Claretie, Barrès, Becque, Abel Hermant, Pierre Louys hervorhebe.'

Für den jungen Maurice Barrès war die Bekanntschaft mit Ibsens Werk von nachhaltigstem Eindruck; er selbst bekennt,

Digitized by Google

der Zweifler Ibsen sei die erste Gestalt, an der seine eigene überall losbrechende Zweifelsucht wirkungslos abgeprallt sei, und seine einzige Klage ist (vgl. Georg Brandes' analoge Sätze von 1897: 'Ibsen en France' in 'Cosmopolis' V, 114), daß Frankreich diesen köstlichen Schatz erst so spät gehoben habe:

'Warum kommt Frankreich, das sich für die vorgeschrittenste Nation hält, immer zwanzig oder dreißig Jahre nach dem übrigen Europa nachgehinkt? Man entdeckt die Leute hier immer erst, wenn sie schon alt oder tot sind. Jetzt verherrlicht man Wagner, nachdem man ihn vorher ausgezischt. Man ist auf Ibsen gekommen, als er schon Greis war' (zit. Poppenberg a. a. O. Sp. 834).

Später freilich mußte Barrès, seiner seit etwa der Jahrhundertwende ganz gewandelten weltanschaulichen Haltung entsprechend, zu einer prinzipiellen Ablehnung Ibsens kommen. — Der Belgier Maeterlinck hat sich mehrfach in bewundernder Ehrfurcht über die seelentiefe Kunst Ibsens ausgesprochen, so in seinem Aufsatz 'Le Drame Moderne' ('Le Double Jardin', 26ième Mille, Paris 1921, p. 109 ff.), wo er die keine Konflikte mehr duldende Tiefe Ibsens, die äußerliches Ringen durch abstrakte, friedvolle Seelenschwingung ersetze, als eine Kunst bezeichnet, mit der wir 'au bout des ressources de la dramaturgie nouvelle' angelangt seien (p. 122). Freilich bringe dieser bewundernswerte, jenseits des klaren menschlichen Bewußtseins liegende Impuls aber auch oft ein kränkliches und ungesund-bohrendes Seelenwühlen mit sich, dessen Resultate 'touchent souvent de bien près à un orgueil injuste, à une sorte de folie chagrine et maladive' (p. 125). Doch hindere ihn dies nicht, Ibsen zu bewundern, denn habe er auch 'peu d'éléments salutaires à la morale contemporaine' beigebracht (p. 126), so sei sein Werk doch von einer solchen 'wilden und düsteren Größe', daß es sich würdig neben Antike und Renaissance stelle.

Nicht vom künstlerischen, sondern mehr vom psychologisch-charakterologischen Gesichtspunkt kam 1901 André Suarès zu seiner Würdigung Ibsens ('Le Portrait d'Ibsen' in 'Trois Hommes. Pascal, Ibsen, Dostoïevski', 10ième éd., Paris 1919, p. 77 f.), die nach unserer Ansicht das Beste und Tiefschürfendste ist, was über Ibsen nicht nur in Frankreich, sondern überhaupt geschrieben wurde, obwohl — oder vielleicht gerade weil — sie absolut subjektiv gefaßt ist. 'Entre tous les poètes, Ibsen est le seul rêveur, depuis Shakespeare' (p. 103); er erinnert Suarès stilistisch an Dante (p. 94), und er gilt ihm mehr als alle anderen Dichter des Nordens: 'Ibsen compte seul à nos yeux, de tous les Scandinaves' (p. 100). Die außerordentliche Hochschätzung bezieht sich freilich, wie dies damals nicht anders zu erwarten war, fast ausschließlich auf die Gesellschaftsdramen: 'Je trouve Ibsen

Digitized by Google

bien plus beau et plus poète dans ses tragédies bourgeoises que dans ses drames antiques ou ses poèmes' (p. 107). Das Ibsenporträt von Suarès hat manches mit dem von Rilke ('Malte Laurids Brigge') gemein; vor allem unterstreicht er, von der norwegischen Landschaft ausgehend, im Wesen dieses unterirdisch tobenden Vulkanmenschen (p. 92: 'Ibsen est né ardent, violent, sensuel et passionné') jenes Gefühl der absoluten, rettungslosen Einsamkeit ... 'Combien cet homme est seul, et qu'il doit m'être cher, par là, dès que je l'ai connu!' (p. 93). Und im vollen Bewußtsein, daß Ibsen trotz der brodelnden Chaotik seines Innern 'froid comme l'intelligence' (p. 180) sei, erlebt er das steinern Gigantische dieses Genies ...

'Ibsen n'est pas aimé, on l'admire. Il ne sera jamais cher qu'aux puissants qui sont tristes; et à ceux qui voient le monde dans la lumière étrange du crépuscule, sans être sûrs de ne pas faire un songe à la fois trop frêle et trop solide, terrible et bouffon, odieux et pitoyable' (p. 119).

Je mehr sich allmählich Ibsens Dramen auf der Bühne und beim breiten Publikum als nicht mehr umstrittener Besitz einzubürgern begannen, verstummten die Wertungen der Kritik. Als der Krieg kam, begann Ibsen Geschichte zu werden. Sein hundertster Geburtstag erst (20. 3. 1928) forderte von der gesamten Zeitungspresse Rechenschaft und erneute Stellungnahme; dies gewährt uns noch einmal die günstige Möglichkeit, einen allerneuesten Querschnitt der Ibsenaufnahme zu gewinnen, wobei wir freilich die zahlreichen wissenschaftlich-objektiven Festbeiträge zu Ibsens Biographie und Werk übergehen müssen sowie einige in anderem Zusammenhang zu erwähnende Artikel vorläufig noch zurückstellen. Im allgemeinen ist die Stimmung der Kritiker sehr skeptisch, mehr noch als in den gleichzeitigen deutschen Zeitungen. Die durchschnittliche Gesinnung dürfte wohl ein Artikel André Levinsons in den 'Nouvelles Littéraires' (31. 3. 1928: 'Ibsen, mort et vivant') ausdrücken. Der Verfasser zählt den Doktrinär der 'Stützen', des 'Puppenheims' usw., den Gesellschaftskritiker und radikalen Ideologen, kurz den Ibsen, den damals Georg Brandes zu den 'Modernen Geistern' rechnete, der toten Vergangenheit zu; lebendig und jederzeit ergreifend aber bleibe sein reines ideales Wollen, seine chaotisch-bohrende Natur und die unterdrückten Schreie seiner pathetisch leidenden Gestalten. Das Drama, in dem gerade dieser Ibsen uns am stärksten entgegentritt, 'Rosmersholm', fordert darum auch jetzt noch die höchste Achtung, die der Kritiker der 'Chronique des Lettres Françaises' (Paris, Mai-Juin 1928, VI, 33, p. 331) in die Worte kleidete: 'avec *Rosmersholm*, il a écrit la plus libre des constructions de sa pensée, sa pièce la plus pure et la plus poétique, et il semble qu'un rayon des pays classiques est venu

Digitized by Google

illuminer le cœur du vieillard sexagénaire.' — Daneben aber bricht sich bereits die Erkenntnis Bahn, daß es einen Ibsen gibt, der erst noch neu zu entdecken ist: den jüngeren, 'philosophischen' Dramatiker der 'Peer-Gynt'-Periode, dem sich Europa erst in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts zuwandte; ein Anzeichen jedenfalls ist der Aufruf, den der hochverdiente Brand-Übersetzer ('Mercure de France', 16. 7., 1. u. 16. 8. 1909) und -Forscher ('Revue des deux Mondes', 1. 3. 1928) P.-G. la Chesnais in der Literaturbeilage des 'Figaro' vom 17. März 1928 erließ, die Geringschätzung der Werke, die Ibsen vor seinem ungefähr 50. Lebensjahre schrieb, doch endlich aufzugeben und in Ibsen mehr zu sehen als nur den Autor der 'modernen' Gesellschaftsdramen.

Wenden wir uns nun, nach diesem orientierenden Gang durch die Reihen der französischen Ibsenkritiker, der Einzelbetrachtung einiger wesentlichen Probleme zu, die sich bei der Aufnahme Ibsens erhoben. Wir übergehen die mehr oder minder geistreichen, erklärenden und ausdeutenden Bemühungen der Ibsenfreunde, um uns eingehender mit der negativen Seite der Ibseninvasion zu befassen, mit den Haupteinwänden der Ibsenopposition; es sind deren vor allem zwei — Thesen, die einander zum Teil gegenseitig ausschließen: 1. Ibsens 'Lehre' ist nichts als ein Abklatsch früherer französischer Dichtung, 2. Ibsen ist als norwegischer Staatsangehöriger französischer Wesensart derart fremd, daß er einem Franzosen ganz unverständlich bleiben muß. Als psychologische Quelle beider Thesen schimmert allzu durchsichtig vaterländische Eitelkeit und kulturpatriotische Beschränktheit durch, worauf denn auch die Kritiker der konservativen Gruppe mehr oder weniger bewußt ihre Polemik gründeten.

Der erste Vorwurf, der mißliebigen Dichtern gegenüber ja mit Vorliebe gebrauchte 'Reminiszenzenknüppel', wurde zuerst in einem recht verantwortungslosen und unklugen Aufsatz des von Anatole France ('La Vie Littéraire' II, 172 f.) als völlig objektiv gerühmten Jules Lemaître gehandhabt: 'De l'influence récente des littératures du nord' ('Les Contemporains. Études et Portraits Littéraires', Paris 1919, VI, 225—270), wo ihm in der Absicht, seine Landsleute von dem Gespenst einer angeblichen 'septentriomanie' (p. 226) zu heilen, keine Farbe schwarz genug ist, die Minderwertigkeit des Imports aus dem Norden aufzuzeigen[1]. Seine ganze Literaturkenntnis wendet er auf, um die

[1] Bezeichnend ist z. B. seine Warnung, anläßlich einer Besprechung des Dramas 'Der Vater' von Strindberg, den er übrigens für einen Deutschen hielt (a. a. O. p. 227): 'Songeons que nos arrière-grandspères ont accueilli avec le plus fervent enthousiasme des pauvretés telles que les

Digitized by Google

Vorbilder der Hauptheldeu des vielgerühmten Tolstoi in früherer französischer Literatur nachzuweisen (p. 241/44, 248/51), desgleichen Strindbergs (p. 265), G. Hauptmanns und Nietzsches (p. 239/40) Vorwegnahme durch eingeborene Franzosen. Ebenso fadenscheinig und oberflächlich wie diese 'Beweisführungen' ist nun auch sein Nachweis, Ibsen sei Abklatsch von Dumas fils ...

'L'"Ami des femmes", "la Princesse Georges", "l'Étrangère", "Francillon" reposent sur la même conception du mariage que "la Dame de la mer" ou "Maison de poupée". — Et si vous voulez des orgueilleuses, des insurgées démoniaques, Mme. de Terremonde, et mistress Clarkson, et Césarine ne le cèdent point, ce me semble, à Hedda Gabler' (a. a. O.).

All dies war natürlich Wasser auf die Mühle des alten Sarcey, der ja mit Vorliebe alle neuen Ideen auf die 'lieux communs de la littérature romantique de 1828' zurückführte und der nun alsbald in Hjalmar Ekdal den Delobelle Alphonse Daudets wiederzuerkennen behauptete ('40 Ans etc.' VIII, 340), was G. Larroumet (a. a. O. II, 313) noch durch einen Vergleich von Daudets Désirée und Ibsens Hedvig überbot. Nun war der Phantasie Tür und Tor geöffnet: nach Comte de Prozor wurde Ibsen von Renan maßgebend beeinflußt (Leneveu, a. a. O. p. 41), nach Vicomte de Vogüé von Voltaire (vgl. A. Kerr, 'Mag. f. Litt.' 1892, 61, Sp. 221), und nach Zola von der französischen Romantik[1]: letzterer folgte übrigens durchaus Lemaîtres These, wenn er auf die Frage nach Ibsens Einfluß erwiderte,

'daß die neuen Ideen, die Paris aus dem Norden überschwemmten, eigentlich französischen Ursprungs und von französischen Schriftstellern ausgesprochen worden seien. Nun kämen sie, durch die düstere Einbildungskraft der nordischen Völker kristallisiert und verdichtet, wieder nach Paris zurück' (Ernst A. Vizetelly 'E. Zola', Bln. 1905, p. 264).

Denn immerhin gab auch Lemaître gelegentlich zu, diese nördliche Erfrischungsreise sei den 'französischen' Ideen gar nicht schlecht bekommen ...

'Bref, les écrivains du Nord, et c'est là leur charme, nous renvoient, si vous voulez, la substance de notre propre littérature d'il y a quarante ou cinquante ans, modifiée, renouvelée, enrichie de son passage dans des esprits notablement différents du nôtre. En repensant nos pensées, ils nous les découvrent' (Cont. VI, 258; vgl. eine ähnliche Fassung desselben Gedankens in Gides 'Prétextes' p. 117 ff.).

Abhängigkeit Ibsens von französischem Gedankengut aber tritt nach seiner These am stärksten auf im Fall der George

idylles de Gessner ou les poèmes d'Ossian, et défions-nous du Nord' ('Impr. de Th.' IX, 104).

[1] Vgl. dazu Brandes a. a. O. V, 122 und Basch a. a. O. IX, 466. — Was Ibsen von französischer Romantik eventuell erfahren haben kann, müßte höchstens aus seiner Lektüre von Brandes' 'Romantischer Schule in Frankreich' stammen, die er — wie er im Juni 1883 Brandes schrieb ('Sämtl. Werke' X, 327) — 'mit dem lebhaftesten Interesse' vollendet habe.

Digitized by Google

Sand; aber wie unwesentlich und nichtssagend ist sein Hinweis darauf, daß die bei Ibsen nur halbbegriffen diskutierte Vorstellung eines 'Dritten Reichs', die bei den Jungdeutschen Wienbarg, Theodor Rohmer und besonders dem an Lessing anknüpfenden Heine weit unmißverständlicher ausgesprochen worden war, auch schon andeutungsweise bei der Sand auftauche:

'Ai-je besoin de vous avertir que vous en rencontrerez du moins, dans George Sand et ses contemporains, de vastes et vagues esquisses? Trenmor croit à l'avènement d'une religion nouvelle, sortant des ruines de celle-ci, conservant ce qu'elle a fait d'immortel ... Il croit que cette religion investira tous ses membres de l'autorité pontificale, c'est-à-dire du droit d'examen et de prédication ... Et, là-dessus, lisez "Spiridion", si vous en avez le courage' (Cont. VI, 238).

Und wenn er auch immerhin zugibt, eine Frau Alving sei 'quelque chose d'autre qu'une révoltée à la George Sand' (Impr. de Th. V, 26), so betont er, Ibsens Nora, Hedda, Ellida seien schon vollkommen bei der Sand ausgebildet gewesen, wobei er die zweifellos vorhandenen Emanzipationsideen der Sand zu äußerst gezwungenen Vergleichen entstellt ...

'Indiana, c'est déjà Norah. Elle s'enfuit de chez le colonel Delmare dans le même sentiment que Norah de chez Helmer. Ce que Norah va chercher. Indiana le rencontre; Indiana, épousant Ralph en présence de la nature et de Dieu, c'est Norah, après sa fuite, trouvant l'époux de son âme, le choisissant dans sa liberté. — Et Lélia, c'est déjà Hedda Gabler. Elle a un orgueil au moins égal, et le même sentiment pléthorique, si je puis dire, des droits de l'individu. Elle traite Stenio comme Hedda traite Eilert Lovborg. ... Et "la Dame de la mer", c'est "Jacques", sauf le dénouement. Comme Jacques, Wangel donne à sa femme la permission de suivre un autre homme. L'une en profite, et l'autre non, voilà toute la différence' (Cont. VI, 237).

Selbstverständlich erkannten gerechtere Kritiker, daß mit solchen vagen Reminiszenzen das Phänomen Ibsen keineswegs erklärt sei; gerade gegen Lemaîtres Hinweise auf George Sand erhob Victor Basch in seinem angeführten Aufsatz erfreulich energischen Protest, indem er an Hand von etwa neun verschiedenen Wesenspunkten, in denen sich die Sand von Ibsen grundsätzlich unterscheidet, feststellte 'qu'entre cet idéal et celui d'Ibsen, il n'y a rien de commun' (Cosmopolis IX, 492). Aber schon im Jahre zuvor hatte Brandes die Axt an des Übels Wurzel gelegt, indem er überhaupt jede französische Einwirkung auf Ibsen abstritt, was freilich jedenfalls in dramentechnischer Hinsicht ebenfalls unhaltbar ist. Brandes setzte mit seiner Beweisführung bei der Tatsache ein, daß Ibsen kein Wort Französisch verstand, was durch ein im 'Figaro' veröffentlichtes Interview von Maurice Bigeon (vgl. 'Mag. für Litt.' 1893, 62. Jg., Sp. 66) schon 1893 in Frankreich bekannt gewesen und trotzdem in diesem ganzen Streit übersehen worden war; daraus schließt Brandes, daß

Digitized by Google

Ibsen 'n'a jamais connu ni le romantisme en général, ni en particulier George Sand'[1] (Cosmopolis V, 122)). Viele zufällige Ähnlichkeiten zwischen Ibsen und der Sand mag man sowohl aus der allgemein wirksamen geistesgeschichtlichen Zeitatmosphäre erklären, als auch aus dem Saint-Simonismus, von dem Ibsen (vgl. Josef Collins Ausführungen; ferner O. Walzel, 'Vom Geistesleben alter und neuer Zeit', Lpz. 1922, p. 490) und noch stärker die Sand zweifellos Anregungen empfingen. All diese allgemeineren Zusammenhänge ignorierte Lemaître, nur weil er es nicht übers Herz brachte, das vaterländische Kulturrenommée eine Schlappe erleiden zu lassen.

Aus demselben psychologischen Bedürfnis erklärt sich auch die andere Lieblingsthese der Ibsengegner: Ibsens angebliche nationale Wesensfremdheit, die ihn jedem Nicht-Norweger unzugänglich mache ... eine These, die auch in anderen Ländern von der konservativen Ibsenopposition vorgetragen zu werden pflegte, um durch den Appell an die nationale Eigenart Gesinnungsgenossen zu werben — in Deutschland z. B. von dem damals allmächtigen Kritiker Karl Frenzel; einen seiner Aufsätze in der 'Deutschen Rundschau' (1887, 51, p. 464 ff.) resümierte W. H. Eller ('Ibsen in Germany 1870—1900', Boston 1918, p. 62/63) wie folgt:

'Ibsen is a Norwegian poet incapable of forsaking his native point of view ... The pessimistic elements in the poet have their origin only to a small degree in the perception of universal misery; it is the misery of Norway that aggravates and pains him. The name of his illness is not Existence, but Norway. If the Ibsenian heroes ever had the opportunity to take a walk Unter den Linden or upon the Boulevard in Paris, they would be cured of their whims.'

Diese leichthin aufgestellten Behauptungen sind samt und sonders unhaltbar: einmal hatte Ibsen aus seiner gesamten Ahnenreihe nachgewiesenermaßen auch nicht einen Tropfen 'norwegischen Bluts' in den Adern (vgl. Henrik Jaeger, 'H. Ibsen. Ein literar. Lebensbild', Dresden-Lpz. 1897, p. 2), ferner tauchten bei ihm die pessimistischen Strömungen erst lange nach dem Ver-

[1] Brandes (a. a. O.) ließ sich durch Ibsen brieflich bestätigen, daß er nie ein Buch der Sand gelesen habe und eine Übersetzung ihres 'Consuelo' nach der Lektüre der ersten Seiten beiseitegelegt habe; dagegen war, wie John Paulsen ('Erinnerungen an H. Ibsen', Bln. 1907, p. 164) berichtet, 'Consuelo' die alljährlich wiederholte Lieblingslektüre seiner Frau. 'Han hadde således intet læst af George Sand' (Paulsen, 'Samliv med Ibsen', Anden Samling, Kjøbenhavn og Kristiania 1913, p. 127). Gegen die Behauptung, Ibsen habe kein Französisch verstanden, zeugt dagegen der Aufsatz 'Ibsen traducteur de Français' ('Edda', Bind 28, p. 96 ff., Oslo 1928) von G. P. La Chesnais, der die Beziehungen von 'Kaiser u. Galiläer' (vgl. auch 'Mercure de France', 15. 3. 1928) zu Albert de Broglies Geschichtswerk untersucht.

Digitized by Google

lassen seines Vaterlandes, eigentlich erst seit etwa 1880 auf, drittens war das Elend in Norwegen keineswegs größer als in Berlin oder Paris, wie der düstere Pessimismus der Zola, Gerhart Hauptmann, Max Kretzer u. a. schlagend genug bewies. Trotzdem wurde auch in Frankreich diese These als Hauptbegründung von all denjenigen vorgeschoben, die zu bequem oder zu mißtrauisch waren, das Werk des Ausländers durchzudenken: aus der angeblichen Unzuständigkeit des Norwegers für alle nichtnorwegischen Probleme schloß man nur allzu willig, man sei darum auch nicht verpflichtet, sein Verständnis zu pflegen oder gar von ihm zu lernen, ja, man glaubte vielmehr eifrigst darauf bedacht sein zu müssen, die heitere 'lateinische' Klarheit (Zola und die Seinen wurden dabei ignoriert) vor einer 'Verdunkelung' durch den illusionslosen Norweger möglichst zu behüten.

Schon die erste Ibsenkritikerin, Arvède Barine, zog sich 1877 mit diesem billigen kulturpatriotischen Passepartout aus der Schlinge, in die sie eine Interpretation des 'Brand'-Problems hätte bringen müssen; da war es einfacher, Brands Lebensringen als 'mœurs trop étrangères' zu bezeichnen: 'Pour un public français, Brand serait lettre close' (a. a. O.). Dieselbe Behauptung suchte dann auch Lemaître, der Warner vor der 'septentriomanie' (Cont. VI, 226), durch den Hinweis darauf zu unterstützen, daß Ibsen in Deutschland viel stärkeren Anklang finde, somit französischem Wesen fremder sein müsse: 'je vois que c'est encore en Allemagne qu'Ibsen est le plus connu, a été le plus joué, traduit et commenté. Cela s'explique assez par la parenté des langues et par d'évidentes affinités de génie[1]' (Impr. de Th. V, 31). Und daraus nun zieht Edmond de Goncourt in der hitzigen Vorrede (Herbst 1891) zu seiner satirischen Einakter-Posse 'A bas le Progrès' die aggressive Konsequenz gegenüber der 'nordöstlichen' Invasion, und dem erdrückenden 'brouillard slave aux cervelles russes et norvégiennes'; die ganze nationalstolze Borniertheit dieser Auffassung spricht aus Goncourts Worten:

'In dieser Zeit der Voreingenommenheit Frankreichs für die fremdländische Literatur, bei diesem Kult, den unsere jungen dramatischen Au-

[1] Wie sehr solche 'volkspsychologischen' Generalisationen von der (oft unbewußt) subjektiven Voreingenommenheit ihrer Schöpfer abhängig sind, und wie unter diesem Gesichtspunkt das buntgewürfelte Heer der beliebten Definitionen verschiedener 'Volkspsychen' in ein höchst fragwürdiges Licht rückt, tritt stark hervor, wenn später der Ibsenfreund Lugné-Poé (a. a. O. p. 101) in geradem Gegensatz zu Lemaître behauptet, die 'lateinischen' Völker, besonders Frankreich, stünden vielmehr ihrem Wesen nach dem Dichter näher als alle anderen Nationen, und wenn er darauf hinweist, 'combien nos tempéraments français sont proches parents du tempérament normand, et combien ils peuvent en être les fidèles interprètes.'

Digitized by Google

toren auf dem skandinavischen Theater treiben, bei dieser Neigung der zeitgenössischen Geister, sich als die literarischen Domestiken Tolstojs und Ibsens zu geben — Schriftsteller, deren Verdienste zu bestreiten mir durchaus fern liegt, deren Eigenschaften aber, wie mir scheint, nicht dem Breitengrade, unter dem wir leben, akklimatisierbar sind — habe ich versucht, dagegen anzukämpfen ... Ja, ich habe die Überzeugung, daß man den slawischen Nebel den russischen und norwegischen Gehirnen überlassen muß und nicht ihn gewaltsam eintreten lassen darf in unsere lichten Gehirne, wo, wie ich glaube, dieser Nebel nur übelangebrachte Plagiate zu erzeugen berufen ist' ('Mag. für Litt.' 1893, 62. Jg., Sp. 318/19).

Und diese lächerliche Phrase wurde von Hunderten von Kritikern immer und immer wieder nachgeplappert. Ibsen, den noch am 15. 3. 1928 ('Revue de France') Jean Lescoffier den 'Rembrandt du drame' nannte, galt als 'dunkel', weil er in bisher ungeahnte Tiefen hinableuchtete — aber wohlgemerkt: er leuchtete! Aus dem geistreichen Artikel von Prof. N. Hertzberg-Christiania 'Sind Ibsens Motive und Personen norwegisch[1]?' entnehmen wir folgende zwei Fälle solcher Nachbeterei des Aberglaubens vom 'nordisch' dunklen Ibsen, in dessen Werk wir im Gegenteil in keiner wesentlichen Beziehung Stammesgebundenheit festzustellen vermögen. In der 'Revue indépendente' schrieb Lionel Radiguet beruhigend, um sowohl sich als seine Leser vor moralischer Aufrüttelung zu behüten: 'Zunächst will ich darauf hinweisen, wie eng verwachsen Ibsens Dramen mit dem 'moralischen Milieu' sind, in dem sie spielen. Nur in Norwegen leben diese Figuren, die er schafft.' Und nach der Aufführung der 'Hedda Gabler' im Vaudeville-Theater wußte der verblüffte Theaterkritiker der 'Revue des deux mondes' nichts anderes zu bemerken als ein mißbilligend-besorgtes Kopfschütteln: 'Ich hatte keine Ahnung, daß die jungen Frauen aus ehrbaren bürgerlichen Familien da oben im hohen Norden so geistig krank seien (eussent l'âme aussi malade).' Die Schaubühne ein ethnographischer Guckkasten! Und niemand bemerkte, welch spießerliche Faulheit des Geistes diese stets wirksamen Aufrufe zu nationalem Kulturschutz diktierte! Allen voran natürlich der alte Sarcey, der z. B. 1892 die dramaturgische Finesse Ibsens, erst im letzten Akt die Aufklärung zu bringen, als 'norwegische Sitte' verwarf ...

'Nous autres qui sommes des fils de la race latine, nous préférons qu'on nous mette d'abord au courant et qu'on nous dise, comme les montreurs de la lanterne magique: "Vous allez voir ce que vous allez voir"' ('40 Ans', a. a. O. p. 348).

[1] Im 'Mag. f. Litt.' 1893, 62. Jg., Sp. 610. Auch der nordische Kritiker Niels Kjär protestierte in einem Ibsenaufsatz gegen diese faulen Ausreden: 'Aber wir sind ja daran gewöhnt, daß die fremde Kritik ein absolut nationales Charakterfundament konstruiert als Erklärung des Geistes, der sich in Ibsens Werken abspiegelt' (zitiert bei John Paulsen, 'Erinnerungen', a. a. O. p. 21).

Digitized by Google

Im selben Artikel urteilte er anläßlich der Premiere von Ibsens 'Frau vom Meer' recht abfällig: 'ce théâtre avec les mœurs exotiques qu'il peint aura bien de la peine à s'acclimater chez nous' (a. a. O. p. 352), und als er am 9. 4. 1894 den 'Solneß' gesehen hat, ist sein Urteil gefestigt über Ibsen und seine Werke 'qui ne s'acclimateront jamais chez nous, qui répugnent à notre génie fait de logique et de clarté, et dont nous ne pourrons même jamais rien nous approprier' (p. 356). Und noch bei Ibsens 100. Geburtstag konnte man in der 'Revue de Paris' (vom 1. 4. 1928, Henry Bernstein) lesen, Ibsen sei eben immer doch nur Norweger geblieben, auch während seines langen Italienaufenthalts: klassisches Lebensgefühl habe ihm aus diesem Grunde verschlossen bleiben müssen. Weit wesentlicher und treffender erscheint uns demgegenüber eine auch außerhalb Frankreichs bestätigte Bemerkung, die vor kurzem (1. 1. 1931) in der gleichen Zeitschrift der Kritiker Gérard Bauer vortrug, in einem Artikel über das augenblicklich von Georges Pitoëff (der selber den Dr. Rank spielt) erfolgreich neuaufgeführte 'Puppenheim'; es ist die Erkenntnis, daß nach der raffiniert komplizierten Psychologie neuester Dramatiker viele Ibsendramen heute wasserklar, ja oft allzu klar wirken ...

'Certaines pièces d'Ibsen, qui ont paru difficiles à nos aînés et que Jules Lemaître lui-même n'apercevait qu'à travers des brouillards, se sont éclaircies jusqu'à présenter aujourd'hui des traits parfois trop appuyés et un dramatique un peu simple. *Maison de poupée* est de ces pièces-là.'

Auch wenn wir uns nochmals vergegenwärtigen, daß neben der Gruppe der Gegner, Zweifler und Warner einst eine nicht geringe Anzahl begeisterter Ibsenfreunde stand, läßt es sich nicht verhehlen, daß Ibsen bald vernachlässigt und fast vergessen wurde. Der größere Teil der Schuld daran trifft nun freilich nicht Frankreich allein, vielmehr ging ja in allen andern Ländern mit der zeitweiligen Diskreditierung des bürgerlichen Problemdramas auch das aktuelle Interesse an Ibsen verloren. Dennoch aber ist es unerläßlich, auch nach andern Ursachen zu fragen, die eine durchschlagende Wirkung Ibsens innerhalb der französischen Kritik verhinderten.

'Ei hindring' für uneingeschränktes Verstehen waren, nach Koht (a. a. O. II, 317), zunächst einmal die autorisierten Übertragungen Prozors, das Werk eines ausländischen Staatsmanns, keines eingeborenen Dichters, was nach Kohts Urteil manche Sinnverzerrung mit sich brachte. Was die ibsenfreundliche Kritik anlangt, so finden wir bei ihr meist mehr guten Willen als überlegene Fähigkeit, was freilich bei dem unerzogenen Geschmack des Publikums und dem betrüblich niederen Niveau der damaligen Theaterleistungen kaum erstaunlich ist ...

Digitized by Google

'Dasselbe Herumtasten in der Kritik. Überall eine gewisse gewollte oder auch instinktive Bewunderung vor dem "großen" Ibsen, nirgendwo das echte Verständnis, oft ein geradezu staunenswertes Mißverstehen, eine Oberflächlichkeit des Urteils, wie man sie in diesem Fall übrigens erwarten konnte' (A. Reyer im 'Mag. für Litt.', 60 Jg., Sp. 602).

Als unfreiwilliger Beweis hierfür sei eine Kritik angeführt, die der Dichter Jean Jullien nach der lebhaft diskutierten 'Volksfeind'-Aufführung des 'Œuvre' schrieb (vgl. Poppenberg, a. a. O. Sp. 835 ff.) und die in erschreckendem Maße zeigt, wie tief das Niveau der gewohnten Leistungen bisher gewesen war, mit welchen Wertmaßstäben noch gemessen wurde, und was damals noch ein Kritiker den Dramatikern als Neuigkeit zu empfehlen hatte. Was man seit den Bemühungen des 18. Jahrhunderts doch längst hatte lernen können, das wird von Jean Jullien noch begeistert als neue Errungenschaft begrüßt: daß nämlich gemischte Charaktere vorkommen, daß nicht auf irgendeinen Lieblingshelden alles Strahlende konzentriert ist, um ihn 'sympathisch' erscheinen zu lassen, daß vielmehr die Dramenhelden als 'Menschen' geschildert werden, in denen Böses neben Gutem in Bereitschaft lauert. — Mit ebenso naiver Breite preist Jullien die schlichte Szenenführung Ibsens: daß die Handlung eines Dramas nicht durch theatralisch-erkünstelte Handlungseffekte, sondern durch psychologische Stimmungswandlungen sich vollziehe, erscheint ihm ungeheuer neu und nachahmenswert. Und in welche Abgründe gar blicken wir, wenn Jullien sich veranlaßt sieht, Ibsen zu entschuldigen, daß er sein Drama im Mittelstand spielen lasse: 'Was macht denn auch der Rang aus? Wiegt nicht das erbärmlichste Geschöpf, vom psychologischen Gesichtspunkt betrachtet, weit alle Theaterkönige auf!'

Die rezeptive Faulheit des breiten Publikums wurde gleichzeitig gerechtfertigt, ja gepriesen durch die ibsenfeindliche Kritikergruppe, die — auch dem innerfranzösischen Naturalismus (Zola) gegenüber verständnislos — noch durchaus auf dem Boden unbeschwerter Volkskomödien und Amüsierstücke stand; auf dem Nachhauseweg aus dem Vaudeville soll z. B. der Theaterkritiker Pessard, wie der Ibsenfreund Octave Mirbeau berichtet, einmal geäußert haben:

'Rosmersholm, was soll das heißen, haben Sie jemals im Französischen Worte von solchem Mißklang gehört? — Nein, ich habe genug von allen diesen Dingen, von denen man nichts versteht, von Shakespeare, von Tolstoj und den anderen ... ich will mich amüsieren. Wenn ich mich krümme vor Lachen, dann ist's gut; bleibe ich ernst und unbeweglich, dann ist's faul ... Nieder mit Ibsen; nieder mit Shakespeare; nieder mit Tolstoj. Steigen wir zu den Quellen unseres nationalen Genius!! Amüsieren wir uns gegenseitig! Es lebe Frankreich! ...' (Poppenberg, a. a. O. Sp. 834.)

Digitized by Google

Selbst wenn man annimmt, solche widerliche Mischung von Stolz auf eigene Borniertheit und Nationalstolz sei nur in angeheitertem Zustand möglich, bleiben noch die kaum weniger eiteln Sätze übrig, die sich der sonst ernst zu nehmende Lemaître leistete:

'Si la France s'inquiète trop peu de ce qui se produit d'original en dehors d'elle, c'est qu'elle est restée une grande *inventrice*, c'est qu'elle est elle-même absorbée par une production littéraire singulièrement active et abondante qui, depuis trois siècles, n'a presque point de trêve. Les Allemands et les Anglais ont beau jeu à découvrir des écrivains dramatiques sous les neiges du pôle, n'en ayant point chez eux' (Impr. de Th. V, 31).

Schon im Juli 1901 bezeichnete Maurice Muret in der 'Revue de Paris' (1. 7. 1901, IV, 98/99) die ganze Ibsenbegeisterung als eine bloße zeitweilige 'effervescence des snobs', der jetzt der Garaus gemacht werde ('L'heure de la justice a sonné'), und obwohl gleichzeitig Lugné-Poé genau das Gegenteil verkündete, behauptete Muret: 'C'est dans l'abîme que gît à présent la littérature scandinave. L'heure de son glas a sonné. Et l'opinion sévère qui fut dès l'origine celle de Francisque Sarcey est aujourd'hui généralement partagée.' Und auch noch beim Ibsenjubiläum von 1928 konnte man recht unfreundliche und ablehnende Worte über Ibsen lesen ...

'On éprouve souvent dans des pièces la sensation d'étouffer, dans ces petits trous de Norvège, où l'âme se replie et médite en profondeurs; il aurait fallu qu'Ibsen s'évade; la vérité de ses petits bourgeois est trop petite, elle manque de transfiguration' ('Chronique des Lettres Françaises', a. a. O. p. 330/31).

Wie die Dinge heute liegen, ist Ibsen fast Geschichte geworden, was nicht verhindert, daß immer wieder das eine oder andere seiner Dramen bei Neuaufführungen unerwartet starke Eindrücke bei Publikum und Tageskritik zu hinterlassen vermag. Und so möchten wir uns dem Pessimismus eines jener Jubiläumsartikel keineswegs anschließen, der dem Dichter weder in Frankreich noch anderswo weitere Lebensberechtigung zugesteht, und der doch in einem letzten Satz immerhin eine trotzigere Wahrheit im Geiste Ibsens enthält, als sie vielleicht dem Schreiber dieser Zeilen bewußt war (ebd. p. 329) ...

'Voici qu'Ibsen, avec son centenaire, entre dans les manuels scolaires, mais il s'éloigne de la vie et l'on ne jouera plus guère ses pièces que dans les théâtres-musées. La gloire du théâtre est éphémère, mais vraiment, pour cette œuvre qu'on avait crue éternelle, le déclin est trop rapide! On peut l'avoir admirée, mais on peut aussi maintenant la juger sans tendresse. D'ailleurs le vieux Viking en a-t-il besoin, lui qui toute sa vie ne rêva que combats, libres déploiements des forces naturelles?'

Digitized by Google

Kleinere Mitteilungen.

Zum Fortleben Tibulls bei deutschen Dichtern

(Mörike, Samhaber).

1.

Anknüpfend an meine Skizze 'Zum Fortleben Tibulls bei deutschen Dichtern seit Mitte des 18. Jahrhunderts' in Satura Viadrina altera, Breslau 1921, S. 81 ff., wo ich auch Mörike nur wenige Zeilen widmen konnte, will ich mich hier etwas ausführlicher äußern.

Möglich, daß Mörike bereits während seiner Tübinger Studienzeit, vielleicht auch schon eher, einen Blick in Tibulls Dichtungen geworfen hat, von einer näheren Beschäftigung mit ihm vor 1837 verlautet nichts. Die Lieder des Zyklus 'Peregrina' 1824 ff. (M.s Werke, hg. von H. Mayne, Neue ... Ausgabe, Leipzig und Wien 1914, I 97 ff., fortan kurz zitiert: W.) lassen zwar auch an das Lieben und Leiden des römischen Dichters denken, enthalten aber, wie ich mich auf Grund erneuter Prüfung überzeugt habe, nichts spezifisch Tibullisches. Das 1828 verfaßte, zuerst 'Das Bacchusfest' betitelte, 1837 umgearbeitete Gedicht 'Die Herbstfeier' (W. I 87; vgl. ebd. S. 426. 465 f.) ist, zumal da es nicht bloß im Zeichen der Antike (vgl. u. a. Hom. Il. XVIII 561 ff.; die Chorgesänge bei Eurip. Bacch. 64 ff.; Aristoph. Acharn. 247 ff.; Anacreontea, Bergk Poet. Lyr. Graec. III[4] Nr. 57, p. 334; Verg. Georg. II 4 ff. 382 ff. 521 ff.; Hor. Ca. II 19; Anrufungen des Bacchus, Zusammenstellungen mit Amor u. dgl. sind bekanntlich in der griechischen und römischen Poesie, auch in der deutschen, z. B. bei den Anakreontikern, sehr häufig), sondern auch deutscher, namentlich schwäbischer Dichtung steht[1] (W. I 426, vgl. besonders die beiden letzten Gesänge des hier genannten Idylls 'Die Herbstfeier' von C. L. Neuffer, dazu Bürger, 'Die Nachtfeier der Venus', Schiller, 'Dithyrambe', 'Das Eleusische Fest', 'Das Siegesfest'; ferner die Trinklieder von Tieck, 'F. Sternbalds Wanderungen', Berlin 1798 II 63 ff., auch Goethe, 'Sanct-Rochusfest in Bingen', Weimar. Ausg. 34. Bd., 1. Abt., S. 1 ff.), von Tibull (vgl. II 1, Das Ambarvalienfest; II 5, 87 ff., wo es sich um das Palilienfest handelt) kaum berührt. Im Jahre 1837 entstanden die Epigramme 'Theokrit' und 'Tibullus' (W. I 78). Mörike plante wohl schon damals, nicht erst Anfang 1838[2], seine 1840 herausgekommene 'Classische Blumenlese', wo u. a. auch jene beiden Dichter in Auswahl vertreten sind. Die Frage ist die, ob in M.s eigenen, in der Zeit der Vorbereitung des genannten Florilegs (1837—40), aber auch in den später entstandenen Dichtungen direkte Reflexe Tibulls erkennbar sind.

Mauriz Schuster, 'Mörikes Verhältnis zu Horaz und Tibull' in Bayer. Blätter für das Gymnasialschulwesen 65. 1929, S. 220. 235 ff. glaubt gezeigt zu haben (vgl. die Zusammenfassung seines Ergebnisses, S. 239, Z. 17 ff.), daß Mörike 'gewisse Einzelstellen' der Liederbücher Tibulls, noch mehr jedoch 'Tibullische Stimmung' resoniert[3]. Nun ist aber unter den von ihm S. 236 und 237 (bis Z. 16) angeführten Stellen, wie er selbst S. 237, Z. 9—19 einräumt, keine einzige, die mit Sicherheit auf bewußte und direkte Bezugnahme M.s auf Tib. schließen läßt. Ich glaube bei diesen, wie mir scheint, meist zu gesuchten Ähnlichkeiten nicht einmal an eine unbewußte oder mittelbare Beeinflussung M.s durch Tib., sondern halte sie sämtlich für rein zufällige. Nichtsdestoweniger sollen die drei ersten der betreffenden Stellen

Digitized by Google

— denn bei den übrigen liegt auch nach Schuster (S. 237, Z. 18 f.) möglicherweise sogar bloß ein zufälliges Zusammentreffen ähnlicher Töne vor — im folgenden mitberücksichtigt werden. Im ganzen sind überhaupt nur fünf Fälle (einschließlich jene drei) einigermaßen in Betracht zu ziehen. Wir halten bei der Besprechung, die nur eine kurze zu sein braucht, die Reihenfolge inne, in der die einschlägigen Dichtungen M.s verfaßt sind.

Was da zunächst den Schluß der auf vollem Erleben des Dichters beruhenden 'Wald-Idylle' V. 63 ff. (W. I 105) angeht, auf die Schuster (S. 238) am meisten von Tibullischem Empfinden übergeströmt zu sein scheint, so denke ich hier, mag sie auch in demselben Jahre wie das Epigramm 'Tibullus' (1837, oben S. 1) gedichtet sein, weniger an Tibull (vgl. immerhin II 3[4], 9 nec quererer, quod sol graciles exureret artus ~ Mör. V. 65 Nie da beklagt' ich die Hitze des Tags), als vielmehr an das Volkslied mit den bekannten Typen des Jägers, des Hirten, des Bauern ('Wär ich ein Knab geboren' — vgl. Mör. V. 63 wär' ich ein Bauer geboren — ist der Titel und der Anfang der letzten Strophe eines Liedes im 'Wunderhorn'), an Voß' kräftig naive Tonart, aber auch an Hölty (Schuster a. a. O. Z. 10 ff.) und seine Nachfolger, besonders an Salis' allerdings Tibullisch gestimmte, in meiner Skizze S. 88 erwähnte 'Elegie an die Ruhe' V. 5 ff.[5] (vgl. schon Mörike V. 44. 47. 49 f. und Salis V. 23), wo sowohl die hypothetische Form[6] der Ausmalung des ländlichen Glückes (vgl. dazu Salis 'Letzter Wunsch', auch Matthisson 'An ein Dorf'[7]) wie das seit Klopstock in der deutschen Dichtung eingebürgerte distichische Versmaß gegeben war, und verweise im übrigen auf H. Mayne, Ed. Mörike, 3. u. 4. überarbeitete und vermehrte Aufl., Stuttg. und Berlin 1927, S. 260, Z. 14 ff. (weiterhin kurz zitiert: Mayne). — Verbindet sich in dem oft homerisierenden 'Märchen vom sichern Mann' (1838) V. 254—259. 263 (W. I 73; Schuster S. 237) mit der Teufelsschwanzepisode[8] eine Spur von Hom. Od. IX 382—390. 395. 415 (hier wie dort der Böse, der für seinen Frevel bzw. Übermut mit dem Verlust eines Teiles seiner Kraft büßt)? Dann würde für den Vergleich mit dem Kreisel (die Vorstellung nahelegt durch das Homerische Gleichnis vom Drillbohrer, V. 383 ff.) die Annahme einer Reminiszenz an Tib. I 5, 3 (vgl. zu dem Verse samt dem folgenden Kallim. Anthol. Graec. VII 89, 9 f.; Verg. Aen. VII 377 ff. — Theokr. 2, 30 f.; Bion 6, 5, Bucol. Gr.[2] p. 141 Wilam.; Ovid. Amor. II 9, 28) erst recht nicht in Frage kommen. — In der Romanze 'Schön-Rohtraut' 1838 (W. I 50; Schuster S. 236 f.) bewegt sich der Dichter derart in der Sphäre des Volksliedes bzw. der volksliedmäßigen Kunstpoesie und der Romantik[9], daß Parallelen wie Tib. IV 3, 11 ff. (oder, wie ich hinzufüge, Prop. I 1, 9 ff., Ovid. Ars am. II 187 ff., auch Verg. Ecl. 2, 28 f. O tantum libeat mecum tibi ... figere cervos und 3, 74 f.[10]; vgl. Rhein. Mus. für Phil. 61, 1906, S. 97, schon 94) schwerlich mitzusprechen haben. — Hat das auf Margarete von Speeth, M.s spätere Gattin, zu beziehende, zuerst 'Elegie' überschriebene Gedicht 'Götterwink' 1846 (W. I 82; Schuster S. 238[11]) mit Tib. (vgl. I 2; Rhein. Mus. für Phil. 57. 1902, S. 602 ff.) etwas zu tun? Ich bin sehr skeptisch geworden. Das Grundmotiv — der Liebende vor der Tür der Geliebten — gehört der Liebespoesie der Weltliteratur. Antik empfunden ist der für den Titel 'Götterwink' maßgebende Schluß. Die Szenerie aber — der erleuchtete Saal, Musik, Tanz, Gelächter, die von 'feinen Gesellen' umschwärmte, wie abwesend in das Treiben blickende und nur gezwungen lächelnde Dame des Herzens, unten der Liebende, der besorgt zum Altan aufschaut und auf ein Zeichen von der Geliebten wartet, bis hinter dem Fenster strahlend ein Licht

Digitized by Google

sich zeigt — und mehr als das gemahnt an den dritten Auftritt des lyrischen Dramas 'Almansor' von H. Heine (Inselausg. von O. Walzel I 325 f. 334 f. mit S. 495 ff.), auf das sich Mörike, als Student ein eifriger Verehrer der ersten Werke Heines, zu denen jenes Stück gehört, hier und öfter in der Zeit seiner Gretchenliebe besonnen haben dürfte[12]. Zugleich mag ihm Heines Gedicht 'Donna Clara' (a. a. O. S. 160 ff.) nebst der von Heine verwerteten Romanze im 19. Kap. des ersten Teils des 1813 erschienenen, die deutsche Lesewelt lange fesselnden Ritterromans 'Der Zauberring' von Fouqué vorgeschwebt haben[13]. — Nicht Tib. I 3, 9—20, sondern Goethes idyllische Elegie 'Alexis und Dora' V. 63—106 (zu V. 69 ff. vgl. V. 117 ff.) ist m. E. das richtige Seitenstück zu 'Idylle vom Bodensee' (1846) V. 971 —1014 (W. I 389 f.). Hier wie dort schließen zwei Menschen, die, in derselben Heimat aufgewachsen, einander kennen, aber niemals vorher zur Aussprache Gelegenheit genommen haben, mit einem Male, von inniger, gegenseitiger, in jedem Augenblick zunehmender Liebe erfüllt, den Herzensbund, so daß sie sich, wie die Zeit zum Scheiden drängt ('Immer heftiger rief es am Strand', Goethe V. 99 — 'schon sechs Uhr schlug es im Dorfe, Und es gemahnte die Zeit, jetzt, ach, den Schiffer zum Abschied', Mör. V. 990 f.), so gegenüberstehen, 'als wenn das Verhältnis schon jahrelang existiert hätte'. Zeichen (V. 1001) bedeutet hier Andenken, Pfand, Wahrzeichen der Liebe (ohne Beziehung zu Tib. a. a. O. V. 12. 17 ff.; Schuster S. 236 Mitte). Der Schiffer Tone, dem der Abschied unendlich schwerfällt, bittet die Schäferin bescheiden um 'ein Blatt von der Eiche' (unter der das Verlöbnis stattgefunden hat) oder irgend etwas von ihr, gibt ihr zugleich die silberne, herzförmige Schnalle von seinem Halse und empfängt ihren Betkranz, 'aus Bein, in Messing gefaßt, ein teueres Erbstück Noch von der Ahne', nachdem sie ihre Lippen innig darauf gedrückt hat. Beide verwahren die Gegenstände sogleich am Herzen. Jeder Zug ist hier von sinniger Bedeutung. Dora bittet, so das Abschiedsgespräch schicklich einleitend, Alexis, der als Kaufmann gedacht ist, ihr ein leichtes Kettchen mitzubringen, welches sie dankbar zahlen will, macht also — vgl. V. 72 — eine 'Bestellung' ('Gibst du mir nichts in der Stadt zu bestellen? Es sei, was es wolle', knüpft Tone V. 883 an), und schenkt ihm dann auf die Reise ein mit Myrte bedecktes Körbchen voll eigenhändig gebrochener Früchte; sie soll dafür und statt des Kettchens (V. 117 ff.) eine den Hals neunmal (Musenehrung) umschließende Kette, goldene Spangen, den kostbarsten Edelsteinschmuck und außerdem alles erhalten, 'Was ein häusliches Weib freuet'[14]. Es ließe sich noch manches hinzufügen, um den Vergleich mit Goethe, dem Mörike an Tiefe der Empfindung nicht nachsteht, zu erschöpfen[15].

Weitläufigere Betrachtungen über psychische und künstlerische Berührungspunkte bzw. Unterschiede zwischen Tib. und Mörike würden wenig fördern, nachdem sich, wie ich denke, ergeben hat, daß die 'Parallelen', auf die, was man auch sagen mag, letzten Endes doch alles ankommt — andere nennenswerte sind mir nicht aufgestoßen[16] —, kaum berechtigen, die eingangs gestellte Frage zu bejahen. Das Weiche, Gefühlvolle, Träumerische, das Schlichte und Beschauliche, die Freude am Landleben, das Behagen an ruhigem Liebesglück oder die Sehnsucht danach, dies und anderes hat Mörike von Natur an sich und nicht bloß mit Tibull, sondern auch mit verschiedenen seiner Vorgänger auf dem deutschen Parnaß gemeinsam. Daß er diese 'deutschen Tibulle' (vgl. meine Skizze S. 84 f., 87 f.), den Dichterpfarrer J. N. Götz, Hölty, der Tibull am verwandtesten ist, Matthisson, Salis, alle gelesen

Digitized by Google

und von ihnen, zwar nicht nachhaltig beeinflußt — denn er hält es im Grunde mehr mit den naiven als mit den sentimentalischen Dichtern —, doch manche Anregung empfangen hat[17], ist bei der Beurteilung seines Verhältnisses zu dem Römer keinesfalls außer acht zu lassen. Was von zarten, innerlichen, äußerlich öfters nicht so leicht wahrnehmbaren Beziehungen M.s zu seinen Lieblingsdichtern (Goethe u. a.) gesagt worden ist, darf nicht ohne weiteres auf Tibull angewandt werden. Ich wenigstens weiß keine Stelle bei Mörike, von der man unbedenklich urteilen kann: hier ist Tibull, wie sehr er sich dem Auge auch verbirgt. Ein Elegiker im Sinne Tibulls ist Mörike nicht und will er nicht sein. Überdies läßt seine immer reine, 'naturkeusche' Dichtung von der Routine in den erotischen Künsten und Genüssen, wie sie der Lehrmeister Ovids zur Schau trägt, nicht das Geringste verspüren. Als Idylliker gesellt er sich Homer, von dem er erheblich mehr angenommen hat als von Theokrit[18], ferner Voß, dem er auch für die metrische Technik verpflichtet ist, Goethe und seinem alemannischen Stammesgenossen J. P. Hebel[19]. Goethe vor allen und den Griechen gehört seine Liebe. Mit Catull verkehrt er dauernd, gern auch mit Horaz. Vergil, Properz, Ovid sind ihm nicht fremd gewesen, doch ist von Kontakt M.s mit diesen drei bisher nichts von Belang beobachtet worden[20]. Was bleibt also von Tibull mit seinem im Vergleich zu Mörike doch nur sehr begrenzten Kreise von Anschauungen für diesen noch übrig? Abgesehen von den Übertragungen (in elegischen Distichen), richtiger gesagt, kompilatorischen Bearbeitungen der elf in die 'Classische Blumenlese' aufgenommenen Stücke des Corpus Tibullianum[21], nur das in der Manier, wie die Epigrammatiker der griechischen Anthologie die Dichtergrößen von Homer an feiern, angefertigte Kurzgedicht 'Tibullus' (oben S. 79), welches beweist, daß er Art und Kunst des Elegikers richtig und liebevoll erfaßt hat[22]. Dagegen ist eine Einwirkung Tibulls auf M.s sonstiges selbständiges Schaffen keineswegs einwandfrei festzustellen, und sollte sie wirklich vorhanden sein, so kann sie nur als eine sehr dürftige bezeichnet werden (vgl. auch Schuster, M.s Verh. zu Hor. u. Tib., a. a. O. S. 235, Z. 26; S. 237, Z. 21)[23].

2.

In sehr ähnlichem Verhältnis zu Tibull wie der Schwabe Mörike steht der diesem nicht an Dichterrang, wohl aber an Wesensart und Schaffensweise vergleichbare, besonders als Nachbildner deutscher Literaturwerke (Nibelungen, Walther von der Vogelweide u. a.), doch auch mit eigenen Schöpfungen, epischen, lyrischen, dramatischen, hervorgetretene Oberösterreicher Edward Samhaber (1846—1927; W. Kosch, Deutsch. Lit.-Lex., Halle 1927—30, Sp. 2143). Während draußen der Weltkrieg tobt (O. W. Henke, Ed. Samhaber, München bei Georg Müller, 1917, S. 83. 89), flüchtet er in die idyllische Welt des römischen Sängers. Seine Übertragungen dreier Tibullischer Elegien (I 1. 3, IV 13) im Versmaß des Urtextes (Ed. Samhaber, Ausgewählte Dichtungen mit einem Nachwort von Dr. Franz Berger, Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei Jos. Feichtingers Erben, Linz 1926, S. 287 ff.) zeigen, wo immer er dem Original gegenüber, sei es kürzend oder ändernd, von seiner Freiheit Gebrauch macht, den überlegten und feinfühligen Künstler. Voraus (a. a. O. S. 279 ff.) gehen sechs weniger gelungene Stücke 'Aus Horaz', in der Reihenfolge Carm. I 38. 32, II 10. 17, Epod. 2, Epp. I 4, die drei ersten im Horazischen Metrum, die übrigen im Blankvers, das letzte zu der Auswahl 'Aus Tibull', an den diese Epistel gerichtet ist, überleitend.

Digitized by Google

Möglicherweise hat Samhaber, der von 1888 bis 1903 als Lehrerbildner in Linz, seither in seiner Vaterstadt Freistadt im Ruhestande lebte, die Bekanntschaft Tibulls, mit dem er in der Abneigung gegen den Krieg und in dem Hang zum Stilleben in Wald und Feld oder am 'traulich knisternden Herde' harmoniert, schon als Gymnasiast in Kremsmünster gemacht und als junger Mönch im Kloster Melk ('Und auf dem Pulte ringsherum: Da liegen sie in reichem Schwalle, Homer, Vergil, Horaz und alle Die Sänger aus dem Altertum', 'Mönch Hucbald', d. i. er selbst, Ed. Samhaber, Gesammelte Werke, München und Leipzig bei Georg Müller, 1909, fünf Bände, III 79) wieder angeknüpft. Ob er aber in seinen eigenen Dichtungen etwas von Tibull übernommen hat, etwa in den von Goethe, auch sonst seinem Vorbild, beeinflußten 'Elegien' (Ges. W. I 79 ff.; vgl. 'Daheim' ebd. 95 V. 3 f., auch 'Mosaiken' ebd. V 113 Götter, o gebt mir eins, des Herdes lodernde Flamme Und ein sorgliches Weib ... Tib. I 1, 6. 5, 29 Goethe, Röm. El. IX 1 f., 'Alexis und Dora' V.130) oder in dem lyrischen Drama 'Mönch Hucbald' (ebd. III 82 Ein stilles Haus ... so hab' ich mir's geträumt ... Mitten im Grünen, apfelbaumumsäumt ... Drin wohnt das Glück ... Ein Weib ... Tib. I 5, 19—35; Salis, 'Elegie an die Ruhe' V. 5 ff.[24] Hätt' ich ein ländliches Haus ..., Halb vom glänzenden Grün kühlender Linden verhüllt, ... Äpfel ..., Aus den Töchtern des Landes erwählt' ich eine zum Weibe; analoge Gefühlsäußerungen schon bei Gleim und E. von Kleist, danach bei Bürger, Hölty u. a. — ebd. III 89 Wenn ich in stillgemessner Ruh' Ein Bauer ginge hinterm Pflug ... Tib. I 1, 7 f. 5, 21; Mörike, 'Wald-Idylle' V. 63 f.[25] ... wär' ich ein Bauer geboren ..., wärst, Margarete, mein Weib! — ebd. III 143 So lang du, Liebster, mir zur Seite, Was brauche ich der Sonne Pracht? Du bist mir Sonne, Mond und Sterne[26], Du bist mein alles, bist mein ich ... vgl. die von Samhaber — s. oben S. 82 — übertragene Elegie Tib. IV 13, 11 f.; so und ähnlich klingt es in der Liebespoesie aller Zungen; vgl. auch meine Skizze S. 91, Z. 9 ff.), ist recht unsicher. Samhaber ist ein Schatzgräber auf dem Felde der deutschen Poesie, welches er, ein Schüler W. Scherers, in weitem Umfang beherrscht. Homer hat ihn begeistert ('Mönch Hucbald' a. a. O. III 21. 32 ff.) und unmittelbar oder mittelbar seine Kunstausübung gefördert, Vergil gab den Stoff für sein Drama 'Dido' (Ges. W. III 163 ff.), Horaz und Tibull haben ihn zu freien Verdeutschungen einiger ihrer Gedichte angeregt, aber in seinen Werken keine oder sehr zweifelhafte Spuren hinterlassen[27].

Anmerkungen.

[1] Mörike selbst hat es für 'nicht rein antik' erklärt (vgl. dagegen Ed. Stemplinger, 'Mörikes Verhältnis zur Antike' in 'Die Ewigkeit der Antike', Leipz. 1924, S. 90) und danach die ursprüngliche Überschrift verworfen. Vgl. K. Fischer, Ed. Mörikes künstlerisches Schaffen und dichterische Schöpfungen, Berlin 1903, S. 75; I. Märtens, Die Mythologie bei Mörike, Diss. Marburg 1921, S. 70 ff. Die Dichtung ist noch nicht ausreichend erklärt.

[2] Vgl. seinen Brief an W. Hartlaub vom 13. 2. 1838 bei K. Fischer, Ed. Mörikes Leben und Werke, Berlin 1901, S. 137.

[3] Im zweiten Satz dieser Abhandlung wird Tibull denjenigen antiken Dichtern zugezählt, die in M.s 'Kunst ein deutlich vernehmbares Nachklingen wahrnehmen lassen'. Dagegen heißt es gleich zu Anfang des auf Tib. bezüglichen Abschnitts (S. 235 Z. 21 ff.): 'Die Spuren Tibullischer Nachwirkung sind, wo immer sie im deutschen oder romanischen Schrifttum in Erscheinung treten, stets leise. Ebenso wie die Tibullischen Nachklänge in Goethes Römischen Elegien und in seinen elegischen Dichtungen der neunziger Jahre

Digitized by Google

nur schwach und matt sind, so besitzen sie auch hier [bei Mörike] mäßige Deutlichkeit und lassen Zweifel zu.'

[4] In der 'Classischen Blumenlese' steht weder dieses noch sonst ein Stück des zweiten Buches. Die Auslese aus Tib. beschränkt sich auf Buch I u. IV.

[5] S. S. 5, zu Salis auch S. 3; Anm. 17.

[6] Von Mör. öfter gebraucht, z. B. in dem Gedicht 'An Karl Mayer' 1841 (W. I 109).

[7] F. Matthissons Gedichte, hg. von G. Bölsing, Tüb. 1912/13, Bd. I, S. 56, V. 33 ff. u. S. 58, V. 17 ff.

[8] Brief M.s an D. F. Strauß vom 12. 2. 1838 (K. Walter, Das lit. Echo 24. 1922, Sp. 595 oben; K. Fischer, Ed. M.s künstlerisches Schaffen (oben Anm. 1) S. 96. 117 Anm. 1; I. Märtens a. a. O. S. 66. 119. 137. 142 Anm. 1; W. Heinsius, 'Mörike und die Romantik' in Deutsche Vierteljahrsschr. f. Literaturwiss. u. Geistesgeschichte III 1925, S. 219.

[9] D. F. Heilmann, M.s Lyrik und das Volkslied, Berlin 1913, S. 46 f. 51. 62. 79. 124 u. ö., W. I 417, dazu Uhland 'Die Königstochter', Str. 1, Sie wollte wohl lernen nähen, Waschen und nähn fortan; Bürger 'Robert', Str. 1 Und that nichts lieber auf der Welt, Als reiten, fischen, jagen; Herrn von Hoffmannswaldau und anderer Deutschen auserlesener und bißher ungedruckter Gedichte erster theil, Leipzig 1697, S. 330 Schweig, mein hertz! und laß es seyn; die Lieder 'Der verschwiegene Schäfer' und 'Der verschwiegene Name' in Suphans Herderausgabe Bd. 25, S. 583 u. 605; das 'Wunderhorn'-Lied 'Sollen und Müssen' (Küß mich, Jägerlein, küß mich). Volksliedmäßig ist auch die vielfach zu belegende Ausdrucksweise 'Knabe'. Die Liebe des Dieners (Pagen, Knappen, Ritters) zur Herrin (Gräfin, Herzogin, Königstochter) ist ein beliebtes Sujet der Romantik, in der auch die Figur der geliebten schönen Jägerin (vgl. u. a. die Gräfin bei Tieck 'F. Sternbalds Wanderungen', Berlin 1798, II 55 ff.) ihre Rolle spielt. Der Seelenzustand des Knappen in M.s Romanze, das freudige Erschrecken, das innerliche Jauchzen, das stete Wiederholen des teuren Namens und der Selbstaufforderung zum Stillschweigen, all das erinnert an den Ritter Peter in der Liebesgeschichte der schönen Königstochter Magelone bei Tieck (Schriften Bd. 4, 1828, S. 292 ff.; vgl. u. a. ebd. S. 304: Er hörte nichts um sich her, denn eine innerliche Musik übertönte das Flüstern der Bäume ... Tausendmal sagte er sich in Gedanken den Namen Magelone vor, und erschrak dann plötzlich, weil er glaubte, er habe ihn laut durch den Garten ausgerufen). 'In so hoher schwebender Wunne' singt auch Heinrich von Morungen, nachdem die hohe Frau, die ihm bisher unerreichbar war, ihm endlich gelächelt und ihn erhört hat ('Des Minnesangs Frühling' ... neu bearb. von F. Vogt, Leipz. 1911, S. 143 mit S. 380, Z. 18 ff.; 'Minnelieder aus dem Schwäbischen Zeitalter', neu bearb. u. herausg. von L. Tieck, Berlin 1803, S. 223 f.; über Tieck und Mörike s. Mayne S. 94 f. 157 f. 270. 284 u. a., auch H. Vetter, Ed. Mörike und die Romantik, Diss. Bern 1920, S. 13 ff.). Daß M.s Gedicht in einer nahen, aber sehr freien Verwandtschaft mit der Romantik steht, erkannte schon H. Kurz (Briefwechsel zwischen H. Kurz und Ed. Mörike, hg. von H. Kindermann, Stuttg. 1919, S. 142 f.). Freilich stellt es sich in seiner 'gesunden, gefaßten Kraft' zu der weichlichen Sentimentalität, wie sie in der romantischen Poesie oft begegnet, in geraden Gegensatz.

[10] Aus Properz und Ovid (Amores) zitiert Mörike in 'Anakreon und die sogenannten Anakreontischen Lieder', Stuttg. 1864, S. 135 (nach C. B. Stark, Quaest. Anacreont. libri duo, Lips. 1846, p. 47), aus Ov. Ars am. ebd. S. 148 (Quelle?). Zu Vergil (Ecl. 6) und Mör. vgl. W. I 421. 422, Z. 1. S. auch 'Anakreon ...' S. 140, wo Verg. Aen. VI, 642. 644 nach der Übersetzung von W. Binder, Stuttg. 1857, angeführt sind, und I. Märtens a. a. O. S. 167 f.

[11] E. Flad, Ed. Mörike und die Antike, Diss. Münster i. W. 1916, S. 30.

[12] Der Moslem Almansor und die Christin Zuleima überwinden in ihrer

Digitized by Google

Liebe den religiösen Gegensatz, der ehemalige protestantische Pfarrer und die streng katholische Margarete den konfessionellen. Über Heine und Mör. s. u. a. Mayne S. 95. 270 u. ö., W. I 411. 412. 433.

[13] Über Fouqué und Mör. s. Mayne S. 472 unter Fouqué.

[14] V. 130; vgl. Mör. V. 986 was ... die Liebenden freuet. — Mit wechselseitiger Beschenkung schließt auch J. P. Hebels, Theokr. Id. 6 nahestehendes Gedicht 'Die Feldhüter'. Der Fritz schenkt dem Heiner 'e sufere Helge'.

[15] Vgl. über M.s Verhältnis zu Goethe u. a. Mayne S. 268 f. und H. Ilgenstein, Mörike und Goethe, 2. Aufl., Berlin 1905 (Mayne, Deutsche Literaturzeitung 1903, Sp. 909 f.). Einen Hauch von 'Alexis und Dora' hat auch die Elegie 'An Hermann' 1837 (W. I 79, vgl. Goethe V. 51 f. ~ Mör. V. 9 f. — Goethe V. 101. 109 ~ Mör. V. 3). An Goethes Elegie 'Hermann und Dorothea' V. 19 ff. anklingend schließt das Gedichtchen 'Muse und Dichter' 1837 (W. I 79. 424). Auf V. 21 f. derselben Elegie Goethes verweist Mörike in 'Anakreon ...' (oben Anm. 10) S. 145 (nach Stark a. a. O. p. 64), auf Goethe, Röm. El. XI ebd. S. 148.

[16] 'Ach nur einmal noch im Leben' 1845 (W. I 160; vgl. V. 32 f. Tib. I 2, 7 ff., zu dieser Stelle u. a. P. Ovidi Nasonis Amorum libri tres erkl. von P. Brandt, Leipz. 1911, S. 53 zu Am. I 6 — Mör. V. 55 Tib. I 2, 14, hierzu u. a. P. Ovidi Nasonis De arte amatoria libri tres, erkl. von P. Brandt, Leipz. 1902. S. 107 zu Ars am. II 527 f.) besagt für Tib. nichts, ist vielmehr als eine Art Gegenstück zu Catull 67 (Cat. hg. u. erkl. von W. Kroll, 2. Aufl., Leipzig u. Berl. 1929, S. 212) zu bewerten, auf den schon die Wahl des diesem geläufigen jambischen Senars führt. Über Alter und Häufigkeit des Motivs (Apostrophierung der Tür) vgl. u. a. Catulli Veronensis liber, erkl. von G. Friedrich, Leipz. u. Berl. 1908. S. 436).

[17] Götzens gedenkt er noch in 'Mozart auf der Reise nach Prag' 1855 (W. III 234, Z. 1), Matthissons, der gleich Salis auf lange ein großes Lesepublikum gefunden hat (zur Würdigung beider: E. Ermatinger, Die deutsche Lyrik seit Herder. 2. Aufl. Leipz. u. Berlin 1925, I, 77 ff.), in dem Briefe an Hartlaub von Anf. März 1862 (Ed. Mörikes Briefe, ausgewählt u. herausg. von K. Fischer und R. Krauß, Berlin 1903/04, Bd. II 271).

[18] Hier stimme ich M. Schuster 'Eduard Mörike und Catullus' in Zeitschr. für die österr. Gymnasien 67. 1916, S. 414 f. zu. Die Bedeutung Catulls für Mör. und seine Kunst ist erwiesen, aber m. E. etwas überschätzt, und von den Parallelen manches abzustreichen.

[19] Vgl. u. a. Ermatinger a. a. O. I, 96.

[20] S. u. a. oben Anm. 10, Stemplinger a. a. O. S. 90, Schuster in der Anm. 18 zitierten Abhandlung S. 409, Z. 1 ff. Statius hat im 'Maler Nolten' (W. II 23, Z. 1) Erwähnung gefunden, Martial in der 'Classischen Blumenlese' S. 170.

[21] Vgl. u. a. Stemplinger a. a. O. S. 86 f., 154 f.; F. Kaiser, Die antiken Versmaße Mörikes. Diss. Tübingen 1923 (ungedruckt), S. 34. 41 f. Übrigens ist für Tib. in der 'Blumenlese' (s. das. S. V) außer Friedrich Karl von Strombeck, Des Albius Tibullus Elegieen, übersetzt und erklärt, Göttingen 1799; Zweyte, verbesserte Auflage, Göttingen 1825 und J. H. Voß, Albius Tibullus und Lygdamus, übers. u. erkl., Tübingen 1810 hier und da die anonym erschienene Übersetzung von Karl Friedrich Reinhard (vgl. meine Skizze S. 87) benutzt, deren vollständiger Titel so lautet: Alb. Tibullus. Nebst einer Probe aus dem Properz, und den Kriegsliedern des Tyrtäus. In der Versart der Urschrift übersetzt. Mit einem Anhang von eigenen Elegien. Zürich, bey Orell. Geßner. Füßli und Comp. 1783. — Die aus 78 Versen bestehende erste Tibullische Elegie hat Mörike ('Blumenlese' S. 259) um die letzten 26 verkürzt, wie er meint, 'wohl nicht zu ihrem Schaden' (S. 284). Vgl. die Vorschrift Ramlers für Tibullübersetzer (meine Skizze S. 85).

[22] Ähnlich, doch ohne das bezeichnende Bild von der windbewegten Saat,

Digitized by Google

O. F. Gruppe, Die römische Elegie I, Leipzig 1838, S. 7, Z. 5 ff. zu Tib. I 10. 'Der Liebekranke' ist der Titel eines Gedichts Bürgers an Molly. Die Belege für den Ausdruck (W. I 423) lassen sich vermehren. — In der 'Blumenlese' S. 257 f. wird Tib. charakterisiert wie folgt: 'Albius Tibullus, gewiß der liebenswürdigste Elegiker unter den Römern ... Als Dichter athmet er leidenschaftliche Liebe und eine schöne Pietät; dabei entschiedene Neigung für ländliche Zustände. Sein Lied bewegt sich unstet, rasch, seiner starken Empfindung gemäß.' Man halte die Werturteile über Theokrit (ebd. S. 85 f.). Catull (S. 169 f.) und Horaz (S. 200) daneben.

[23] Der Fall liegt ähnlich wie bei Brockes und Hölty. Beide waren Mörike lieb und sind von ihm durch je ein Kurzgedicht ausgezeichnet worden ('Brockes', entstanden vor 1838. W. I 108. 429; 'An eine Lieblingsbuche meines Gartens' 1836, W. I 77. 423), 'aber von einer merklichen Einwirkung ist nicht wohl zu sprechen' (Mayne S. 267).

[24] S. oben S. 80.

[25] S. oben S. 80.

[26] 'Mosaiken', ebd. V 341. Str. 4.

[27] 'Mönch Hucbald' a. a. O. III 61 f. (Hexenzauber) sind volkstraditionelle Anschauungen wiedergegeben, unabhängig von Hor. Sat. I 8, 21 f., Tib. I 2, 43. 49 f. 8, 17 ff., Ovid Amor. I 8, 9 f. Met. VII 201 f. u. a. — Inzwischen erschien: M. Schuster, Tibull-Studien, Wien 1930. Was er in dem unnötig langen Schlußkapitel 'Zum Nachleben der Tibullischen Dichtung' (eine positive Ergänzung meiner Skizze sehe ich nur S. 200, Z. 12 bis S. 201, Z. 2) über Tibull und Mörike vorbringt (S. 194 ff.), wiederholt nur, und zwar wörtlich, allergrößtenteils den betreffenden Abschnitt seines Aufsatzes 'M.s Verh. zu Hor. u. Tib.'

Breslau. Friedrich Wilhelm.

Me. Disticha (aus Hs. Add. 37 049).

Diese Sammelhs. von allerlei religiösen und auch didaktischen Vers- und Prosastücken ist eine Papierhs. aus dem 15. Jahrhundert und wurde vom Brit. Mus. am 13. Mai 1905 von L. Rosenthal in München gekauft. Über ihre weitere Vorgeschichte ist nichts bekannt. Der Inhalt ist angegeben im *Catalogue of Additions* etc., die religiösen und didaktischen versifizierten Stücke auch bei Carleton Browne, *Register of Middle-English religious and didactic verse*, I, S. 414 ff., außerdem ist sie kurz beschrieben von W. Hübner, *Archiv 126*, S. 58, gelegentlich der Ausgabe des *'Desert of Religion'* nach dieser Handschrift f. 46 r°—67 r° und von Wiltrud Wichgraf, *Anglia LIII*, S. 123 ff. gelegentlich der Mitteilung der Varianten von Susos *Horologium Sapientiae*, dessen Text f. 43 v°—44 v° steht. Weiter hat daraus M. C. Spalding die 'Short charter of Christ' (f. 23 r°) in *The Middle English charters of Christ*, Bryn Mawr College Monographs XV. Bryn Mawr, Penn. 1914, S. 8, abgedruckt. Sonst ist aus dieser Handschrift noch nichts veröffentlicht worden, eine Reihe der in ihr überlieferten Gedichte sind uns allerdings auch aus anderen Handschriften bekannt.

Die Disticha sind verzeichnet bei Carleton Browne, *Register*, II. S 66 unter Nr. 364 als *103 Moral Dictiches, prefaced by a quatrain*, doch ist diese Angabe nicht ganz genau, von einem 104. ist noch ein wenig erhalten, vielleicht waren es ursprünglich sogar 105, mehr kaum, da mehr nicht mehr auf f. 86 r° Platz gehabt haben und f. 86 v° oben das A B C des Aristoteles beginnt, ein Text dieser verbreiteten Spruchsammlung, den Carleton Browne, *Register* II, S. 360, Nr. 2417 mit dem von

Digitized by Google

Strutt, *Sports and Pastimes*, London 1845, S. 398 nach Harley 541 und dem von Furnivall, *E.E.T.S. 32*, S. 258—59 nach Harley 5086 veröffentlichten zusammenstellt.

Die Disticha stehen f. 85 r° bis 86 r°, auf f. 85 r° und v° sind neben dem Text je zwei Männer gezeichnet, der eine in einem roten, der andere in einem blauen Kleid, grobe Malereien wie die zahlreichen anderen der Handschrift. Der Text ist deshalb auf diesen beiden Seiten z. T. einspaltig geschrieben, und zwar auf f. 85 r° 20 Zeilen, auf f. 85 v° 18 Zeilen, der Rest ist zweispaltig. Einige Blätter sind verstümmelt. Von f. 85 ist die untere Ecke abgerissen, es fehlt deshalb das Ende des Distichons 25 und 26 und der Anfang von 45 und 46. Bei f. 86 ist unten ein Stück weggeschnitten, es ist dies die zweite Zeile des Distichons 80, dann ist die Ecke weggerissen, wodurch das Ende von Distichon 102 bis 104, vielleicht noch etwas fehlt. Andere Handschriften sind von ihnen nicht bekannt.

Sprachlich sind die Formen der Schriftsprache im Reim und in der Niederschrift im allgemeinen durchgeführt. Die Reime sind nicht besonders gut, so reimt, wenn nicht Textverderbnisse vorliegen, im 48. Distichon *lytell* : *mykell*, im 66. *sone* bald : *blome* Blume, im 76. *lesyng* : *hethyng*, im 99. *clene* : *deme*, verderbt sind wohl das 74. und 98. In der Niederschrift fallen einige wohl als nördlich anzusprechende Formen auf, so häufiges *f* für *v* im ursprünglichen Inlaut zwischen Vokalen (Jordan, *Handbuch* § 217 u § 263, A. 1) in *hafe* (oft), *luf* Z. 1, 39, 134, *seryf* (serve) Z. 2, 161, *crafe* (crave) Z. 84, *lefe* (lassen) Z. 174, *mefe* (move) Z. 72, *belefyd* Z. 153, *reprefyd* Z. 154, *consafes* Z. 160, weiter 2. P., Sing. Präs. Ind. auf *-s* in *has* Z. 44, 175, 177 und 2. Pers. Plur. Präs. Ind. auf *-s* in *knawes* Z. 204. Part. Präs. auf *-and* in *stynkand* Z. 94. Hingegen sind die *ar* für *er* oder *or* in *warld* (Welt) Z. 35 u. ö., *war* (schlechter) Z. 132, *warst* (schlechtest) Z. 144 kaum als nördlich, sondern eher als Schreibung des 15. Jahrhunderts anzusehen, da auch *wald* (wollte) Z. 52 vorkommt (vgl. Luick, Hist. Gr. § 533, 1 u. A. 1, und Jordan, Handbuch § 272); ebensowenig *consafes* Z. 160 (vgl. Luick, *H. Gr.* § 416, A. 2).

Die Abschrift ist nicht besonders sorgfältig, auffallende sichere Schreibfehler verzeichne ich in den Fußnoten. Distichon 71 und 77 sind identisch. Das 97. stammt aus Chaucer, mit einem die Arbeit des Schreibers bezeichnenden Fehler.

Ich drucke den Text genau nach der Handschrift, regle nur die Wortteilung. Die Zahlen der Disticha füge ich hinzu, in der Handschrift sind sie durch eine Klammer als zusammengehörig bezeichnet. Abkürzungen außer & löse ich auf.

f. 85 r° Einleitung: Fyrst þ*ou* sal luf god and drede
And hym seryf w*ith* al þi spede
And lerne to kepe þies wisdomes clere
Þat folows *in* wrytyng here.
1. Bot witt pas wylle
Vyce wil vertewe spylle.
2. Tynke[1] on þe ende or þ*ou* begyn[2]
And it sal þe kepe fro trobil & syn.
3. Man *in* þi wele bewar of woo
Wele is he þ*at* can do soo.

[1] sic! [2] Über *eg* ein Klecks aus späterer Zeit.

Digitized by Google

4. Of þi sorow be noght to sadde
Ne of þi ioy be noght to gladde.
5. If þou be greuyd in any seson
Lat it pas ouer it is my reson.
6. Tel not þi preuy counsell
To hym þat may it noght avayle.
7. A soft worde svages ire
Suffer & hafe þi desyre.
8. He þat wreke hym of euere wrathe
Pe langer he lyfes þe les he hathe.
9. Lerne þis my lefe broþer
Als sotyl as þou als fals is ane oþer.
10. He is oft disceyved þat noght wil lerne
Pof he vnthryfe who may hym werne.
11. Lerne of þe wyse
Pe rather þou salt ryse.
12. He is litel worth & les gode can
Pat makes his seruande mayster & hymself man.
13. Pride gos before & after cumes schame
Wele is he on lyfe þat has a gode name.
14. Lat þi neghbor þi frenschip fele
What euer þou say avyse þe wele.
15. Euer at þe ende wrong wil out wende
Our þou hafe nede assay þi freet frende.
16. This warld turnes as a balle
Clym not to hye lest þat þou falle.
17. Lat þi wytt pas þi wyll
Say wele or els be stylle.
18. Luf pes & charite
Do euere man equyte.
19. After gret cold cummes hete
When þe gain is at þe beste gode is to lete.
20. God is gode al way to drede
Of vertewe has þou moste nede.
21. In gode rewle is mykil reste
Better is to bowe þan to breste.
22. Maners & clothyng makes man
Say noght al þat þou can.
23. Þat now is sal turne to was
Ontaken grace al þinge sal pas.
24. Spende þou no mans gode in vayne
Borow þinge wald home agayne.
25. A fayr vertewe is gode sufferaunce
And a fowle vyce is hasty vengeanc...
26. In flattyryng wordes lygges...
And in fyre & watyr gert pa...
f. 85 v° 27. Euermore fle discord & hate
And with þi neghbor make no debate.
28. Mesure is a myry mele
Aftyr sekenes cummes hele.

Digitized by Google

29. Knaw or þou knytt
And þan wil men *pra*ys þi witt.
30. Of þi hode be þou hende
And specially to þi frende.
31. Sowp þ*ou* not to late
Spende aft*er* þine astate.
32. If þ*ou* wel stand i*n* grace
Fro þe pore turne not þi face.
33. What eu*er* þou do hafe god i*n* mynde
And þinke ymonge[1] on þi last ende.
34. Of speche it is gode to be soft
And mefe not þi mode to oft.
35. Do þou wele & drede no man
For trewthe to kepe is best þ*ou* can.
36. Worschyp ay þi bettyr
And grotche not agayn þi gretter.
37. Make not to many festes
Behyght not many behestes.
38. Go awe noȝt & hafe noȝt is bett*er* at ese
Couetyce mak*es* many man i*n* yll disese.
39. Men may say & þat is rewthe
P*at* mede sal spede rather þan trewthe.
40. Set & sawe if þou wil hafe
Waste & want leu & crafe.
41. Who so i*n* welht[2] takes no hede
Sal fynde dafawte i*n* tyme of nede.
42. Vndyr gret lords men tak*es* gret strok*es*
And w*ith* gret wynde falles gret okes.
43. A foles bolt is son schot
Dele w*ith* no godes euyl begot.
44. Deme no þinge þat is i*n* dowte
To þe trewthe be tryed owte.
45. . . þou wil bestes i*n* pes abyde
. . . . hyght hert & stynkand pryde.
46. . . . . to bold opir to blame
. . . . . fame.
47. He þ*at* wil hy*m* wreke of yll wronge
May not lyf i*n* pes longe.
48. He þ*at* makes to myche of lytell
It sal be long or he hafe mykell.
49. Bett*er* it is to suffer & abyde
Þa*n* hastely to chym[3] & sodan*ly* to slyde.
50. Say þou wele or els be stylle
For wrethe says alway ylle.
51. Do þ*ou* ay wele & drede no man
And say not al þat þ*ou* can.
52. Be nowþ*er* to hasty ne to slawe
Fle not to hye ne crep not to lawe.

[1] *Verbessert* i*n* ymange. [2] sic! [3] sic, *l. wohl* clym.

Digitized by Google

53. Behold wele & see
Þis warld is bot vanyte.
54. Who so hops þe best sal hafe þe . y . . .[1]
Tyme is gode *in* eu*re* þinge.
55. Be charytabyl to folk þat has nede
And be v*er*tewvs for þi awne mede.
56. Eke m*er*cyful & pytyful þ*ou* be
And yll c*um*peny ay þat þ*ou* flee.
57. Old syn mak*es* newe schame
A wykkyd wyfe is ill to tame.
f. 86 r° 58. Old wreth put oute of mynde
Many a flee etes þe blynde.
59. Disprays[2] no þynge þ*at* god þe sent
Who so says þe sothe is often schent.
60. Þi pr*eu*y cownsel do þou not wrye
Repe*n*t þe of þi syn or þ*at* þ*ou* dye.
61. Þis warlds ioyes passes sone
Of op*er* mens stryfe hafe no3t to done.
62. In lytel besynes stands gret reste
In al þinge is mesure ay þe beste.
63. Tryst *in* god þus says þe text
When bale is most bute is next.
64. Before al þing*es* kepe gods behestes
For lawles men ar war þan bestes.
65. Be trewe bothe *in* worde & dede
Eu*er* luf god & hym drede.
66. Hafe done & com sone
For þis warld is bot a blome.
67. Be neu*er* thrall vnto syn
Bot þinke on þe ende or þ*ou* begyn.
68. If þou be sykyr kepe þi place
Be war be tyme & take þi grace.
69. Be no3t to pense *in* no disese
God wil þe helpe if þ*ou* hy*m* plese.
70. Whos conscience is *in*combyrd & is not clene
Of op*er* mens dedes þe warst he wil wene.
71. Who so is copyld w*ith* a schrewe
Wyrk wysely & say bot fewe.
72. Lords kepe noght þe lawe
And 3ong men w*ith*owtyn awe.
73. Wyt is holden tretchery
Luf is nowe lychery.
74. Old men are oft storned
And women ar oft defowled.
75. Þe ryche men ar belefyd
Þe pore men are reprefyd.
76. Fals sotel men mak*es* lesyng
At of[3] old men þai hafe hethyng.

[1] *Vor* y *ein Buchstabe verwischt, folgendes abgeschnitten.* [2] sic!
[3] of *zwischen die Zeilen hineingebessert.*

Digitized by Google

77. Who þ*at* is copyld w*ith* a schrewe
Wyrke wysely & say bot fewe.
78. Þi witt is gret & ful of sotelte
And wiues no man co*n*safes þe.
79. Ryse vp arely seryf god deuoutly
Þe warld as nede is besyly.
80. Go be þe way sadly
. . . . . .
81. Trest neue*r* þine old enmy
Nor deme no þinge to soda*n*ly.
82. A fals tale is sone tolde
In o þe*r* mens hows be not so bold.
83. Avyse þe wele or þou speke
Caste þe not al yll to wreke.
84. Wyrke wysely & say bot fewe
Ouer þi hede loke neue*r* þ*ou* hewe.
85. Trest to no warde*s* vanyte
Lefe þi syn ot þe warld lefe þe.
86. Þou has no chartyr of þi lyfe
Cawse no debate ne make no stryfe.
87. Do eue*r* *wele* whils þ*ou* has space
If þ*ou* wyll þ*ou* may hafe grace.
88. In old aske*s* may fyer be rake
Bette*r* is to bowe þan to breke.
89. Rytches gettyn vntrewly
Causes co*n*science to be sory.
90. Su*m* men ar to bly*n*de
And su*m* kynredyn ful vnkynde.
91. The ded is oute of mynde
And trewe frenship is yll to fynde.
92. Go to þe mette appetytly
And ryse vp te*m*peratly.
93. Go to þi soper soberly
And to þi bed tymosly.
94. Trowthe is put downe
And vertewes has no dua*n*coune[1].
95. Reson is holdyn a fabyll
And wel ner no man mercyabyll.
96. Thorow couetyce blynde is ge*n*tyl distrecou*n*
Þis warld has made a pe*r*turbacou*n*.
97. Fro right to wrong fro wrong to fykylnes
And þus al his lost for lake of stedfastnes.
98. Trewthe may be trobyld
Bot neue*r* sal be schamed.
99. Whos co*n*sciens is combyrd & not clene
Of o þe*r* mens dedes þe wars he wil deme.
100. Deme not my dedys þof þou thynke þai*m* nogh . . .
Deme what þ*ou* deme wil þ*ou* knawis not my . . .
101. Je wene to knawe & knawes neuer a dele . . .

[1] sic!

Digitized by Google

To knawe a trewe frende it is right cas...
102. A manly knyght in lawful fyghtynge...
208 A wyse knyght *in* his god[1]...
103. A dredful *in* debatyng . . . . . .
A . . we *in* his . . . . . kynge . . .
104. . . . ow is . . . . . .
212 . . . . . .

Innsbruck. Karl Brunner.

Der Kongreß für romanische Sprachforschung.

Zwei Dinge zeichnen den in der Schweiz tagenden internationalen Kongreß für romanische Sprachforschung aus: daß er an fünf verschiedenen Orten tagte und daß alle Vortragenden Schweizer waren. Beide Gedanken gingen aus von J. Jud in Zürich, einem der beiden Herausgeber des großen italienisch-schweizerischen Sprachatlasses. Sie haben sich trefflich bewährt. Die ganze Tagung trug den Charakter einer Dialektexkursion für Vorgerücktere, bei der es wohl jedem der etwa 75 nicht-schweizerischen Teilnehmer natürlich erschien, daß er von einheimischen Romanisten Belehrung empfing. Sie erfolgte in Form von Vorträgen, Dialektaufnahmen und Führungen in Haus und Hof. Die zusammenhängende Dialektrede wurde vorgeführt durch Ansprachen, Lieder und Theaterstücke sowie durch grammophonische Platten, von denen für die romanischen Gebiete von Wallis und Graubünden je etwa 25 hergestellt worden sind.

Der Kongreß dauerte nur drei Tage, vom 9. bis 11. Juni. Aber es waren Tage intensivsten Erlebens in geistiger, seelischer und leiblicher Hinsicht. Nur ganz robuste Naturen konnten alle diese lawinenartig auf uns einstürzenden Darbietungen ohne Ermüdung in sich aufnehmen. Da gab es keine gemeinschaftliche Mahlzeit ohne Reden oder Lieder oder gereimte Menus mit schwer verdaulichen Dialektformen. Die Nachtruhe wurde oft doppelt verkürzt, am Abend durch das Anhören der Programmnummern, am Morgen durch die Unerbittlichkeit des Fahrplanes. Die Tagung wurde vom Begrüßungsabend bis zum Schlußbankett trefflich geleitet und humorvoll belebt von Louis Gauchat in Zürich, dem unermüdlichen Senior der deutschschweizerischen Romanisten.

Der erste Tag in Sitten war den Mundarten des romanischen Wallis gewidmet, deren besondere Stellung in der Geschichte der Forschung K. Jaberg (Bern) in seiner Ansprache knapp hervorhob. Dem Vortrag von E. Tappolet, betitelt Les données fondamentales des conditions linguistiques du Valais, lag die Anschauung zugrunde, daß ein Dialekt einerseits bedingt wird durch die völkische Zusammensetzung derer, die ihn sprechen, anderseits durch die wirtschaftlichen Lebensformen und durch die seelische Verfassung des Volkes. An Hand des grundlegenden Werkes des Basler Historikers Felix Stähelin 'Die Schweiz in römischer Zeit' war es ihm ein leichtes, zu zeigen, daß die Patois redenden Walliser im wesentlichen früh und stark romanisierte Kelten sind. Ihr Dialekt, unbelastet durch abstrakte oder künstlerische Ausdrucksmittel, trägt den Charakter einer alpwirtschaftlichen Berufssprache, in der die Geländebezeichnungen an Genauig-

[1] *Zwischen* his *und* god *ist* wyrkynge *in der Hs. durchgestrichen.*

Digitized by Google

keit und Reichhaltigkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Die konkrete Form der Patois scharf ins Auge fassend, zeigte der zweite Redner, J. Jeanjaquet (Neuenburg), deren Spaltung in ein Valais épiscopal und ein Valais savoyard, entsprechend den politischen Machtverhältnissen im Mittelalter; anschaulich wies er auf die ungewöhnliche Altertümlichkeit dieser Patois hin. Da ist zum Beispiel beim Artikel, den Sprechenden unbewußt, der lateinische Kasusunterschied noch lebendig. Die Sätze *le mulet est vendu; il faut vendre le mulet* heißen in Evolena: *le moulet y è vendouk*, aber *i fo vendre lo moulet*. Nicht weniger Interesse bot der dritte Vortrag von E. Muret (Genf), dem kundigen Leiter der Ortsnamenforschung in der französischen Schweiz, der über Methode und Ergebnisse seiner Flurnamenstudien im Walliser Alpengebiet berichtete, das er in allen Höhenlagen von Gemeinde zu Gemeinde und von Alp zu Alp durchwandert hat.

Dem Losungswort der modernen Sprachforschung 'Wörter und Sachen' folgend, wurde die hundertköpfige Gesellschaft in ländlichen Autocars auf die lieblich grünenden Höhen von Savièse hinaufbefördert. Dort oben wehte ein frischeres Lüftchen als in Sitten. Erstaunt haftete der Blick an den beiden düsteren Burgen von Sitten, die gespensterhaft aus der hellgrünen Rhoneebene emporragten, an den gegenüberliegenden waldigen Hängen der Mayens de Sion, von denen sich schneeweiß die Kirchen von Salins und Veissonnaz abhoben, und an den schneeigen Gebirgskämmen des Val d'Hérens, dessen berühmte Gipfel sich geheimnisvoll im Reich der Wolken verhüllten. 'Wenn Ihr wiederkommt und länger bleibt, so offenbaren wir uns', schienen sie den fremden Zuschauern zuzurufen. Bald ertönte vom Balkon der Maison de commune die Begrüßungsrede des Gemeindepräsidenten von Savièse, der sich durch das Narrenspiel der ihn umwehenden Kriegsfahnen nicht beirren ließ, die einst seine Vorfahren 1475 in der Schlacht auf der Planta (bei Sitten) den eindringenden Savoyern entrissen hatten. Was er sagte, war zwar französisch gedacht, aber in Laut und Form ein im Wallis selten zu hörendes Probestück einer Patoisrede. Schlagfertig und witzig antwortete ihm im ebenfalls frankoprovenzalischen Dialekt der Landschaft Bugey (Dép. Ain) der französische Professor Duraffour von Grenoble. Damit war der Kontakt mit den Eingeborenen von Savièse hergestellt. Er nahm intimere Formen an beim längst ersehnten und reizend inszenierten dîner champêtre, dessen Hauptgericht, die sogenannte raclette, das heißt am offenen Feuer weich gerösteter Käse, den meisten vortrefflich mundete. Die Dialektaufnahmen wurden gruppenweise in geschlossenen Räumen vorgenommen. Sie verschafften interessante Einblicke in die Kleinarbeit des Dialektforschers. Bot Savièse den Kontakt nach unten, so brachte das von den Walliser Behörden in Sitten gespendete Bankett den Kontakt nach oben. Regierungsrat Walpen begrüßte die Gäste in drei Sprachen: auf französisch, auf hochdeutsch und im Dialekt seiner Heimat, dem Goms. Treffend charakterisierte er die wirtschaftlichen Verhältnisse des Wallis mit den Worten: 'Wir sind arm, denn wir haben keine Reichen, wir sind reich, denn wir haben keine Armen.' Von eigenartigem Reiz war die Aufführung der von Dr. B. Luyet in Patois verfaßten Gemeinderatssitzung, in der einige robuste Savieser in altväterischer Tracht und mit wichtiger Miene über Dinge des Alltags verhandelten.

In herrlicher Fahrt, an haushohen Schneewänden vorbei, führte uns der zweite Tag mit einem Ruck von der deutsch-französischen Sprachgrenze im Wallis an die deutsch-romanische im Bündner Oberland. Wie viel spontaner

Digitized by Google

und — ich möchte sagen — seelischer war hier der Empfang. Kaum waren wir in Sedrun ausgestiegen, so ertönte der Gesang eines wohldisziplinierten Männerchors; so ergreifend war es, daß einer weich empfindenden Philologengattin die Tränen in die Augen traten. Darauf hielt der würdig schlichte Gemeindepräsident von Sedrun eine so kräftig artikulierte Rede, daß man ihn gleich als Lektor des Romontschen hätte anstellen mögen. Ihm antwortete auf ladinisch der Engadiner Romanist Dr. Bezzola, Privatdozent in Zürich. Im großen Gegensatz zu Savièse nahm hier die ganze Bevölkerung an diesem Begrüßungsakt Anteil. Man erhielt den Eindruck: wo immer der angestammten Sprache Interesse entgegengebracht wird, gerät die Seele jedes Räten in freudige Wallung. Auf diesen Ton waren die beiden unvergeßlichen Liederabende in Disentis und Chur gestimmt. Welch mächtiger Sprachwille klang z. B. in den Versen:

O mumma romontscha, ti, mumma carina,
Nus lein tia tschontscha salvar per adina!

O liebe romanische Mutter, deine Sprache
Wollen wir ewig hochhalten!

Am Nachmittag des Reisetages wurden die Teilnehmer in die Eigenart des diphthongenreichen Oberländer Romanisch eingeführt. Wie manches Ohr stand der fremdartigen Lautreihe ratlos gegenüber! Und wie staunten wir alle über die vielen undeutbaren Wörter in der Terminologie des Bündner Wohnhauses!

Der dritte Tag sah uns erwartungsvoll im Kapitelsaal der Abtei Disentis versammelt, um nach einer Ansprache von J. Jud die beiden Hauptvorträge von Dr. R. von Planta (Fürstenau) über die Erforschung der Bündner Ortsnamen und von C. Pult (St. Gallen) über die Eigenart der romanischen Bündner Dialekte entgegenzunehmen. In seiner Ansprache hob Jud die Verdienste der Benediktiner von Disentis um die rätoromanische Literatur hervor, gedachte insbesondere der von C. Decurtins gehobenen Schätze und skizzierte die Bündner Dialektforschung in markanten Zügen. Die weitblickende Studie von Dr. von Planta, veranschaulicht durch historische Kartenbilder, bildete durch ihre schlichte Sachlichkeit und durch ihren ungesuchten Humor den unbestrittenen Höhepunkt der Tagung.

In seinem 'historisch-toponomastischen Landschaftsbild von Graubünden' — so hatte er seinen Vortrag betitelt — zeigte v. Planta an Hand der Orts- und Flurnamen die verschiedenen Besiedlungsschichten dieses topographisch so wenig einheitlichen Landes auf, von den ältesten vorrömischen bis zu den jüngeren fränkischen, alemannischen und bairischen. Im 15. Jh., als die drei Bünde sich zusammenschlossen, kann die Besiedlung Bündens als abgeschlossen betrachtet werden. Im Anschluß daran beleuchtete er in origineller Weise einige lauthistorische Probleme: so den Wandel von *u* zu *ü*, den er, entgegen den herrschenden Ansichten, in Bünden für sehr alt und demnach keltischer Herkunft verdächtig hält; ferner die ungleiche Verteilung von *k* und *tχ* im Anlaut und der *s*-Zusatz in der deutschen Form vieler Ortsnamen wie *Flims*, *Truns*, *Bevers*, die romanisch *Flem*, *Trun*, *Bever* lauten. In beiden Fällen ist Planta geneigt, deutschen Einfluß anzunehmen. Außer im Tavetsch spricht das ganze Oberland *casa*, *carn*, *cara*, in Mittelbünden und im Engadin lauten diese Wörter mit *tχ* an, welchen Anlaut nach Planta auch das ganze Oberland gekannt hat. Aber deutsche oder deutsch beeinflußte Schreiber hätten in bewußter Latinisierung den typischen *tχ*-Laut mit lat. *c* wiedergegeben, *casa* galt für vornehmer als *chasa*, zuerst nur in der Schrift, später aber auch

Digitized by Google

in der Aussprache. Anderer Art ist der deutsche Einfluß in den Ortsnamen. Der Deutsche, sagt v. Planta, hielt sich viel ängstlicher an die Regeln der lateinischen Formenlehre als der Romane, dem seine Muttersprache vielfach die Kenntnis des Latein vortäuscht. Daraus erkläre sich das zähere Festhalten an den Formen mit *s*, wie in *Mels* aus melis, eig. Lokativ 'bei den Apfelbäumen'. So erschien dem deutschen Kanzlisten die Form mit *s* als vornehmer, richtiger, auch da, wo sie keinerlei Berechtigung hatte. — Den Abschluß der wissenschaftlichen Vorträge bildete die in kraftvollem Italienisch vorgetragene Rede von C. Pult. Besonders eindrücklich wußte er zu schildern, wie der mit Grund und Boden verwachsene Bergbewohner die überreich sich darbietenden Ausdrücke zur Bezeichnung einer Bewegung im Gelände oft unglaublich fein differenziert.

Aus der geschäftlichen Sitzung in Chur sei erwähnt, daß der nächste Kongreß 1932 in Rom stattfinden soll. Am Schlußbankett im Hotel Steinbock sprach Regierungsrat Ganzoni in seiner engadinischen Begrüßungsrede von den Sprachsorgen eines bündnerischen Erziehungsdirektors: Man vergegenwärtige sich, führte er unter anderem aus, daß im Kanton nicht weniger als fünf Schriftsprachen zu Recht bestehen (außer Deutsch und Italienisch noch drei romanische), daß also alle Schulbücher und Schulverordnungen in fünf Sprachen abgefaßt und gedruckt werden müssen. In der Tat fand ich im 'Amtsblatt des Kantons Graubünden' vom 13. Juni 1930 vier dieser Schriftsprachen mehrfach vertreten. Eine so weitgehende Rücksicht auf sprachliche Eigenart auf dem engen Raum von rund 7000 Quadratkilometern dürfte ein Unikum in der Geschichte der sprachlichen Minderheiten darstellen. Vielen Nicht-Schweizern war es auch schwer verständlich, daß die Muttersprache der beiden Vorsteher des Erziehungswesens in Sitten und Chur nicht identisch war mit der Sprache der Kantonshauptstadt, in der sie regierten.

Das Bankett klang aus in nicht weniger als dreizehn romanische Dankreden, von denen die der Professoren Terracher (Dijon), Roques (Paris) und Bertoni (Rom) sich durch die Kunst der Rede sowohl wie durch warme Anhänglichkeit an die Schweiz auszeichneten. Katalanisch sprach Griera (Barcelona), Rumänisch Jordan (Jassy), Wallonisch Haust (Lüttich). Die höchste philologische Spannung aber erzielten zwei deutsche Dialektforscher, Wagner (Rom) und Rohlfs (Tübingen), dadurch, daß sie ihre Dankesgefühle, der eine in sardischem Dialekt, der andere in Vulgärlatein zum Ausdruck brachten.

Basel. E. Tappolet.

Franz. *enclume* 'Amboß'.

So zweifellos die Zugehörigkeit von franz. *enclume* zu lat. incudine[1] ist, so umstritten ist der Entwicklungsprozeß, den das Wort im einzelnen durchgemacht hat.

Zunächst die Endung. Meyer-Lübke (Hist. franz. Gramm. I, § 176) geht davon aus, daß 'der schon vor der Synkope geschwächte Dental sich nach dem labialen Vokal nicht in einen dentalen, sondern einen labialen Spiranten umgewandelt habe, der dann den dentalen Nasal zum labialen wandelte', also etwa incudine > *incuvne > **encumne* > **encume*. Ich halte diesen Ansatz für zu gekünstelt und schließe mich der von Ascoli (Arch. glott. 3, 368)

[1] Vgl. incudo bei Venantius Fortunatus für klassisches incus.

Digitized by Google

gegebenen Erklärung an, die einen Einfluß des Suffixes -umen (-umine) in Rechnung stellt. Eine solche Suffixvertauschung läge dann nicht nur vor in *coutume* (*costume*) < *consuetumine, *amertume* < *amaritumine, afrz. *espessetume* < *spissitumine, *pesantume* < *pesantumine, sondern auch in span. (vgl. *hombre* < homine, *hembra* < femina) *costumbre, espesedumbre, pesadumbre, mansedumbre* etc. Gerade in letzteren Fällen ist die Zugehörigkeit der Endung zum Suffix -umine ja ganz evident[1]. Ein ganz ähnlicher Ersatz ist übrigens im Italienischen eingetreten. Und zwar ist hier -údine abgelöst worden durch -úgine: *testuggine* 'Schildkröte' < *testugine < testudine, südital. *neúgina* < *incugine < incudine. Dieser in der letzteren Form vollzogene Suffixtausch ist auch in gewissen Gebieten Südfrankreichs eingetreten: altprov. *enclutge*, neuprov. (Ariège, Cantal, Lot etc.) *encludje, enclutse*[2], ferner nprov. *iruge* (= *irüdje*) 'Blutegel' < *hirugine für hirudine.

Sehr viel schwieriger ist es, die Herkunft des unorganischen *-l-* zu deuten. Dieses erscheint in ganz Frankreich, dazu in den französischen Mundarten des Aosta-Tales (*eŋklönno* K. 214 des ital. Sprachatlas). Nur an der östlichen Peripherie, an der Grenze gegen Deutschland, haben sich die einzig berechtigten *l*-losen Formen erhalten: wallon. *ekom* (Atl. ling. K. 457), voges. *ākẽn* (Bloch, Atl. ling. des Vosges méridionales K. 290).

Woher kommt nun das *-l-*? Ascoli (Arch. glott. 3, 399) vergleicht unseren Fall mit ital. *inchiostro* 'Tinte' < *enclaustum statt encaustum, 'ma non per il vincolo civile che sia fra il chiostro e l'inchiostro, bensì per l'influsso fonetico che la frequentissima forma o riduzione radicale claud-, clud-, claus-, clus- esercita sopra vocaboli di etimologia non chiara per il volgo, nei quali sia il nucleo cud-, cus-, caus'. Niedermann (Mélanges Meillet 107, Anm. 1) dachte zunächst an Attraktion des Artikels **l'encume* > *enclume*, was formell ganz ohne Beispiel wäre. Später (Arch. Rom. 5, 445 ff.) hat derselbe Forscher seine Meinung dahin korrigiert, daß er eine Vorwegnahme des in der Auslautsilbe begegnenden Nasals mit daraus folgender Dissimilation zugrunde legte: **encnume* > *enclume*[3]. Es ist die gleiche Auffassung, die schon früher Havet (Rom. 7, 594) vertreten hatte, als er folgende Entwicklungsreihe vorschlug: incudine > * *encumne* > **encnume* > *enclume*. Man wird kaum behaupten können, daß eine solche Annahme sehr überzeugend ist[4]. Meyer-Lübke in seinem Roman. etymol. Wörterb. (Nr. 4367) verwirft alle bis dahin vorgetragenen Erklärungen und läßt das Problem offen. Auch Gamillscheg in seinem jüngst erschienenen Etymol. Wörterb. der franz. Sprache kann sich für die bisher gegebenen Deutungen nicht erwärmen. Er selbst denkt an eine Kreuzung mit einem anderen Wort. Und zwar glaubt er, wenn auch mit einigem Zweifel, das gallische *klado (vgl. schott. *cladh*) 'brechen', 'zersplittern' für die Störung verantwortlich machen zu können. Ich muß sagen, daß eine solche Wortkreuzung (incudine 'Amboß' + *klado 'brechen') mir in keiner Weise gerechtfertigt erscheint. Leider ist man bei etymologischen

[1] Dieser Meinung ist auch Menéndez Pidal in seinem Manual de gramática histórica española (Madrid 1925) § 83, 4.

[2] Vgl. Meyer-Lübke, Rom. etym. Wörterb. Nr. 4367 und Eva Seifert, Die Proparoxytona im Galloromanischen p. 89.

[3] Auch Skok scheint dieser Meinung zu sein, wenn er bezüglich frz. *enclume* von einer Ferndissimilation (Zeitschr. f. rom. Phil. 50, 259) spricht.

[4] Ganz unbefriedigend ist auch der von Cornu (Rom. 7, 365) befürwortete Entwicklungsgang: incudine > *incluline > *inclumine > *inclumine.

Digitized by Google

Erklärungen gerade in neuerer Zeit mit der Annahme von Wortkreuzungen viel zu schnell bei der Hand[1]. Man vergißt zu leicht, daß Wortkreuzungen faktisch kaum entstehen können, wenn sie nicht durch irgendwelche gedankliche Assoziationen nahegelegt werden. Ich frage nun: Wo sind hier die erforderlichen Assoziationspunkte? Gibt es wirklich einen lautlichen Anklang, der zu einer Vermischung der beiden Gehörsbilder (incudine × klado) hätte führen können, wie etwa in den gesicherten Beispielen crassus × grossus > *gras*, aperire × coperire > *ouvrir*, *chasne* × *fresne* > *chesne*, reddere × prendere > *rendre*? Oder will man behaupten, daß wenigstens eine begriffliche Assoziation zwischen den beiden Wörtern gegeben ist? Dient etwa der Amboß dazu, Metallstücke zu *zerbrechen* oder zu *zersplittern*?

Ebensowenig überzeugend ist die Wortkreuzung (incudine × clavus 'Nagel'), an die bereits Körting in seinem etymol. Wörterbuch gedacht hatte, und die nun Spitzer in seiner Rezension des Gamillschegschen Wörterbuches (Zeitschr. f. roman. Phil. 46, 614) von neuem vorschlägt. Allerdings verfertigt man im Handbetrieb Nägel mit Hilfe des am Amboß befestigten Nageleisens. Aber ist die Benutzung des Ambosses gerade für die Nagelfabrikation eine so überragende, daß sich diese (lautlich gewiß nicht zu rechtfertigende) Assoziation aufgedrängt hätte?

Will man bei der Erklärung der schwierigen Form wirklich zu der Annahme einer Wortkreuzung greifen, so wird man guttun, sich zunächst einmal über Form und Bau des Ambosses zu orientieren. Das haben alle Etymologen, die sich mit unserem Problem bisher beschäftigt haben, vernachlässigt. Meyers Konversationslexikon schreibt darüber: 'Der große Amboß steckt mehrere Zentimeter tief in einem hölzernen Klotz, dem Ambößstock, der von Eichenholz ist und ca. 1 m tief in die Erde eingelassen ist.' Liest man diese Definition, so wird man unwillkürlich auf ein (*massa*) *inclusa* geführt[2]. Ist es nun ein Zufall, wenn unmittelbar an Frankreichs Südgrenze im Katalanischen (Vogel 222) *enclusa* der herrschende Ausdruck für den Amboß ist? Ältere aragonesische Formen, die besonders im 18. Jh. in den Gemeindeurkunden von Binéfar belegt sind, sind *inclusa* und *enclusa* (B. Coll y Altabás, Colección de voces usadas en la Litera). Ein *encluso* belegt Thomas (Romania 34, 194) ferner aus einer provenzal. Glossensammlung des 13. Jahrhunderts. Es scheint danach, daß dies Wort einst auch in Südfrankreich in Umlauf gewesen ist. Wenigstens deuten darauf auch die Formen *enclus* und *enclusi*, die Mistral in seinem Wörterbuch (I, 895) als Namen des Ambosses für das Gaskognische und das Limousinische anführt. Diese Formen von *incugine abzuleiten, wie es Eva Seifert (a. a. O. 89) tut, ist aus lautlichen Gründen ganz unzulässig. Die Grundlage kann nur inclusa bzw. (ferrum) inclusum sein[3]. Hier haben wir auf einmal den Ausgangspunkt für eine Wortvermengung, die lautlich und begrifflich in gleicher Weise naheliegt, und die auch durch die geographische Koexistenz der beiden Typen

[1] Das gilt besonders für die 'Etymologischen Studien', die Moritz Regula in der Zeitschr. f. roman. Phil. 43, 1 ff. veröffentlicht hat. Aber auch Spitzer macht von diesem allerdings sehr bequemen Erklärungsmittel oft in Fällen Gebrauch, die durchaus nicht einleuchten wollen.

[2] *Massa* als Bezeichnung des Ambosses ist für das Romanische durch rätorom. *masa* (K. 214 des italien. Sprachatlas) gesichert.

[3] Vgl. die ganz ähnliche Entwicklung von (aqua) exclusa > *écluse* 'Schleuse'.

Digitized by Google

eine gesicherte Grundlage hat, ohne daß man gezwungen ist, zu unwahrscheinlichen gallischen Substraten seine Zuflucht zu nehmen. — Es bleibt noch ein Wort zu sagen über gask. *englüdi* m., das in den Basses-Pyrénées vorherrscht. Grundlage ist ein altgaskogn. **engüdi*, das direkt auf incudine mit der in Südwestfrankreich vorherrschenden Apokopierung (vgl. gask. *omi* < homine, *bermi* < vermine) zurückgeht. Es ist die einzige Form, die in Frankreich unmittelbar die Fortsetzung von lat. incudine bildet. Dieses **engüdi* ist heute auf französischem Sprachboden nicht mehr nachzuweisen, aber es findet sich noch als romanisches Fremdwort im baskischen *ingudi* (in der Soule *ingüdi* gesprochen), was beweist, daß die Vermischung mit dem Stamm inclusa nicht auf sehr alte Zeit zurückgeht.

Tübingen. G. Rohlfs.

Nachtrag zu *here* (Archiv 157, 237—8).

Beim Sammeln der Belegstellen für here ist es mir entgangen, daß das Wort auch in den Vers de la mort ed. Wulff und Walberg Str. XXIII V. 4 vorkommt. Dort heißt es vom Tode: Sovent al juevne avant fait here. Die Stelle ist interessant, weil hier faire here a auc. ohne ein bele oder laide begegnet und einfach 'Jemandem ein Zeichen geben, Jemandem zuwinken' bedeutet, wie die Herausgeber zutreffend in der Anmerkung sagen. In der letzteren wird auch bemerkt, daß here mehrfach im Guillaume le Maréchal begegnet, was mir leider ebenfalls entgangen ist, und es werden drei Stellen besonders aufgeführt (5611, 9590, 16790). Im ganzen kommt unser Wort daselbst, nach dem Glossar zu urteilen, sechsmal vor, darunter zweimal mit laide oder dolente und zweimal mit bele im Sinne von 'Miene'. Was V. 5611 und 9590 angeht, so glossiert P. Meyer mit 'ne pas faire mine, feindre de ne pas apercevoir'; ich glaube, daß man an der ersteren Stelle (li reis n'en fist here) im Hinblick auf den Zusammenhang besser mit 'freundliche Miene' übersetzt: 'der König machte keine freundliche Miene dazu', d. h. er ging nicht darauf ein, und daher dieselbe Bedeutung vorliegen würde wie die von mir für die Pastourellenstelle angeforderte. In V. 9590 haben wir ebenfalls faire here mit einem en davor (Mes il n'en fist semblant ne here Qu'il li ẽust talent de rendre); hier sehe ich das en als proleptisch zu dem folgenden que-Satz an, somit here nur als synonym zu semblant: 'Er machte keine Miene dazu, daß er Lust hätte, es ihm wiederzugeben'.

Für les pesanz haires im Livre des manières V. 1095 wird durch Obiges nichts hinzugebracht, doch muß ich auch hier insofern einen Nachtrag machen, als ich S. 240 zu einer etwaigen Übersetzung mit 'gestrengen Mienen' bemerkt hatte, daß pesant in dieser Verwendung singulär dastünde, ich nun aber doch bei Mont.-Rayn., Rec. IV, 73 eine parallele Stelle gefunden habe, die zugunsten obiger Übersetzung erheblich ins Gewicht fällt: Et fait *pesante* chiere et morne.

Jena. O. Schultz-Gora.

Digitized by Google

Beurteilungen.

Ch. Rogge, Der Notstand der heutigen Sprachwissenschaft. Eine Einführung in die Psychologie des sprachschaffenden Menschen. München, Hueber, 1929.

Woher kommt der Notstand? Daher, daß die Wissenschaft vergessen hat, was einst W. v. Humboldt (Versch. d. menschl. Sprachbaus) von der Sprache gelehrt hatte: 'Sie selbst ist kein Werk (Ergon), sondern eine Tätigkeit (Energeia); daher, daß durch Aug. Schleicher und Nachfolger die Sprachwissenschaft, die im Sinne Humboldts eine Geisteswissenschaft war, zu einer Naturwissenschaft gemacht wurde. Der Abfall von dem großen Führer, der die idealistische Sprachforschung begründete, rief die Irrlehre von den 'Lautgesetzen', von ihrer 'psychologischen Durchbrechung oder Durchkreuzung von seiten der Analogie' hervor (S. 10). Die Einzelforschung verhinderte eine 'Gesamtauffassung der Sprache'. Die 'Analogie' sollte nur ein zufälliger Eingriff in das Gesetzmäßige sein; es wurde nicht erkannt, daß aller Sprachwandel auf einer 'psychologischen Verknüpfung' durch 'Angleichung' beruht, daß also keinerlei physiologische, mechanische Vorgänge das Sprachleben bedingen, sondern ausschließlich geistige Vorgänge. Die Aufgabe bestehe also darin, jede sprachliche Erscheinung zu einem 'Erlebnis des sprachschaffenden Menschen' zu machen. Diese Aufgabe haben die Sprachforscher nicht erkannt, und darum haben sie alle, aber auch alle, versagt. Herr Christian Rogge erteilt zwar manchem zunächst eine gute Zensur, die sich bei einzelnen fast wie ein Panegyrikus liest (z. B. über Lerch S. 167), er gibt sehr oft eine beruhigende Bestätigung fremder Forschungsergebnisse: z. B. daß *hélas* von Brunot 'richtig aus *hé* und dem Adj. *las (malheureux)* erklärt' sei; oder daß Tobler bei *car* 'mit Recht von einem fragenden *quare* ...' ausgehe; aber zum Schluß enttäuschen doch alle, ausnahmslos, keiner kommt an das Ziel wirklich wissenschaftlicher Erkenntnis. So fehlt H. Paul 'eine irgendwie zureichende Gesamtauffassung der Sprache trotz lebhaften Wollens' (S. 11 f.). Seine 'Prinzipien' zeigen eine 'unklare Gliederung', bieten 'ein wirres Durcheinander' (S. 12). Das gleiche gilt 'von Whitney-Jollys, selbst von G. v. d. Gabelentzens Werk über die Sprachwissenschaft' (S. 12). Wundt beweist verschiedentlich, 'daß dem Psychologen Wundt die Psychologie des Sprachforschers abging' (S. 29). Tobler 'trifft am Richtigen vorbei', weil er sich 'mit der rein historischen Herleitung zufrieden zu geben' pflegt (S. 57). Seine Aufstellungen geben immer nur historisch-logische Zusammenhänge, aber sie treffen nicht 'den Pulsschlag des Lebens, wie er im Sprachschöpfer wirksam ist' (S. 143). Er verrät beständig 'die Art des Logikers, der doch zu dem eigentlichen Denken und Fühlen des Sprachwandels nicht vordringt, wie er durch die Umwelt bestimmt wird'. Bei Delbrück sieht man 'dieselbe Art des Vorgehens wie bei A. Tobler, das wortisolierende statt des wortkombinierenden des Sprachpsychologen' (S. 154). Bei J. Grimm tritt 'sein unpsychologisch historischer Standpunkt zutage' (S. 57). Diez gibt nur eine 'gründliche Lautstatistik' (S. 81). Sweet kann als Lautphysiologe, als Logiker zu keiner Erkenntnis kommen. Er 'weiß mit der Analogie nicht umzugehen, und das ist ihm bei Beurteilung seiner Muttersprache ernstlich im Wege' (S. 102). Bei Noreen kann man zwar lernen; aber ob er 'der hilfesuchenden Sprachwissenschaft wirklich merkenswert aufhelfen wird, das ist mir (Chr. Rogge!) doch zweifelhaft geworden' (S. 104). 'Ihm fehlt die rechte Einsicht in das Wesen der Analogiebildung', und daher lehnt Herr Chr. Rogge als 'vorwärtsdringender Forscher trotz allem' Noreens Werk (Beiträge zur Meth. u. Terminol. d. Gramm.) ab (S. 107). Für Meyer-Lübke gilt: 'Die direkt

Digitized by Google

ableitende Lautmechanik aber befindet sich in einer Sackgasse, in die keine Sonne hinüberscheint, während sie dem Sprachpsychologen (d. i. Chr. Rogge!) auf seinem Wege auch da Licht spendet, wo er's kaum erwartet hätte.' Höchste Anerkennung zollt R. dem 'Schuchhardt-Brevier': 'Ich habe ... bei eingehendem Studium des Breviers kaum einen der Grundgedanken gefunden, den ich von meinem selbstgewonnenen Standpunkt aus nicht voll unterschreiben könnte' (S. 79). Aber doch weiß Schuchhardt nicht den Sprachphilosophen mit dem Sprachforscher zu verbinden (S. 80). Praktisch geht er doch 'in den altgewohnten Wegen' fort, 'sein bahnbrechendes Werk vom Vokalismus des Vulgärlateins ist im wesentlichen doch nur historisch', 'von der Sprachpsychologie macht er kaum Gebrauch, wo es gilt Einzelprobleme zu lösen' (S. 81). Er 'gelangte recht wenig zu einer Erforschung der Analogiewirkung im einzelnen und kam selbst über die "Lautgesetze" nicht hinaus' (S. 90).

Daß Herr Chr. Rogge kein Parteimensch ist oder vielmehr als rechter Idealist seine eigne Partei darstellt, zeigt er darin, daß auch Voßler nicht unbedingt Gnade findet, obwohl er, wie anzuerkennen, auf dem idealistischen Standpunkt des Begründers der modernen Sprachwissenschaft, W. v. Humboldts, steht. Aber wenn Voßler sich mit dem Sprachwandel beschäftigt, so hat er 'leider wenig Glück': 'V. hat eben keine zutreffende Vorstellung vom Bedeutungswandel, weiß nicht, daß jeder Bedeutungswandel ein neues Wort schafft auf dem Wege der Angleichung' (S. 116). Jespersen macht zwar in der Erkundung der Natur der Sprache 'höchst beachtenswerte Anläufe', aber doch ist zu sagen: 'daß unser Forscher aus den üblichen Bahnen der Sprachwissenschaft nicht herauskommt, vor allem nicht dazu gelangt, zu erklären, weshalb die Sprache überhaupt sich ändert' (S. 130). Die gute Zensur, die Lerchs Syntax erhält, bedarf doch der Einschränkung; denn leider beruft er sich bei seiner historischen Methode auch auf Tobler (S. 174), und wenn er auch nach Humboldt in der Sprache eine Energeia sieht und die sprachlichen Erscheinungen aus dem Denken und Fühlen des sprachschaffenden Menschen heraus erklären will, so beantwortet Herr Chr. Rogge die beiden Fragen, ob Lerch das auch wirklich tut, oder auch nur durchweg erstrebt, zu seinem großen Bedauern mit einem 'Nein' (S. 183).

Es ist schmerzlich, daß so der stolze Bau des sprachwissenschaftlichen Pantheons zerschmettert wird, und er unter seinen Trümmern die alten ehrwürdigen Götterbilder begräbt. Aber wir brauchen deswegen nicht zu verzweifeln. Es braucht nicht bei dem Chaos zu bleiben. Auch aus diesen Ruinen ersteht neues Leben, und das wahre! Denn dem Notstand ist leicht abzuhelfen. Man müßte nur die 26 Abhandlungen von Chr. Rogge, deren Liste dem Buche vorgedruckt ist, sorgfältig studieren und den Weg gehen, den er großzügig in charakteristischen Beispielen der Einzelforschung weist. Dann wird man, wenn man z. B. Waldes lat. etym. Wörterb. 'wissensdurstig befragt', nicht mehr verwundert zu sein brauchen, 'wieviel Unsicherheit sich bei den einzelnen Wortableitungen vorfindet', nicht mehr staunen müssen, 'daß in dem deutschen etym. Wörterb. von Fr. Kluge, dem die Sprachwissenschaft doch manches Gute verdankt (— man beachte die Gerechtigkeit! —), die ungelösten Fragen so zahlreich sind ...' (S. 30). Dann wird für die Sprachwissenschaft kein 'Ignorabimus' mehr gelten, 'das unbedachte Wort der Selbstbescheidung' des Naturforschers, das Joh. Schmidt in bezug auf die 'Flexion' 'dogmatisch nachgesprochen' hat (S. 31). Dann wird der Sprachforscher nicht mehr die gleiche 'matte Stimmung' Schuchhardts teilen, der für seine Wissenschaft nicht die 'Sicherheit der naturwissenschaftlichen Methode' gelten lassen will und meint: 'der Forscher wird hier, je mehr er fortschreitet, immer mehr lernen, sich in seinen Hoffnungen zu bescheiden' (S. 90). Ließen die bisherigen Forscher die Wissenschaft in hoffnungslosem Dunkel

Digitized by Google

tappen, so ist ein Theseus erstanden, der sie zum Lichte führt. Auch dieser Theseus benutzt einen einfachen Kniff, an den bisher kein Mensch gedacht hat, den Faden der 'psychologischen Verknüpfung', das Ei des Kolumbus!

Einige Beispiele sollen zeigen, welches Gesicht die Wissenschaft nunmehr bekommt. Ich beschränke mich dabei auf mein eigenes Wissensgebiet, das Romanische oder genauer das Französische, während im Gegenteil Herr Chr. Rogge gerade aus diesem Gebiete mit Vorliebe seine Beispiele wählt.

Laut- und Formwandel, Wortbildung, neue syntaktische Fügungen, alles wird einfach durch Angleichung an ein psychologisch verknüpftes Wort oder Gebilde hervorgerufen. It. *otto* soll lautmechanisch durch Assimilation aus *octo* hervorgehen? 'Es ist nicht so!' (S. 27.) Man denke an vier, die Hälfte von acht, und daher bekommt *otto* sein *tt* nach *quattro*! (Also um die Lautmechanik zu überwinden, brauchen wir nur für *atto, fatto, detto, stretto* usw. jedesmal das psychologisch verknüpfte Wort mit *tt* zu suchen, dann erschließt sich uns der Geist des Sprachwandels!)

Diez, Schuchhardt, Behrens lassen *l* in *u* übergehen. 'Wer kann das glauben?' (S. 81). 'Wer sich der Psychologie befleißigt, wird nicht umhin können zu sagen: *autre* hat sein *u* von *un* (*unus*)!' Durch Verschmelzung von *al* (*a* + *le*) mit *ou, u* (*apud*) entsteht *au*, und auch *du* (*del*) ist auf diesem Wege zu deuten'. So steht buchstäblich S. 81 zu lesen! Auch *ou, u* (*apud*)!

Durch Schuchhardt, den Philosophen, überwindet Herr Rogge Schuchhardt, den Lautschieber. Und zwar so: Wie wird *c* zu *g* in *luogo* < *locus, lago* < *lacus*? Einfach so: Nach *far largo* 'Platz machen' ist *luogo* an *largo* angeglichen, und *lago* kam zu seinem *g* durch den Einfluß des stimmhaften *r* in dem sinnverwandten *mare*!

Überhaupt 'Lautgesetze', 'Umlaut' u. dgl. — in die Rumpelkammer damit! Denn z. B. *u* > *ü*: Herr Chr. Rogge hat sich über diese Frage bei Wechssler, Gibt es Lautges. (1900) informiert. Von der späteren Literatur, also etwa der Berliner Dissertation von E. Jacoby, den Abhandlungen von Meyer-Lübke und Gamillscheg in Ztschr. f. frz. Spr. u. Lit. 44 u. 45, brauchte er keine Notiz zu nehmen, da er das Problem endgültig gelöst hat; nämlich: *cela dure* erhält den Umlaut durch Angleichung an *cela vit, mur*, weil das *i* von *parei, paroi* (*paries*) mit anklingt; es ist also dieselbe Bindung wie im Deutschen, wo *mûr* zu *Maur* wird, weil das *a* von *Wand* hinzutritt! (S. 120.)

'Wer *faire*, lat. *facere* erklären will, soll uns nicht sagen, daß *c* in *i* übergeht, sondern hinter *faire* steht *dire* usw.' (S. 120.)

ciel, siecle haben ihr *i* aus *Dieu*! (S. 121). Daß z. B. der Aler. nur *ciel, siecle, -s* und andererseits nur *deu, deus* kennt, würde Herrn R. kaum stutzig machen, da er sich ja das Lesen der Originale ersparen kann. Er gibt Intuitionen, die historischen Unterlagen dazu mögen andere beschaffen!

padre > *pedre*, weil *fil, fils* anklingt (S. 84).

oi > *oa*? Durch Angleichung von *chaud* und *froid*. Man verstehe recht: das *a* von *chaud* ist übergetreten, wie das von *faux* in *droit*! Wo die Angleichung fehlt, stehen im It. nebeneinander *caldo* — *freddo, falso* — *dritto*! (S. 85.) *Trois* (*troa*) hat sein *a* von *quattro*! (S. 84) — *vaincre* (*vincere*) ist 'abgedunkelt nach *battere* "schlagen" mit seinem *a*'! — *il vint* erklärt sich durch *il vit*; denn die psychologische Bindung ist schon durch Caesars *veni, vidi, vici* gegeben! — *meis* heißt es nach *di*, dann *mois* mit Lippenrundung nach *jorn* und endlich *oa* nach *an*! (S. 121) — *pierre* wird aus *πέτρος* — minima non curat praetor! — weil *beril* hineinspielt (S. 100). Dadurch, daß man das Erlebnis des sprachschaffenden Menschen in sich wiedererzeugt, kommt man zum Verständnis der Sprachvorgänge. Man braucht also offenbar nur ein Individuum auf der Entwicklungsreihe zwischen dem Neandertalmenschen und Herrn Chr. Rogge zu nehmen und seine seelische

Digitized by Google

Verarbeitung etwa des Begriffs '*catus*, Katze' zu belauschen. Im Deutschen geht *a* von Katze in *müs* über; daher: Maus. Durch dieselbe psychologische Verknüpfung beeinflußt der 'stimmlose Reibelaut *s*' von *souris* das *k* von *catus*, und es entsteht die 'Spirans' usw. Dies *ch* geht auf das naheliegende *chien* über, und dessen *i* erklärt sich durch den häufigen 'Wechsel von *chien* und *diable*' (S. 122). Ich erschauere, was für geistlose Lautmechanik statt blutvollen Sprachlebens, was für Steine statt Brot ich noch vor wenigen Wochen meinen Hörern vorsetzte, wo mir doch schon dieser Jungbronnen sprudeln konnte!

Noch klarer wird die Methode vielleicht durch ein Beispiel aus der Formenlehre. Sweet erklärt 'richtig, wenn auch wieder zweifelnd' *he need* nach Analogie der Präteritopräsentien. 'Sicher sind wir unserer Sache, wenn wir den Fall individualisieren, wie Humboldt verlangt: "*he need not repeat his remarks*" kommt auf dasselbe hinaus wie "*he will not repeat*", darum *he need* ohne Personalzeichen wie *he will*.' — Herr Chr. Rogge sieht in '*krawauln*' eine Summe von *krawcln* + *krauln*. Von hier fällt Licht auf *Krawall*, das R. Hildebrand auf *charivari* zurückgeführt hat (S. 40). (Genauer hätte freilich die ältere Form *chalivali*, lat. *chalvarium* angeführt werden müssen, die dem *Krawall* näher steht.) Aber Herr Chr. Rogge deutet anders: *Krawall* ist Angleichung von *Kravaul* an *Knall, Hall*! Ich weiß nicht, ob neben *krawauln* ein *Kravaul* besteht. Allerdings wäre es unbillig, für sprachpsychologische Erkenntnisse materielle Dokumentierung zu verlangen. Ich kann mir aber die Entstehung noch anders denken: *Karneval* wird durch 'psychologische Verknüpfung' angeglichen an '*Krakeel*' oder '*Krach*', d. h. *Krawall* = *Karnval* + *Krakeel* (*Krach*). Vielleicht ist die vertrautere Lautfolge *Kra* statt *Karn* auch dadurch hervorgerufen, daß der Delinquent an den '*Kragen*' denkt, bei dem ihn die Polizei bald nehmen wird.

Risops grundlegende Studie: 'Begriffsverwandtschaft und Sprachentwicklung' kennt Herr Chr. Rogge nicht. Ihr ist ein Satz von W. v. Humboldt als Motto vorangestellt, der eine Variation des Gedankens von der Sprache als Energeia ist. Risop folgt also demselben Führer wie Herr Rogge. Aber aus der Risopschen Arbeit hätte er lernen können, wie sich Wissenschaft mit ihrer Behutsamkeit und stets hemmenden Selbstkritik vom spielerischen Jonglieren mit zufälligen Lautähnlichkeiten unterscheidet. Wie leicht sind für Herrn Rogge die Schwierigkeiten behoben, die die Herleitung von *sage* macht. Die Form erkläre sich durch Angleichung an den 'Gegensatz' *sauvage, salvaggio*! Ein besserer Gegensatz wäre m. E. freilich *blamage*, und nur 'gradliniger Historismus' brauchte sich daran zu stoßen, daß das Wort im Französischen etwas schwer zu belegen sein dürfte.

Engl. *mob* hätte 'selbst ein Pott, durch zuversichtliche Angaben englischer Charlatane irregeführt', aus lat. *mobile vulgus* erklärt, und bei diesem Irrtum sei noch Holthausen (Et. Wtbch. d. engl. Spr.) geblieben. Also spricht Herr Chr. Rogge: *mob, mobility* ist das Gegenstück zu *nob, nobility*. Das *m* kommt von *mass*, Menge, d. h.: *mobility* = *masse* + *nobility* (S. 125). Wer mögen wohl die englischen Charlatane sein, die Pott täuschten? Murrays Belege für den parallelen Gebrauch von *mobile* (*vulgus*) und *mob* gehen bis 1600 hinauf. Addison geißelt im Spectator den Unfug der sprachlichen Verstümmelungen, wobei er auch *mob* erwähnt. Armer Addison! Vernichtend ist die Kritik der Vermischten Beiträge Toblers durch Herrn Rogge: Problem auf Problem hat Tobler hingestellt. Aber in der Lösung war er 'weniger glücklich'. Er spricht zwar von Psychologie, aber selbst wo er Analogie heranzieht, ist seine Beweisführung so umständlich, daß er 'nicht viel Beifall' findet. Als Logiker hat er immer 'die direkte Ableitung im Auge'. So führt er '*journée* mit *n* als von *jour* herkommend auf (3, 164), und doch liegt die Analogiebildung nach *année* zutage' (S. 141). Wie kommt Herr R. zu dieser sinnlosen Behauptung, Tobler leite *journée* von *jour* ab? So: Als 'Irrtümer

Digitized by Google

der Sprache bei der Wortableitung' führt T. an erster Stelle an: *'tournelle von tour* f. nach *tourner* neben *tour* m. oder *journee* neben *jour'*. Herr R. hat also gar nicht verstanden, um was es sich handelt. Den Aufsatz über die Adverbbildung glaubt er überflüssig zu machen mit der Erkenntnis: 'Das afz. *aussiment* oder *comment* zeigen *-ment* als bloßes Suffix; daher braucht man für *joliment, commodément* usw. nicht ein vorausgehendes *joliement, commodéement*.'

Herr R. ist ahnungslos. Daher betrachtet er *Nous chantions avec lui* als einen 'durchaus natürlichen Hergang' für den, 'der sich nur einigermaßen um das Problem der Kontamination ... bemüht hat'. 'Aber wer die Entwicklung der frz. Sprache verstehen will, der muß sich gegenwärtig halten, daß gerade in ihr analogische Neubildungen, die der Logik ins Gesicht schlagen, recht häufig sind ...' Das ist alles an die Adresse Toblers gerichtet, weil z. B. Herr R. gar nicht sieht, warum Tobler *'por morz'* als auffällig bezeichnet. Herr R. vergleicht 'für einen Toten' und 'für tot' als Angleichung an 'als tot', und das Problem ist für ihn gelöst. Daß *'por morz'* einem *'für ein Toter'* entsprechen würde und daß darin das syntaktisch Bemerkenswerte liegt, ist Herrn R. wiederum nicht aufgegangen. Daher bekundet für ihn Tobler dabei: 'eine irrige Auffassung des ganzen Zusammenhanges, eine fehlgreifende Analyse!' (S. 143.) Tobler sagt in dem Kapitel über Teilungsartikel vor Kardinalzahlen, das Herr R. ebensowenig verstanden hat wie alles übrige: 'Ob man auch sagen kann *à des une heure*? weiß er nicht.' Mit beneidenswerter Selbstsicherheit und Schnellfertigkeit antwortet dagegen Herr R.: 'Warum nicht', aber dann wäre wohl *heures* mit *s* zu schreiben und wohl auch *unes* (S. 145). Das mögen sich auch die Franzosen gesagt sein lassen, die *sur les une heure* bilden!

S. 57 erklärt Herr R. gegen Tobler: in *n'était* ... sei das auch anderwärts anzutreffende Überspringen vom fragenden Hauptsatz zum Bedingungssatz zu sehen. Tobler, der 'trotz aller logischen Anstrengung am Richtigen vorbeitrifft', der 'da wieder die historisch gradlinige Ableitung befolgt, welche von Analogie nichts weiß oder nichts wissen will', halte 'das Problem für erledigt, nachdem er aufgewiesen, daß *n'était* an die Stelle des konjunktivischen *ne fût-ce* oder *n'eût-il pas été* getreten ist ...'! Wieder hat Herr R. gar nicht verstanden, worauf es ankommt. Weder hat er das philologische Problem begriffen, weil ihm die Sprachkenntnis abgeht, noch hat er das psychologische Problem erfaßt, auf das Tobler klar hinweist, um die 'Frage' abzulehnen. Daher hat er auch die nötige Unbefangenheit, Tobler als Philologen und Wundt als Psychologen über die Achsel anzusehen.

'Avec sur sa figure grave un ... sourire' behandle Tobler umständlich, weil er im Grunde die Sache doch nur 'oberflächlich wahrnimmt'! (S. 146.) 'Psychologisch' erfaßt, erhalten wir die Gleichung: *avec sur sa figure grave = avec sa figure grave + sur sa figure*; also der nie versagende Grundsatz: 'Aus zweien eins!' Dem *avec sur* sei zu vergleichen: 'Er kam von zu Hause!' Über das Schicksal des armen dann verwaisten *sourire* macht sich Herr R. keine Gedanken. Ich finde das herzlos.

Toblers Auffassung von *c'est une honte que de mentir* hat auch noch Lerch, Hist. Synt., irregeführt. 'Kaum zu bezweifeln bleibt doch', daß hier die Bindung vorliegt: *C'est une honte que l'on ment* — (Neandertal-Französisch?) — + *c'est une honte de mentir*, und springt der Sprecher von *que* gleich zu dem Infinitiv über, so ergibt sich: *c'est une honte que mentir* (S. 178).

So bleibt kaum ein Artikel der Verm.-Beitr. übrig, der nicht, durch Herrn R. beleuchtet, gegenstandslos würde. Tobler verwundert sich immer, Herrn Rogges Grundsatz ist das nil admirari.

Nur noch ein letztes Beispiel: die 'hochlebhafte' Beteurungsformel *par exemple*, 'die der Franzose mit ausdrucksvoller Gebärde begleitet' (Erlebnis Herrn R.s!), führt Tobler — 'ein abschreckendes Beispiel logischer Künstelei!'

Digitized by Google

(S. 199) — auf das 'ruhig sachliche *par exemple*' zurück. Die Sache ist einfach so: *par le sang* + *par le diable* 'ergab einmal das jetzt nicht mehr nachweisbare (!!) *parlesamble*'. Dies wurde zu *par exemple* umgedeutet, *palsambleu* ist eine neue Verquickung von *palsamble* + *pardieu*!

Daß *palsamble* nicht existiert und unwahrscheinlich ist, weil diese Beteurungsformeln naturgemäß mit einer Tonsilbe schließen, die *Dieu* verhüllen soll, solche Erwägungen stellt Herr R. nicht an. Sein philologisches Universum birgt keinerlei Geheimnisse. Zum Abschied: In *A Dieu* 'verlangt der Dativ eine umständliche Erklärung'. Es steckt in ihm wohl: *aie, aide,* also 'Gott helf'! Woher dies Sehertum? Littré sagt s. v. *aïe*: Etym, *Aïe, qui dans l'ancien français signifie aide* (*voy. aider*). Daher hielt Herr R., als Gegner aller Paradigmata, der also auch nicht die altfranzösische Konjugation zu kennen braucht, *aïe* wohl für einen Druckfehler und konstruierte so: *aie* = *aide,* also: *aie Dieu* 'helfe Gott'; *aie Dieu* an *à* angeglichen = *a Dieu, adieu!*

Mit solchen Offenbarungen sind 212 Großoktavseiten gefüllt. Ich habe mich gefragt, ob das Buch nicht am besten mit Stillschweigen kritisiert wäre. Aber derselbe Verlag zeigt gleichzeitig auf dem Umschlag Voßlers Ges. Aufs. zur Sprachphil., Spitzers Stilstudien und dessen Meisterwerke der Sprachw. an; er muß also doch wohl diese jüngste Veröffentlichung einer solchen Nachbarschaft für würdig erachtet haben. Außerdem liegen dieser Notzucht — Verzeihung! — diesem 'Notstand der heutigen Sprachwissenschaft' eine Reihe von Einzelabhandlungen zugrunde, die im letzten Jahrzehnt in angesehenen Zeitschriften erschienen sind, wie Ztschr. f. Deutschkunde, Ztschr. f. vergl. Sprachf., Ztschr. f. frz. u. engl. Unterr., Monatsschr. f. höh. Schulen, Archiv für die ges. Psychologie usw. Nach dem Vorwort will das Buch voran der Wissenschaft, dann aber auch dem Leben, dem Bedürfnis der höheren Schule dienen. Dies war für mich entscheidend. Vor dieser Art Wissenschaft muß die Schule bewahrt werden. Um dies zu tun, mußte einer dies Buch lesen. So tat ich es, wie ich hoffe, für alle. Ohne genügende Proben hätte wohl kaum jemand die Möglichkeit eines solchen Erzeugnisses und die Berechtigung einer so bedingungslosen Ablehnung anerkannt. Man wird mir nachfühlen können, wie besonders die Kritik der Vermischten Beiträge auf mich gewirkt hat. Ich hatte die Empfindung, als ob ein Schlosserhammer auf ein feines Uhrwerk niedersaust. Ich habe schließlich an den Rand Glossen geschrieben, die ich nicht wiederholen kann und für die mir juristisch höchstens die Wahrnehmung berechtigter Interessen als mildernder Umstand angerechnet werden könnte. Und was die Wertung unserer größten Meister und Lehrer durch Herrn Christian Rogge betrifft, so tröstete ich mich mit der Variierung eines Zitats aus Dante, das Tobler selbst einmal zu ähnlichem Zwecke verwandt hat:

Eglino sono beati e cio non odono!

Berlin-Steglitz. Max Kuttner.

W. Hübner, Didaktik der neueren Sprachen. (Handbuch des Unterrichts an höheren Schulen zur Einführung und Weiterbildung in Einzeldarstellungen, 12. Bd.) Frankfurt a. M., Diesterweg, 1929. 242 S.

Zu der langen Reihe der pädagogischen Auseinandersetzungen mit den durch die preußischen Richtlinien geschaffenen Problemen des neusprachl. Unterrichts kommt die vorliegende Didaktik. Während die vorangegangenen Veröffentlichungen fast ausnahmslos die Auffassung, ich möchte sagen der Frontkämpfer wiedergeben, behandelt Hübner die Probleme, um beim Bilde zu bleiben, vom Standpunkt des Generalstabs aus. Trotz der maßvollen Einstellung, die der Vf. auch sonst in seinen pädagogischen Publikationen ver-

Digitized by Google

tritt, wird der Praktiker mit längerer Unterrichtserfahrung durch eine gewisse Polarität der beiden Ausgangspunkte und der dadurch bedingten Folgerungen zum vorsichtigen Abwägen und zur kritischen Stellungnahme gezwungen. Dennoch wird jeder, der die pädagogischen Fragen namentlich des letzten Jahrzehnts verfolgt hat, auch wenn er hier und da anderer Ansicht ist als der Vf., rückhaltlos anerkennen, daß das vorliegende Buch eine Leistung ist. Nicht nur dem 'Anfänger im Lehramt, dem das Handbuch vornehmlich dienen will' (Vorwort), sondern jedem Neuphilologen wird Hübners Didaktik ein zuverlässiger, unentbehrlicher Wegweiser und Berater sein. Die Heranziehung der gesamten einschlägigen Literatur und ihre kritische Auswertung überzeugen den Kenner auf den ersten Blick von der Gründlichkeit, mit der die verschiedenen Probleme durchdacht und die einzelnen Argumente gegeneinander abgewogen sind.

Trotzdem will es mir scheinen, als ob der Vf. ein wenig in das Fahrwasser derer gerät, die Kulturkunde treiben, auch wenn die sprachliche Fertigkeit der Schüler dazu nicht oder noch nicht ausreicht. Auf das Bedenkliche eines solchen Verfahrens hat Dibelius in dieser Zeitschrift (152, 129 f.) mit erfreulicher Deutlichkeit hingewiesen, wenn er sagt, 'daß englische Kulturkunde erfolgreich nur mit solchen getrieben werden kann, die Englisch können, und daß also die Beherrschung der englischen Sprache nach wie vor das erste Ziel alles englischen Unterrichts sein muß ... Völlige sprachliche Beherrschung muß unbedingt erreicht werden, sonst wird die höhere Schule zur höheren Schwatzbude'. Diese Gefahr besteht an sich schon bei der Behandlung vieler kulturkundlicher Themen und erst recht, wenn philosophische und grammatische Gedankengänge erörtert werden (vgl. S. 159/60). 'Besondere Gewandtheit im fremdsprachlichen Gedankenausdruck' (S. 160) wird nicht mit einer 'Klasse' (von 20—30 Primanern), sondern nur mit einzelnen Schülern zu erreichen sein; die übrigen lassen die fremdsprachliche Diskussion eben über sich ergehen. Hier neigt der Vf., wie auch sonst noch vereinzelt, zu einer Überschätzung der Schülerleistungen.

Im übrigen enthält die Didaktik in fast allen Kapiteln eine Fülle von klaren und gesunden Urteilen, für die jeder Lehrer, der nach wahrem Unterrichtserfolg strebt, dem Vf. Dank wissen wird. Dem einleitenden Abschnitt 'Übersicht über die Geschichte der neusprachl. Bildung und des neusprachl. Unterrichts' folgt das reich gegliederte Kapitel 'Bildungswert und Bildungsziel des neusprachl. Unterrichts'. Von dem hier Gesagten beanspruchen 'Das Arbeitsschulverfahren' und 'Der neusprachl. Lehrer' besonderes Interesse. Mit aller Deutlichkeit verurteilt Hübner 'mißverständliche Anwendung des Arbeitsunterrichts' (S. 39) und ebenso deutlich wird betont, daß Arbeitsunterricht keine lehrbare Methode ist; daher: 'wer eine fremde Sprache lernen will, muß die Worte lernen, aus denen sie besteht, und die grammatischen Formen, in denen sie ihre Beziehungen ausdrückt. Wer diese Grundtatsache übersieht und etwa die Einprägung und Übung des sprachlichen Materials unterlassen wollte, würde den gesunden Gedanken des Arbeitsunterrichts gründlich mißverstehen und der Schule einen schweren Schaden zufügen' (S. 40). Mit Genugtuung liest man weiterhin, daß die Elastizität im Verfahren in hohem Maße von dem Temperament der Klasse und des Lehrers abhängt (S. 41) und ferner, daß 'eine gleichmäßig intensive Arbeit an allen Teilen des Stoffgebiets aus äußeren Gründen (Pensum) eine Utopie ist' (ib.). Dagegen wird das als selbstverständlich vorausgesetzte Hospitieren der Lehrer untereinander (S. 45) wegen allgemeiner Überlastung, Stundenplanschwierigkeiten, Vertretungen und auch wegen der persönlichen Einstellung vieler Kollegen in den meisten Fällen nicht über den guten Willen hinaus zur wirklichen und fruchtbaren Durchführung kommen.

In der Frage der Vorbildung des neuphilologischen Lehrers setzt sich Hübner ein für 'eine weitgehende Umstellung des akademischen Unterrichts,

Digitized by Google

etwa in der Form der "Forschungsseminare", die M. Deutschbein ... 1927 empfahl' (S. 58). Zwei Forderungen werden für den Lehrer aufgestellt: 1. mühelose Handhabung im Gebrauch der fremden Sprache, also die Fähigkeit, auch schwierigere Gedankengänge in ihr zu entwickeln; 2. tiefes Eindringen in die Fachwissenschaft, sprachlich wie kulturgeschichtlich, namentlich literaturgeschichtlich. Beide Forderungen lassen sich aber nur in einer Sprache erfüllen, und daher verteidigt der Vf. mit Recht die Spezialisierung von Anglisten und Romanisten auf der Oberstufe (S. 59). Besonders zu begrüßen ist Hübners historische Einstellung: 'Der Lehrer der modernen Sprachen muß Philologe sein, wenn er den Boden nicht unter den Füßen verlieren will. Er kann die Kenntnis der älteren Sprachstufen, also die historische Grammatik, auch heute nicht entbehren. Und wenn in bewußter Abkehr von der rein ästhetischen Interpretation der Literaturwerke heute eine mehr geistesgeschichtliche, auf die Erfassung von Kulturkreisen und völkischen Wesensmerkmalen gerichtete Platz greift, so muß doch das Sprachgut und das bedeutende literarische Werk das eigentliche Stoffgebiet bilden und die Methode die des Philologen bleiben ... Interpretationskollegs, in denen auch die Schulschriftsteller recht ausgiebig behandelt werden, sind unentbehrlich und könnten in weitem Umfange an die Stelle der systematischen literaturgeschichtlichen Vorlesungen treten; denn die Interpretation bleibt die eigentliche Lebensarbeit des philologischen Lehrers' (S. 60). Dabei wird besonders betont, 'daß der Schulunterricht nicht ein umfassendes Kulturwissen im Auge hat, sondern in der Beschränkung auf wenige repräsentative Äußerungen der Kultur eines Volkes ein tieferes, im persönlichen Miterleben gesteigertes Kulturinteresse wecken will ... Für den jungen Lehrer, der von der Universität kommt, ist nach wie vor die methodisch-philologische Durchbildung das Haupterfordernis' (S. 61). In diesem Zusammenhange wird von der Universität eine stärkere Betonung der sprachlich-technischen Ausbildung gefordert. 'Es ist nicht einzusehen, warum der junge Philologe, dem auf der Schule die Verwendung der Fremdsprache in allen Klassenstufen zugemutet wird, sich hierin nicht auch bei den akademischen Übungen auf der Hochschule vorbereitet haben sollte. Die Trennung der Aufgaben zwischen Professur und Lektorat entspricht einer Einschätzung der sprachlichen Fertigkeit, die der Schulunterricht längst aufgegeben hat. Wenigstens den höheren Semestern unter den Studierenden sollte der Gebrauch der Fremdsprache bei allen schriftlichen und mündlichen Übungen, die der Professor mit ihnen veranstaltet, zugemutet werden, und mindestens ein erheblicher Teil der Vorlesungen sollte in der fremden Sprache gehalten werden' (S. 61/2). Zur Erfüllung dieser Forderungen weist Hübner auf die notwendige Vermehrung der neusprachlichen Professuren hin, auch unter Berücksichtigung bedeutender Schulmänner, und die Beschaffung von Geldmitteln für Auslandreisen der Lehrer.

Die folgenden drei Kapitel 'die Entwicklung des Sprachmechanismus', 'die Vermittlung der Ausdrucksgestaltung der fremden Sprache' und 'die Einführung in die fremde Kultur durch die Lektüre' bieten in der Hauptsache namentlich für den jungen Lehrer wertvolle praktische Ratschläge und Winke. Im Schlußkapitel 'Die Zielleistung der Reifeprüfung' fordert der Vf., daß das Abitur eine Leistungsprüfung sei (S. 215) und der Prüfling sein 'Urteilsvermögen' (S. 222) nachweise, was mit dem 'Vortrag' gar zu leicht nicht erreicht wird (ib.). Zum Schluß sei auf die wertvolle Literaturzusammenstellung am Ende des Buches hingewiesen und hervorgehoben, daß auch die im Text und unter dem Strich angeführte Fachliteratur wegen der kritischen Bemerkungen weitgehende Beachtung namentlich von dem Anglisten verdient.

Druckfehler sind mir aufgefallen auf S. 33, 37, 39, 62, 70, 101 und 117.

Potsdam. **Fritz Fiedler**

Digitized by Google

Reinald Hoops, Der Begriff 'Romance' in der mittelenglischen und frühneuenglischen Literatur. (Anglist. Forschungen Heft 68.) Heidelberg, Winter, 1929.

Wenn sich auch die Bedeutungsentwicklung von *'romance'* durch das N. E. D. in den großen Zügen hinlänglich gut verfolgen läßt, so ist doch diese eingehende Studie sehr zu begrüßen, zumal sie mit großer Genauigkeit duchgeführt ist. Besprochen werden die sprachlichen Formen des Wortes, dann die Belege für *'romance'* als Bezeichnung für Französisch und Romanisch, weiter sehr genau das Vorkommen des Wortes als Bezeichnung einer Erzählung und daran anschließend in für den Literarhistoriker wertvollen Kapiteln die Form der mittelenglischen Romanzen, ihr hauptsächlichster Inhalt und Belegstellen für die Art ihrer Verbreitung (eigene Lektüre, Vorlesen, Gesangsvortrag). Damit werden wir bis 1500 geführt. Ein weiteres Kapitel behandelt dann zeitgenössische Belege für *'romance'* von 1500 bis 1650. Leider ist der Verf. in diesem Kapitel, das zum Neuenglischen herüberführt und das uns wertvolle Aufklärungen dafür hätte geben können, was man in England zu der Zeit, als die von uns als 'romantisch' bezeichnete Literaturart aufkam, unter *'romance'* verstand, weniger genau, wie in denen über den mittelenglischen Gebrauch des Wortes. 1650 ist die von ihm gewählte untere Grenze der Untersuchung, weil, wie er im Vorwort sagt, 'um diese Zeit die heutige Bedeutung schon annähernd erreicht ist, und vor allem, weil um diese Zeit das Wort *romantic* zuerst auftritt'. Man mag bedauern, daß er seine Untersuchung nicht noch etwas weiter geführt hat und daß er das Wort *romantic* nicht eingeschlossen hat. Es ist ja auffallend, daß sich das Wort *Roman* in England nicht eingebürgert hat und der Engländer diese Literaturgattung mit *novel* bezeichnet, das auch für ihn ursprünglich nur eine kurze Erzählung bedeutete. In diesem Sinne verwendet es zuerst (nach den Belegen im N. E. D.) P a i n t e r im *Palace of Pleasure* (1566). *Roman* und *romant* (für 'Erzählung') hat sich im Englischen überhaupt nie recht festgelegt, s. Verf. S. 10. Für *roman* bringt Verf. einige wenige me. Belege, das N. E. D. gar keinen. Auch *romant* ist selten und eigentlich bloß in Titeln von übersetzten französischen Werken üblich, in deutlicher Nachahmung des französischen *romant* oder *roman*, so zuerst für den Rosenroman (*Romaunt of the Rose*, allgemein üblich seit Thynnes Chaucer-Ausgabe, s. Verf. S. 10), dann z. B. in der vom Verf. S. 10 und 79 erwähnten Übersetzung von Gilbert Saulnier 'Sieur du Verdier. The Love and Armes of the Greek Princes. Or, *The Romaunt of Romaunts*. Written in F r e n c h by Monsieur Verdere, and Translated etc.'. Das N. E. D. erwähnt es noch einmal, nicht in einem Titel, by Drayton (1593. *Or else some romant unto us areede*). Aber auch das alte *romance* ist mit frz. *roman* nicht durchaus gleichbedeutend. Prosabearbeitungen alter Versromanzen heißen mittelenglisch, wie Verf. S. 48 sagt, nie *romance*, sondern *book* oder *historie*. *History* ist auch weiterhin die übliche Bezeichnung für solche volksbuchartige Werke, vgl. seine Zitate der Titel der Prosabearbeitungen des Bevis von Hampton und Guy of Warwick aus dem 17. und 18. Jahrh. S. 70 und 76 f. Hingegen werden die Übersetzungen der neuen galanten, aus dem Spanischen oder Französischen stammenden Ritterromane nach Art des Amadis *romance* genannt. Im Französischen heißen aber beiderlei Prosaerzählungen *roman*, s. Voelker, Ztschr. f. rom. Ph. X, S. 513 ff. Ich möchte nun entgegen der Ansicht des Verfassers glauben, daß diese von der mittelenglischen grundverschiedene Bedeutung von *romance* (jetzt Prosaroman, früher Versерzählung) nicht dadurch zu erklären ist, daß man die neuen Romane *romance* nannte, weil sie stofflich den alten *romances* ähnlich waren, denn die Prosaauflösungen dieser, die allein für einen solchen Vergleich in Betracht kamen und die allein Meres in der vom Verf. S. 78 zitierten Stelle aus *Palladis*

Digitized by Google

Tamia mit den neuen Romanen zusammenwirft und gleicherweise verdammt, waren ja gar nicht als *romances* bekannt. Meres spricht auch gar nicht von *romances*, sondern von *bookes*. Viel eher scheint mir, daß man nun mit *romance* das ital.-span. *romanzo* (das auch gelegentlich als englisches Lehnwort belegt ist, s. Verf. S. 11) wiedergeben wollte. Hingegen scheint das Adjektiv *romantic* eine englische Bildung nach frz. *romant* zu sein, denn englisch ist es bereits 1650 belegbar und wie Verf. S. 80 glaubt, war es um diese Zeit schon allgemein bekannt, weil es in einem Titel erscheint, während das frz. *romantique* nach dem Dict. gén. erst 1800 nachweisbar ist (in Marmontel, *Mémoires d'un père etc.*). Freilich, im 17. Jahrh. werden gelegentlich auch andere Werke als *romances* bezeichnet, es sind dies einerseits Versepen mit ähnlichem Inhalt wie die galanten Ritterromane, so von Milton Pulcis *Morgante maggiore* (Verf. S. 78) oder von Sir Francis Kynaston sein Epos *Leoline and Sydamis* im Titel als *romance of amourous adventures of princes* (s. den Abdruck bei Saintsbury, *Minor Poets of the Caroline Period*. Alle anderen daselbst abgedruckten ähnlichen Epen heißen aber *history* oder *heroic poem*), anderseits auch pikareske Romane wie Lazarillo, Don Quixote, Guzman, s. Verf. S. 79. Aber nur durch die Einschränkung der Bezeichnung *romance* auf die galanten Romane ist es verständlich, wenn man im 18. Jahrh. realistische Prosaerzählungen *novel* nannte, auch wenn sie 'Romane' in unserem Sinne und keine 'Novellen' waren. *Romance* und *novel* werden so zwei nebeneinanderstehende Gattungen längerer Prosaerzählungen, und Steele konnte daher im Spectator 1711 schreiben: *I am afraid thy brains are a little disordered with romance and novel*, oder Mrs. Griffith 1757: *I never read higher love-letters in my life without the bombast of romance or the levity of novel* (Belege aus dem N. E. D. unter *novel*).

An wertvollen Einzelheiten aus Verfassers Werk wären noch zu erwähnen die gute Erklärung des Ausdrucks *Boke of Rome* im Sir Eglamour und Torrent of Portyngale als mißverstandene Etymologie des Wortes *romance* (mit Sarrazin, Ausgabe des Octavian, die er weiter stützen kann) und *In Rome pis romance crowned is*, auch im Sir Eglamour, als *crowned* = *cronycld* (S. 40 ff.).

Innsbruck. Karl Brunner.

Levin L. Schücking, Die Familie im Puritanismus. Studien über Familie und Literatur in England im 16., 17. und 18. Jahrhundert. Leipzig, Teubner, 1929. XII, 220 S. 8°.

Seitdem Troeltsch und Weber das Interesse am Puritanismus entfacht haben, hat es fortbestanden und sowohl in der lebenden Literatur des Tages zu Schlagworten als in der Literaturwissenschaft zu einer Reihe interessanter Arbeiten Anlaß gegeben. Letzteren darf das vorliegende Buch, obwohl es offenbar aus Studien über die Beziehungen Richardsons und Defoes zu den Erbauungsbüchern ihrer Zeit entstanden ist, füglich zugerechnet werden. Die Definition des Begriffs ist nicht so eng gefaßt, daß nicht neben dem religiösen Puritanismus der Geschichte auch benachbarte Gedankenlagen, vertreten durch Männer wie Jeremy Taylor, Archbishop Tillotson und Samuel Richard, mit hereinbezogen werden könnten. Frühere, in verschiedenen Zeitschriften erschienene Aufsätze des Verfassers sind hier mit verarbeitet worden.

Voran steht eine Einleitung über Puritanismus und Sobrietätsideal, die, von dem typischen Streben des modernen Engländers nach self-control ausgehend, diese Erscheinung an Beispielen des 17. Jahrhunderts und der Renaissance aufzeigt, wo sie in Shakespeares Heinrich V. besonders ausgeprägt

Digitized by Google

zutage tritt. Selbstbeherrschung setzt Selbsterforschung, Selbsterkenntnis und Selbstreform voraus, was den Puritanismus zu einer psychologischen Einsicht geführt hat, die der Zeit weit voraus war. Die Beschäftigung mit der eigenen Seele führt einerseits zu Selbstquälerei und Starrheit, anderseits zu gesteigerter Selbstachtung und seelischer Selbständigkeit; welch letzteres wiederum, wie fein bemerkt wird, die bekannte Kühle persönlicher Beziehungen in der englischen Familie nach sich zieht. Diese Sobrietät, im Calvinismus entwickelt, beruht auf uraltem mittelalterlichen Erbe, dessen mhd. Ausdruck etwa diu mâze war, die in Dan Michels sobreté wiederkehrt. Somit hat der Calvinismus diesen 'religiös verankerten, mit tiefer Ernsthaftigkeit und fortgesetzter Eigenkontrolle auf das Selbstreformerische eingestellten, aber dabei weltklugen Rationalismus' in England nicht erst gepflanzt, sondern nur zu größerer Entwicklung verholfen.

Mit Kapitel I über die Ehe im Puritanismus wird das Hauptthema in Angriff genommen. Den Grundstoff liefert nicht die schöne Literatur, denn die Puritaner besaßen keine, sondern die Hauszuchtbücher, von Coverdales Übersetzung von Bullingers Ehebuch über Becon, Perkins, Gouge und Griffiths bis zu Rogers und Baxter, denen sich die Anglikaner Taylor und Tillotson anschließen. Vorbild war von alters her das Alte Testament gewesen, aber erst die Reformation brachte entscheidend Neues, indem sie die mittelalterliche Geringschätzung der Ehe überwand. Der Puritanismus in seinem Bestreben, Geistliches und Weltliches, Himmlisches und Irdisches zu verschmelzen, hat die Ehe auf eine ganz neue Grundlage gebracht. Nicht mehr sind Kindererzeugung und Zähmung fleischlicher Triebe ihr alleiniger Zweck, sondern es kommt der gegenseitige seelische Beistand der Ehegatten hinzu; bei der Eheschließung wird das Moment der compatibility herangezogen, und die Frau gewinnt immer mehr an Ansehen und Macht. Während sie äußerlich noch lange dem Manne unterworfen bleibt, werden ihm ihr gegenüber dennoch Pflichten auferlegt, die seine absolute Stellung umschreiben und allmählich untergraben. An der allgemeinen Läuterung der Ehe nimmt auch ihr erotischer Aspekt teil, während nun selbstverständlich die Religion einen wichtigeren Raum einnimmt. Am wichtigsten bleibt aber immer die stetige Steigerung des Interesses für das Verständnis der Eigenart der Frau — von der Nachsicht mit ihren bekannten Schwächen bis zur Rücksicht auf die besonderen Bedingungen ihrer Arbeit und ihrer Funktion in der Familie. Hier hat besonders Daniel Rogers fortschrittliche Gedanken entwickelt, den Grund legend zu 'jener veränderten inneren Stellung zur Frau ..., die die angelsächsische Kultur in der Folge so deutlich von der kontinentalen unterscheidet'. Gegenseitige Anerkennung des Persönlichkeitswertes und unveränderliche Heiterkeit im täglichen Verhalten sind das Ziel, dessen annähernde Realisierung an den Beispielen von Cromwell, Mrs. Hutchinson und Mrs. Baxter erwiesen wird.

Die Spiegelung der puritanischen Ehe in Miltons 'Verlorenem Paradies' ist das Thema des II. Kapitels. Schücking entwickelt, wie Adam sein Weib über religiöse und wissenschaftliche Dinge unterweist und mit ihr religiöse Übungen abhält; wie Eva ihm bei der Arbeit eine Helferin ist und die Arbeit selber durchaus kein Fluch für ihn bedeutet — so wenig, daß er auf diesen Punkt in dem Ausweisungsbefehl recht ketzerisch antwortet; wie beide gemeinsam Gastlichkeit üben und zu häuslichem Frieden gelangen; wie Adams self-control Evas kleine Schwächen erträgt — alles nach puritanischer Vorschrift; wie dann aber die Trennung der Gatten Eva den Einflüsterungen des Satans ausliefert und die Katastrophe herbeiführt, deren tieferer Grund Adams zu große Nachgiebigkeit gegen seine Frau, seine uxoriousness ist — nach den conduct-books ein schwerer sittlicher Fehler! Sehr gut beobachtet ist der Realismus in der Auffassung der Eva, ein Realismus, der die Gestalt zwar überzeugend macht, aber nicht zu jener monumentalen

Digitized by Google

Größe wachsen läßt, die der Stoff erlaubt und die von dem andd. Dichter der Genesis B z. B. erreicht worden ist. Weniger gelungen erscheint mir der Nachweis von Adams 'priggishness'; das Wort an sich ist schon sehr subjektiven Inhalts. Adam handelt nach den besten Grundsätzen der conduct-books, und vor dem Sündenfall ist sein Verhalten unantastbar; denn die Beteuerungen seiner Überlegenheit, die er von Eva entgegennimmt, sind wohl nur das Gegenstück zu seinem eigenen Lob ihrer Person. Sind die Schwächen, die nach dem Sündenfall eintreten, nicht als Wirkung eben dieses Falles zu betrachten? Adams Grobheit gegen Eva ist ja deutlich der Sieg der passio über die ratio. Die überlegene Miene, mit der er Eva verzeiht, mag uns unangenehm berühren; das ist eben der Stempel der Zeit. Freilich ist Miltons Auffassung von Ehe und Frau nicht höher als die des Durchschnittspuritaners seines Jahrhunderts; aber seinen Adam darum einen prig schelten, geht wohl zu weit.

Die Kapitel III und IV behandeln das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern und zwischen Herrschaft und Dienstboten. Bezeichnend für den englischen Protestantismus ist die strenge Organisation der Familie, die unbedingte Herrschaft ihres Oberhauptes in ihr; weder aus Genf noch aus Wittenberg wird Ähnliches gemeldet. Sie ist typisch englisch, wurzelnd in der Lollard-Bewegung, neu entfacht und gestärkt in der religiös indifferenten Zeit der Elisabeth durch eingewanderte calvinistische Holländer. In dieser Organisation finden die Kinder reichliche seelische Fürsorge, werden zu strengem Gehorsam und Respekt angehalten, lernen aber auch das, was das praktische Leben von ihnen fordern wird. 'Die Erziehung zur Unweltlichkeit bedeutet ja überhaupt beileibe keine Anleitung zur Abkehr von der Welt.' Dabei sind Arbeit und Beruf ausschlaggebend. Der Kinder Eheschließung ist letzten Endes Sache des Vaters, obwohl, wie Beispiele an Cromwell und Hutchinson zeigen, die Praxis nicht immer zu den Härten führte, die in der Theorie lagen. Merkwürdig gering geachtet ist die Frau als Mutter, deren Funktionen in den Erinnerungen der Puritaner fast gar keine Rolle spielen. Hierin scheint der Puritanismus seiner Zeit nicht voraus gewesen zu sein. Eine Wandlung erlebte im Schoße der puritanischen Familie die Kunstpflege, die, in den ersten Generationen eifrig aufrechterhalten, sich nach dem Bürgerkriege mehr und mehr auf das Psalmieren beschränkte, bis Swift im Tale of a Tub als Zug in seiner Karikatur des Puritaners die absolute Kunstfeindschaft verwerten konnte. Für diesen Umschwung darf aber wohl die soziale Verschiebung verantwortlich gemacht werden, die nach dem Bürgerkrieg eingriff und den Puritanismus auf Volksteile beschränkte, die an sich der Kunst gegenüber indifferent waren.

In dem Kapitel über die Familie bei Bunyan und Defoe wird des ersteren Familiensinn hervorgehoben und sein Versuch, den Heilsweg des Mannes, den er im ersten Teil des Pilgrim's Progress dargestellt hatte, nun auch von der Frau durchlaufen zu lassen. Als Künstler jedoch war ihm zwei Generationen später Defoe überlegen, der sein Interesse an der Familie nicht nur in seinen Ehebüchlein, den Erben der conduct-books des 17. Jahrhunderts, kundtat, sondern es auch im Robinson zur Schau trug, dort, wo er die Seeräuber die eingeborenen Frauen heiraten läßt. Bunyans Mercy kehrt in sehr vertiefter und verfeinerter Fom in den Frauengestalten des Family Instructor und Religious Courtship wieder. Hier zeigt Defoe 'den sittlichen im Kampf mit dem natürlichen Menschen' und legt somit den Grund zur Entwicklung des modernen psychologischen Romans in England.

Mit dem anbrechenden 18. Jahrhundert beginnt eine neue Auffassung der Familie in der aristokratischen Lebensauffassung der herrschenden Literatur sich bemerkbar zu machen. Swift, Chesterfield und Johnson zeigen, wie sich in den oberen Schichten Mißachtung der Ehe noch lange gehalten hat. Selbst die moralischen Wochenschriften sind erst nach und nach zu einer gün-

Digitized by Google

stigeren Einstellung gekommen, die sich aber vom puritanischen Standpunkt durch ihre Humanität unterscheidet. Das Interesse verschiebt sich vom strengen Vater zur weicheren Mutter, und die sentimentale Kunst erhebt nun das Kind auf den Schild. Tugend und Familie, in Addisons Cato dargestellt, verschmelzen fortan fast zu Einem Begriff. An dieser Entwicklung will Schücking dem Puritanismus nur geringen Anteil lassen, teils wegen des humanitären Charakters der Bewegung, teils aus der Annahme fast gänzlicher Abgeschlossenheit der puritanischen Kreise vom übrigen Bürgertum. Wenn man nun ersteres wohl gelten lassen kann, so ist für die fragliche Zeit — etwa seit 1690 — letzteres doch wohl nicht mehr zutreffend. Abgeschlossen scheinen immer noch die Quäker gewesen zu sein; dagegen sind die Klagen, daß Puritaner trotz bestehender Gesetze zu Amt und Würden gelangen, daß andererseits manche Puritaner ihren Glauben opferten, um weltliche Vorteile zu erlangen, gerade damals recht zahlreich. Defoes Laufbahn, wenn auch nicht typisch, ist doch wohl symptomatisch dafür, daß die Grenzen zwischen Puritanertum und dem übrigen Bürgertum zu verschwinden begannen, und daß puritanischer Geist und puritanische Lebenshaltung anfingen, das gesamte Bürgertum zu durchdringen. Daß dieser Prozeß an dem veränderten Geist der Literatur einen größeren Anteil hat, als Schücking zugeben will, scheint mir klar.

Dafür sind doch wohl Samuel Richardson, der anglikanische Träger puritanischer Ideen, und seine Clarissa, die Puritanerin ohne starkes religiöses Interesse, die besten Beispiele. Um die Mitte des Jahrhunderts waren die Grenzen offenbar aufgehoben. Richardson griff ein Problem puritanischer Familienethik auf, den Gegensatz von väterlichem und kindlichem Willen in einem Falle, wo der kindliche Wille natürliche Berechtigung hat, und stellte als Bürger seine Puritanerin dem Kavalierideal seiner Zeit entgegen. Der Vergleich, der hier zwischen Clarissa Harlowe und Irene Forsyte angestellt wird, scheint mir nicht glücklich zu sein. Irene soll keine Tugend, sondern lediglich die Schönheit verkörpern, wie Galsworthy in dem Vorwort der einbändigen Ausgabe andeutet. Sie ist nicht aktiv, sondern durchaus passiv. Sie ist somit gar keine Heldin. Clarissa soll aber im eigentlichsten Sinne Heldin sein. Sie geht ihren tragischen Gang im Geiste von Addisons Cato. Ihr Tod ist eine künstlerische, aber kaum eine moralische Notwendigkeit. Er ist daher auch kaum auf die 'herbe Größe und Unbeirrbarkeit der puritanischen Moral' zurückzuführen, sondern auf die aristokratische Heldenauffassung in der Literatur, aus der Richardson sein Vorbild holen mußte.

Mit Richardson beginnt die zunehmende Herrschaft von Frau und Familie im literarischen Publikum Englands, eine Entwicklung, die Fielding sofort erkannt und verspottet hat. In sozialer Hinsicht fand eine Verbindung statt zwischen den feineren Formen der Aristokratie und dem sittlichen Ernst des Bürgertums. Die Literatur wird in immer stärkerem Grade von der Gesellschaft beherrscht, in welcher Familie und Frau tonangebend sind, und es folgen die Kinderbücher und Familienidyllen in endloser Zahl, denen sich Fielding und Sterne entgegenstemmen, deren Höhepunkt aber Goldsmiths Vicar of Wakefield darstellt. Durch das ganze 19. Jahrhundert hindurch geht die Bewegung, der Kunst einerseits einen großen seelischen Reichtum zuführend, sie aber andererseits auf Wege drängend, 'die nicht mehr ihre höchste Leistung erlauben'. Mit dem jüngeren Samuel Butler setzt die Reaktion ein, und heute ist die Periode des Bürgertums zu Ende.

Alles in allem ein reiches Buch, voll feiner Beobachtungen und Bemerkungen, das unsere Kenntnis um die Entwicklung der englischen Psyche um vieles vermehrt und namentlich die Züge des Puritanismus ungemein vertieft und erhellt.

St. Gallen. H. Lüdeke.

Digitized by Google

H. F. Muller (Barnard College, Columbia University, New York), A Chronology of Vulgar Latin, Beihefte zur Zeitschrift für Romanische Philologie, Heft 78. Halle a. d. S. 1929. M. Niemeyers Verlag, IX und 172 S.

Mullers Absicht ist, zu beweisen, daß das Vulgärlatein als gemeinsame Sprache bis nach dem 8. Jahrhundert dauert und daß der Zerfall in Einzelsprachen erst später beginnt, nämlich erst nach Karl dem Großen. Der Verfasser zeichnet ein fesselndes Bild des über das ganze Imperium reichenden Handels und Verkehrs, des Kolonisationswesens, er zieht die religiöse Einheit durch die kirchlichen Verhältnisse, die kulturelle durch die schriftsprachlich lateinische Überlieferung in Rechnung. Er berücksichtigt und schildert sehr anziehend auf Grund umfassender Kenntnisse die sozialen Zustände des frühen Mittelalters, die immer noch lebende Idee des einheitlichen Reiches, die in Karl dem Großen eine kurze Verwirklichung erfährt. Wenn er aber daraus die Berechtigung herleitet, von einer gemeinsamen gesprochenen Sprache zu reden, deren mundartliche Eigenheiten (vgl. S. 50) sich erst im 9. Jahrhundert entwickeln, so muß diese Bemühung leider als eine vergebliche bezeichnet werden. Es ist undenkbar, daß die Hauptsprachgruppen (Italienisch, Französisch, Spanisch) ihre maßgebenden Verschiedenheiten erst nach dem 8. Jahrhundert ausgebildet hätten, und es scheint, daß Muller die tatsächlichen phonetischen Vorgänge und ihr schriftliches Insdaseintreten irgend verwechselt hat, wie aus manchen Widersprüchen seiner Darstellung hervorgeht: z. B. S. 143 Gregor der Große verschmäht, Gehörtes wörtlich wiederzugeben, vermeidet also absichtlich die Alltagssprache der unteren Klassen. Was bedeutet das anderes, als daß ein für ihn deutlich empfindbarer Unterschied zwischen der Volkssprache und seiner Sprache vorhanden ist, dieser Unterschied aber doch eben die Sonderentwicklung des Italienischen darstellt? S. 148 Karl der Große erkennt in dem bekannten Erlaß von 813 das Vorhandensein der Volkssprache an, da sich die Priester ihrer bedienen sollen. Wäre die lingua rustica nicht gründlich vom Lateinischen verschieden, so verschieden, daß eben das Volk nicht mehr Lateinisch verstand, hätte die Verordnung keinen Sinn. Um aber im Jahre 813 so verschieden zu sein, mußte sie sich notwendigerweise durch mehrere Jahrhunderte langsam bis zu diesem Punkt verändert haben. Es würde hier viel zu weit führen, die einzelnen Glieder meiner Beweisführung vorzutragen. Ich verweise auf meine in Vorbereitung befindliche 'Geschichte der Romanismen'[1]. Ich nehme nur die eine Frage vorweg: Wo will Muller eine Grenze ziehen zwischen Lateinisch uud Italienisch oder Französisch usw.? Die Verschiebung der *b*-Lautung in *v*-Lautung ist im 1. Jahrhundert belegt, die von *-di-* zu *-z-* im 2. usw. Welche Lautungen gehören noch ins Lateinische? a. 588 Troya IV S. 74 *flumen quod dicitur Baisdra* (V. L.: *Baxera*) beweist, daß damals auf dem einen romanischen Gebiet *cs* > *is* geworden war, was z. B. auf mittelitalienischem Gebiet überhaupt nicht eintrat. In Pompeji ist dagegen schon *ct* < *tt* zu belegen, z. B. 4870 *Otaus* = Octavus, ein Vorgang, der dem Westromanischen fremd blieb. *Saocithu* im 7. Jahrhundert beweist auf galloromanischem Gebiet die Vokalisierung des *l*, die das nichtgallische Italienisch nicht mitmacht usw.

Eine genaue Betrachtung der Sprachzustände innerhalb des 'Lateinischen' führt zu einer vollständigen Ablehnung des Mullerschen Grundgedankens. Die Sprache hat sich Jahrhunderte hindurch mehr oder weniger unbeachtet verändert, und zwar regional verschieden. Sonst könnte nicht im 9. Jahr-

[1] I. Systematische Betrachtung der sprachlichen Veränderung. II. Chronologische Darstellung des Galloromanischen. Beihefte zur Rom. Philologie.

Digitized by Google

hundert ein vom italienischen und spanischen Latein stark verschiedenes Französisch vorhanden sein. Ettmayer in seiner Darstellung des 'Vulgärlatein' (Streitberg, Geschichte der Indogerm. Sprachwissenschaft, 1916, S. 266) sagt, die sprachliche Tyrannei der lateinischen Schriftsprache sei nach dem 4. Jahrhundert ermattet, im 6.—7. zusammengebrochen.

S. 133 erklärt Muller selbst, die Eide zeigen eine sprachliche Form, die nicht erst auf die literarische Übung von zwei Generationen zurückgehen kann. Da ist es nun wohl notwendig, einmal darüber zu reden, wie sich die Sprachgeschichtler mitunter das Sprechen früherer Zeiten eigentlich vergegenwärtigen. Es scheint, daß sie darüber ganz andere Vorstellungen haben als die, die sich aus der Beobachtung der Alltagssprache von heute ergeben. Ja — kann denn nicht heut ein Mann aus dem Volke, auch wenn er ungebildet und wortkarg ist und über keine besonderen Künste der Rede verfügt, kann nicht ein Vertreter irgendeines Volkes von niederer Kultur dennoch ausdrücken, was er meint? Kann er nicht ein Erlebnis erzählen, einen Witz machen, ein Gebot energisch ausdrücken? Haben die Menschen des 4.—9. Jahrhunderts sich nichts gedacht, nichts beobachtet (Wetter, Krankheit, Kriegsumstände, Kind und Weib), haben sie nicht religiöse Gedanken gehabt und waren sie zu alledem stumm? Die Volkssprache ist selbstverständlich immer anders als die Schriftsprache, aber man muß sich gegen die Vorstellung wehren, als ob die Alltagssprache ein armes Gestammel wäre, das zum Ausdruck der lebendig wechselnden seelischen Vorkommnisse nicht genügte. Die umgekehrte Folgerung dürfte eher richtig sein: erst als die Volkssprache so vollständig anders — und vollentwickelt anders — war als das Lateinische, konnte sie als eigene Sprache erkannt werden, konnte sie erst als andere Sprache ins Bewußtsein kommen. Weil Französisch etwa seit der Mitte des 8. Jahrhunderts ein ausgesprochen eigenartiges Gepräge als Sondersprache hatte, war es möglich, daß es öffentlich als solche anerkannt wurde. Die Entwicklung des Französischen als gesonderter Sprache beginnt nicht mit dem 9. Jahrhundert. Vielmehr ist um diese Zeit seine erste und bedeutungsvollste Entwicklungsperiode zu Ende.

Muller schildert sehr gut die verschiedenen sozialen Umstände in Frankreich, Spanien, Italien, die verschiedenen Widerstände, die sich der volkssprachlichen Entwicklung entgegensetzen. Damit ist doch aber auch diese letztere eindeutig zugegeben. Ohne Frage liefern uns die lateinischen Denkmäler nur dürftige Proben der volkssprachlichen Entwicklung, und die Festlegung eines Denkmals in eine bestimmte Gegend wird in den meisten Fällen sehr gewagt sein. Daß eine lateinische Koinê bestand, trifft zu für die Sprache der Gebildeten, die in bewußter Erhaltung der Überlieferung nach Kräften — regional verschieden! — gut lateinisch sprachen und in unbewußter unvollkommener Überlieferung die Schnitzer machten, die uns so kostbar sind. Daß aber die wirkliche Volkssprache bis ins 9. Jahrhundert keine einzelsprachliche Entwicklung durchgemacht hätte, ist vollkommen unhaltbar. Der 'Widerstand der Elite' (vgl. u. a. S. 157), der übrigens sehr verständnisvoll dargestellt wird, kann sich immer nur auf die Sprache eben der Elite und ihre schriftliche Niederlegung beziehen. Auf die Sprache der unteren Klassen kann er keinen dauernden Einfluß haben. Man vergleiche damit die heutigen Zustände: die Gebildeten sprechen Hochdeutch, die Kinder lernen in der Schule Hochdeutsch lesen und schreiben, und dennoch sprechen sie regional verschieden, und die Mundart lebt ihr eignes Leben weiter. Wenn irgend die Mundart zurückweicht, so bleibt das Hochdeutsche übrig, und es erfolgt eine Vereinheitlichung. Die romanischen Sprachen haben sich doch aber getrennt, und nicht nur in drei Hauptgruppen. Auf jedem Gebiet sehen wir Sondersprachen, die jahrhundertalte Spaltung von den Nachbarsprachen voraussetzen, wie z. B. Romagnolisch von Florentinisch.

Im einzelnen ließe sich viel einwenden. Nur ein paar Beispiele.

Digitized by Google

S. 74. Es ist verlockend, anzunehmen, daß das rumänische Futur unter griechischem Einfluß mit *velle* gebildet wurde. Wenn man aber das neueste Französisch betrachtet, das unter unseren Augen ein Futurum mit *vouloir* entwickelt, wird man eher andrer Meinung[1].

S. 73. In Italien finden sich in Inschriften *parents* = parentes, *mas* = mansus. Muller deutet sie als 'phonetic material out of which a new linguistic system could be built up. In fact this material was abandoned in Italy for the most part and used in France much later, when it fitted into the new harmony and rhythm of the language'. Wer könnte so eine Darstellung ernst nehmen? Und bedenkt der Verfasser gar nicht, wie viele synkopierende und den Auslaut abstoßende Mundarten auf italienischem Boden sind, deren erste Sprossen wir hier sehen? Freilich will der Verfasser sie nicht gelten lassen.

S. 98. Wenn Muller für das heutige Provenzalisch das bei Mistral belegte *janvié* heranzieht, so ist dabei übersehen, wie viele Wörter aus dem Norden und vor allem aus Paris in die Provinz abwandern. Eine nordfranzösische Form beweist also gar nichts für die bodenständige Entwicklung irgendeiner Mundart. Die echt provenzalische Form ist *genvier* (vgl. Meyer-Lübke, REW).

S. 88 und passim (103) wird von der Synkopierung wie von einer einheitlichen und einmaligen Erscheinung gesprochen, was den Tatsachen nicht entspricht.

S. 89 werden *aneme, angele* als noch im 12. Jahrh. erhaltene Daktylen angeführt. Hier handelt es sich aber nur um schriftliche Latinisierung, nicht um daktylischen Rhythmus, vgl. z. B. Rolandslied 2393 *Deus tramist son angle* (= [ānʒle]) *cherubin*, 2396 *Lanme del cunte portent en pareis*.

S. 165. Kastilianisch bricht im 11. Jahrhundert hervor. S. 164. In León findet sich *autario* 950, *autayro* 947, *autero* 922, *oteyro* 1078, *otero* 983. 'In one century both diphthongs have been reduced ...' Wenn 947 *autayro*, 983 *otero* belegt ist, so ging die Veränderung innerhalb 40 Jahren vor sich, aber *autero* 922 zeigt ja schon *e*, und so stimmt die ganze Aufstellung nicht, auch wenn Muller etwa das Jahrhundert von 813 ab gemeint haben sollte, was übrigens nicht deutlich gesagt ist. Menéndez Pidal[2], auf dessen Auseinandersetzungen sich Muller bezieht, hat ja den Sachverhalt eindeutig und überzeugend dargelegt (S. 83 ff.). S. 480 sagt er 'das Romanische bildet sich im 6.—7. Jahrhundert'. Es ist auch bedenklich, auf 'Spanien' die Wirkung der karolingischen Renaissance auszudehnen, da doch nur das Gebiet bis zum Ebro davon getroffen werden konnte, also gerade Kastilien und León nicht. Der spanische Nordosten, der in enger Verbindung mit dem südlichen Frankreich blieb, das ist die katalanische Zone. Auf das Spanische im engeren Sinne läßt sich der ganze Satz gar nicht anwenden.

S. 117 bespricht Muller den Wandel von *mb* > *m*. Angleichung von Lautungen kann natürlich auf den verschiedensten Gebieten stattfinden. Neben das spanische *palumba* zu *paloma* wird z. B. das bei Gréban belegte *tumés* (= *tombés*) gestellt[3]. Was soll das beweisen?

S. 134. Die demokratischen Zustände im Gallofranzösischen bewirkten einen Sieg der volkstümlichen Rede in bezug auf Synkopierung und Diphthongierung (begannen diese Bewegungen erst im 9. Jahrhundert?!) und einen Sieg der gepflegten Rede ('language for cultural purposes') in bezug auf morphologische Endungen und vor allem das Zweikasussystem. Ist nicht

[1] Vgl. die soeben erschienene Abhandlung Meyer-Lübke's 'Rumänisch und Romanisch', Academia Română, Memoriile secțiunii lit., Seria III, T. V/1, S. 18.

[2] Orígenes del Español, Madrid 1926.

[3] Daß übrigens die Zusammenstellung gar nicht paßt, beweist schon W. v. Wartburg, ZRP. XLVIII, S. 460.

Digitized by Google

die 'morphologische Endung' zum großen Teil phonetischer Vorgang? An einer anderen Stelle (S. 122) wird das neue Futur in die Morphologie eingereiht, statt, wie eine historische Betrachtung doch tun muß, in die Syntax.

Treffend ist die Beobachtung über das Nationalgefühl, das in so hohem Grade für Frankreich wie für Italien charakteristisch ist. Aber in Frankreich ist der nationale Geist stärker in der Masse, in Italien in der Elite (S. 154).

Sehr erfreut bin ich über die Gefolgschaft, die mir Muller in bezug auf *ab* im Romanischen leistet. Er hat noch einige Belege mehr für *apud* statt *cum* im Galloromanischen beigebracht und besonders die wichtige Feststellung gemacht, daß *apud* die rechtsgültige Formel ist (S. 62 ff.). Muller will nun im südfranzösischen *ab* einfach lat. *ab* sehen. Er trennt es also von *apud*. Da kann ich allerdings nicht mitgehen, nicht aus Gründen der Bedeutung, sondern aus der Betrachtung aller Zwischenformen, die zwischen *ab* und *ot* über das galloromanische Gebiet verbreitet sind und die nicht gestatten, das äußerste *ab* von irgendeinem der Übergangstypen zu scheiden[1].

Wien. Elise Richter.

L. Sainéan, Les sources indigènes de l'étymologie française. Tome troisième et dernier. Recherches complémentaires. Paris, Boccard, 1930. 602 S.

Das große Werk Sainéans, dessen dritter und letzter Band vor einigen Monaten erschienen ist, hat etwas Revolutionierendes. Sainéan ist davon überzeugt, daß die etymologische Forschung, wie sie in den letzten Jahrzehnten betrieben worden ist, auf falschen Bahnen wandelt. Mit rücksichtsloser Energie bekämpft er den Historismus verstorbener und lebender Etymologen. Insbesondere wendet er sich gegen die übertriebene Bewertung der lautlichen Gesichtspunkte und gegen das Operieren mit konstruierten Typen. Man wird nicht umhinkönnen zuzugeben, daß in beiden Punkten auf dem Gebiet der etymologischen Forschung unendlich gesündigt ist und noch gesündigt wird, und so habe ich denn von diesem Standpunkt aus vor einigen Jahren das Erscheinen der beiden ersten Bände der 'Sources' freudig begrüßt (Zeitschr. f. franz. Sprache u. Liter. 49, 171[2]).

Die einseitige Berücksichtigung der lautlichen Gesetzmäßigkeit, die z. B. dahin geführt hat, daß man *trouver* von turbare, *lourd—lordo* von lūridus, *sillon* 'Furchenkamm' trotz ital. *ciglione* 'Damm, Straßenrand' (mundartlich 'Furchenkamm') von cilium losgetrennt hat, um andere 'lautlich einwandfreie', im übrigen aber durchaus gekünstelte und unwahrscheinliche Grundlagen aufzustellen, hat zweifellos den Blick bei vielen Forschern bedenklich eingeengt. Die semantischen Faktoren wurden unterschätzt, die sachlichen und kulturgeschichtlichen Umstände zu wenig beachtet. Auf Grund der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze und mit Berufung auf lautliche Parallelerscheinungen wurden Grundwörter konstruiert wie *tudicare (*toucher*), *ligicare (*lécher*), *figicare (*ficher*), *sudiculare (*souiller*), *bragulare (*brailler*). Genügte das Latein nicht, so griff man zu den alten Dialekten: osk. *tafulare (ital. *taffiare*), *arflare (ital. *arfiare*), *sifilare (frz. *siffler*), *extorpiare (*estropier*, ital. *stroppiare*). Man konstruierte

[1] Vgl. meine Studie 'Zur Entwicklung von lat. *apud* zu neuprov. *emé*', ZRP. XXVI, S. 532 ff. (1902).

[2] Vgl. auch die Rezensionen von Spitzer (Literaturblatt f. germ. u. rom. Phil. 1927, 27 ff.), Glaser (Zeitschr. f. franz. Sprache u. Liter. 48, 482 ff.), E. Richter (Archiv f. d. Stud. d. neuer. Sprachen 154, 107 ff.), Riegler (Neuere Sprachen 34, 402 ff.). Ganz und gar abweisend wird dagegen jetzt das Werk von Gamillscheg (Zeitschr. f. franz. Sprache u. Liter. 54, 199 ff.) beurteilt.

Digitized by Google

in frisch-fröhlichem Wagemut und schweifte in fernste Zeiten zurück zu Oskern und Griechen, zu Galliern und Goten. Anstatt zunächst einmal die genaue Bedeutungsnuance festzustellen, die sozialen Schichten zu erkennen, in denen das Wort lebt, anstatt sich nach sprachlichen Verwandten umzusehen, die vielleicht in der lebenden Sprache vorhanden sein mochten. Es ist das unbestreitbare Verdienst Sainéans, die dauernd wirkenden schöpferischen Kräfte der eigenen Sprache in das rechte Licht gerückt zu haben. Die lebendigen Kräfte und die allgemein menschlichen Faktoren, die man beim Operieren an der Sprache ignoriert hatte, kommen endlich wieder zu Ehren. Wie sehr Schallstämme (Tierschreie und Lockrufe, onomatopoetische und kindersprachliche Bildungen) in der Sprache eine Rolle spielen, wie stark die Sprache mit metaphorischen Bildern durchsetzt ist, wie sehr der Argot auf die Schriftsprache abgefärbt hat, das alles hat uns Sainéan schon früher in einer Reihe glänzend dokumentierter und eindrucksvoller Arbeiten gezeigt. Auf diesen Gebieten liegt überhaupt der Schwerpunkt und die eigentliche Bedeutung seiner etymologischen Forschung.

Bedauerlich anderseits ist, daß der Verfasser die Möglichkeit, auf solcher Basis etymologische Forschung zu treiben, überschätzt, und daß er die Grenzen seines Wissens und seiner wissenschaftlichen Erfahrungen nicht kennt. Nachdem das von Sainéan vertretene Prinzip in vielen Fällen erfreuliche Resultate ergeben hat, wird es nun starr, mechanisch und eigensinnig in allen Fällen zur Anwendung gebracht. Damit wird Sainéans etymologische Forschung genau so einseitig — und mindestens ebenso gefährlich! — wie die von ihm kritisierte historische Richtung. Durch grenzenlose Übertreibungen trägt er selbst dazu bei, seine Forschungen und Ergebnisse zu diskreditieren. Er reitet sein eigenes System zu Tode. Weil einmal in der Ansetzung gallischer Grundwörter gesündigt worden ist, weil des öfteren Wörter, für die man gallischen Ursprung postuliert hatte, sich mühelos aus lateinischem und französischem Sprachmaterial erklären, wird nunmehr das Keltische als Sprachquelle für das Französische überhaupt abgelehnt. Fälle, deren keltische Herkunft über allem Zweifel erhaben sind[1], werden nun auf andere Weise erklärt. Wie Sainéan in krasser Unkenntnis lebt über die sprachlichen Vorgänge, mit denen der Etymologe auf den philologischen Nachbargebieten (Vulgärlatein, keltische Sprachen, Germanisch, Griechisch, Baskisch) vertraut sein muß, so fehlt ihm auch jedes Verständnis für die kulturgeschichtlichen Faktoren, die letzten Endes die Erhaltung von Reliktwörtern bedingen. Offenbar ist S. nie der Gedanke gekommen, daß es schließlich etwas anderes ist, wenn keltische Grundwörter für geläufige Begriffe der allgemeinen Umgangssprache (vgl. z. B. *musser* 'verstecken', *bouc* usw.) oder für Begriffe des abstrakten Denkens (vgl. z. B. *ahan* 'Mühe, Qual, Anstrengung') angesetzt werden, als wenn keltische Reliktwörter zugrunde gelegt werden bei Ausdrücken, die von vornherein auf gewisse Berufskreise beschränkt oder durch ihre ganze Natur (z. B. Namen von Pflanzen, die dem Städter nicht bekannt sind) viel fester mit dem Boden und der alten Tradition verbunden sind.

Sainéan vermag z. B. nicht einzusehen, daß auf einem Gebiet, aus dem das Baskische erst verhältnismäßig spät zurückgewichen ist, lexikalische Trümmer ebenso erhalten blieben wie überall, wo eine Sprache einer anderen Platz macht[2]. So bezweifelt er die baskisch-iberische Herkunft von

[1] Vgl. z. B. südfranz. *bano* 'Horn' < gall. *bannom, südfranz. *amosto* 'beide Hände voll' < gall. *ambosta, *amélanche* 'Alpenmispel' < gall. *aballinca, südfranz. *arañi* 'Schlehe' < gall. *agranione, südfranz. *cade* 'Art Wacholder' < gall. *catanu.

[2] Man denke an die indianersprachlichen Elemente im südamerikanischen Spanisch, an die litauischen Elemente in Ostpreußen, an die griechischen und arabischen Trümmer in Unteritalien.

Digitized by Google

isard 'Pyrenäen-Gemse' — eines ausgesprochenen Pyrenäentieres! — und denkt vielmehr an metaphorische Übertragung des Eidechsennamens (afrz. *lisart*)! Aus dem gleichen Grunde vermag er die direkte Beziehung, die zwischen bask. *andereder* (eigentlich 'belle dame') 'Wiesel' und bearn. *daunobero* ('belle dame') 'Wiesel' besteht, nicht zu erkennen. Ist es etwa auch ein Zufall, wenn die Auffassung der 'Quelle' als 'Auge', wie sie sich in bask. *urbeghi* ('œil de l'eau') zeigt, sich gerade im Gaskognischen (*uél d'era hun* 'source de la fontaine') und im Spanischen (*ojo*) wiederfindet, d. h. in den Sprachen, die auf altem iberischen Boden gesprochen werden?[1]

In Unkenntnis des Vulgärlateins (vgl. z. B. die Nebenform bistia bei Gregor v. Tours u. Fredegar) wird der Zusammenhang von franz. *bisse-biche*, und ital. *biscia* mit bestia geleugnet. Seine ganz ungenügende Vertrautheit mit der lautlichen Entwicklung in den einzelnen Sprachen führt Sainéan zu Deutungen, die geradezu als naiv angesprochen werden müssen. Es fehlt oft selbst an den einfachsten phonetischen Grundvorstellungen. So will S. die verschiedenen romanischen Bezeichnungen der Fischotter (*ludria, ludra, loutra, nutria* usw.) einfach aus der häufigen romanischen 'alternance des liquides' erklären. Dem von Meyer-Lübke angenommenen Einfluß von griech. *ἔννδρις* 'Fischotter' lehnt er ab, obwohl gerade in Unteritalien — also im alten griechischen Expansionsland — der Einfluß des griechischen Wortes[2] ganz evident ist. Weil in vielen Fällen den Namen unserer Haustiere (z. B. *cochon, truie, boue, bique, goret, cane*) Schallwörter (Lockrufe) zugrunde liegen, wird auch ngr. *γίδι* 'Zicklein' auf einen solchen Lockruf *ghidi-ghidi* zurückgeführt, obgleich die Entwicklung von *γίδι* aus agr. *αἰγίδιον* 'Zicklein' (vgl. *αἰγιαλός* > ngr. *γιαλός* 'Küste') für jeden Gräzisten ganz klar liegt. Weil in vielen Fällen (entgegen der bisher vertretenen Ansicht) Wörter gleicher Lautform (vgl. *coche* 'Sau' und *coche* 'Kerbe') auch etymologisch identisch sind[3], werden nun z. B. auch *botte* 'Schuh' und *botte* 'Bündel' als metaphorische Vergleiche (zu afrz. *bot* 'Kröte') aufgefaßt. Es lohnt sich nicht, gegen solche Auswüchse Stellung zu nehmen.

Trotz dieser bedauerlichen Entgleisungen und Übertreibungen möchte ich nicht so weit gehen, Sainéans Werk und seine Forschungsweise als krassen Dilettantismus abzutun. Er ist nur ein Fanatiker. Mit demselben rücksichtslosen Eifer, der jeden Extremisten auszeichnet, verschließt er sich der natürlichen Vernunft. Wenn er auch in 1000 Fällen gegenüber dem historischen Etymologen zweifellos unrecht hat, so darf man doch nicht vergessen, daß er in 100 Fällen für die Deutung eines Wortes (vgl. z. B. *chouette, cochon, truie, chatouiller, bourdon, cancan, engoulevent, flaner, frapper, flatter, magot* usw.) Wege gewiesen hat, die gegenüber den bisher gegebenen Erklärungen einen Vorzug verdienen. Es ist anderseits tief beklagenswert, daß ein Mann, der auf dem Gebiet der spontanen Wortschöpfung so Beachtenswertes geleistet hat, der wie kein anderer sich mit der Frage der Metapher beschäftigt hat, der auf dem Gebiet der Argot-Forschung so tiefe Kenntnisse hat, sich nicht darauf beschränken wollte, uns unter selbstkritischer Ausscheidung alles Zweifelhaften und mit stärkerer Stoffbeschränkung eine zusammenfassende Darstellung dieser für den Etymologen so wichtigen Forschungsgebiete zu geben. Statt dessen schreibt er ein im höchsten Grade polemisches Werk, um die ganzen Ergebnisse unserer bisherigen etymologischen Forschung niederzureißen — und gerät dabei selbst ins Uferlose. Ne sutor ultra crepidam!

Tübingen. G. Rohlfs.

[1] Über basko-romanische Wortbeziehungen vgl. Referent, Baskische Reliktwörter im Pyrenäengebiet, Zeitschr. f. rom. Phil. 47, 394 ff.

[2] Vgl. kalabr. *nídria, itria, litria* (Referent, Etymol. Wörterb. d. unterital. Gräzität, no. 650).

[3] Vgl. dazu meine Aufsätze über sexuelle Tiermetaphern in diesem Archiv 146, 126 ff. und 149, 78 ff.

Digitized by Google

J. Melander, Les poésies de Robert de Castel. S.-A. aus Studia Neophilologica III, 17—49. 1930—31.

Wir erhalten hier eine sorgsame kritische Ausgabe des artesischen Dichters, der sehr wahrscheinlich in Arras in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts lebte und uns als Schiedsrichter in einem Jeu-parti zwischen J. Bretel und Jehan de Grieviler (Långfors nº XXXV) erscheint[1]. Seine literarische Hinterlassenschaft besteht aus 6 Liedern; außerdem ist er an einer Tenzone mit Jehan Bretel beteiligt. Die Lieder waren alle bekannt, wenn auch zum Teil nur in nicht zurechtgemachter Gestalt, und das Jeu-parti lag in der guten Ausgabe von Frl. Hoffmann und von Långfors vor. Man wird nicht behaupten können, daß diese Gedichte sich über den Durchschnitt der Leistungen der Arraser Trouvères erheben (nur die Strophengruppierung ist in 4 Liedern bemerkenswert), aber darum ist die Sonderausgabe unseres Dichters doch verdienstlich, besonders da der Text von Anmerkungen begleitet ist. Die letzteren hätten allerdings wohl etwas reichlicher ausfallen können. So war z. B. doch zu sagen, daß die Verse 22—3 von nº 1 sich zu widersprechen scheinen. Des maus d'amours me lo fors de reison; Mais c'est li maus ki plus m'a fait grevance; wenigstens ist für mich die Stelle nur dann verständlich, wenn ich für mais die Bedeutung von kausalem 'da' annehme, die man ja aus dem Provenzalischen kennt, die aber für den Norden bisher doch nur recht selten nachgewiesen ist (s. zuletzt meine Ausführung im Archiv Bd. 157, S. 312). Auch die Vorschiebung eines pour çou vor den Bedingungssatz in IV, 1 (vgl. auch VI, 29) konnte unter Hinweis auf Mätzner, Altfranz. Lieder S. 192, der eine Parallele bringt (schreibe XXXIII, 28 für XXXIII, 20), angemerkt werden. Bei VII, 16 (tres l'amour coumenchier) wäre es wenigstens nicht überflüssig gewesen, auf Tobler, VB. I², 91 aufmerksam zu machen.

Zum Texte und zu den Anmerkungen ist sonst nur wenig zu sagen. Der Herausgeber ist mit Recht nicht oft von der zugrunde gelegten Hs. Z abgewichen; ich glaube, daß es noch bei II, 33 hätte geschehen können, wo sich das fait der anderen Handschriftengruppe gegenüber font von Z empfahl, denn wenn amours im ganzen Gedicht als Singular auftritt, so z. B. 20 und 37, wo wieder die Verbalform fait steht, so ist es nicht wahrscheinlich, daß gerade an unserer Stelle ein Plural vorliegt. Vielleicht ist font durch das sont der vorhergehenden Zeile hervorgerufen. — Zur Einrahmung durch zwei Bedingungssätze, von der in Anm. zu III, 6 gesprochen wird, fehlt ein Verweis auf G. Cohn im Archiv Bd. 132, S. 89 Anm.; vgl. fürs Provenzalische meine Prov. Stud. S. 86 zu 1—3 und S. 101 zu 35—6. — Ich weiß nicht, warum IV, 29 und I, 16—8 für eine Versicherungsformel darstellend gehalten werden (s. Anm. zu IV, 29); es handelt sich um Wunschsätze, und zwar kann von einer 'Ellipse' in IV, 29 ebenso wenig die Rede sein wie z. B. in si m'aït Diex. Auch bei VI, 20 (s. Anm.) würde ich keine Ellipse annehmen, sondern lieber das com als ἀπὸ κοινοῦ stehend ansehen. — Die Anmerkung zu IV, 35 bringt keine eigentliche Erklärung; ich meine, daß ein Zwischengedanke nicht zum Ausdruck gekommen ist, nämlich: dann würde man erkennen (daß Mancher geliebt wird, der es sonst nicht sein würde). — Soi faindre wird VI, 28 mit 'hésiter renoncer' glossiert; besser ist 'ablassen von'. — Zu III, 6 Z. 2 der Anm. schreibe ne s'impose pas statt s'impose.

Jena. O. Schultz-Gora.

[1] So wenigstens in AZa², während Hs. a an der Stelle damisele Oede schreibt. Långfors erwähnt S. XXXIV die Dame nicht, obgleich er sie doch in den Text gesetzt hat. Melander gedenkt dieser Einzelheit nicht.

Digitized by Google

H. Heiß, Molière. Leipzig, Quelle & Meyer, 1929. 220 S.

Heiß gibt eine anschauliche Zusammenfassung des Bildes, das sich aus dem grundlegenden Werk Michauts darbietet, und reiht es ein in die von P. Hinneberg herausgegebene Sammlung 'Das wissenschaftliche Weltbild'. Molière ist gesehen als der das Lustspiel humanisierende, nationalisierende und aktualisierende Dichter, dem als Ausdrucksmittel eine nie versagende vis comica zu Gebot steht. Es werden die Hauptwerke Molières besprochen — leider fehlt auch hier die schwer zu beurteilende Zeit unmittelbar nach dem Misanthrope, über die wir auch noch immer den letzten Band von Michaut erwarten —, und dann folgt eine allgemeine Studie in zwei Kapiteln 'Molièredeutungen' und 'Die Bedeutung Molières'. — Heiß vermittelt dem deutschen Leser ein zuverlässiges Bild des großen Komikers und gibt eine wertvolle Grundlage für die Lektüre der Werke selbst.

Kann man so das Buch von Heiß als eine Richtigstellung Küchlers begrüßen, so ist doch nicht die seltsame Tatsache zu verkennen, daß gerade hier in methodischer Hinsicht Küchlers Absichten eine gewisse Rechtfertigung finden. Küchler hat wohl loskommen wollen von einer zu 'pädagogischen' Betrachtungsweise des kühnen Dichters. Und sicherlich würde er als solche die rationale Synthese kennzeichnen, deren sich Heiß in der Besprechung der einzelnen Stücke bedient. Heiß legt sich zu schnell auf die 'Probleme' fest, von denen man nachweisen könnte, daß sie fast alle schief sind[1]. Er sieht in den Prziösen sofort das moralische Problem, im Misanthrope die Frage Tragik oder Komik, im Tartuffe das religiöse Problem. Gewiß liegen diese Probleme mit vor; aber die Größe des Dichters beruht darin, daß er unmittelbar aus dem Leben schafft und die durch die 'Probleme' verbaute Sicht ewig machtvoll weitet. Daher scheint es mir unglücklich, wenn man die komischen 'Elemente' addiert, um den komischen 'Sünder' Alceste zu erweisen; unglücklich, wenn man Philinte als das Sprachrohr des Dichters anspricht; unglücklich, ja in diesem Falle auch unrichtig, wenn man Célimène als den Inbegriff dessen bezeichnet, was Alceste 'in der Seele haßt'[2]. Unglücklich endlich die — wohl noch von Faguet beeinflußte — Behauptung, daß 'der Pessimist von beiden Philinte ist'; denn einmal ist das an sich zweifelhaft, und dann zerstört eine so kategorische Festlegung der Figuren den Lebenshauch des Werkes.

Demgegenüber meine ich, daß wir immer wieder versuchen müssen, die Gestalten des Dichters in ihrer einmaligen und, wie die Schönheit eines guten Verses, nie nachlassenden Lebendigkeit und in ihrer die Zeiten überspringenden Durchpulstheit zu erfassen, so wie wir das Leben unmittelbar als Gegebenheit anschauen, um daran unsere verhärteten historischen, literarischen, moralischen und psychologischen Begriffe zu erneuern. Gibt es ein schlagenderes Beispiel als den Misanthrope, um uns von dem Verhängnis erklärenden Einordnens und moralisierenden Beurteilens zu überzeugen?

Jena. Jul. Schmidt.

Grund — Schwabe — Dupray, Französisches Lesebuch für Oberklassen. Frankfurt, Moritz Diesterweg, 1929. 225 S. und 20 S. Bilder.

Ich habe meine Bedenken über den Wert von Lesebüchern bereits in meiner Methodik geäußert: die Lektüre wird dabei zu kurzatmig, zu 'sach-

[1] Cf. meine Studie über den 'Misanthrope' in Zs. f. frz. u. engl. Unt. 1930, H. 8.

[2] Den Satz von Michaut 'une coquette enfin, qui est précisément emplie de tous ces 'vices du temps' dont il a une telle horreur' hat Heiß leider nicht kritisch richtiggestellt.

Digitized by Google

lich', zu wenig eingestellt auf das wirkliche Versenken in das Werk des Schriftstellers. Die Verfasser raten richtigerweise selbst einen vorsichtigen Gebrauch an. Überhaupt, wenn man von diesen prinzipiellen Bedenken absieht, dann ist gerade dieses Lesebuch als vollständig gelungen zu bezeichnen. Die Auswahl ist recht gut, die Einstellung durchaus geistig (trotz der höchst begrüßenswerten anspruchslos geschichtlichen Einteilung!); die Bilder und Karten sind sehr erfreulich. Kurzum ein Buch, das sicher eine weite Verbreitung finden wird und ausgezeichnete Dienste zu leisten vermag.

Jena. Jul. Schmidt.

Voulez-vous rire? Langenscheidts fremdsprachliche Lektüre Bd. 12. 1. Aufl. Berlin-Schöneberg, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung 1930. 160 S.

Diesem Buch gebührt unser Lob, weil es das Nützliche mit dem Angenehmen verbindet. Die Aufmachung ist gefällig, wie es nicht anders von einer Langenscheidtschen Ausgabe zu erwarten ist. Inhaltlich bringt es Anekdoten, die zur Auffrischung vergessener und Erweiterung vorhandener Sprachkenntnisse dienen sollen. Lustige Bilder machen manche noch anschaulicher. Jede Seite umfaßt 2 Spalten; auf der einen steht die Geschichte, auf der anderen Übersetzungen, Erläuterungen zum Text oder Aussprachehilfen für schwierige Wörter. So sieht also dieser kleine Gefährte aus, der in Stunden des Alleinseins uns nicht nur belehren, sondern auch unterhalten will. Das Format ist so gewählt, daß man das Büchlein jederzeit bei sich tragen kann.

Nun wünschen wir diesem kleinen Sprachfreund den guten Empfang, den er verdient. Und er sollte gut aufgenommen werden, weil er uns nicht nur Französisch, sondern auch das Lachen lehrt. Das Französisch ist mustergültig, idiomatisch und anschaulich. Der Inhalt ist einfach, anspruchslos und aufrichtig wie Courtelines Spiele. Jenes Lächeln Robert de Flers liegt darüber, das wir Heutigen verlernen, obwohl es wie keine andere Tugend den Menschen ansteht. Atmen wir doch mit diesem Lächeln die Fröhlichkeit derer ein, denen ihr Leben noch keine Last ist; die zufrieden sind, wie es die Väter waren.

Jena. René Olivier.

Digitized by Google

Bibliographie.

Allgemeines.

A. Haggerty Krappe, The science of folk-lore. London, Methuen, 1930. XXI, 344 S. 10/6. [Bald sind es hundert Jahre her, daß der englische Altertumsforscher William John Thoms das Wort 'folklore' aufbrachte, für das sich unser deutsches 'Volkskunde' nicht recht einbürgern will, obwohl dies ganze Studium eigentlich aus der Märchenausgabe unserer Brüder Grimm erwuchs. Lange schief angesehen, ist dann das Folklorestudium besonders durch Frazers großes Werk 'The golden bough' zu Beachtung gelangt und durch die Aufschlüsse über mancherlei Quellenfragen in vorhistorischer Zeit auch zu Achtung. Eine mächtige Literatur hat sich angesammelt, ein umfänglicher Forschungsbetrieb eingestellt, so daß man sehr dankbar ist, wenn jetzt ein so kundiger Führer auf diesem Gebiete wie Krappe einen Abschnitt macht, das Geleistete überblickt, die Zukunftsaufgaben präzisiert und unwissenschaftlichen Anforderungen kritisch vorbeugt. — Krappe faßt den Begriff 'folklore' als 'a study of the unrecorded traditions of the people as they appear in popular fiction, custom and belief, magic and ritual'. Er weiß, daß der Großteil des Materials nicht sonderliches Alter beanspruchen kann, vertraut aber auf die Ähnlichkeit der menschlichen Natur in verschiedenen Zeiten und Orten und glaubt, ohne diesen Studien eigentlich einen historischen Charakter beizumessen, daß sie bei Unvollständigkeit oder Abgang von Denkmälern auf eine dämmerige Vergangenheit ein willkommenes Licht werfen können. Sein erstes Kapitel gilt dem Märchen, 'The fairy-tale', das er definiert als eine im allgemeinen ernsthafte Prosageschichte 'centring in one hero or heroine, usually poor and destitute at the start', aber nach einer Reihe von Abenteuern und manchmal auch von Wundern mit einem glücklichen Ausgang. Vielleicht kann man kürzer sagen: Wundergeschichte in Alltagsumgebung mit Glanz in den Geschehnissen und Glück im Ausgang. Die Zahl der Motive soll auf etwa zehntausend sich beschränken, sie werden aber nicht willkürlich, sondern nach organischen Psychologiegesetzen verbunden. Das Ausbreitungszentrum, dem Europa angehört, erstreckt sich einerseits bis nach Indien, anderseits bis in die Mitte von Afrika; Amerika und Australien liegen bis zu dem Tage, wo der weiße Mann hinkam, abseits. Das Märchen ist 'essentially an old-world-product'. Wann es in einem Lande auftaucht, wird durch das Alter der frühesten Zeugnisse angedeutet; beigefügt sei, daß dies in England um 1200 der Fall war: in der Ancren Riule wird vom Aschenputtel gesprochen. Ein Märchen ist in der Regel so eigenartig zusammengefügt, daß man es nur einem individuellen Erzähler zutrauen kann; 'the doctrine of polygenesis' ist unhaltbar. Das Märchen kann aus den mannigfachsten Quellen fließen, auch aus belehrender Absicht und aus Träumen. Die Tugend, die der Held vor allem besitzen muß, ist Mut, demnächst Geschicklichkeit. Die Sittlichkeits- und Glücksauffassung ist eine weltlich volkstümliche. Die Dreizahl spielt besonders in den europäischen Märchen eine große Rolle, die Theologie gar keine; der Anfang führt den Hörer oder Leser sofort in 'medias res'; Verse können eingesprengt sein; die Glückswendung am Schluß kommt nach gehöriger Spannung rasch und durchschlagend. — Das zweite Kapitel betrifft den Schwank, 'the merry tale'; er wird definiert als 'a short narrative in prose or verse, relating an episodical event or series of events, culminating in a humorous situation'; das dritte die Tiergeschichte; sie erscheint älter als das Märchen, das sich schon auf einer höheren Kulturstufe bewegt. Die bisher genannten Gattungen wandern, nicht aber 'the local legend'; es gibt eigene 'Wandersagen', die sich dadurch

Digitized by Google

auszeichnen, daß sie an verschiedenen Orten polygenetisch auftauchen können. Hierzu rechnet Krappe den Kern des Beowulftextes; die zugrunde liegende Geschichte habe einen Helden dargestellt, der ein Haus gegen einen Dämon verteidigte, diesem den Arm ausriß, der Blutspur zu einem Wasser folgte und den Dämon darin erschlug. So zu lesen 'in much the same form in the mediaeval Indian Kathá Sarit Sâgara, where it is connected, however, with Near Eastern material' (the story of Tobit); zitiert wird dazu Germ. Rom. Ms. XV, 54. Ausführlicher wird S. 103 ff. die Geschichte vom wandernden Juden behandelt, der das Abbild des vertriebenen Judenvolkes ist, ohne Dach, ohne Herd, ohne politische Heimat, rastlos herumschweifend; durchaus ein allegorischer Charakter. Es folgen Kapitel über die Prosasaga, deren langes Gedächtnis dadurch erklärt wird, daß es bei den Maori in Neuseeland eigene Leute gibt, die die Geschichte einer Familie mündlich zu bewahren und zu erzählen haben. Besonders ist dann das Kapitel über das Volkslied, d. h. 'a lyric poem with melody, which originated anonymously among unlettered folk in times past and which remained in currency for a considerable time'. Geschieden von diesem 'folk-song' ist 'the popular-song i. e. a song of purely literary origin (though that origin may not be known in all its details), which has gained currency among unlettered folk'. Wieder etwas anderes ist 'the popular ballad', d. h. 'a simple narrative poem relating epic events as seen through the medium of a lyrical temperament, popular in origin or by transmission and fitted for oral circulation'. Darüber wäre wohl einiges zu sagen, wenn es hier der Raum erlaubte, also sei nur noch das Schlußkapitel des reichhaltigen Buches erwähnt, das über Mythe und Religion sehr bemerkenswerte Dinge vorträgt; namentlich erscheinen alle Mythen, wenn der poetischen Verschönerung entkleidet, schlankweg als 'fancies of the lay-mind', meistens um irgendeine Weltfrage zu entscheiden, nicht selten an Tierattribute oder Tierverwandlungen von Göttern anknüpfend und oft gefährlich für den, der ohne Rücksicht auf Priestermacht sie vorträgt. Die Geschichte vom Turmbau zu Babel setzt voraus, daß Gott im Himmel sich wirklich vor dem emporwachsenden Bau fürchtete, denn er warf auf die Erbauer Zwietracht; war dies priesterlich gedacht? Als eine Gruppe von Rebellen gegen den Himmel werden Prometheus, Hephaistos, Typhon, Loki, Wayland und Lucifer zusammengefaßt. Hier sucht Folklore deutlich überzugreifen in Religionsgeschichte. — Wertvoll sind die Bibliographien im Anhange zu jedem Kapitel, denn Krappe ist auch in romanischen und englischen Werken ungemein belesen. Seine Darstellung verdient eingehende Berücksichtigung von allen Forschern, die es mit mündlich überlieferten Stoffen, Denkweisen und Riten zu tun haben. Als Zentrum seines Wissens und Arbeitens wird deutlich die romanische Philologie fühlbar. Es wäre zu wünschen, daß eine solche führende Kraft irgendwie für unser Land zu gewinnen wäre. A. B.]

Language. VI, 3, Sept. 1930 [E. H. Sturtevant, The gutturals in Hittite and Indo European. — L. H. Grey, The personal endings of the present and imperfect active and middle. — A. M. Sturtevant, Some critical notes on Old Norse phonology]. — Bulletin. VI, Sept. 1930 [R. G. Kent, Record of the Linguistic Institute, third session July to August 15. 1930, held at the College of the City of New York].

Speculum. V, 4, Oct. 1930 [H. S. Lucas. The great European famine of 1315, 1316, and 1317. — J. C. Russel, Many-sided career of Master Elias of Dereham. — E. G. Salter, Sources for the biography of St. Francis of Assisi. — C. H. Haskins, Orleanese formularies in a manuscript at Tarragona. — J. H. Nunemaker, Some Mediaeval Spanish terms of writing and illumination. — J. J. Parry, The Welsh texts of Geoffrey Monmouth's *Historia*. — H. Spanke, Ein unveröffentlichtes lateinisches Liebeslied].

Digitized by Google

Schule und Wissenschaft. IV, 12, Sept. 1930 [A. Leschnitzer, Lektüre auf der Mittelstufe: 'Die Weber' in U II. — H. Rochocz, Vom französischen Gedicht. — W. Gronemann, Staatsbürgerkunde]. — V, 2, Nov. 1930 [P. Hartig, Über einige Auswahl- und Aufbauprinzipien der neusprachlichen Lektüre. — C. Bauer, Französische Lektüre auf der Mittelstufe. — J. Speck, Stilerkenntnis und Stilübung]. — 3, Dez. 1930 [G. Würtenberg, Th. Manns 'Toni Kröger'. Ein Beitrag zur 'lebenskundlichen' Gestaltung des deutschen Unterrichts. — F. Hummel, Shakespeare als Schullektüre. — M. Dieckhoff, Philosophie im Geschichtsunterricht].

Oberd. Zeitschr. f. Volksk. IV, 1 [K. Brosth, Weihnachten in der Provence. — L. Kröger, Pythagoreisches aus der Handlesekunst. — E. H. Meyer, Gesunkenes Kulturgut? Musikalische Wandlung des Liedes im Volksmunde. — H. Heimberger, Beiträge zur Zahnheilkunde im Mittelalter. — R. Hoppe, Jahresbräuche aus Bobstadt. — H. Rohrer, Volkskundliches von der Bienenzucht in Steiermark. — H. Vischer, Das Tempelhaus in Neckarelz].

A. Walde, Vergleichendes Wörterbuch der indogermanischen Sprachen, hg. u. bearb. v. J. Pokorny. I, 4 S. 467—642. Kudh- — ghner. Berlin, de Gruyter, 1929.

Th. Fitzhugh, Triumpus — *Θριαμβος*. The Indueuropean or Pyrrhic stress accent in antiquity. Its rhythm, metre, and musical tone. (Univ. of Virginia bulletin of the School of Latin II, 1—2, Oct. 1930.) Charlottesville, USA., Anderson Brothers. 207 S.

G. Čremošnik u. D. Sergejevski, Gothisches und Römisches aus Breza bei Sarajevo. (Novitales Musei Sarajevoensis 9. 9 S. u. 3 Tafeln. Sarajevo 1930. [Im Kohlenbergwerk Breza, nordwestlich von Sarajevo, wurden im März 1930 Säulenstücke gefunden; Goten hatten sie zu einer christlichen Kirche verwendet. Darauf fand man zwanzig Zeichen eines Runenalphabetes und zwei gesondert, alle in den Stein eingeritzt. Faksimile ist beigefügt.]

E. Sapir, Totality (Language monographs, publ. by the Ling. Soc. of Am. VI, Sept. 1930, 28 S.) Baltimore, Waverly Press.

G. H. Lane-Fox Pitt-Rivers, The clash of culture and the contact of races: an anthropological and psychological study of the laws of racial adaptability, with special reference to the depopulation of the pacific and the government of subject races. London, Routledge & Sons, 1927. XIV, 312 S. [Verf. ist Mitglied des Forschungsrates für Australien und der Polynesischen Gesellschaft; er kennt die Verhältnisse in Neu-Guinea und Neu-Seeland aus eigener Anschauung und ist alarmiert über den Rückgang der dortigen Eingeborenen infolge der Berührung mit der weißen Rasse. Gehen diese Stämme unter, so wird das britische Weltreich im Südosten ein verschlechtertes East-London haben — von dieser Überzeugung ausgehend erhebt er seine Stimme für Erforschung und Erhaltung der alten Kulturen in jenem großen Strich unseres Weltteiles, in dem wir bis vor kurzem auch etwas zu tun und zu sagen hatten. Nach umsichtiger Beobachtung der Tatsachen schließt er, daß jede Kulturkrisis eines Volkes mit Notwendigkeit auch zu einer Existenzkrisis wird, und zwar nicht nur aus physischen und wirtschaftlichen Gründen, sondern ganz vorwiegend aus psychologischen. Denn indem die Eingeborenen von den Missionaren und deren Beamtenhelfern erfaßt werden, verlieren sie Glauben und Ehrfurcht für ihre bisherigen Gemütsheiligtümer. Was früher als 'tabu' galt, was soviel bedeutete wie virtus, ist jetzt wertlos geworden, ohne daß christliche Ziele und Ideale an dessen Stelle zu treten vermöchten. Lebens- und Schaffensfreude der Stämme ist hiermit unterbunden; die Menschen haben keine Freude mehr an der Mehrung und Erhaltung ihrer Familie; über das anbaufähige Land breitet sich ein geistiger Tod. Dies wird illustriert durch ein Titelbild: ein Maori-Mädchen, wohlgestaltet und jugendlich

Digitized by Google

leistungsfähig, hockt passiv auf einer Uferplanke, an die mit tödlicher Eintönigkeit die Meereswellen anrollen; ihr gegenüber läßt eine Palme die zerzausten Zweige hängen. Den Missionaren geht es bei dieser Darstellung nicht gut, aber auch nicht den Anstiftern des Weltkrieges und den Ausheckern des 'Versailler Friedens'. Verf. gehört zu den anständigen Engländern, die gegen die Aufstellung einer englischen und britischen Rasse, wie solche von Seeley und dessen Nachtretern postuliert wurde, nichts wissen wollen. Für uns Deutsche hat das Buch ein besonderes Interesse, weil es eingehend die psychologischen Momente untersucht, die zur Bevölkerungsabnahme führen; jeder unserer Politiker, Parteiführer und Eigenbrötler sollte diese erschütternde Tatsachenreihe lesen. Viele unbedeutende Bücher werden aus dem Englischen übersetzt, dies aber ist ein bedeutsames und verdient solche Einbürgerung am ehesten. A. B.]

E. Jäckh, Politik und Wissenschaft. 10 Jahre deutsche Hochschule für Politik. Berlin, Reckendorf, 1930. 410 S. [Jäckh ist nicht bloß Vorsitzender, sondern wirklicher Führer dieser Hochschule, die bei uns neuartig, in französischer und amerikanischer Denkweise aber längst begründet ist. In drei Artikeln ergreift Jäckh das Wort. 'Beiträge zum Locarno- und Kelloggvertrag' heißt der Eingangsartikel, und rückhaltlos wird auseinandergesetzt, daß mit diesen beiden so sicher wie möglich garantierten Abmachungen die europäische Ordnung entscheidend gewendet wurde; die amerikanische Mitarbeit erscheint dabei als eine lange vorbereitete. In einem zweiten Artikel 'Zur Gründung und Entwicklung der D. H. P.' zitiert Jäckh einen bemerkenswerten Satz von Wells: 'Früher waren die Deutschen durch die imperialistische Idee verbunden; nachdem diese Idee zerbrochen ist, ist es ihnen noch nicht gelungen, ein neues politisches Ideal zu schaffen; sie sind zerrissen und zerfallen, irren wie eine zerstreute Herde Schafe auf einem Hügelabhang herum; sie müssen auf ihre Geschichte zurückgreifen und aus der Kenntnis ihrer Entwicklung heraus neue nationale Zusammenhäge aufbauen.' Schließlich berichtet Jäckh noch Statistisches über seine Anstalt. Aus einem Zwischenartikel von Wilhelm Haas erfahren wir, daß zuerst und ganz besonders die V. St. A. für die Hochschule sich interessierten, sie begründeten die Rockefeller-Stiftung und den Carnegie-Lehrstuhl. Neusprachler mit offenen Augen für die Gegenwart werden an diesen praktischen Beziehungen des neuen Deutschland zu den Westvölkern nicht achtlos vorübergehen. A. B.]

S. Buzello, Der ausländische und der deutsche Buchhandel. Ein Vergleich der organisatorischen Entwicklungstendenzen. (Volkswirtschaftliche Studien, 32.) Berlin, Ebering, 1930. 127 S. 5 M.

A. J. J. Ratcliff, Traum und Schicksal. Berechtigte Übertragung a. d. Englischen v. O. Francke. Dresden, Sibyllen-Verlag, 1925. 329 S. [Otto Francke, der bekannte Shakespearefreund, hat dies Buch übersetzt, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen, wozu ihn wohl zwei Kapitel über das Verhältnis von Traum und Dichtung besonders veranlaßten. Das poetische Schaffen wird dabei in der Art von Freud als eine Wunschtätigkeit erklärt; was man unbewußt verlangt, in erster Linie unterdrückte Sexualität, soll durch die Phantaise des Dichters an den Tag gelangen; natürlich fragt man sich sofort, wie eine solche Erklärung bei wunschlosen Dichtungen, z. B. einem von Shakespeares Königsdramen oder Walter Scotts Geschichtsromanen, möglich ist. Im zweiten Artikel aber erhalten wir wertvolle Zeugnisse dafür, daß der Traum unser Vorstellungsleben teils ins Große hebt, teils ins Wüste verzerrt, und oft auch ins Mystische oder Musikalische hinübergreift; diese Partien des Buches wird der Literarhistoriker mit Vorteil lesen.]

Fehrle, Oberdeutsche Zs. für Volkskunde. II, 2. [A. Becker, 'Vom Bauopfer zur Grundsteinlegung' vertritt die Ansicht, daß der Mensch sich

Digitized by Google

mit dem Bauopfer eher einen Dämon zu seinem Schutze schaffen als feindliche Mächte versöhnlich stimmen wollte und daß die Verdrängung dieses uralten Brauches durch die Grundsteinlegung auf das Einwirken der Kirche zurückzuführen wäre. — M. Walter erweist, daß das schwäb. Bauernhaus ein oberdeutsches, quergeteiltes Zweifeuerhaus ist und eine Unterart des süddeutschen Einheitshauses darstellt. — Interessant sind die Darlegungen von E. Schroff über die psychologischen Voraussetzungen für das Ornament in der Volkskunst. — In dem Aufsatz 'Gürtel und Orendismus' sucht E. Schuppe die Gründe zu klären, die für die Entstehung des Gürtels als Bekleidungsstück bestimmend waren, handelt über Etymologie des Wortes, die geheimnisvollen Kräfte, die dem Gürtel zugeschrieben werden, die Beziehung zum Geschlechtsleben, überhaupt über die Bedeutung des Gürtels in Sitte und Brauch bei verschiedenen Völkern.] — III, 1. [R. Hünnerkopf über 'Volkssage und Märchen' sucht Gemeinsames und Verschiedenheiten zwischen diesen beiden Produkten der Volksseele herauszuarbeiten. — R. Kapfs Anschauungen im Aufsatz über 'Sprachpsychologisches zu der ältesten alem.-schwäb. Namengebung' sind etwas romantischer Art. S. 9 heißt es: 'Der Alemanne, der z. B. seinen Sohn Heriprëcht nannte, schaute viel wahrscheinlicher nach Art des Künstlers Heer und Glanz unreflektiert zu einem großen geistigen Bild zusammen, als daß er sich darüber verstandesmäßig Rechenschaft gegeben hätte, wie sich die beiden Bestandteile logisch zueinander verhalten.' Logische Erwägungen hat er gewiß nicht angestellt, aber wie soll das andere erwiesen werden? — In einem umfangreicheren Beitrag 'Hohwölfle' bespricht O. A. Müller den in Mittelbaden heute noch üblichen Brauch, um die Jahreswende Bäckereien in Form verschiedener Tiergestalten herzustellen Er führt aus, daß es sich dabei um ein Kultgebäck handelt, dem verschiedene heilbringende Kräfte zugeschrieben wurden. — Kaisers kurzer Beitrag zum Aufsatze zeigt, daß die heutige Namenform verschiedene Herleitungsmöglichkeiten zuläßt.] — III, 2. [H. Bizer, 'Alem. Stammnamen', behandelt meist Genitivbildungen, in denen die Namen mehrerer Generationen zusammengezogen werden, so daß sie vielleicht besser Abstammungsnamen genannt würden. Sie sind nicht spezifisch alemannisch, sondern kommen auch anderwärts vor, finden sich aber natürlich nur dort, wo noch alteingesessene Familien durch mehrere Generationen auf der gleichen Scholle leben, also vorzüglich im Bauerndorfe, seltener in Industrieorten. — M. Walter zeigt im Aufsatz 'Wege zur Erkenntnis der Volkskunst' einen Arbeitsplan zur wissenschaftlichen Erforschung des Materials. — F. Panzer erörtert den unter primitiven Völkern weitverbreiteten Brauch, einen Körperteil des erschlagenen Feindes zu verzehren, um damit die Eigenschaften des Gegners zu erwerben, die in diesen Körperteil lokalisiert werden. — Weiter verdienen Erwähnung die Ausführungen W. Peßlers über den Atlas der deutschen Volkskunde, in den zum Unterschiede von den landschaftlichen Volkskunden nur eine Auswahl von Erscheinungen aufgenommen wird. Das Material wird im indirekten Verfahren mit Hilfe von Fragebogen gesammelt. Bei den Wortkarten wird es manchmal schwierig werden, Namen und Begriff genau auseinanderzuhalten. Konnte man für den Titel des Mitteilungsblattes wirklich nicht noch ein häßlicheres Wort als 'Volkstumsgeographisches' finden? — Anschließend gibt D. Lutz eine Geschichte des deutschen Volkstums im Elsaß. — E. Fehrle bringt Ortsneckereien aus Baden und dem Elsaß. — Schließlich handelt L. Bianchi (Bologna) über Geiler von Kaisersberg und Abraham a Santa Clara, hebt Verschiedenheiten und Gemeinsames bei beiden hervor. L. Jutz.]

H. L. Stoltenberg, Neue Sprachgestaltung. Ein Handbuch für Sprachlehrer, für Forscher und Künstler, für Techniker und Werber. Lahr in Baden, Schauenburg, 1930. 98 S.

Digitized by Google

Phonetik.

Zs. für Experimental-Phonetik. I, 1, Okt. 1930 [F. Jauvrin, Die Herstellung von Sprachinskriptionen. (Mit 5 Abb.) — B. Saksena, Experimentalphonetische Analyse eines Satzes im Awadhi (Hindi). (Mit 4 Abb.) — E. W. Scripture, Die Natur der Vokale I. (Mit 14 Abb.) — F. Jauvrin. Experimentalphonetische Beobachtungen über die Ataxie. (Mit 1 Abb.)].

Das Grammophon im Unterricht der neueren Sprachen. Vier Aufsätze von W. Wolters, P. Olbrich, J. Plaut. (Rheinische Beitr. zur Durchf. d. Schulref. i. d. neueren Spr., 3.) Frankfurt a. M., Diesterweg, 1930. 46 S.

H. Mutschmann, Praktische Phonetik des Englischen. Einführung in ihre Theorie und Praxis. Leipzig, Quelle & Meyer, 1930. 181 S.

Germanisch.

Hanskurt Müller, Studien zur altgermanischen Wortstellung. Berliner Diss. Berlin, Funk, 1930. 73 S.

W. Krause, Die Kenning als typische Stilfigur der germanischen und keltischen Dichtersprache. (Schriften d. Königsberger Gelehrten-Gesellschaft. Geisteswissensch. Reihe VII, 1.) Halle, Niemeyer, 1930. 26 S. [Die verschiedenen Arten der Kenning werden sorgsam auseinandergeschieden. Es ergibt sich, daß die Kenning eine Stilfigur ist, deren erstes Auftreten bereits in die Periode der kontinentalen Nachbarschaft zwischen Germanen und Kelten hinaufreicht. Auf dieser gemeinsamen Grundlage haben dann beide Völker, ihrem Wesen entsprechend, die Kenning verschieden weitergeführt, am eigenartigsten die Norweger und Isländer. Im Griechischen und Altindischen findet sich öfters eine ähnliche Wendung, aber fast keine einzige Kenning. Die Wurzeln der Kenning sucht Krause in einer kultischen Geheimsprache, die sowohl in den germanischen Runen — er verweist dabei auf den kürzlich gefundenen Eggjumstein — als in der Altirischen Ogon-Schrift zu magischen Zwecken abergläubisch verwendet wurde. Es hätte also auf keltisch-germanischem Boden zwei verwandte Geheimschriften gegeben, die es liebten, die Dinge nicht mit ihrem schlichten Namen, sondern mit mystischer Verhüllung zu nennen, und daraus schöpften dann die Sänger der Heldensage auch ohne magische Absichten dies charakteristische Stilmittel. A. B.]

Neuere Sprachen.

Die neueren Sprachen, hg. von W. Küchler und Th. Zeiger, 38, 2 [G. Pruß, Zur Ausbildung des neuphilologischen Nachwuchses auf den Universitäten. — R. Besser, Bemerkungen zum Bildungswert des Englischen. — R. v. Schaukal, André Gide. — E. W. Scripture, Versformeln und Betonungsprinzipien bei Hardy und Kipling. — R. Schultes, Zu der grammatischen Behandlung der *ing*-Formen auf der Mittelstufe. — W. Küchler, Kritische Gänge I. — W. Flusser, V. Gelu und das Felibrige. — H. Neunkirchen, Zum Thema 'Reifeprüfungsarbeit'. — W. Rohmeder, Unterstützung des Deutschunterrichtes durch das Spanische bei deutsch-spanischer Zweisprachigkeit. — Th. Meier, Ferien in der Holiday Fellowship. — W. Mausolf, Bericht über die englische Woche am Möhnesee. — Besprechungen. — Zeitschriftenschau].

Lit.-Blatt f. germ. u. rom. Philol. LI, 11—12, Nov.-Dez. 1930.

Mod. lang. notes. XLV, 7, Nov. 1930 [M. Denkinger, La candidature de Sainte-Beuve à l'École Normale en 1834. — R. W. Seitz, Goldsmith and the 'Present state of the British Empire'. — J. H. Cashey, Truth and fiction in 18. cent. newspapers. — J. De L. Ferguson, Burns and Hugh Blair. — R. W. Babcock, The attack of the late 18. cent. upon alterations of Shakespeare's plays. — C. M. Nwelin, The theatre and the appendices. —

Digitized by Google

E. J. Simmons, Pushkin and Shenstone. — F. E. Pierce, Scott and Hoffmann. — C. D. Baker, A note on Chaucer's 'Knight's tale'. — E. E. Willoughby, Phrases marking the termination of acts in the First Folio. — L. Cooper, Coleridge and Sir John Davies again. — C. N. Gould, Gematria. — B. Martin, Richardson's removal to Salisbury court]. — 8, Dec. [O. W. Firkins, Has Emerson a future? — N. N. Posey, Notes on Poe's 'Hans Pfaall'. — G. H. Platt jr., An author for 'Pluto furens'. — S. A. Tannenbaum, Textual errors in the Furness Variorum. — W. L. Ustick, A note on 'A woman killed with kindness'. — W. G. Rice, Sources of pilgrimage and the 'Hous of Fame'. — J. M. Steadman jr., The Ingeld episode in 'Beowulf': history or prophecy, — E. Schröder, To Lorenz Morsbach, octogenarian. — E. Shanks, On Anglo-Norman *aloper*. — P. P. Rogers, Mérimée and Valle-Inclán again].

P. M. L. A. XLV, 4, Dec. 1930 [J. M. French, George Wither in prison. — C. Lloyd, John Dryden and the Royal Society. — R. F. Jones, Science and English prose style in the third quarter of the 17. cent. — G. G. Williams, Did Thomson write the poem *To the memory of Mr. Congreve?* — Ch. D. Abbott, Christopher Smart's madness. — F. O. Nolte, The authorship of a curious 18. cent. 'drame'. — L. M. Knapp, Ann Smollett, wife of Tobias Smollett. — A. W. Read, The disinterment of Milton's remains. — Sister Eugenia, Coleridge's scheme of Pantisocracy and American travel accounts. — E. L. Griggs, Coleridge and Byron. — R. D. Havens, Shelley's *Alastor*. — E. Sickels, Shelley and Charles Brockden Brown. — J. H. Roberts, Poetry of sensation or of thought. — T. B. Haber, The chapter-tags in the Waverley novels. — H. A. Pochmann, Irving's German tour and its influence on his tales. — J. T. Hatfield, Longfellow's *Lapland* song. — G. H. Gifford, Hugo's *Pleine mer* and the *Great eastern*. — C. K. Hider, Swinburne's *Lans Veneris* and the Tannhäuser legend. — A. J. Roche, Proust as translater of Ruskin. — A. E. Du Bois, The cult of beauty: A study of John Masefield. — J. L. Barker, Rate, direction and continuity of movement in French and English speechs].

Mod. philol. XXVIII, 2, Nov. 1930 [W. P. Shepard, Recent theories of textual criticism. — P. F. Baum, The character of Anglo-Saxon verse. — W. F. Bryan, *Ærgōd* in *Beowulf* and other Old English compounds of *Ær*. — W. A. Eddy, Tom Brown and Partridge the astrologer. — J. De Lancey Ferguson, Robert Burns and Maria Riddell. — St. T. Williams, The first version of the writings of Washington Irving in Spanish].

Studies in philol. XXVII, 3, July 1930 [H. H. Clark, Lowell — humanitarian, nationalist or humanist? — A. Warren, Lowell on Thoreau. — E. P. Kuhe, Sidney Lanier and Edward Spencer. — H. A. Pochmann, Irving's German sources in 'The sketchbook. — T. McDowell, James Fenimore Cooper as self-critic. — C. Hotson, Emerson and the Swedenborgians. — K. Campbell, Pen's knowledge of the bible]. — 4, Oct. [L. Bloomfield, Linguistics as a science. — B. M. Wainger, Henry Sweet — Shaw's 'Pygmalion'. — R. Withington, The Corpus Christi plays as drama. — G. G. Williams, The beginnings of nature poetry in the 18. cent. — R. W. Babcock, The English reaction against Voltaire's criticism of Shakespeare. — G. H. Gifford, Racine and Talma. — E. L. Griggs, Coleridge and his son. — R. D. Havens, 'Julian and Maddalo'. — E. G. Sutcliffe, The stage in Reade's novels. — G. R. Coffman, Author's correction — Corpus Christi plays as drama].

Mod. lang. review. XXV, 4, Oct. 1930 [J. D. Wilson, Thirteen volumes of Shakespeare. — J. M. Lothian, Shakespeare's knowledge of Aretino's plays. — A. J. Mill, The influence of the continental drama on Lyndsay's 'Satyre of the thrie estaitis'. — F. T. Wood, Goodman's Fields theatre. — H. M. Briggs, Tasso's theory of epic poetry].

Leuvensche Bijdragen. XXII, 1 [J. Mansion, Heinrich Pottmeyer †. —

Digitized by Google

J. Geßler, Une Chanson amoureuse du XVIe siècle. — R. Kreemers, De vereenigde spelling in het Engels].

Germ. rom. Monatsschrift. XVIII, 11—12, Nov.-Dez. 1930 [F. Karg, Eduard Sievers, der Achtzigjährige. — W. Krämer, Probleme und Ergebnisse der Günther-Forschung. II. — F. Denk, Ein Streit um Gehalt und Gestalt des Kunstwerks in der deutschen Klassik. — L. Brandl, Entstehungsgeschichtliches zu Bernhard Shaws Pygmalion. — K. Haag, Die Sprachlandschaften Oberitaliens].

Studia neophilologica. III, 1—2 [A. Gabrielson, Early Mod. English ĭ/r (+ cons); Me. ę in Brown 1700 = ĭ? — J. Melander, Les poésies de Robert de Castel. — A. Lindqvist, Plurale Singularformen von deutschen Substantiven].

Planmäßiger Aufbau der Lektüre auf der Oberstufe. Drei Aufsätze von W. Göcking, O. Grüters u. A. Knoch. (Rheinische Beitr. z. Durchf. d. Schulref. i. d. neueren Sprachen. 2.) Frankfurt a. M., Diesterweg, 1930. 63 S.

K. Voretsch, Die spanische Sprache und Literatur in der deutschen Romanistik der Frühzeit. (Homenaje a A. Bouilla y San Martín II p. 319 bis 358.) Madrid, Vinda e Hijos de Jaime Ratés, 1930. 40 S.

Deutsch.

Beiträge z. Gesch. d. dtsch. Spr. u. Lit. LIV, 3, Okt. 1930 [C. v. Kraus, Als mîn ander hant. — T. Sokolskaja u. L. Sinder, Eine oberhessische Sprachinsel in der Nordukraine. — A. Leitzmann, Zu Hartmanns Gregorius. Ein Wolframzitat bei A. W. Schlegel. — H. Fr. Rosenfeld, Zum Kotzenmœre. — Jh. Frings, Hilde. — E. Sievers, Die stimmliche Gliederung des Kudruntextes. — M. Skutella, Zur philologischen Eckhartforschung. — J. Loewenthal, Etymologica, Germânî].

Euphorion. XXXI, 1—2, Quellenheft [K. Schulte-Kemminghausen, Das Hochdeutsche in den Schulen der Humanisten. — J. Bolte, Zwei Fortunatus-Dramen aus dem Jahre 1643. — M. Enzinger, Zwei Singspiele von P. Maurus Lindemayr. — E. Jenisch, Zacharias Werners Mutter. — S. Reiter, Neue Mitteilungen über Friedrich Wilhelm Riemer. — K. Schreinert, Ein unbekannter Brief Friedrich Gottlob Wetzels. — W. Deetjen, Zu Immermanns Erstlingsdrama. — H. Micko, Unbekannte Jugendgedichte Adalbert Stifters. — A. von Grolman, Ein Blatt aus Hölderlins Spätzeit. — R. Göhler, Aus dem Nachlaß von Fanny Lewald und Adolf Stahr. — F. Behrend, Briefwechsel zwischen Hoffmann von Fallersleben und Karl Goedeke. — Christian Krollmann, Wilhelm Busch und seine Ahnen (mit einer Tafel)].

Revue germanique. XXI, 4, Oct.—Dec. 1930 [E. Seillière, Madame de Staël et la découverte de l'Allemagne. — G. Neckel, Germains et Celtes. — L. Brum, France, Allemagne et Amérique. — M. Denis, Le théâtre allemand].

The Germanic review. III, 3, July 1928 [R. B. Roulston, Two collections of German elegies of the 18. cent. — A. E. Zucker, The Ibsenian villain in Sudermann's Heimat. — E. Feise, Gestalt und Probleme des Toren in Hugo von Hofmannsthals Werk. — L. M. Hollander, Notes on the Sverris saga]. — III, 4, Oct. 1928 [E. H. Zeydel, The relation of K. P. Moritz's *Anton Reiser*, to romanticism. — H. W. Hewett-Thayer, Thieck's Novellen and contemporary journalistic criticism. — F. Wittmer, Stefan George als Übersetzer]. — IV, 1, Jan. 1929 [E. Rose, Der Briefwechsel zwischen Albert Dulk und Paul Heyse, 1860—1862. — Ph. Seiberth, Romantik und Realismus. — A. J. Barnouw, A Middle Low German Alexander legend]. — 2, Apr. [C. F. Schreiber, In memoriam W. A. Speck. — J. F. L. Raschen, Morrison's production of Goethe's Faust. — M. Waldmann, Goethe und das Juden-

Digitized by Google

deutsch. — E. Rose, Albert Dulk und Paul Heyse. — O. P. Schinnerer, Early works of Arthur Schnitzler]. — 3, July [M. B. Evans, Gundelfingers Grablegung and the Lucerne passion play. — L. M. Price, Goldsmith, Sesenheim and Goethe. — E. B. Brewer, A Pre-Carlylean critic and translator of Jean Paul Richter. — F. A. Wittmer, Leitmotive in Fr. Schnacks Romanen. — W. Bücheler, W. v. d. Vogelweide: Strophen 56 5—13 als Schlußstrophe des Liedes 54 37—55 34. — A. J. Barnouw, A. Middle Low German Alexander legend]. — 4, Oct. [J. W. Eaton, J. E. Schlegel and German literature. — E. Jockers, Das Werk Stefan Georges als Gestalt seines Wesens. —A. J. Barnouw, A Middle Low German Alexander legend (concl.)]. — V, 1, Jan. 1930 [H. V. Velten, The influence of Charles Perrault's *Contes de ma mère l'oie* on German folklore. — E. H. Zeydel and P. Matenko, Unpublished letters of Ludwig Tieck to Friedrich von Raumer. — F. W. J. Heuser, Early influences on the intellectual development of Gerhart Hauptmann. — O. P. Schinnerer, The literary apprenticeship of Arthur Schnitzler]. — 2, Apr. [E. v. Heller, Studien on the Alsation Parzival. — A. Götze, Luthers Fabeldichtung. — O. Clemen, Eine unbekannte Druckausgabe der *Praecepta morum* des Erasmus Alberus. — Ph. Seiberth, Der sentimentale Faust. — E. H. Zeydel and P. Matenko, Unpublished letters of Ludwig Tieck to Friedrich von Raumer. — A. Jacobson, Das Richard-Wagner-Erlebnis Thomas Manns]. — 3, July [A. H. Hughes, Wilhelm von Humboldt's influence on Spielhagen's esthetics. — E. Feise, Stilverwirrung in Sudermanns 'Frau Sorge'. — O. P. Schinnerer, Schnitzler and the military censorship. — D. B. Shumway, The language of the Luther bible of 1671. — W. F. Twaddle, 'werden' and 'wesen' with the passive in Notker]. — 4, Oct. [W. Frels, Gefundene und verschwundene Goethebriefe. — A. P. Coleman, Kotzebue and Russia. — D. B. Shumway, The language of the Luther bible of 1671 (concl.) — M. Schlauch, The Danish Volksbücher].

E. Deye, Die Vorzüge der deutschen Sprache verglichen mit dem Französischen, Englischen und Lateinischen. München, Lechler, 1930. 55 S.

Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. Hg. v. E. Hoffmann-Krayer und H. Bächtold-Stäubli. III, 5. Lief., Sp. 577—720; gelb — Geschenk. — 6. Lief. Sp. 721—864; Geschenk — gleiten. Berlin, de Gruyter, 1930.

H. A. Korff und W. Linden in Verbindung mit E. Ermatinger, P. Merker, G. Müller, H. Naumann, Fr. Neumann, H. Pongs, Fr. Strich und K. Viëtor, Aufriß der deutschen Literaturgeschichte nach neueren Gesichtspunkten. Leipzig, Teubner, 1930. 217 S. Geb. 6,40 M. [Eine junge aufstrebende Gruppe von Literarhistorikern stellt sich mit diesem Sammelwerk vor die Öffentlichkeit. Sie haben die deutsche Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart so unter sich aufgeteilt, daß jeder in einer ihm vertrauten Periode auf knappem Raume und mit scharfen Linien das hervorhebe, 'was als das wahrhaft Wesentliche und damit als das Bildungswichtigste erscheint'. Über das Stoffliche und das Persönliche hinaus soll das Wesenhaft-Geistige erfaßt werden, so daß die Lebensbedeutung deutscher Dichtung zur Darstellung komme, 'als das fortlaufende Zeugnis einer Entwicklung des deutschen Geistes'. So entstanden zehn Abhandlungen, die zuerst in der Zs. f. Deutschkunde erschienen; jetzt sind sie mit verbesserten Übergängen und bis in das laufende Jahr modernisiert als Buch vorgelegt. Den Anfang macht Hans Naumann mit einer Übersicht über die altgermanische und frühdeutsche Dichtung bis 1150; etwas aus der Vogelperspektive, aber interessant. Zwischen der primitiven Gemeinschaftskultur germanischer Vorzeitbauern und der hohen Sonderkultur deutschen höfischen Rittertums sieht er die drei Mächte an der Arbeit: das Germanentum, die Antike und das Christentum. Das Germanentum entstand in einem einzigen Zentrum, und dies haben wir an den Königshöfen der

Digitized by Google

Goten zu suchen; Franken, Thüringer, Langobarden waren die Empfänger, seit 800 auch die Skandinavier. Erhalten ist germanischer Stil in den Eddageschichten Hunnenschlacht, Wielandslied, Sigurdfragment, Atlilied, Handirlied. Kühnes Erlebnis jugendlicher Kriegervölker hat hier eine idealisierte Gestalt angenommen, 'die an unbeugsamem Stolz, an spröder Beherrschtheit, an mutig-wissender Aufsichnahme des tragischen Schicksals kaum ihresgleichen findet'. Nicht auf Abenteuer zieht der Held aus, sondern in sein Schicksal: in dieser Gesinnung, nicht eigentlich im Kriegerischen liegt die Heroik, durch die sich die germanische Dichtung 'auf eine überzeitliche Höhe' schwingt. Die Geschichte bot Stammesschicksale, die Dichter machten daraus Familienschicksale in 'äußerst erfüllter Form' und mit 'ungeheuerster Spannung'. Diese Erzeugnisse blieben unterliterarisch', d. h. nicht aufgezeichnet; erst am Ende standen die Aufzeichner bereit: Kaiser Karl und Island — dabei darf man wohl auch an das Dichtungsbuch denken, das König Alfreds Mutter ihrem Sohne gab. Zwei große Stiltortschritte machten dann die Südgermanen: sie gingen vom Zeilenstil des frühgerm. Heldenliedes über zum Hakenstil und hiermit zu einer reicheren Füllung der Verse, während der Norden beim alten Stile blieb; dann vom Stabreim zum Endreim. Mit solchen großen Schritten wird die Entwicklung heruntergeführt bis zu Herzog Adelger, Herzog Ernst, König Roger — Rother, S. 18; um Hohenstaufen und Welfen gruppiert sich jetzt die Literatur; christliche Buchepik beschwört wieder die nationale Heldenepik herauf; ein erstes Dietrichepos und ein erstes Epos vom Burgundenuntergang entspringen ähnlich wie einst bei den Angelsachsen der Waldere und der Beowulf. — Hier setzt Friedrich Neumann ein und schildert die ritterliche Dichtung 1150—1300 mit Walther von der Vogelweide und Wolfram von Eschenbach in der Mitte; es folgt das Zeitalter der Mystik von Günther Müller, Humanismus und Reformation von Paul Merker, Barock von Karl Viëtor, Aufklärung von Emil Ermatinger, erste Goethezeit von H. A. Korff, zweite Goethezeit mit Romantik von Fritz Strich, Realismus von 1830—1885 von Walther Linden; das Schlußkapitel vom Naturalismus bis zur neuen Sachlichkeit steuerte Hermann Pongs bei. Überall wird Kenntnis des Inhalts, der Dichterleben, der Begleitumstände usw. vorausgesetzt und nur die Hauptwerke mit möglichst prägnanter Charakteristik berührt, wobei sprachliche Neubildungen nicht gescheut, sondern im Gegenteil beliebt sind. Als Stilprobe sei abgedruckt, was Pongs S. 214 über Vitalismus sagt: 'Johsts impulsive Szenerien, Pontens gewollte kraftvolle Prosa, Kessers bildstarke Sprache, Görings lakonischer Kommandostil, Unruhs echtes Pathos der Verzweiflung, des Westfalen von Hatzfeld schwere sinnensatte Lyrik. Doch der Expressionismus drängt ins Mehr-als-Sinnliche, ins Visionär-Gewaltsame. Visionäre Urbilder werden mit neuem Sprachgepränge aufgeteilt' usw. Autoren, die etwas abseits der großen Richtungen stehen, kommen dabei leicht zu kurz; Grillparzer z. B. war völlig ausgefallen und wird in einem Nachwort behandelt. Im einzelnen mag man über diesen literarhistorischen Sturm und Drang etwas verwundert sein; im ganzen und großen verdient das Streben, unsere geistigen Leistungen von A bis Z neu und aufwühlend durchzudenken, gewiß Achtung und Aufmerksamkeit. A. B.]

Kleinere mhd. Lehrgedichte, hg. v. Alb. Leitzmann. Erstes Heft: Tirol und Fridebrant, Winsbecke, Winsbeckin. 2. verb. und verm. Aufl. Halle, Max Niemeyer, 1928. (Altdeutsche Textbibliothek. Hg. v. G. Baesecke, Nr. 9) XXXIII und 53 S. 1,80 M. Seit der Herausgeber diese kleinen mhd. Dichtungen in erster Auflage erscheinen ließ, sind 40 Jahre vergangen. In dieser Zeit haben sich verschiedene Gelehrte mit ihnen beschäftigt, und die Ergebnisse dieser Arbeiten kommen nun der neuen Auflage zugute. So ist auch die Einleitung beträchtlich erweitert, die Ge-

Digitized by Google

schichte der Überlieferung, und, soweit sie einigermaßen gelöst genannt werden können, sind auch die entwicklungsgeschichtlichen Fragen eingehender behandelt. So wurde z. B. die zeitliche Einordnung einzelner Gedichte wie des Rätselgedichtes und der epischen Fragmente von Wilhelm und Baesecke bestimmt, und die Kriterien für die Lokalisierung der beiden Gedichte ins Md. wurden vermehrt. Im großen und ganzen haben die Forschungsergebnisse des Hrsgbrs., die er bereits in der ersten Auflage vorgebracht hat, außer Erweiterungen keine durchgreifenden Änderungen erfahren. Dennoch ist eine Anzahl von Fragen, die für die Geschichte der Dichtungen und ihr gegenseitiges Verhältnis von wesentlicher Bedeutung sind, noch immer ungelöst. Die neue kritische Ausgabe ist daher für die weitere Beschäftigung mit den Gedichten, aber auch für den akademischen Unterricht zu begrüßen; ein zweites Bändchen mhd. Lehrgedichte wird vom Hrsg. in Aussicht gestellt. L. Jutz.]

Die Prophetenübersetzung des Claus Crane, hrsg. v. W. Ziesemer. Mit 13 Tafeln. (Schriften der Königsberger Gelehrten Gesellschaft. Sonderreihe Bd. 1.) Halle, Niemeyer, 1930. VIII, 415 S. 25 M.

Martin Butzer, Gesprechbiechlin neüw Karsthaus. Mit einer Einl. hrsg. v. E. Lehmann. (Braunes Neudrucke deutscher Literaturwerke des 16. u. 17. Jahrhunderts.) Halle, Niemeyer, 1930. LII, 58 S. 3 M.

Georg Rollenhagens Spiel von Tobias, 1576. Hrsg. v. J. Bolte. (Braunes Neudr. deutscher Literaturwerke des 16. u. 17. Jahrhunderts.) Halle, Niemeyer, 1930. XIX, 132 S. 3 M.

A. Dörrer, Geschichte und Gegenwartsbedeutung des Oberammergauer Passionsspiels. (Schönere Zukunft V, 34, S. 818—819.) Regensburg, Eberle, 1930.

Deutsche Literatur. Sammlung literarischer Kunst- und Kulturdenkmäler in Entwicklungsreihen. In Gemeinschaft mit W. Brecht und D. Kralik hrsg. v. H. Kindermann. Reihe Aufklärung. Bd. II: Das Weltbild der deutschen Aufklärung. Philosophische Grundlagen und literarische Auswirkung: Leibniz — Wolff — Gottsched — Brockes — Haller. Hrsg. v. F. Brüggemann. Leipzig, Reclam, 1930. 328 S. Geh. 7,50 M., geb. 9 M. — Reihe Politische Dichtung. Bd. VI: Dem neuen Reich entgegen. 1850—1871. Bearb. v. Helene Adolf. Leipzig, Reclam, 1930. 314 S. Geh. 7,50 M., geb. 9 M.

H. G. Heun, Der Satzbau in der Prosa des jungen Goethe. (Palaestra, 172.) Leipzig, Mayer & Müller, 1930.

C. F. Schreiber, A note on Faust translations. New York, Cape & Smith, 1930. 11 S.

F. W. C. Lieder, The Don Carlos theme. Cambridge, Harvard University Press, 1930. 73 S. [Nicht weniger als 105 Dramen, Romane, Novellen, Dialoggedichte, Opern usw. beschäftigen sich mit der unglücklichen Liebe des Prinzen zu seiner Stiefmutter, angefangen von 'Diogenes' 1581 bis herab zum Historiendrama von E. Williams 190? und der Schillerbearbeitung des R. Chansfield 1905. Sechs von diesen gehen der bekannten Biographie von St. Réal voran und haben dessen Darstellung des Liebesmotives reizender gemacht, St. Réal wirkte damit besonders auf die Dramatiker Otway, Campistron, Alfieri und Schiller. Campistron ging so weit, zu sagen, von Carlos sei 'le sujet le plus touchant et le plus singulier qui ait jamais été traité'. Lieder hat mit seiner Zusammenstellung, begleitet von Inhaltsangaben und einer Liste der Übersetzungen, die Kenntnis unserer Literatur in einem nicht unbedeutenden Punkte wirklich gefördert.]

H. Badewitz, Kleists 'Amphitryon'. (Sarans Bausteine z. Gesch. d. dtsch. Literatur, XXVII.) Halle, Niemeyer, 1930. VIII, 101 S. 4 M.

Novalis (Friedrich Freiherr von Hardenberg), Der handschriftliche Nachlaß des Dichters. Besichtigung in den Räumen im Deutschen Lyzeum-

Digitized by Google

Klub, Berlin W, Lützowplatz 15. Sonnabend, den 20. Dezember 1930, von 9—1 Uhr. Versteigerung im Deutschen Lyzeum-Klub, Berlin W, Lützowplatz 15. Sonnabend, den 20. Dezember, nur nachmittags 4 Uhr. Hellmut Meyer & Ernst. Berlin W 35, Lützowstr. 27. J. A. Stargardt, Berlin W 35, Lützowstr. 47. Beschreibendes Verhältnis v. R. Samuel. 117 S.

J. Schreyer, Die psychologische Motivierung in Arnims Dramen. (Hermaea, Ausgew. Arb. a. d. dtsch. Sem. zu Halle, XXVI.) Halle, Niemeyer, 1929. 115 S. 5,60 M. [Eine eingehende Auseinandersetzung mit der psychologischen Motivierung von Arnims Dramen, wie sie sich der Verfasser zur Aufgabe stellt, kommt nicht um das Schicksalsproblem herum, das dort immer wieder aufscheint. Arnim, der Sproß märkischen Stammes, war eben durch sein Herkommen in das Blutchaos der Neustämme gestellt, das dafür reichliche Grundstimmung bot. Schon M. Enzinger hat in seinem Werk 'Das deutsche Schicksalsdrama' (1922) S. 35 ff. darauf hingewiesen. Eine weitere Verfolgung des Problems führt zu Zusammenhängen mit dem Ideenkreis der christlichen Transzendenz und barocken Einflüssen, die schon Josef Nadler in seiner 'Berliner Romantik' (S. 202 ff.) feststellte. Die geistesgeschichtlich fundierte Darstellung Schreyers muß sich natürlich eingehend mit diesen Fragen beschäftigen, und sie tut es in für den Rahmen einer Dissertation überaus gründlicher und weitgespannter Arbeitsweise, die nicht allein von genauester Vertrautheit mit dem geistigen Gehalt von Arnims Dramen, sondern auch von eingehender Kenntnis des Wirrwarrs philosophischer Systeme, die für die Romantik irgendwie Bedeutung erlangten, zeugt. Schreyer gruppiert seine Arbeit nach den dramatischen Kategorien Otto Ludwigs, dem pragmatischen, idealen und illusionistischen Nexus und sucht demnach aus dem dramatischen Schaffen Arnims die psychologischen Motivierungskomplexe nach ihrem pragmatischen Gehalt, ihrer ethischen und bühnentechnischen Seite herauszuschälen und ihr Verhältnis klarzustellen. Eine Voruntersuchung legt die kausale Geschlossenheit, die Polarität, die die Konflikte bedingt, den synthetischen Charakter und das Verhältnis von Freiheit und Notwendigkeit in Arnims Dramen dar und offenbart dabei breite philosophiegeschichtliche Zusammenhänge, indem sie Arnims Dramatik in das Weltbild der Romantik und ihre weltanschaulichen Voraussetzungen stellt. Allerlei fatalistische Momente werden dabei in Arnims Schaffen offenbar. Die Betrachtung der psychologischen Motivierung innerhalb der pragmatischen Reihe erweist die Einmündung dualistischer und monistischer Tendenzen in Arnims Dramen, seine Konfliktsgestaltung aus Spannungen im Gefühlsleben und Verstandesirrtümern, die Ablenkung des Interesses auf äußeres Geschehen und wiederum reiche Anklänge ans Schicksalsdrama, für die Arnims dualistische Weltanschauung bedeutsam war. Einwirkungen der Überwelt, Träume, Gespenster lösen Konflikte und wandeln Charaktere wie im Wiener Volksstück, das von der Barocktradition kommt; ein Zauberapparat wie dort knüpft ans Volkstümliche, das Hereinspielen der Nachtseiten der Natur, der Magie, eine stellenweise 'Deus-ex-machina-Technik' lassen das Schicksal walten. Aber Arnims Dramen erheben sich deshalb über die Gattung des Schicksalsstückes, weil einesteils von Arnim häufig doppelte Motivierung gebraucht wird, indem neben dem Schicksalswalten innere Willensentschlüsse der Helden die Handlung weitertreiben und indem die 'Deus-ex-machina-Technik' durch Parodie ad absurdum geführt wird. Und zudem arbeitet Arnim auch die Schuldfrage ebenfalls heraus. Bei aller Schicksalsleitung werden seine Menschen persönlich schuldig. 'Neben die schicksalsmäßig zwangsläufige Kausalreihe setzt Arnim den psychologisch-ethischen Nexus.' Seine Dramen tragen synthetischen Charakter, sind gleichzeitig Charakterstücke und gleichzeitig Vorsehungsdramen, wie Schreyer in den folgenden Kapiteln klar und folgerichtig unter Benutzung zahlreicher Vergleiche darlegt, um

Digitized by Google

schließlich im abschließenden Abschnitt 'Die psychologische Motivierung innerhalb der illusionistischen Reihe' Arnims Werke als 'Augenkunst' zu erweisen, die durch den schicksalsdramenhaften Aufputz, den magischen Apparat, Kostümwechsel usw. seelische Vorgänge äußerlich symbolhaft darstellen wollen. 'Auch das kleinste Requisit nimmt symbolischen Charakter an. Hinter dem Sein steht die Bedeutung, hinter dem Zufall ein tiefer Sinn' (115). Damit gelingt Schreyer auch der Nachweis, daß Arnims Dramen trotz ihrer schicksalhaften Einschläge wirklich Dramen sind, die nur volkstümlichem Empfinden entgegenkommen. Eine eingehende, tiefgreifende Arbeit. Hermann Lechner.]

H. O. Eberl, Jakob Ph. Fallmerayers Schriften in ihrer Bedeutung für die historische Erkenntnis des graeko-slawischen Kulturkreises. Kieler Diss. Berlin, Steinbach, 1930. 73 S. [E., ein gebürtiger Prager, kam über Posen und Berlin nach mancherlei Kriegserlebnissen, auch auf dem Balkan, nach Kiel und promovierte dort über den tirolischen Orienthistoriker Fallmerayer, von dessen Geschichtsleistungen, Reiseberichten und politischen Schriften er einen lebendigen Abriß gibt, begleitet von einem bibliographischen Anhang. Besonderer Nachdruck ist auf Fallmerayers weltgeschichtliche Prinzipien und Erkenntnisse gelegt, die ihm erlaubten, von den Ereignissen des Weltkrieges manches vorauszuahnen. A. B.]

H. Micko, Die Mundart von Wadetstift im Böhmerwald. 1. Lautlehre. Gedruckt mit Unterstützung d. Akad. d. Wissensch. in Wien. (Gierachs Beitr. zur Kenntnis Sudetendeutscher Mundarten, 5.) Reichenberg, Kraus, 1930. 135 S.

F. Bouchholtz, Es isch emol g'sin. G'schichtle-n-us der Heimet. (Elsaß-Lothringische Hausbücherei Bd. 19.) Frankfurt a. M., Elsaß-Lothringen-Institut, 1930. 109 S.

A. Burkhard, A course in contemporary German literature (The German Quarterly IX, 117—138, Nov. 1930). [So stark wie manchmal in deutschen Landen wird der Abstand unserer Gegenwartsliteratur von Lessing, Goethe und Schiller in den USA. nicht empfunden; die deutschen Heldinnen aus dem Ende des 18. Jahrhunderts, die bei uns wegen der starken Veränderung weiblicher Sitten und Ideale nicht mehr recht wirken. werden in der Fremde noch mit einem ähnlichen Gefühle unkritisierbarer Seltsamkeit hingenommen, wie gewisse Seltsamkeiten der alten Griechen. Aber nachdrücklich verlangt der amerikanische Student, wenn er Deutsch lernen soll, hochmoderne Literatur, die seinem Denken und Empfinden etwas bietet, und rückhaltlos unterstützen ihn dabei Professoren wie Burkhard, von Klenze, Whotney. Warum sollen wir von dem Widerhall, den unsere heutigen Autoren von Neuyork bis San Franzisko wecken, nicht auch in nachdenklicher Weise Kenntnis nehmen? Viel Beachtenswertes steckt in dem Bericht, den Burkhard über einen Kursus in deutscher Gegenwartsliteratur an der Harvard-Universität hier bietet. Im Vordergrund des Interesses standen: Gerhart Hauptmann, der alle Veränderungen in führender Rolle mitmachte, vom Naturalismus zum Symbolismus und zur Mystik, 'summong up perhaps better than any other writer the tendencies of the whole age'; Karl Schönherr, der mit 'Erde' und 'Glaube und Heimat' die Heimkunst vertritt, 'dealing with ruggy peasants and mountaineers of the Austrian Alps'; und Franz Werfel — 'an exclamatory almost explosive outburst of that exuberant, extatic, all-embracing emotionalism which animates the whole expressionistic movement'. A. B.]

Reimmichls Volkskalender für das Jahr 1931. Innsbruck, Tyrolia. 183 S. [Folkloristen sei diese Sammlung altertümlicher Monats- und Tagenamen, Gebräuche und Sprüche, auch Geräte- und Dialektproben empfohlen. Unter der Überschrift 'Der alte Kalender' hat der Verf. selbst noch einen Kommentar beigefügt. Dorfkooperatoren haben dem Hrsg. geholfen, die Reime

Digitized by Google

aus dem Volksmunde zu sammeln. Die beigefügten Geschichten sind zugleich Proben von den gegenwärtigen Haupterzählern in Tirol.]

E. Barta und Karl Bell, Geschichte der Schutzarbeit am deutschen Volkstum. Dresden, V. d. A., o. J. [Der Bericht der V. d. A. über sein Werden und Wirken ist ein bedeutsames Stück unserer nationalen Geschichte. Er ist mit der erdenklichsten Umsicht aus den Quellen erster Hand geschöpft, durchaus überparteilich gehalten und mit Originalbildern günstig ausgestattet. Erst in späteren Jahren wird man einmal sehen, wieviel deutscher Gutwille und Volksmut in trübster Zeit durch diese mächtig wachsende Körperschaft erhalten, geleitet und gefördert wurde.

A. Stein, Deutsches Kind, was mußt du vom Auslanddeutschtum wissen? Köln a. Rh., Gilde-Verlag, 1930. 63 S. mit vielen Bildern. 0,75 M.

Velhagen u. Klasings deutsche Lesebogen. Bielefeld, o. J. Nr. 51: Drei Völkerbundreden 1929. III: Stresemann. Hrsg. v. P. Jakob. 18 S. — Nr. 52: Der Gedanke der Vereinigten Staaten Europas (Paneuropa) im deutschen Schrifttum. Hrsg. v. H. Espe. 59 S. — Nr. 53: Montesquieu. Der Geist der Gesetze. Hrsg. v. H. Bachmann. 45 S. — Nr. 75: Auswahl von Fontanes Briefen. Hrsg. v. H. Kolrep. 44 S.

Englisch.

M. S. Serjeantson [for the Modern Humanities Research Association]. Annual bibliography of English language and literature. vol. X. 1929. Cambridge, Bowes & Bowes, 1930. VIII, 238 S. 6 s. 6 d. [Pünktlich ist diese wesentlich von Engländerinnen geführte Bibliographie wieder erschienen; den deutschen Teil hat wieder Egon Mühlbach bearbeitet. Die Oberleitung, bisher besorgt von Ethel Seaton, ist in andere Hände übergegangen, Anlage und Charakter des sehr nützlichen Buches sind aber dabei nicht verändert worden. Die Zahl der Artikel beträgt diesmal 3705. Das 19. Jahrhundert, für das man sonst die Literatur nicht so leicht zusammenfindet, erstreckt sich von S. 144—184, dann das 20. Jahrhundert bis S. 213; für diese Nachweise ist man wohl am dankbarsten. Es empfiehlt sich, das Unternehmen durch Einsendung deutscher Separata und Broschüren zu unterstützen. A. B.]

Anglia. LIV, 3, Nov. 1930 [V. Langhans, E. Einenkel. — P. E. Dustoor, Legends of Lucifer in Early English and in Milton. — S. Moore, The MSS of the *Poema morale*: Revised Stemma. — K. Brunner, With an O and an J. I. — K. Hammerle, With an O and an J. II. — V. Langhans, Chaucers Heirat. — A. Jackson, Rowe's historical tragedies. — B. J. Morse, A note on the autobiographical elements in Rossetti's 'Hand and Soul'. — J. J. Bassett, The purpose in George Eliot's art. — W. Wichgraf, Susos 'Horologium sapientiae' in England].

Beiblatt zur Anglia. XLI, 10. Okt. 1930. — 11, Nov. — 12, Dez.

English studies. XII, 6, Dec. 1930 [R. W. Zandvoort, American studies].

The rev. of Engl. stud. VII, 25, Jan. 1931 [Ch. Firth, Defoe's *True relation of the apparition of Mrs. Veal*. — K. Sisam, MSS. Bodley 340 and 342: Ælfric's *Catholic homilies*. — H. W. Lawton, Bishop Godwin's *Man in the Moone*. — R. J. Allen, The Kit-Cat club and the theatre. — A. C. Baugh, Further facts about James Shirley].

B. Gummere, Founders of England with supplementary notes by F. P. Magoun. New York, Stechert, 1930. XII, 506 S. $ 3. [Vor 38 Jahren machte sich Gummere bekannt durch sein Buch 'Germanic origins: a study in primitive culture', worin er besonders an der Hand der ags. Gesetze und Dichtungen das Leben, die Gebräuche und den Kult der heidnischen Britannieneroberer schilderte. Der Verfasser ist seitdem gestorben, und das Buch ist längst vergriffen; Magoun hat es aber als pietätvoller Kollege

Digitized by Google

modernisiert und mit reichen Anmerkungen wieder auf den Markt gebracht, wofür er in menschlicher und in wissenschaftlicher Hinsicht Dank verdient. Besonders die bibliographischen Anmerkungen sind wegen der amerikanischen Beiträge zur ags. Kulturkunde schätzbar.]

Gustav Hübener, England und die Gesittungsgrundlage der europäischen Frühgeschichte. Studien zur Englandkunde. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1930. 325 S. 14 M.

F. Seelig, Die Komparation der Adjektiva und Adverbien im Altenglischen. (Hoops Angl. Forsch. 70.) Heidelberg, Winter, 1930. XI, 79 S.

Ch. G. Osgood, Boccaccio on poetry: being the preface and the fourteenth and fifteenth books of Boccaccio's *Genealogia deorum gentilium* in an English version with introductory essay and commentary. Princeton. Princeton University Press, USA., 1930. X/IX, 214 S. $ 5. [Der Hauptton liegt auf dem Einfluß, den Boccaccio durch die beiden hier übersetzten Kapitel zur Verteidigung der Dichtkunst und der antiken Götterlehre auf die englischen Kritiker vom 16. bis früh-19. Jahrhundert ausgeübt hat. Sidney's *Defence of poetry* scheint durch Boccaccio, sei es direkt oder indirekt, wesentlich bedingt; aber noch Shelley geht mehrfach mit Boccaccio so parallel, daß man an Abhängigkeit denken kann. Die Übersetzung ist von der Ausgabe Heckers 'Boccaciofunde', Braunschweig 1902, gemacht: die Verbindung dieses Textes mit der Abhandlung über dessen Einwirkung in England war ein praktischer Gedanke. A. B.]

Ewald Flügel, Ausgewählte Aufsätze und Reden. Hrsg. v. Felix Flügel. Halle, Niemeyer, 1930. VI, 349 S. [Der umfassende Neudruck dieser mannigfachen Studien und Ansprachen, die man sich sonst mühsam aus Zeitschriften und Flugblättern zusammensuchen müßte, wenn man sie richtig benutzen wollte, ist eine Erleichterung für weitere Forschung sowie ein ehrendes Gedächtnismal für unsern auf Auslandboden verstorbenen hochschätzbaren Landsmann. Obwohl vor allem auf sein Chaucer-Wörterbuch eingestellt, zeigte Ewald Flügel ausgedehnte Interessen wissenschaftlicher und nationaler Art. Chaucer stand im Mittelpunkte seiner Geistesarbeit in jeder Hinsicht, und so finden wir auch am Anfang dieser Sammlung nicht weniger als acht Artikel, die dem Hofdichter Richards II. gelten, darunter eine sehr eingehende Kritik und Ergänzung von Skeats Ausgabe. Ob sie in das Innere der Chaucerkenntnis führen? Erst nach der Erschütterung durch den Weltkrieg haben wir begonnen, seine Auseinandersetzung mit dem Rittertum und dem Kirchentum seiner Zeit zu durchdenken; Ewald Flügel lebte noch in der Periode der philologischen Vorbereitung; jeder Baustein war da willkommen zu heißen. — In zweiter Linie erhalten wir Aufsätze über andere Fragen der englischen Literatur; sie erstrecken sich vom 13.—17. Jahrhundert. Wie sich Roger Bacon um die Fortsetzung der antiken Grammatik verdient machte, liest man gern; aber viel mehr besagen uns die 'References to the English language in the German literature of the first half of the 16th century', wobei Luthers Fühlungnahme mit den englischen Reformatoren, besonders mit Barnes, hervorsticht. Barnes gesteht offen, daß man mit Heinrich VIII. bei theologischen Erörterungen schließlich immer auf Willkür und Nihilismus hinauskam, also 'mit der Bratwurst gebunden war'. Heinrich hat ihn dafür auch brennen lassen; sein Wollen und Wirken verdiente einmal eine gründliche Darstellung von deutscher Seite. Für Franz Bacon erweist Flügel bereits scharfsinniges Eingehen auf literarhistorische Probleme. Erwähnenswert ist dann noch sein Artikel über den Briefwechsel von Goethe und Carlyle, obwohl er ihn mehr persönlich als philosophisch gehalten hat. — Menschliche Wärme kommt dann in schöner Weise zum Ausdruck in seinen Nekrologen, besonders in dem auf Furnivall, ohne dessen kolossale Herausgeberarbeit das Oxforder Wb. nicht möglich gewesen wäre, und auf

Digitized by Google

die still-emsige Arbeitsbiene Lucy Toulman Smith, die uns die 'Gilds' und die 'York-plays' u. v. a. mit individueller Sorgsamkeit zugänglich machte; Flügel hat ganz recht, wenn er ihre verbindende Wirksamkeit und ihr hingebungsvolles Beispiel im Kreise der damaligen Anglisten hoch bewertet. — Bei den Reden endlich, die Flügel vor und zu den amerikanischen Deutschen hielt, bald zur Feier des Deutschen Tages, bald zur Einweihung des Goethe-Schiller-Denkmals in San Franzisko, erscheint er als der Träger einer großen nationalen und internationalen Aufgabe, die unseren Landsleuten in den USA. zufiel. Aus dem Ganzen gewinnt man den Eindruck, daß Flügel durch seine Übersiedlung nach Palo Alto, zu der er sich nicht leicht entschloß und die ihn weder glücklicher noch konzentrierter machte, doch an Größe gewann. Er vertrat jenseits des Atlantik unsere Wissenschaft und Kultur mit Würde und rang sich im Gegensatz zu fremdländischem Wesen zu immer kernigerem Deutschtum hindurch. Sein Andenken in Ehren! A. B.]

W. F. Schirmer, Der englische Frühhumanismus. Leipzig, Tauchnitz, 1931. 184 S. [Linacres Übersetzung des Aristoteles und Galen aus dem Griechischen kurz vor 1500 markiert von der Blüte der Renaissance den Anfang; alles Verlangen und Streben des 15. Jahrhunderts nach griechischen Hss., Kenntnissen und Dichtwerken ist nur Vorspiel, hat aber als solches seine Wichtigkeit und wird hier genauer als irgendwoanders verfolgt. Die maßgebende Anregung dazu ging aus von den Konzilien zu Konstanz und Basel, wo englische Prinzen, Prälaten, Mönche und Professoren mit italienischen zusammentrafen. Zwei hohe Herren taten sich da als Mäzene auf: der eine war Henry Beaufort, ein illegitim geborener Sohn des John of Gaunt, der es früh zum Kardinalshut brachte und als Kanzler große Macht ausübte, daher auch in Shakespeares Königsdramen Eingang fand. Der andere, Humfried von Gloucester, war dessen Neffe und geht in der englischen Geschichte und auch bei Shakespeare als 'der gute Herzog'; beide verdanken das, was sie an gutem Namen besitzen, ihrer Freigebigkeit für Träger und Werke der Frührenaissance. An poetischen Leistungen kam dabei durch das ganze 15. Jahrhundert noch nicht viel heraus; Schirmer hat in dieser Hinsicht von seinen Autoren so gut wie nichts anzuführen; Wissenschaft wurde damals gesucht, nicht Poesie. Auf Linacre folgten dann der erste Oxforder Professor des Griechischen Grocyn, dann Naturforscher, Historiker und Theologen von bekanntem Namen, auf die Schirmer am Schluß nur summarisch vorausdeutet. Die Studie ist eine wertvolle Ergänzung zu den Kapiteln Ten Brinks über die Frührenaissance, die dem großen Straßburger Anglisten besonders am Herzen lag. A. B.]

L. Herrig, British classical authors with biographical notices. On the basis of a selection by L. Herrig edited by Max Förster. Jubilee edition with an appendix of recent English authors. 100th edition. Braunschweig, Westermann, 1930. XX, 810, 51* S. 8,40 M. [Von einem Buch mit so vielen Auflagen ist sicherlich zu sagen, daß es sich bewährt hat. Dennoch haben Hrsg. und Verleger keine Mühe gescheut, es noch zu verbessern. Die beigefügten Proben aus Autoren der modernsten Zeit sind geschöpft aus Hardy, S. Butler, Conrad, Bennett, Galsworthy, Wells, Yeats, Wilde und Shaw. Die dadurch notwendig gewordene Ergänzung des Namen- und Wörterverzeichnisses veranlaßte einen Neusatz der beiden Glossare, wobei die etymologischen Angaben vielfach vermehrt, auch die phonetischen Umschriften verbessert wurden. Nach wie vor sind dem Werke Karten von England und Wales, Schottland, Irland, London und Londons Umgebungen beigegeben; vielleicht ließe sich auch einmal eine von den Dominions und den Vereinigten Staaten hinzufügen. Dem stattlichen Bande seien für die Weiterfahrt die besten Wünsche mit auf den Weg gegeben!]

Digitized by Google

S. A. Tannenbaum, The handwriting of the Renaissance. Being the development and characteristics of the script of Shakspere's time. With an introduction by A. H. Thorndike. New York, Columbia University Press, 1930. XII, 210 S. [Die Vermutung, ein Teil des Thomas-More-Stückes liege in Shakespeares Handschrift vor, hat zu einer Aufrollung des gesamten Handschriftwesens seiner Zeit geführt. Alle Buchstaben, die man damals schrieb, sind in ihren wechselnden Formen hier wiedergegeben; zahlreiche Blätter sehen wir in Faksimiles; immer neue Möglichkeiten marschieren auf und erschweren feste Behauptungen. Zum Lehrreichsten im Buche gehört das Verzeichnis von Abkürzungen auf S. 122, weil sie das, was man 'Verschleifung in der Senkung' nennt, verdeutlichen. So bieten die alten Ausgaben 'You are' gekürzt zu 'y'are', während moderne Hrsgg. dafür einführen 'you're'; 'you have' wird altertümlich zu 'y'have' und 'y'ave', während es heute heißt 'you've'; 'they would' schrieb man 'they'd' oder 'the'id'. Auch fiel damals regelmäßig das *k* in *taken*, das *v* in *over, ever, heaven, seven* und *even* — erst nachträglich scheint man es in den letztgenannten Wörtern wieder hergestellt zu haben. Viel weiter als heutzutage ging die Verkürzung in 'see's' für 'see us', 'with's' für 'with us'; *i* und *o* für *in* und *on*, Verlust des *th* in *other, father, mother*, 'th'erl' für 'there will' 't'as' für 'it has', 'id'e' für 'I would', 'by's' für 'by his' oder 'by us'. Tannenbaum hat da einige interessante grammatische Tatsachen herausgestochen, die noch ein recht systematisches Studium erheischen würden. A. B.]

The bulletin of the Shakespeare Association of Japan No. 1. Tokio, Tsubouchi Memorial Theatre Museum, 1930. 32 S. Davon 1—19 Japanisch, der Rest Englisch. [Der englische Teil beginnt mit dem Bericht über die erste Jahresversammlung, die am 23. April 1930 stattfand und von mehr als 100 Mitgliedern besucht war. Aus dem Berichte des Präsidenten Ichikawa erfahren wir, daß nach einigen Teilübersetzungen aus Shakespeare von dem Engländer Wirgman 1874 zuerst der Kaufmann von Venedig 1877 ins Japanische gelangte, und zwar als eine Bearbeitung von Lambs 'Tales'. Im selben Jahre, 1877, bekam die Universität Tokio einen Lehrstuhl für englische Literatur, und sofort begann dessen erster Inhaber, der Amerikaner Houghton, mit seinen Schülern 'Cäsar' und 'Lear' zu lesen. Seitdem sind eine Menge Dramen von Shakespeare in Japan gespielt worden, wovon das Heft teilweise sogar Bühnenbilder bietet; Abhandlungen und Bücher wurden geschrieben und Vorträge gehalten; durch das Studium Shakespeares will sich Japan in die Denkweise Europas und besonders Englands hineintasten. Eine bemerkenswerte Rede hielt der englische Gesandte bei der Jahresversammlung, wobei er darauf hinwies, 'that German soldiers marched to the trenches with a copy of Shakespeare in their pockets; after the British Ambassador had left Berlin, this Ambassador stayed as ever in Germany as a warden-comforter of her soldiers'. Ganz in der Art Carlyles erklärte der Gesandte auch betreffs Indiens: 'Although India might ultimately part from Great-Britain, adapted plays of Shakespeare will ever be performed in the popular theatres in Bombay, always with hearty applause from the galleries.' Ein Genius wie Shakespeare sei nicht bloß der Stolz der Briten, sondern gleich der Bibel ein gemeinsames Erbe der ganzen Menschheit. Der amerikanische Gesandte war wenigstens durch 'A short message' vertreten. Dann folgte der Festvortrag. Auswärtige Begrüßungen waren angelangt von Gollancz als dem Präsidenten der Shakespeare-Association of Great-Britain und von Thorndike im Namen der Shakespeare-Association of America. An dritter Stelle ist eine Begrüßung aus dem Kreise der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft abgedruckt und dann noch verschiedene andere. — Am selben Tage wurde in Waseda eine Shakespeare-Tagung gehalten mit Aufführung des Merchant

Digitized by Google

of Venice. Interessant ist noch eine beigefügte Abhandlung von Professor Uraguchi über 'The twofold character of Shakespeare's Shylock'. Wie in Indien erregt die Betonung des Christencharakters gegenüber dem Nichtchristen Shylock auch in Japan die Aufmerksamkeit der Denkenden. Uraguchi leugnet nicht die Grausamkeit Shylocks, hat aber auch für seine Humanität mancherlei zu sagen, besonders was sein Verhältnis zu Jessica betrifft. — Am Schluß steht ein Nachruf auf Gollancz als Spender von Büchern, Nachricht von der Errichtung eines Shakespeare-Gartens in Tokio mit etwa hundert Arten von Blumen, die bei Shakespeare vorkommen, und ein Verzeichnis von Shakespeare-Vorlesungen an japanischen Universitäten. A. B.]

K. Woermann, Shakespeare und die bildenden Künste. (Des 16. Bandes d. Abhdl. d. philol.-hist. Kl. d. Sächs. Akad. d. Wissenschaften Nr. 3.) Leipzig, Hirzel, 1930. 138 S. u. 16 Abb. [Ein hervorragender Kunstgelehrter behandelt hier gründlicher, als es jemals geschehen ist, zuerst das Naturgefühl Shakespeares, dann die Rolle der bildenden Künste in seinen Dichtungen mit einem klaren Überblick über seine Kunstanschauung, dann das Nachleben seiner Persönlichkeit und Werke in Denkmälern, Zeichnungen und Gemälden. Shakespeare hatte recht viel Anschauung auf dem Gebiete der Plastik und Malerei, und dem entspricht es, daß er oft geradezu fixierte Bilder beschreibt, z. B. bei Hamlets Abschied von Ophelia und bei Ophelias Tod. Das Buch ist von gründlichem Wissen und Denken getragen, auch reichlich mit Abbildungen versehen und beleuchtet höchst dankenswert eine wichtige Seite seines ganzen geistigen Lebens. A. B.]

Susanne Türck, Shakespeare und Montaigne. (Neue Forschung 8.) Berlin, Junker und Dünnhaupt, 1930. 160 S. Geh. 8 M. ['Ein Beitrag zur Hamletfrage' heißt der Untertitel der Studie. Tatsächlich ist in ihr auch fast ausschließlich von Hamlet die Rede. Über Shakespeare und Montaigne ist ja schon mehrfach eingehend gearbeitet worden. Wenn auch die Verfasserin zu dieser Frage weiteres Material beizubringen in der Lage ist, so ist es ihr doch in erster Linie um eine neue Hamletdeutung zu tun, oder besser um Stützung einiger in der unabsehbaren Hamletliteratur auch schon ausgesprochener Gedanken. Das Aufzeigen einer weitgehenden Verwandtschaft zwischen dem gedanklichen Inhalt des Hamlet und den Essays Montaignes ist ihr der Weg dazu. Die Verwandtschaft ist tatsächlich, wie Verf. im einzelnen nachweist, sehr weitgehend. Allerlei fällt da herein, Stellung zur Frau, zu Freunden, zu Hof und Hofgesellschaft einschließlich hohlen, schmeichelnden Höflingen, ja auch das Grundproblem des Dramas, Hamlets Zögern in der Ausführung der Rache. Den Grund hierfür findet Verf. mit Herder (vgl. S. 138) in Hamlets augenblicklichem Zustand. 'Wir wissen, daß ihm seine ideale Welt zertrümmert ist. Nun steht er einem Chaos gegenüber, betäubt von dem plötzlichen Zusammenbruch, und es dauert eine geraume Zeit, ehe er fähig ist, sich ganz wieder zurechtzufinden und eine neue Welt aufzubauen, die mehr der Wirklichkeit entspricht. Ehe er aber nicht wenigstens den Grundstein dazu gelegt hat, fehlt ihm der Antrieb, in das Chaos mit Plan und Absicht tätig einzugreifen' (S. 137—38). Oder wie Herder sagt (zitiert S. 138, Anm.): 'In dieser Stimmung gehört er jetzt allerdings mehr zum spekulierenden als zum raschtätigen Teil der Menschen.' Die von der Verf. angeführten Parallelen aus den Essays sind: 'Verily the violence of a grieve, being extreme, must needs astonie the mind, and hinder the liberty of her actions' und 'It is impossible for him to dispose of his particular actions, that has not in grose directed his life unto one certaine end. It is impossible for him to range all peeces in order, that hath not a plot or forme of the totall frame in his head.' Hamlet ist ihr ein durchaus bedeutender Mensch, der in der inneren Krisis, in der er sich befindet, geraume Zeit braucht, um

Digitized by Google

über sich und die Welt in Klarheit zu kommen. Nun finden sich ja manche der in den Essays ausgesprochenen Gedanken schon in Stücken Shakespeares, deren Entstehung in eine Zeit zu setzen ist, als er Montaigne noch nicht kennen konnte, wie Verf. selbst bemerkt. Shakespeare fand eben in Montaigne einen ihm selbst in vielem geistesverwandten Denker. Die Studie gibt so über ihr engeres Thema hinaus Ausblicke in Shakespeares Lebensweisheit. K. Brunner.]

F. Pützer, Prediger des englischen Barock stilistisch untersucht. Bonner Diss. Bonn, Leopold, 1930. 133 S.

A. Bosker, Literary criticism in the age of Johnson. Groningen, J. B. Wolter. 1930. 294 S. 5,90 hfl. [Die Untersuchung erstreckt sich auf den größeren Teil des 18. Jahrhunderts, von Addison bis Blair und Beattie, umfaßt also die äußerst interessante Periode des Übergangs vom klassischen zum romantischen Geschmack. Aber nur in Nebenfragen ging die Kritik voran; in der Entfesselung der Phantasie, in der Auflösung der metrischen Form, in der Verwendung aufregender Stimmungen übernahmen die schaffenden Geister die Führung. Während die Theoretiker der Dichtkunst immer noch bei den alten Argumenten blieben, bei der Nützlichkeit, Verständigkeit und Einheitlichkeit als Grunderfordernissen der Poesie, war Johnson insofern ein Neuerer, als er Shakespeare jede Abweichung von den Regeln verzieh, wenn sie durch mehr Gefühl erzeugt wurde; darum ist er im zweiten Kapitel voran behandelt, allerdings unter der etwas schiefen Überschrift 'The doctrine of reason'. Im nächsten Kapitel treten uns besonders Goldsmith und Reynolds entgegen; da herrscht bereits das etwas mystische Prinzip des Geschmacks. Das Schlußkapitel ist dem 'Revolt against the supremacy of reason' gewidmet; da steht Thomas Warton als Freund des Mittelalters voran, wobei man sich gern an die feinsinnige Studie von Garrod über die Gebrüder Warton erinnert. Es folgt Young als der Herold der Originalität und Hurd als der Verteidiger der Ritterzeit. Hurd behauptete, die Verhältnisse auf staatlichem, gesellschaftlichem und religiösem Gebiete seien in der Kreuzzugsperiode für die Poesie günstiger gewesen als in der Umgebung des Homer; der Iliasdichter hätte also Besseres leisten können, wenn er als Zeitgenosse des Richard Löwenherz gelebt hätte; die Paragraphen über diesen Hurd, der aus französischer Sphäre seine Ideen bezog, gehören zum Besten im Buch. Die Methode des Verf. ist stark auf Inhaltsangabe gerichtet; er findet seine Autoren im allgemeinen etwas oberflächlich und scheut sich, sie nach ihren Schlagworten kräftig zu gruppieren; die Tradition kommt dabei besser weg als die Revolution. Äußerst vieldeutig sind oft die Worte, mit denen diese Kritiker operieren. Natur bedeutet bei Pope soviel wie Alltagswirklichkeit, und er kommt allmählich dazu, sogar Geisterglauben, weil er eine gemeinmenschliche Erscheinung ist, zu fordern; reason, genius, progress sind andere Wörter, deren Bedeutung von Pope bis Burns ungemein schwankte und ein Studium für sich verdienen würde. Bosker hat sehr fleißig gearbeitet, und seine Bibliographie zeugt von weitausgreifendem Spürsinn; er hat alle seine Autoren selber gelesen und deckt gewissenhaft auf, was sie sagen wollen; noch etwas mehr Kühnheit, um die vorgeschlagenen Neuerungen scharf herauszuarbeiten, und das Ganze würde an Plastik angenehm gewinnen. A. B.]

Papers read before the Society 1928—30, ed. by J. G. Robertson. (Publ. of the Goethe Soc., Vol. VII). London, Moring, 1930. 123 S. [Der Eingangsartikel, beigesteuert von Herford, handelt über 'Goethe and Wordsworth' in Form eines Dialoges zwischen einem Engländer und einem Deutschen; er ist ein feines Kunstwerk und gipfelt in der Hervorhebung von 'Three revences' in den 'Wanderjahren', nämlich 'of what is above us, for what is beneath us and for our fellowmen', aus denen die 'highest

Digitized by Google

reverence' entspringt, 'reverence for oneself, out of which again the others are born'. Diese Denkweise aber ist zugleich die von Wordsworth, 'is similarly the heart and focus of Wordsworth's faith'. Beide wurden in den entscheidenden Jugendjahren durch Spinoza zu solcher Denkhöhe gehoben. Das ist abgeklärte Dichterphilosophie und zugleich ein Bekenntnis. — Ein zweiter Artikel, von Waterhouse, gilt den 'Early formative influences on Wieland', wobei die Jugenderlebnisse Wielands in der Schweiz vorschweben. — M. F. Liddell studiert 'Ferdinand Freiligrath and his times', J. F. Muirhead den Schweizer Schriftsteller Spitteler, W. E. Delp von der Universität Paris 'die symbolische Bedeutung des Veilchens in der deutschen Dichtung'. — Zum Präsidenten der Gesellschaft an Stelle des verstorbenen Viscount Haldane wurde Prof. Herford gewählt. Die Zahl der Mitglieder ist recht stattlich; sie wurden sämtlich von der Universität London zu den drei Vorlesungen über Goethes Faust eingeladen, die Prof. Petersen im Mai 1929 im University College gab. A. B.]

F. Olivero, La teoria poetica del Newman. (Publ. d. Univ. Cattolica del Sacro Cuore. Sc. filol. X.) Mailand, Vita e Pensiero, 1930. 51 S. [Newman entwickelte 1828 seine Ansichten über das Drama in einem Artikel, der hier inhaltlich ins Italienische übernommen und zugleich durch viele neue Beispiele aus den alten und modernen Sprachen erläutert wird. Die Schönheit, auf die es Newman im Drama ankommt, ist die moralische; das erinnert an die Schönheitslehre der Scholastik. Er geht hierin stark über sein Vorbild Aristoteles hinaus und lehrt z. B., die eigentliche Katastrophe des Macbeth bestehe nicht in seinem Tode, sondern in einer seelischen Krisis 'superiore alla morte'. In der wahren Tragödie wird Schmerz erhoben zu Schönheit, insofern solche innere Glut dem Dulder angedichtet wird. Manchmal wird dabei der dargestellte Charakter aus einem individuellen zu einem symbolischen, der Künstler aber nähert sich der Gottheit. Der aristotelische Begriff der Katharsis verwandelt sich darin in einen der Läuterung und Bekehrung (S. 50). Keine höhere Kunst ohne religiösen Kern. A. B.]

A. Krüger, Studien über die Syntax des englischen Relativpronomens zu Beginn der spätneuenglischen Zeit. (Gießener Diss.) Gießen, Christ, 1929. 151 S.

Torsten Dahl, Should and would, some remarks on present-day usage. (Acta Jutlandica III, 2.) Aarhus, Stiftsbogtrykkeriet, 1930. 51 S.

B. Fehr, Die englische Literatur der Gegenwart und die Kulturfragen unserer Zeit. (Schöfflers Hefte zur Englandkunde 3.) Leipzig, Tauchnitz, 1930. 82 S. 2,50 M.

Christine Spruch, Die Verwendung der Mundart bei Rudyard Kipling. (Horns Beiträge zur Erforschung der Sprache und Kultur Englands und Nordamerikas VI, 2.) Breslau, Seminar d. Univ. Breslau, 1930. 172 S. 4 M.

A. Rotter, Frank Swinnerton und Georg Gissing. (Schrift. d. Philos. Fak. d. Dtsch. Univ. Prag, 8.) Brünn, Rohrer, 1930. 112 S. [Swinnerton hat von Gissingschen Mustern vielfach Stoff und Vorbild übernommen, schildert aber eine intelligentere Klasse von Arbeitern, hat daher auch unwillkürlich die Methoden geändert. Trotz seiner Abhängigkeit ist er nicht ein Plagiator, sondern ein Mann der mit der Wirklichkeit fortschreitenden Stilentwicklung.]

Hugh Walpole, Jeremy auf der Schule. Stuttgart, Engelhorn, 1931. 304 S. Brosch. 3,50, Leinen 7,50 M.

Tauchnitz edition. Collection of British and American authors. 2 M.
Vol. 4958: Aldous Huxley, Brief candles.
„ 4959: Julian Green, The dark journey.
„ 4960: Lo Bagola, An African savage's own story.

Digitized by Google

Vol. 4961: Ludwig Lewisohn, Stephen Escott.
„ 4962: S. S. van Dine, The Scarab murder case.
„ 4963: P. G. Wodehouse, Mr. Mulliner speaking.
„ 4964: Bruce Hamilton, To be hanged.
„ 4965: Baroness von Hutten, The curate's egg.
„ 4966: Radclyffe Hall, The unlit lamp.
„ 4967: V. Sackville-West, The Edwardians.
„ 4968: W. B. Maxwell, To what green altar.

Grund-Schwabe, Englisches Arbeitsbuch. (Neue Ausgabe B für Beginn in Quarta oder Untertertia.) Frankfurt a. M., Diesterweg, 1931. 239 S.

K. Lichtenberg, Englische Sprachlehre. (Gade-Hermann-Lichtenberg, Englisches Unterrichtswerk.) Bielefeld, Velhagen, 1929. 157 S.

Arbeitsbogen für höhere Schulen. Langensalza, Beltz, o. J. Bg. 18 E: Study-tour of an English school. Diary of Glynn Faithfull (16 years). Bearb. von W. Fränzel. 16 S.

Fremdsprachliche Arbeitsbogen: Englische Reihe. Bg. 19/20: The British Labour Movement. Bearb. von G. Heine. 32 S. — Bg. 21: Types of the working classes in modern Irish literature. Bearb. von E. Sembritzki. 16 S. — Bg. 23: The Conservative Party. Bearb. von K. Sturm. 16 S. Langensalza, Beltz, o. J.

Diesterwegs neusprachl. Reformausgaben. Bd. 135: American short stories. Ed. w. notes and glossary by P. Wenzel. 70 + 16 S. 1,60 M. — Bd. 145: The American world. Ed. by B. Busse, G. Schad, M. Zimpel. Vol. I: Glimpses of American history. 84 + 19 S. 1,70 M. — Bd. 138: Social and political problems of contemporary England. Ed. by H. Bachmann. 61 + 31 S. 1,70 M. — Bd. 141: M. Edgeworth, Some tales. With notes and glossary by F. Hummel. 77 + 13 S. 1,60 M. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1930.

Diesterwegs neusprachl. Schulausgaben mit deutsch. Anm. Bd. 27: H. G. Wells, Mr. Britling sees it through. Bearb. von Kirchner. 147 S. 2,60 M. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1930.

Diesterwegs neusprachl. Lesehefte. Nr. 181: Mark Twain, The death disk. Hrsg. v. F. Meyer. 15 S. 0,30 M. — Nr. 183: Egypt of today. Ausgew. und mit Anm. vers. v. Domann. 32 S. 0,55 M. — Nr. 184: J. A. Froude, The cat's pilgrimage (from 'Short studies on great subjects). Hrsg. und mit Anm. vers. v. E. Wagner. 31 S. 0,55 M. — Nr. 185: H. W. Longfellow, Poems. Ausgew. und mit Anm. vers. v. M. Fuhrmann. 31 S. 0,55 M. — Nr. 186: R. L. Stevenson, Providence and the guitar. Hrsg. v. Th. Maus. 41 S. — Nr. 191: J. J. Bell, The spirit, A modern Christmas tale. Hrsg. v. H. Eicker. 23 S. 0,55 M. Frankfurt a M., Diesterweg, 1930.

Great Britain and the world war. Hrsg. v. A. Paul. (Frz. u. engl. Lesebogen, 148.) Bielefeld, Velhagen, o. J. 49 S. 0,50 M. [Ein sehr empfehlenswertes Büchlein, das unserer Jugend von Engländern geschriebene Wahrheitsberichte über englische Taten und Verhältnisse vorlegt. So erzählt Ponsonby ein typisches Beispiel für die Manufaktur von Tatarennachrichten gegen unsere Soldaten nach der Einnahme Antwerpens. Die Kölnische Ztg. meldete im November 1914: 'Als der Fall Antwerpens bekannt wurde, läutete man in Deutschland die Glocken'; — Dann las man in 'Le Matin': 'According to the Cölnische Zeitung the clergy of Antwerps were compelled to ring the church-bells when the fortress was taken'. Daraus machte 'The Times' folgendes: 'According to what Le Matin has heard from Cologne, the Belgian priests who refused to ring the church bells when Antwerp was taken have been driven away from their places'. — Darauf 'Corriere della Sera': 'According to what the Times has heard from Cologne via

Digitized by Google

Paris the unfortunate Belgian priests who refused to ring the church bells when Antwerp was taken, have been sentenced to hard labour.' Und nun der Schlußstein zu dem Lügengewölbe: 'According to information to the Corrieri della Sera from Cologne via London, it is confirmed that the barbaric conquerors of Antwerp punished the unfortunate Belgian priests for their heroic refusal to ring the church-bells by hanging them as living clappers to the bells with their heads down.' Das alles glaubten die Nachbarvölker, weil sie die Engländer und deren Bundesgenossen für unfähig hielten, zu lügen. Solche Proben sind aus Ponsonbys ehrlichem Buche von 1928 noch mehrere mitgeteilt. Ferner stehen hier sehr gesunde Artikel aus Keynes — The British attitude at the peace conference; Masterman — Useful sacrifices and social consequences; Dean Inge — Political changes since the war; Wells — Critical problems for the future of the empire. Nicht selten findet man in deutschen Schulbüchern eine sinn- und würdelose Verherrlichung unserer Feinde; dagegen ist dies einmal würdige und rühmliche Schullektüre. A. B.]

Franz. u. engl. Lesebogen. Nr. 124: Meredith, Proben aus 'The ordeal of Richard Feverel'. Hrsg. v. P. Wollmann. 31 S. 0,40 M. — Nr. 130: Drei Völkerbundsreden 1929. I. Macdonald. Hrsg. v. E. Ehrlich. 28 S. 0,40 M. — Nr. 138: Thirty-three humorous for the young. Hrsg. v. H. Gade. 36 S. 0,50 M. — Nr. 144: W. M. Thackeray, Vanity Fair: Waterloo. Hrsg. v. H. Evardsen. 50 S. 0,50 M. — Nr. 142: Stories of animals. Hrsg. v. E. Kubisch. 20 S. 0,25 M. Bielefeld, Velhagen & Klasing, 1931.

Velhagen & Klasings Sammlung franz. u. engl. Schulausg. Nr. 200 B: Moderne engl. Dramatiker (Drinkwater, Dunsany, L. Housman, Galsworthy, Shaw). Hrsg. v. K. Arns. 89 + 18 S. 1,10 M. — Nr. 202 B: The modern colonial novel. Ausgew. Abschn. a. d. Romanen mod. überseeischer Autoren, mit Anm. Hrsg. v. K. Ehrke. 79 + 21 S. 1 M. — Nr. 203 B: Present-day dramatists (Clifford Bax, Galsworthy, A. A. Milne, J. E. Terry, W. B. Yeats). Hrsg. v. H. Gade. 93 + 12 S. 1,20 M. — Nr. 204 B: Leading writers of to-day (Baring, Huxley, Lawrence, Vachell). Hrsg. v. H. Gade. 70 + 15 S. 1,20 M. Bielefeld, Velhagen & Klasing, 1931.

F. Mezger, Der Ire in der englischen Literatur bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts. (Palaestra, Bd. 169.) Leipzig, Mayer & Müller, 1929. VIII. 214 S. 15 M. [Das Thema, man kann wohl sagen, ein Ausdruck des starken Interesses, das in Deutschland namentlich in den ersten Jahren nach dem Weltkriege für Irlands Geschichte, Entwicklung und Verhältnisse erwachte und stetig wuchs, packt der Vf. mit dem Rüstzeug der vergleichenden Sprachwissenschaft und der Anglistik zugleich an. In jahrelanger, fleißiger Arbeit ist er dem Iren in der engl. Literatur nachgegangen, von seinem ersten Auftreten an bis herab zu Maria Edgeworth und Thomas Moore, die eine neue Periode einleiten. Dabei konnte er sich nicht auf die schöne Literatur allein beschränken, denn Fragen nach der Art der in die engl. Literatur eingeführten Iren, nach ihrer Charakteristik, ihrer Stellung innerhalb des literarischen Denkmals, ihrer Herkunft usw., auch nach der Bedingtheit der Darstellung durch die Gattung, durch engl. Propaganda- oder andere Interessen ließen sich nicht beantworten, ohne das politische und geschichtliche Schrifttum bis zu einem gewissen Grade mit heranzuziehen. Dadurch aber kommt der Vf. gleichzeitig zu einigen Ergebnissen über den wirklichen Volkscharakter, die in einer Charakteristik des Iren zusammengefaßt dem Hauptteil folgen.

Für die älteste Zeit liegt nur spärliches und einseitiges Material vor, weil niemals eine engere Berührung zwischen Irland und dem römischen Imperium bestanden hat. In den Berichten eines Diodorus Siculus, Pomponius Mela u. a. m. erscheinen die Iren als Barbaren und Menschenfresser,

Digitized by Google

die in Blutschande und Vielweiberei leben. Keine Spur von Ordnungsliebe oder Rechtsgefühl; Sinn für Tugend geht ihnen völlig ab. Selbst Beda noch schildert die Iren als ein wildes Volk. Von diesem konnten die Angelsachsen nicht viel lernen, auch war ihre Literatur nicht für eine Zusammenfassung individueller Züge geeignet. Das gilt auch noch für König Alfred. Erst die britische Chronik des Nennius befaßt sich etwas eingehender mit dem Iren, zwar noch nicht mit seinem Charakter, wohl aber mit seiner fabelhaften Einwanderungsgeschichte. Auch für das Mittelalter ist der Ire noch kein Problem. Die Chroniken schrieben aus, was Solinus, Girardus Cambrensis und Beda schon berichtet hatten.

Erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, als englischer Eroberungswille die Vernichtung der keltischen Welt anstrebte, beschäftigt man sich in England eingehend mit dem Iren. Fortan berichten die Chroniken über die Geschichte des Iren. Handelt es sich aber um aktuelle Dinge, so werden die Berichte äußerst einseitig. Man befaßt sich vor allem mit den Ständen und Verhältnissen, die in Irland der engl. Herrschaft im Wege standen, und wendet sich gegen die grausamen Soldaten und Rebellen, gegen den hinterlistigen irischen König und den bösen Priester. Das um diese Zeit entstandene engl. Drama hatte die Möglichkeit, ein Bild des Iren zu schaffen. Wie weit es diese Möglichkeiten ausnutzte und welche Kräfte entgegenwirkten, behandelt der Hauptteil.

Diesen Ausführungen der 'Grundlagen' (S. 1—4) folgt das 'Vorspiel. Erste Berührungen zwischen Engländern und Iren' (S. 4—18), d. h. eine Darstellung der irischen Verhältnisse zwischen 500 und 1400. Zur ersten Auseinandersetzung zwischen Iren und Angelsachsen kam es um 500 in Schottland, wohin Iren eingewandert waren. Die kulturelle Auseinandersetzung beginnt erst mit dem 7. Jahrhundert als Folge der Christianisierung Merciens. Damals stand die irische Wissenschaft in hoher Blüte, der Kontinent und das ganze germanische England, ausgenommen Sussex, unter dem Einfluß irischer Mönche. Ein Wandel trat erst ein, als die Synode zu Whitby (664) der römischen Kirche in England den Weg zur Vormachtstellung frei machte. Von entscheidendem Einfluß auf die Geschicke Irlands wurde erst der Zug Heinrichs II. nach Irland im November 1171. Heinrich kam als Schiedsrichter in einem Streit zwischen zwei feindlichen Königen nach Dublin und benutzte die Gelegenheit, sich den Treueid schwören zu lassen und die Grundlagen einer normannischen Verwaltung zu schaffen. Fortan kann der Ire nicht mehr vor Gericht klagen, darf kein Grundeigentum besitzen, kurz, gilt rechtlich als Unfreier. Obgleich die Normannenherrschaft später in Irland weitere Fortschritte machte, kam es schließlich doch zu einer Verschmelzung der beiden Völker, die selbst die Kilkennygesetze (1367) nicht unterbinden konnten. Inzwischen hatte die alte Tradition, die den Iren zum Barbaren stempelte, ihren Weg in die engl. Literatur gefunden. Als *wilde yrisshe* erscheint der Ire in 'Richard the Redeles' (1399).

Die Tudor-Herrschaft ist für Irland weder geschichtlich noch literarisch günstig. Politisch bedeutet sie die 'Zerschlagung der irischen Selbständigkeit' (S. 18—70). Literarisch zeigt sie uns zunächst den Iren während der Renaissance. 'Verleumdung und Komik' beeinflussen sein Bild (bei Rastell und Andrew Borde), vereinzelt auch politische Färbung (Borde). Gehässig wird das Bild in der 'Elisabethzeit', wo 'Nationalismus gegen Individualismus' steht. Mit dem Erstarken des engl. Nationalgefühls verschlechtert sich das Bild des Iren, das mit Campion seinen Anfang nimmt, von Stanihurst entstellt und verzerrt wird, um in Derrickes Gedicht 'The image of Ireland' (1578) zu einem Produkt übelster Greuelpropaganda auszuarten. Auf der Bühne erscheint der Ire zum ersten Male in der Tragödie 'The misfortunes of Arthur' (1588), aber hier, wie über-

Digitized by Google

haupt in dieser Periode, niemals als Haupthandelnder, sondern meist als Diener. Im allgemeinen ist er treu und anhänglich, gelegentlich aber auch ein Heuchler, immer aber finden sich Züge des miles gloriosus und des clown an ihm, weil das zum Geschmack, zur Belustigung des Publikums gehört. Shakespeare bringt als neues komisches Element die Reizbarkeit des Iren hinzu, läßt aber daneben seiner Tapferkeit volle Gerechtigkeit widerfahren. Außerhalb der dramatischen Gattung hatte vorher Spenser den Iren in seinem 'View of the present state of Ireland' (1595) gezeichnet. In diesem Gutachten eines Verwaltungsbeamten kommt der Ire schlecht weg, Propagandarücksichten und Haß entstellen das Bild. Trotzdem ist Spensers Gesamturteil für den Engländer nahezu beschämender als für den Iren.

'Die Früh-Stuart-Zeit' bringt eine gewisse Beruhigung in Irland, die 'in den Bühnenwerken Neigung zur Typenbildung und Loslösung vom historischen Geschehen' zur Folge hat. Da erscheint der Ire als Läufer, Kuppler oder sonst in einer niederen Stellung, aber immer als komische Figur (Dekker, Beaumont und Fletcher u. a. m.). In den Prosaschriften des Barnabe Rich macht sich stärkere Verleumdung geltend, auch verschärft sich der Haß des Engländers durch den neu auftretenden Gegensatz zwischen Katholiken und Protestanten. Ben Jonsons Bühnenstücke zeigen immer wieder den Iren als niederen Typus und mit derb-komischen Zügen. In dem Drama der 'Restaurationszeit', die 'die Periode des politischen Verfalls' (S. 70—197) einleitet, finden die Cromwell-Zeit und religiöse Fragen ihren Niederschlag (Howard, Flecknoe, Shadwell usw.). Farquhar beginnt die Reihe der Anglo-Iren, die dem Iren neue Seiten abgewinnen, und sein Einfluß ist für die Folgezeit bestimmend. Als wichtigste Faktoren für die literarische Tätigkeit der Anglo-Iren sind das Theater und die Universität in Dublin, daneben auch der Puritanismus anzusehen. In Farquhars Lustspielen erscheint der Ire als *rake*, auch als Diener und Priester. In das '18. Jahrhundert' fällt das Wirken Swifts, der als Anglo-Ire für Irland, aber nicht für die Iren eintritt. Jetzt erscheint der Ire auf der Bühne oft als Haupthandelnder, vielfach mit sentimentaler Färbung, als Liebling der Damen (z. B. Sheridan). Im Roman tritt der Ire nur episodenhaft auf (Defoe, Smollett, Fielding usw.), aber gutmütig und mit sentimentaler Einstellung gezeichnet. Das gilt auch für die Possen eines Macklin, Geo. Colman u. a. m., bis mit Rich. Cumberland die sentimentale Auffassung des Iren ihren Höhepunkt erreicht. Garrick geht darüber hinaus und übt scharfe Kritik an englischen Frauen und Sitten. Auch Sheridan zeichnet den Iren mit viel Sympathie. Sachlicher als die Bühnenwerke sind die beiden Reisebeschreibungen von Twiss und Young, von denen namentlich der letztere versucht, ein Gesamtbild des irischen Volkscharakters zu geben. Der erste Ire, der in engl. Sprache den Iren schildert, ist John O'Keeffe, aber seine Darstellung steht unter dem Einfluß der Tradition, der Rücksichtnahme auf das engl. Publikum und die bereits bestehenden Typen.

Mit der 'Union' (S. 147—149) setzt eine große Änderung in der Irendarstellung ein, 'Realismus und Steigerung der lehrhaften Tendenz' (S. 149—182). 'Maria Edgeworth' ist die erste, die in der schönen Literatur den Iren als Individuum realistisch erfaßt. Ihr kam zu Hilfe der stark ausgeprägte Individualismus dieser Zeit. Ihre 'Einstellung zum Irentum', ihr 'Verhältnis zur Tradition' und 'irische Probleme', wie sie ihr erscheinen, bedingen das Bild, das sie vom Iren, meist niederen Standes, entwirft, wie der Vf. an den einzelnen Charakteren auf den folgenden Seiten nachweist. 'Pathos und Sentimentalität' sind der Grundton, auf den das Wirken einer 'Lady Morgan' und eines 'Thomas Moore' abgestimmt sind.

Zum Schluß seiner überaus inhaltreichen Arbeit, die ich aus Raum-

Digitized by Google

mangel nur sprunghaft skizzieren kann, gibt der Vf. als Kenner auch der neuesten Literaturgrößen ein paar zusammenfassende kürzere Kapitel über den 'politischen Wiederaufbau', 'Pankeltismus', 'literarische Ansichten über den Iren', über die 'Entdeckung der irischen Seele', den 'Iren als Ausländertypus' und als Versuch ein Gesamtbild des Iren als Nation. Dieser Versuch läßt es mir fraglich erscheinen, daß der Vf. den Iren im eigenen Lande kennengelernt hat. Liegt nicht etwas von jenem leichten Dunstschleier, der selbst den sonnigsten Himmel in Irland trübt, auch auf der Seele des Iren? Wurzelt der Ire nicht stark, zu stark in der Vergangenheit, um völlig frei zu sein von einer gewissen Melancholie, Apathie oder Resignation, von jenem Zustande des *hoping against hope*? Als Ganzes aber ist Mezgers Buch eine Leistung, die weitgehende Beachtung verdient, sowohl wegen der Literaturkenntnisse — wenn auch die literarische Methode nicht ganz auf der Höhe ist —, als auch wegen des umfangreichen kulturkundlichen Wissens, das der Vf. damit bewiesen hat. Fritz Fiedler.]

W. E. Tomlinson, English natural method. Berlin, H. Markert, o. J. First year, 76 S., Second year, 122 S. [Die beiden Bände, offenbar für den Unterricht am Berliner Abendgymnasium bestimmt, wollen dem Lernenden das Englische nach der natürlichen Methode vermitteln, die Prof. Silbermann in einem ausführlichen Vorwort erklärt, begründet und empfiehlt. Von den für die Methode angeführten Argumenten sind einige m. E. nicht haltbar; zu diesen gehört z. B. die Feststellung, 'daß es unzählige Menschen gibt, die ihre Muttersprache, aber auch fremde Sprachen fehlerlos schreiben und sprechen, ohne nennenswerte grammatische Kenntnisse in diesen Sprachen zu besitzen'. Dies kann nur, wenn überhaupt, für recht bescheidene Ansprüche Geltung haben. Auch die Begründung, 'niemals wird es einer Mutter einfallen, ihr kleines Kind sprechen zu lehren, indem sie ihm von Einzahl und Mehrzahl, von starker und schwacher Konjugation, von Partizip und Infinitiv vorerzählt', trifft nicht den Nagel auf den Kopf, denn sie verschweigt, wie oft eine Mutter ihrem Kind einen Laut, ein Wort und syntaktische Zusammenhänge richtig vorspricht, um das Kind zum richtigen Sprechen zu bringen. Und wieviel Arbeit hat in dieser Hinsicht der erste Schulunterricht zu leisten! — Praktisch angewandt erstrebt die natürliche Methode die feste Einprägung der Aussprache von etwa 1000 Worten in etwa zehn Wochen zu je fünf Unterrichtsstunden. Zu diesem Zwecke werden kurze Texte immer und immer wieder vorgelesen und nachgesprochen, aber nicht geschrieben, nicht gelesen, nicht erklärt. Erst in den folgenden sechs Wochen werden die Wörter erklärt, elementare grammatische Hinweise geboten, Diktate geschrieben und das Schriftbild vermittelt. Dann wird der Lehrer sich (nach vier Monaten) mit den Schülern über die durchgearbeiteten Texte in der fremden Sprache unterhalten können. Das Mittel, mit dem diese Methode arbeitet, 'die unablässige lautliche Wiederholung unter bewußter Ausschaltung des willkürlichen Denkens' ist allerdings der Weg, auf dem Kinder sprechen lernen. Für Erwachsene, ja selbst für unsere Schuljugend, kann es aber nicht verfangen, bis die so erzielten Leistungen sich einwandfrei als gleichwertig oder besser erweisen als die, die auf höheren Schulen erzielt werden. Diesen Beweis ist die natürliche Methode noch schuldig. Ob er geliefert werden kann, ist sehr fraglich, denn es wird übersehen, daß der Lernende nicht wie das seine Muttersprache lernende Kind dauernd die Laute hört, sondern nur in fünf Stunden in der Woche! Immerhin bleibt der Versuch interessant, und man darf auf sein Ergebnis gespannt sein. — Die Texte sind nach den Grundsätzen der Methode ausgewählt, voran bekannte Lieder mit Noten, dann kurze Gedichte und leichte Prosatexte. Diesen folgt ein zweiter Abschnitt, der nur Prosatexte längeren Umfangs enthält und auf Verarbeiten durch Fragen und Antworten berechnet ist. Dazu Anleitungen

Digitized by Google

zu einsprachigen Übungen, und im Appendix eine Zusammenstellung der elementarsten grammatischen Dinge. Ein alphabetisches *'Vocabulary'* bietet die Vokabeln. Kein Wort über Intonation, keine Aussprachebezeichnung oder Angabe der Betonung.

Der 2. Band, für das zweite Lehrjahr bestimmt, vermittelt in realien- und kulturkundlichen Texten von steigender Länge das zweite Tausend Vokabeln. Übungen und grammatische Erläuterungen sind reichlicher bemessen. Dazu ein grammatischer Anhang und drei Vokabularien. Zum Schluß eng gedruckte längere Texte über 'English and American art, geography, government, and life'. — In beiden Bänden sind Stoffgebiet und Sprache meist amerikanisch, Druckfehler sind häufig. Fritz Fiedler.]

A. Sander und A. Cliffe, Großbritannien. Ein Lesebuch zur Einführung in das englische Leben der Gegenwart. 12., umgearbeitete Aufl. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1930. 92 S. Geb. 2,50. [In der neuen Auflage hat das seit Jahren im Unterricht auf der Oberstufe sich bewährte Buch willkommene Änderungen und Erweiterungen erfahren, sowohl im Text als in den Anleitungen zu den *'Compositions'*. Möge es auch in seiner neuen Form ein gern benutztes Hilfsmittel des englischen Unterrichts zur Vermittlung der Kulturkunde bleiben. Fritz Fiedler.]

A. Sander, A. Cliffe, W. Ellmer, M. Grebe, Our English studies. Englisches Lehrbuch für höhere Mädchenanstalten. Lese- und Übungsbuch. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1930. 184 S. Geb. 4,40 M. [Dem Zweck des Buches, die Kenntnis von Land und Leuten und die Einübung der fremden Sprache zu einem gewissen Abschluß zu bringen, dienen 76 Lesetexte, aus denen der Schüler London kennenlernt mit seinem Sport, seinen wichtigsten Bauten und Parks, seinem Schulunterricht und seinen Theatern, ferner das englische Industriegebiet, große Hafenstädte und auch Schottland und Irland mit ihren charakteristischen Lebensformen. Das so gewonnene Wissen vom gegenwärtigen Zustand, durch ansprechende Abbildungen allenthalben einprägsam gestaltet, wird dann unterbaut durch Texte über das keltische und römische Britannien, über die germanischen Einwanderungen und über das mittelalterliche England bis zur Cromwellzeit, um schließlich mit der Darstellung des kolonialen Weltreichs, seiner Entstehung, Entwicklung und wichtigsten Probleme die erforderliche Abrundung zu erfahren. Dazu ein paar Texte über Amerika. Besonders für den jungen Lehrer sind Anleitungen beigefügt zur sprachlichen und inhaltlichen Auswertung des Lesestoffes. Den Schluß bilden einige Seiten grammatische Übungen (einsprachig) zu den Texten und ein ausführliches alphabetisches Vokabular. Fritz Fiedler.]

Soziale Zweckdichtung in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts. Proben aus Disraeli, Dickens, Thomas, Hood. Bearb. von F. Hopfenbeck. Kellerers Engl. Ausg., Bd. 31. München, Verlag Kellerer, o. J. 56 S. [In diesem Bändchen werden soziale Fragen an dem Gegensatz zwischen reich und arm, zwischen dem Luxus der Reichen und dem Elend der Armen, namentlich der Kinder, in der Probe aus *Sybil* an Egremont und Devilsdust dem Leser zu Gemüte geführt. Wiederum die Leiden eines Kindes, aber nicht eines in der Fabrik arbeitenden, sondern eines Waisenkindes im Workhouse, schildert die Probe aus *Oliver Twist*. Danach das bekannte Gedicht *'The song of the shirt'* von Th. Hood. Die Prosaproben sind geschickt durch treffende Überschriften in selbständige Unterkapitel geteilt, die für die Durchnahme im Unterricht sehr willkommen sind. Die Anmerkungen sind, abgesehen von den literarischen Einleitungen zu den Autoren, lediglich eine fortlaufende Präparation. In dieser Form ist die Lektüre schon auf der Mittelstufe möglich. Fritz Fiedler.]

Dasselbe, Bd. 32. Proben aus E. Gaskell, Kingsley und El. B. Browning. 63 S. [Für die Anlage und Anmerkungen dieses Bändchens

Digitized by Google

gilt das zu Bd. 31 Gesagte. Wie der arbeitslose Fabrikarbeiter leidet und zugrunde geht, während der reiche Besitzer praßt, obgleich seine Fabrik abgebrannt ist, zeigt die Probe aus *Mary Barton*. Die bittere Not im Schneidergewerbe als Quelle der politischen Unzufriedenheit und Schrittmacher für den Chartismus schildern die Seiten aus *Alton Locke*. Als dritte Probe abermals eine Leidensgeschichte der Kinder, die in Fabriken arbeiten müssen, in Gedichtsform: *The cry of the children*. Fritz Fiedler.]

J. C. Walt Whitman, La naissance du poète. (Bibliothèque de littérature comparée.) Paris, Rieder, 1929. 483 S. 40 frs. [Die Schrift gibt vom Quäkerdichter Whitman, von seiner Stellung zur Gesellschaft und Politik, von seiner Entwicklung und seiner gesamten Tätigkeit eine recht lebendige Vorstellung, getragen von einer Begeisterung, die auf Einzelheiten von vornherein verzichtet. Zuerst wird sein 'poetischer Journalismus' beschrieben, mit einem Überblick über seine Familie, Religion und Auffassungsgabe. Dann sein Aufenthalt in New Orleans im besonderen Hinblick auf seine Haltung gegenüber den Frauen, die ausgeprägt puritanisch ist. Dazu wieder ein Ausblick auf seine Phantasie, Belesenheit und Metaphysik. In einem zweiten Teil, überschrieben 'L'œuvre', erfahren wir Genaueres über seinen *sur-réalisme* und *symbolisme*. Eine Bibliographie, die von 1919 bis zur Gegenwart reicht, macht den Beschluß. Für die geistigen Zusammenhänge zwischen Frankreich und dem heutigen Amerika ist das Buch sehr lehrreich.]

N. Foerster, Toward standards. A study of the present critical movement in American letters. New York, Farrar & Rinehart, 1930. XIV, 224 S. [Das Buch ist ein Versuch, gegenüber dem gegenwärtigen Zusammenbruch des Naturalismus neue Ziele der Humanität aufzubauen, indem die Überzeugung zugrunde liegt, daß die Literatur hierzu das eine geeignete Hilfsmittel ist. Die Humanisten der Renaissancezeit, besonders Erasmus, schweben dabei als Muster vor; der Mensch ist nicht ein bloßes Tier, noch eine Seele in Verbannung, sondern ein mittleres Wesen, 'infinite in faculty' und 'noble in reason', jeder Art von Narretei zugänglich und doch der Selbstzucht fähig durch systematische Besinnung 'through the philosophy of wisdom'. Bei der näheren Bestimmung dieser humanen Daueridеale geht Foerster von einer Bemerkung Matthew Arnolds aus, der für den Kritiker der Literatur dreierlei Maßstäbe sah: den persönlichen, den historischen, den der Wirklichkeit. Danach ist 'the modern temper' zu leiten, wofür bereits in Amerika 'Babbitt', Paul Elmer More, Foerster selbst und viele andere, die man in Deutschland wenig beachtete, gewirkt haben. Man merkt dabei den Aufschwung, den das Bewußtsein, den Weltkrieg entschieden zu haben, den Amerikanern gibt. 'America', heißt es auf S. 106, 'never again can be what she was before 1914'. Eine neue Zukunft tut sich vor den Gebildeten der Vereinigten Staaten auf: 'We demand with Whitman a school of prophets, seers, poets, interpreters of the new mission of America among the nations'. Carlyle's Vermischung von deutscher Idealphilosophie mit dem ihm angestammten Puritanertum wird in dem Buch auf neue Art lebendig; aber von neueren Autoren Europas kommen dabei doch am meisten die französischen zu Worte; nur die fünf Vorlesungen von H. A. Korff, 'Humanismus und Romantik', Frankfurt 1924, werden als 'suggestive' erwähnt, weil 'tracing the idea of humanity from the Renaissance to the time of Goethe', S. 218. Wer die Kräfte, die gegenwärtig in der amerikanischen Literatur am Werke sind, beobachten will, tut gut, diese aktivistische Schrift zu berücksichtigen; wenn in der großen Republik des Westens die geistigen Momente in erste Linie gerückt werden sollen, können wir Deutschen dies nur mit Sympathie verfolgen. A. B.]

Sinclair Lewis, The man who knew Coolidge — being the soul of Lowell Schmaltz. London, Jonathan Cape, 1928. 256 S. [Diese ergötzlichen

Digitized by Google

Plaudereien aus dem Alltagsleben mit mancherlei Seitenblicken auf öffentliche Personen und Verhältnisse stehen in der Tradition des 'Autocrat of the breakfast-table' und weiter zurück in der des Sterne. Sie lesen sich ausgezeichnet und wimmeln von Wortverkürzungen, Slangausdrücken und Vulgärsyntax, so daß der Forscher von 'colloquial American' hier reichlich auf seine Rechnung kommt. Von Coolidge erzählt Verf., daß er ihn auf der Schule zum Kameraden hatte und eines Tages fragte, was 'defy' auf lateinisch heiße: 'Don t know' war die Antwort. Dazu die Nutzanwendung: 'No beating around he bush and pretending and fourflushing, but coming right out of it, bang!' Die Ironie liegt auf der Hand, denn Coolidge galt für einen echten Durchschnittsamerikaner. Im englischen Wb. mag man oft vergeblich nachschlagen, und dabei wird über die Verderber der englischen Sprache in recht bedenklichem Englisch losgezogen, z. B.: 'The way that Kid and his sister torture the English language to death just about gets my goat. Here him and his sister was talking one time, and he starts kidding her about some bird she was sweet on, and he says, "That guy's all wet".' A. B.]

John Rothensteiner, The azure flower. Lyrics from the German romantic poets. St. Louis, Blackwell Wielandy, 1930. IX, 149 S. [Über hundert Gedichte unserer Romantiker hat der stille Geistliche, Herr Rothensteiner, mit Liebe und Geschick ins Englische übertragen, mit feiner musikalischer Anempfindung und mit inniger Treue gegenüber der Stimmung, die in den Originalen lebt. Sinn für die Verse, die ihn selber in der Jugend entzückten, will er seinen amerikanischen Mitbürgern beibringen. Der Geist der mittelalterlichen Religiosität, der sie durchweht, ist ihm besonders sympathisch, im Gegensatz zu 'the paganism of Goethe as well as the platitudes of the Rationalists'.]

A Mirror of Life: eine englische Gedichtsammlung, hg. von P. Hartig. Für Preußen ministeriell genehmigt durch Erlaß U II/17140/30. Braunschweig, Westermann (1931). 238 S., dazu Lehrerheft 16 S. Geb. 3,80 M. [Originell ist die Anlage: nicht historisch sind die Gedichte angeordnet, noch wurden sie rein nach ästhetischem Maßstab ausgewählt, noch soll der besondere Nationalcharakter des Engländers überall herausgeschält oder Philosophie gelehrt werden, sondern allgemein menschliche Geistigkeit in englischer Auffassung und Form soll dem Leser entgegentreten, um ihm Bildungskraft zu vermitteln. Im einzelnen geschieht dies dadurch, daß im I. Kap. 'Book of Experiences' geschildert werden: Land und Meer, Geschichte und Sage, hervorragende Persönlichkeiten der Vergangenheit, der Kampf um die bürgerliche Freiheit in früheren Jahrhunderten und der Weltkrieg, das England von heute, Gesellschaft und höhere Liebe; der Leser erhält also eine verfeinerte Englandkunde. Darauf folgen als II. Kap. 'Exemples', um die empfängliche Jugend durch die Phantasie zu beflügeln. Den Ton geben hier Shelley an mit 'Skylark' und Byron mit 'Prometheus'. Direkt packen soll uns dann Kap. III: 'Conduct of life', eingeleitet durch Wordsworths 'Ode to duty' sowie mit Masefields 'Wanderer', Drinkwaters 'Patriot' und Miltons großartigem Sonett auf seine Blindheit. In eine höhere Region führt uns Kap. IV: 'Philosophy of life', wofür man auch sagen könnte 'Tatkritik'. Hier erscheint an hervorragender Stelle das Meistergedicht von Swinburne über den Menschen, betitelt 'Before the beginning of years'. Nicht vergessen ist auch 'Religious life'; so steht über Kap. V, dessen Inhalt, geschöpft aus Newman, Milton, Thompson, Tennyson, Davies u. a., sich ungefähr mit 'Tat als Gottesdienst' umschreiben ließe. Wie endlich der Dichter selbst seine Aufgabe gerne auffaßt, zeigt Kap. VI: 'Poet and poetry'; hier führt Bottomley mit 'Atlantis', es folgt Shelleys 'West Wind', auch Browning, Keats, Davidson. Englischer Humanismus in edelster Form ist mit Bienenfleiß und gutem Geschmack aus einer

Digitized by Google

Bibliothek der besten Autoren zusammengetragen; poetische Prachtstücke von anerkanntem Ruhm, die jeder Gebildete in England kennen muß, wechseln mit ganz modernen Proben, mit denen man die gewiegtesten Kenner der Gegenwartslyrik gewiß des öfteren überraschen kann. Den Plan zu alledem hat Hartig, wie er mit rühmlicher Offenheit angibt, aus westdeutscher Anregung empfangen, nämlich aus einem Aufsatz von A. Knoch in den 'Rheinischen Beiträgen zur Durchführung der Schulreform in den neueren Sprachen'; man sieht, in unsere Schulkreise ist Leben und Vorwärtsbewegung gekommen. Selbst dem literarhistorischen Forscher eröffnen sich dabei neue Ausblicke auf das Problem der englischen Lyrik, die in den Literaturgeschichten leicht zu kurz kommt, weil die einzelnen Produkte nicht umfänglich sind und ihre Zusammenfassung zu sinngerechten Gruppen nicht jedem gelingt. — Auf ähnliche Weise werden in eigenen Kapiteln auch die irische und amerikanische Dichtung behandelt. Ein Anhang bringt Lebensnachrichten über sämtliche herangezogene Autoren und Sacherklärungen zu den Texten. Das Lehrerheft erläutert die Anlage des Buches im ganzen und im einzelnen und macht aufmerksam auf mancherlei Möglichkeiten, die Lektüre recht fruchtbringend zu gestalten. Dies Lesebuch gehört gewiß zu den besten, die dem englischen Unterricht auf unseren Schulen zur Verfügung stehen. A. B.]

Romanisch.

Zeitschrift für romanische Philologie, hg. von A. Hilka, L, 2 [P. Meriggi, Paralleli nell' evoluzione del sistema verbale romanzo e germanico. — B. Wiese, Textkritisches und Erläuterndes zum 'Ninfale Fiesolano'. — F. Gennrich, Lateinische Kontrafakta altfranzösischer Lieder. — Vermischtes: Gerd Krause, Zum altfranzösischen Ordinalsuffix. — Th. Kalepky, Zum 'Warum?' der 'präpositionalen Passivobjekte' im Spanischen, Portugiesischen, Rumänischen und anderen Sprachen. — A. Altschul, Lopesche Motive in Calderóns La vida es sueño. — L. Spitzer, Zur Celestina. — Besprechungen]. L, 3 [P. Skok, Gibt es altgerman. Bestandteile im Rumänischen? — O. Schultz-Gora, Vermischte Beiträge zum Altprovenzalischen. — Th. Heinermann, *Inter ... et* und seine Fortsetzungen in den romanischen Sprachen. — Fr. Schürr, Phonetische Proben der friaulischen Mundart von Nimis. — G. Brüch, Umlaut im Gepidischen? — Id. *sr, str* für germ. *fr*? — L. Spitzer, Frz. *aujourd'hui*. — Ders., *J'ai très faim*. — P. Marchot, De la germanicité des *Tungri*. — Ders., Les formules de Marcellus de Bordeaux pour les orgelets. — Fr. Gennrich, Zur Machaut-Forschung. — W. Giese, Einleitungs- und Schlußformeln istrorumänischer Märchen. — Besprechungen].

Romanische Forschungen, hg. von R. Zenker, XLIV, 2, 1930 [K. Knauer, Beiträge zum Ausdruck von Abstraktem im Französischen. — W. Ernst, Die Lieder des provenzalischen Trobadors Guiraut von Calanso].

Studi medievali, vol. 3, fasc. 1, 1930 [C. H. Grandgent, Islam und Dante. — V. Crescini, Note sopra un famoso sirventese d'Aimeric de Peguilhan. — I. H. Mozley, Susanna and the Elders: three medieval poems. — V. de Bartholomaeis, Il trovadore Peire Bremon lo Tort. — N. Jorga, Di alcune formazioni popolari romane nel medio evo. — Fernando Liuzzi, Drammi musicali del sec. XI—XIV: 1. Le vergini savie e le vergini folli (con 4 tavole). — Aneddoti — Bullettino bibliografico. — Notizie].

Archivum Romanicum, dir. da Giulio Bertoni, vol. XIV, fasc. 2, 1930 [R. Bräuer, Der Stilwille Mérimées. — P. Aebischer, *Montorge* et quelques autres noms de lieux romans dérivés de *muntorium*. — G. Cocchiara, 'La Croce' in un poemetto popolare. — Varietà ed aneddoti, — Bibliografia]. — Vol. XIV, fasc. 3 [L. Diculescu, Note critiche alla critica letteraria di Fr. de Sanctis. — A. Parducci, Le imitazioni ariostee nella Franciade del Ronsard. — Varietà e aneddoti. — Bibliografia].

Digitized by Google

Volkstum und Kultur der Romanen. Schriftleitung: W. Küchler und Fr. Krüger. Hamburg 1930. III. Jahrg., 1. Heft (Adolf Zauner zum 60. Geburtstag gewidmet), 1930 [W. Meyer-Lübke, Wortgeschichtliche Streitfragen: *bastard, bravo, marais, mare, peautre, empoutrer*. — S. Puscariu, Phonetisch und Phonologisch. — E. Richter, Über die Reihenfolge der Organeinstellungen beim Sprechen. — E. Gamillscheg, Zum französ. *h*-Laut. — F. Schürr, Barock im Trecento. — J. Brüch, Zur Entwicklung des intervokalen *bl* im Spanischen. — M. L. Wagner, Zum spanisch-portugies. Suffix *-al*. — Besprechungen]. — III, 2—3 [W. Mulertt, Frankospanische Kulturberührungen (bespricht die Bedeutungsentwicklung von span. *pícaro* und *flamenco*). — H. Coray, Bodenbestellung, ländliche Geräte, Ölbereitung, Weinbau und Fischerei auf den liparesischen Inseln (wichtiger Beitrag zur Kenntnis der ländlichen Sachkultur Süditaliens. Ein paar Ausdrücke sind dem Verfasser unklar geblieben: S. 173 *tumminía* 'Art Weizen' gehört eher zu *δίμηνος*, das in Bova als *diminí* id. fortlebt; S. 199 *munní, munníu, mundíu* 'ein Maß' enthält das griech. Verkleinerungssuffix *-ίον*, das in boves. *mundí* n. ganz deutlich ist und genau dem *-ellu* im kalabr. *mundéllu* entspricht). — José F. Montesinos, Un esbozo de Fernán Caballero. — H. Spanke, Die Theorie Riberas über Zusammenhänge zwischen frühromanischen Strophenformen und andalusisch-arabischer Lyrik des Mittelalters. — Besprechungen. — Mitteilungen].

Wilh. Meyer-Lübke, Romanische Philologie. S.-A. aus der Festschrift 'Aus fünfzig Jahren deutscher Wissenschaft' Fr. Schmidt-Ott dargebracht, S. 232—240. [Kurzer, aber das Wesentliche geschickt zusammenfassender Überblick über die Entwicklung der roman. Philologie in den letzten Jahrzehnten.]

W. Meyer-Lübke, Romanisches Etymologisches Wörterbuch. Dritte neu bearbeitete Auflage. Liefer. 1 (a—avedone) u. 2 (avellere—burdo). Heidelberg 1930. 2,50 M. pro Lieferung. [Wird besonders besprochen.]

Giac. Devoto, I fondamenti del sistema delle vocali romanze. S.-A. aus Rendiconti del R. Istituto Lombardo di scienze e lettere. Serie II, vol. 63, p. 593—695. [Sieht den Ursprung für die Verschiebungen, die sich im vulgärlateinischen Vokalsystem vollzogen haben, in oskisch-umbrischer, bzw. für die Balkanländer in griechischer Substratwirkung. Die These bedarf einer ausführlicheren Begründung, wenn sie Überzeugungskraft bekommen soll.]

A. Wallenskõld, L'*ū* latin dans les langues romanes. S.-A. aus A grammatical Miscellany offered to Otto Jespersen on his seventieth Birthday. Copenhagen 1930. S. 387—391. [Ohne sich auf neue Materialien zu stützen, nimmt W. Stellung zu dem umstrittenen Problem, spricht sich für die Substrattheorie aus und glaubt die dagegen geltend gemachten Einwände dadurch entkräften zu können, daß er dem gallischen *ū* den Wert eines Intermediärlautes zwischen *u* und *ü* beilegt. Das würde erklären, daß *k* vor *ū* nicht palatalisiert (*cuve, cul*) worden wäre, und daß sporadisch dieser Laut zu velarem *u* hat zurückgebildet werden können. — Gegen keltischen Ursprung des Wandels *ū* > *ü* vgl. zuletzt Germ. Rom. Monatsschrift XVIII, 55.]

Luigi Sorrento, Il fenomeno di para-ipotassi nelle lingue neolatine. S.-A. aus Rendiconti del R. Istituto Lombardo di scienze e lettere vol. 62, S. 449—496. [Auf Grund reicher Belegstellen aus dem Altprovenzalischen, dem Altfranzösischen, dem Italienischen, Lateinischen wird die bekannte Konstruktion *entruesque il mangoient, et Nicolete s'esveille* besprochen und wahrscheinlich gemacht, daß dieser Gebrauch unter dem Einfluß des mittelalterlichen Lateins seine große Verbreitung gefunden hat. — Vgl. dazu Archiv 155, 59 ff.] G. R.

Französisch und Provenzalisch.

Zeitschrift für französische Sprache und Literatur, hg. von E. Gamillscheg und E. Winkler LIV, 1—2, 1930 [K. Glaser, Dietrich Behrens †. — A. Pillet †,

Digitized by Google

Anatole France. — M. Allenspach, Heredia, Les Conquérants. — L. Spitzer, Eh! l'autre salaud qui va nous faire repérer! — un motif Marcenat. — J. Brüch, Altprov. *semal* 'Zuber, Bütte' und katal. *samal* 'Eimer, Kiepe'. — Besprechungen. — Kurze Anzeigen.] — 3, 4, 1930 [Ph. A. Becker, Christine de Pizan. — St. Hofer, Zu den Dichtungen Otons de Granson. — Ph. A. Becker, Woher stammt Andry de la Vigne? — R. v. Schaukal, Ein Irrtum Pascals. — G. Friederici, Vier Lehnwörter aus dem Tupi. — G. Reichenkron, Zu provenzalisch *anar*. — E. Gamillscheg, Frz. *donjon* 'Schloßturm'. — Besprechungen. — Kurze Anzeigen].

Tobler-Lommatzsch, Altfranzösisches Wörterbuch. 13. Lieferung. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1930. S. 706—895. 6 M. [S. 710 wird das seltene *conongle* vorsichtig als 'Riemen oder Joch zum Zusammenspannen der Ochsen' interpretiert. Es ist zweifellos nicht das Joch, sondern der Jochriemen. Als conju(n)gula läßt es sich nicht trennen von jungula (> nordital. *dzongola, džongla* REW 4629) bzw. jugula (> bearn. *žiilo, yiilo*), die stets den Jochriemen bezeichnen. — S. 795 wird *contreforz* unter der Bedeutung 'Stützpunkt' aus der Schusterterminologie belegt. Es wäre richtiger gewesen, die Bedeutung anzugeben, die das Wort noch im Neufranzösischen hat: 'pièce de cuir qui sert à renforcer le derrière d'une chaussure' (Larousse). — Da *coraille* (S. 842) gelegentlich von *entraille* unterschieden wird, weiß ich nicht, ob es wirklich immer die Bedeutung 'Eingeweide' hat. Als urspr. Kollektivum zu cor hat es zunächst die Bedeutung 'Fleischteile, die um das Herz herum gelagert sind'. So konnte es wohl gelegentlich, genau wie das ganz ähnlich gebildete corata (> afr. *coree* 'Geschlinge', aber lomb. *korada* und südfranz. *kurádo* 'Lunge') auch zur Bedeutung 'Lunge' kommen, vgl. das aus RCambr. 1073 zitierte Beispiel *le cuer sox la coraille te trairont*, wo natürlich die Bedeutung 'Eingeweide' nicht am Platz ist. — Das bei Meyer-Lübke no. 9260 etymologisch unerklärt gebliebene *corroil, courreil* 'Riegel' (S. 884) ist natürlich ein curriculum 'Laufstab', wie jetzt deutlich aus dem im Wörterbuch zitierten Beispiel *uns correuz coranz* hervorgeht.]

Marie de France, The Lays Gugemar, Lanval and a fragment of Yonec. With a study of the life and work of the author by Julian Harris. Publications of the Institute of French Studies. New York 1930. 1,50 $. [Allgemeine Zusammenfassung über Maries Wirken, die Bedeutung ihrer Werke, ihren Stil, ihre Motive und die Quellen ihrer Erzählungen, ohne daß wesentlich Neues beigebracht wird. Abdruck von Gugemar, Lanval und Yonec (von V. 400 an) nach der Pariser Hs. P, die nach dem Verf. zusammen mit der Pariser Hs. S 'an earlier form of the lays' darstellt als H und C.]

John Orr, Sur un vers de l'Eulalie. S.-A. aus Arch. Rom. 14, no. 3. [Behandelt den Vers *ell' ent adunet lo suon element*. In den letzten drei Worten wird ein selbständiger eingeschobener Satz gesehen, *aduner* entsprechend der Bedeutung dieses Verbums in der Passion und im Leodegarlied als 'versichern' aufgefaßt und *lo suon* (sc. *nom*) als von *element* abhängiger Obliquus ausgelegt: elle affirme — c'est là le principe de son nom chrétien à elle (son nom de baptême) — que ... Geistreich, aber nicht überzeugend.]

Joufrois, Roman français du XIII^e siècle, publ. avec une introduction, un glossaire et des notes par W. O. Streng-Renkonen. Annales Universitatis Aboensis. Series B, tom. XII. Turku 1930. 155 S. [Neuausgabe des altfransös. Abenteurerromans nach der Kopenhagener Handschrift. Sehr begrüßenswert, da die von Hofmann und Muncker 1880 veranstaltete Ausgabe veraltet und längst vergriffen ist. Ausführliches Glossar.]

E. Walberg, La tradition hagiographique de Saint Thomas Becker avant la fin du XII^e siècle.* Paris, E. Droz, 1929. 187 S.

Antoine de la Sale, Le paradis de la reine Sibylle. Edition et commentire critique par Fernand Desonay. Paris, E. Droz, 1930. CXXVII u. 67 S.

Digitized by Google

L'âtre périlleux. Etudes sur les manuscrits, la langue et l'importance littéraire du poème avec un spécimen du texte, par Brian Woledge. Paris, E. Droz, 1930. 135 S.

Noël Dupire, Bibliographie des travaux de Ernest Langlois. Société de publications romanes et françaises sous la direction de Mario Roques. Paris, E. Droz, 1929. 68 S. [Überblick über die wissenschaftlichen Arbeiten — im ganzen 282 Nummern — des verstorbenen französischen Philologen, der sich besonders durch seine Forschungen zum Rosenroman einen Namen gemacht hat.]

Mario Roques, Bibliographie des travaux de Jules Gilliéron. Société de publications romanes et françaises sous la direction de Mario Roques. Paris, E. Droz. 22 S. [Die wichtigsten Lebensdaten und die wissenschaftlichen Arbeiten — in 66 Nummern — des genialen, aber eigenwilligen Forschers, der die moderne Sprachforschung auf ganz neue Grundlagen gestellt hat.]

F. Boillot, De la répétition dans le style. S.-A. aus 'The French Quarterly' XII, S. 7—41. [Behandelt das Stilmittel der Wortwiederholung, die bei manchen Schriftstellern wie z. B. Charles Péguy geradezu zu einer krankhaften Manie ausartet.]

Louis Gauchat, Vom morphologischen Denken. S.-A. aus der Festgabe für Samuel Singer. Tübingen 1930. S. 126—143. [In Anlehnung an den Titel jenes temperamentvollen Vortrages unseres unvergeßlichen Morf werden hier an treffenden Beispielen von einem Morfschüler die Gründe untersucht, die zur Analogiebildung im Bereich der Verbalformen führen. 'Gebrauch und Nichtgebrauch regeln das Schicksal der Formen nach dem Grundsatz: Was viel gebraucht ist, erhält sich; was wenig gebraucht ist, kann in Vergessenheit geraten und muß dann durch Analogie ersetzt werden. ... Es ist vorauszusehen, daß die Einsicht in Werden und Vergehen, die uns die neuere Lexikologie geschenkt hat, auf die Morphologie übertragen, die schönsten Früchte zeitigt']

W. v. Wartburg, Vom Ursprung und Wesen des Argot. S.-A. aus Germ.-Rom. Monatsschrift XVIII, 376—391. [Klare und gedankenreiche Betrachtung über das Wesen des Argot in seinem Verhältnis zur Allgemeinsprache.]

W. v. Wartburg, Französisches etymologisches Wörterbuch. Eine Darstellung des galloromanischen Sprachschatzes. Lieferung 11—18. Heidelberg, Carl Winter, 1929—30. [Nach mannigfachen Schwierigkeiten, die durch die wirtschaftlichen Nöte der Zeit verursacht wurden, hat das Werk nun endlich in dem Winterschen Verlag einen sicheren Boden gefunden, der das rasche Weitererscheinen dieses grundlegenden Werkes garantiert. Die Fortführung desselben erfolgt mit der gleichen Akribie und der bewundernswerten etymologischen Vorsicht, die die Arbeitsweise des Verfassers von Anfang an charakterisierten. Demgegenüber hat die Lesbarkeit der einzelnen Abschnitte durch übersichtlichere Stoffanordnung bedeutend gewonnen. Lieferung 14 bringt eine Reihe wichtiger Übersichtskarten, die für die wissenschaftliche Auswertung des Wörterbuchs eine große Erleichterung darstellen. Lieferung 15/16 enthält ein erweitertes Verzeichnis der angeführten Ortschaften und Gegenden mit den dafür gebrauchten Abkürzungen. Wie sehr sich seit dem Erscheinen des Wörterbuchs die Masse der benutzten Informationsquellen erweitert hat, sieht man daraus, daß gegenüber dem in der 1. Lieferung aufgestellten Verzeichnis dieses von 10 auf nunmehr 46 Seiten angewachsen ist. Ebenso ist es mit dem Verzeichnis der Literaturnachweise, das nunmehr 31 (gegen früher 6) Seiten umfaßt. — Ein paar Bemerkungen und Nachträge zu diesen Lieferungen: S. 21 *dé* 'Würfel': warum soll ital. *dado* der angesetzten Grundform *datum* (cf. *strada, scudo, spada, contrada*) widersprechen? — S. 40 s. v. *dens* fragt v. W.: 'wie erklärt sich gask. *dentse* "Zahn"'? Ich kenne das Wort in der Form *dense* aus dem Dép. Ariège. In der Vallée d'Aran lautet

Digitized by Google

zum Singular *den* f. der Plural *denses*. Das zeigt, daß hier doppelte Pluralflexion vorliegt wie etwa in Ariège *pelses* 'Haare', und daß von dieser analogischen Pluralform ein falscher Singular *dense* rückgebildet wurde. — S. 76 *digitale*: vgl. noch Vallée d'Aran *didáu*, Vallée d'Aspe *ditáu* 'Fingerhut' (Pflanze). — S. 50 des Literaturverzeichnisses: unter den galloromanischen Punkten des italien. Sprachatlas vermißt man die Waldenserkolonie Guardia Piemontese = P. 760. — S. 174 dulcis in der Bedeutung 'Galle' lebt auch in den Pyrenäen (z. B. in Sentein in der oberen Vallée du Lez) als *duθ*. — S. 237 eremus 'öde': hierher wohl auch bearn. (Cauterets, Gavarnie, Barège, Arrens) *yęr* 'Bergweide', das in der Bedeutung arag. *yermo* 'Weideland' entspricht. — S. 241 eruca 'Raupe': vgl. noch aus dem Pyrenäengebiet in Arras (Lavedan) *urüga*, Pau *arrüko*, Arrens *arráka* 'Raupe'.]

Herm. Platz, Deutschland und Frankreich. Versuch einer geistesgeschichtlichen Grundlegung der Probleme. Frankfurt a. M., M. Diesterweg, 1930. 151 S. [Wird besonders angezeigt]

P. Hartig und Ch. Robert-Dumas, Manuel de Français. Französisches Unterrichtswerk für höhere Schulen. Lesebuch für die Mittelstufe mit Übungsanhang. Frankfurt a. M., Diesterweg 1930. 120 S., dazu Wörterverzeichnis von 22 S.

P. Wollmann und K. Schwedtke, Le Génie français. Ein Lesebuch für die Oberstufe. Mit 25 Abbildungen und 12 farbigen Einschaltbildern. Bielefeld-Leipzig, Velhagen & Klasing, 1930. 265 S.

G. Dost, Manuel de Français, Französisches Unterrichtswerk für höhere Schulen. Grundbuch für Französisch als dritte Fremdsprache (U II und O II). Frankfurt a. M., Diesterweg, 1930. 231 S.

Französische Konversationsgrammatik zum Schul-, Privat- und Selbstunterricht. Von E. Otto, neubearbeitet von G. Schmidt. 34. Auflage. Heidelberg, Groos, 1930. 415 S. [Immer noch ein modernes Lehrbuch, das ohne Sätze mit dem mittelalterlichen 'Federmesser' nicht auszukommen vermag!]

Choix de poésies françaises. Sammlung französischer Gedichte von Theodor Engwer. Ergänzungsband: Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1930. 144 S. [Das Buch enthält außer den Anmerkungen zu Es bekannter Gedichtsammlung und einigen geschmackvollen Übersetzungen eine wertvolle Verslehre, die alle wichtigeren metrischen Fragen klar und umsichtig erörtert. Nur möchte man wünschen, daß für die Gliederung des Verses in einer künftigen Auflage nicht mehr die unhaltbaren Theorien von Grammont zur Grundlage genommen werden. Das von Saran und J. Schmidt vertretene Prinzip der Alternation verdient unbestreitbar den Vorzug.]

Fuchs et Milléquant, Les poètes lyriques de la France. Diesterwegs neusprachliche Reformausgaben. Band 120 mit Annotations. Frankfurt a. M. 1930. 233 u. 91 S. [In Anbetracht dessen, daß neuerdings die französische Lyrik an Universität und Schulen in stärkerem Maße gepflegt wird, begrüßt man diese neue mit feinem Verständnis ausgewählte Sammlung, die den Schwerpunkt auf das 19. Jahrhundert legt und auch weniger bekannte regionalistische Dichter wie Le Goffic, Botrel, Delarue Mardrus zur Geltung bringt. Die auf S. 64 angebrachte Bemerkung, daß Mussets 'Rappelle-toi' nach einer Mozartschen Melodie gedichtet sei, sollte in einer Neuauflage berichtigt werden, vgl. Zeitschr. f. franz. u. engl. Unterr. 28, 449. Begrüßenswert wäre es, wenn dann auch in den Anmerkungen mehr Literaturangaben geboten würden. Warum wird in einer solchen lyrischen Sammlung verschwiegen, daß zu einer Reihe der hier abgedruckten Lieder glänzende Lautplatten — gesprochen und gesungen — zur Verfügung stehen?]

M. J. Keeler, Étude sur la poésie et sur le vocabulaire de Loys Papon, poète forézien du XVIe siècle. Dissertation, Université catholique d'Amérique. Washington 1930. 105 S. [Untersucht die Verslehre u. Sprache des lange ganz unbekannt gebliebenen und schwer verständlichen Regionaldichters, der

Digitized by Google

in seinen stilistischen Eigenheiten, in seiner gewundenen, von Pindarismen und mythologischem Ballast durchsetzten Sprache sich als treuer Anhänger der Plejade erweist. Das Pastor. 20, 11 begegnende *une houline tarie* zu franz. *houlette* 'Hirtenstab' zu stellen, gibt keinen Sinn. Eher zu norm. *houle* 'Fischloch' oder franz. *houle* 'Topf' > 'Wasserstrudel'?]

Andr. Blinkenberg, L'ordre des mots en français moderne. Det Kgl. Danske Videnskabernes Selskab. Historisk-filologiske Meddelser XVII, 1. Kobenhavn, A. F. Høst & Son, 1928. 247 S. [Wird besonders besprochen.]

Dictionnaire phonétique de la langue française par Alfred Barbeau et Émile Rodhe. Stockholm, P. A. Norstedt & Söners Förlag, 1930. 341 S. 8 kr. 90 öre. Generalvertrieb und alleinige Auslieferung für Deutschland: Georg Westermann, Braunschweig, Berlin, Hamburg. 11 M. [Dieses gefällige, sauber gedruckte Büchlein, das einem dringenden Bedürfnis entgegenkommt, soll dem neuphilol. Lehrer warm empfohlen werden. Im Gegensatz zu dem veralteten Dictionnaire phonétique de la langue française von Michaelis und Passy ist es nicht nach den phonetischen Umschriften, sondern nach den französischen Stichwörtern geordnet, was sich gewiß als praktischer erweist. Zugrunde gelegt ist das Alphabet der Association Phonétique Internationale. Geboten wird die gepflegte Aussprache des Pariser Französisch. Besonders zu begrüßen ist es, daß die selteneren Wörter der technischen Sphäre, die vielen Neologismen und vor allem eine äußerst stattliche Zahl von Eigennamen der Antike und Moderne aufgenommen worden sind. Ein peinlicher und unverständlicher Irrtum beruht darin, daß deutsche und englische Wörter, die den Nexus *-ng-*aufweisen, wie *Lessing, Jungfrau, sterling, shilling, dancing, smoking, Touring-club, Wellington* mit dem gleichen Zeichen *ɲ* (statt *ŋ*) transkribiert werden, das den mouillierten *n*-Laut von *régner, peigne* wiedergibt. — *Marlborough* habe ich in Frankreich in der Regel mit der Aussprache *malbruk* (nicht *malbru*) gehört.]

Jean Haust, Enquête sur les patois de la Belgique romane. S.-A. aus Bull. de la Commission de Toponymie et Dialectologie II. 1928. [Der rührige Erforscher der wallonischen Mundarten berichtet hier über den Fortgang seiner Dialektaufnahmen. An neun Sprachkarten, wie z. B. fête du village, octave de la fête, hêtre, houx, orgelet, ersieht man die außerordentliche sprachliche Buntheit des Gebietes. Eine kleine Kostprobe auf den belgischen Sprachatlas, dessen Herausgabe hoffentlich bald endgültig gesichert wird.]

Paul Barbier, Miscellanea Lexicographica V. Etymological and Lexicographical Notes on the French Language and on the Romance Dialects of France. S.-A. aus Proceedings of the Leeds Philosophical Society. Vol. II, part III, p. 165—206. [Bespricht u. a. franz. *cotice*, das als Ableitung von costa erwiesen wird, *quilboquet, malart* etc.]. — Id., Ca-initial français dans les dérivés du latin cunеus. S.-A. aus den oben genannten Proceedings. Vol. II, part IV, p. 207—219. [Behandelt u. a. *cagneux, cagner, cagnard.*]

W. Gottschalk, Die sprichwörtlichen Redensarten der französischen Sprache. Ein Beitrag zur französischen Stilistik, Kultur und Wesenskunde. (Sammlung roman. Elementar- und Handbücher, hg. von W. Meyer-Lübke. IV. Reihe, Nr. 2.) Heidelberg, C. Winter, 1930. S. 283—548. [Mit diesem 2. Band, dem ein ausführliches 80 Seiten umfassendes zweisprachiges Nachschlageregister beigegeben ist, kommt das G.sche Werk, das sich zu einem wahren Phrasenschatz der französ. Sprache ausgewachsen hat, zum Abschluß.]

Karl Bosch, Weihnachten in der Provence. Eine volkskundlich-soziologische Studie zum Wesen von Kultformen. Oberdeutsche Zeitschr. f. Volkskunde IV, S. 1—32.

Joachim Moras, Ursprung und Entwicklung des Begriffes der Zivilisation in Frankreich (1756—1830). Hamburger Studien zu Volkstum und Kultur der Romanen 6. Hamburg, Seminar für romanische Sprachen und Kultur, 1930. 87 S. 5 M. [Wird besonders besprochen.]

Digitized by Google

Félix Boillot, Le français régional de la Grand' Combe (Doubs). Les presses universitaires de France, o. J. 50 fr. [Der Verfasser der vor 20 Jahren erschienenen Arbeit 'Le patois de la Commune de la Grand' Combe' zeigt hier, wie die Mundart seines nicht weit von der Schweizer Grenze gelegenen Heimatortes sich unter dem Druck der modernen Kulturverhältnisse allmählich zersetzt und immer mehr in das Stadium einer Regionalsprache ausläuft.]

Jean Haust, La philologie wallonne en 1928. S.-A. aus dem Bull. de la Commission de Toponymie et dialectologie III. [Bespricht u. a. die etymologischen Wörterbücher von Gamillscheg und v. Wartburg.]

Georges Potey, Le patois de Minot. Edité avec une introduction et des notes par André Mary. Paris, Librairie E. Droz, 1930. 58 S. [Glossar der kleinen nö. von Dijon gelegenen Gemeinde Minot.]

E. Küchler, Das Städteerlebnis bei Verhaeren. (Hamburger Studien zu Volkstum und Kultur der Romanen, Heft 4.) Hamburg, Seminar für romanische Sprachen und Kultur, 1930. 73 S. 4,50 M. [Wird besonders besprochen.]

V. Klemperer, Idealistische Literaturgeschichte. Grundsätzliche und anwendende Studien. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1929. [Vereinigt acht schon früher publizierte Aufsätze zur französischen Literaturgeschichte, von denen der Beitrag über die Abgrenzung und Bewertung der französischen Klassik, über deutsches Wesen in der französ. Auffassung des 19. und 20. Jh.'s, über Jeanne d'Arc als dichterische Gestalt, als auch für den Schulmann besonders ergebnisreich hervorgehoben seien.]

Ph. H. Becker, Christine de Pizan. S.-A. aus Zeitschr. f. franz. Sprache u. Literatur 54, 129 ff. [Das Leben und die literarische Wirksamkeit von Frankreichs erster lyrischen Dichterin werden zusammenfassend dargestellt, wobei auf manchen bisher umstrittenen Punkt neues Licht fällt.]

E. Wechßler, Humor bei Molière. S.-A. aus Miscelânea de estudios em honra de D. Carolina Michaëlis de Vasconcellos. Coimbra 1930. [Betont das Vorhandensein eines echten Naturhumors bei Molière im Gegensatz zu der bei sonstigen französ. Schriftstellern auftretenden gallischen Ironie.]

Friedr. Schürr, Die erzählende Dichtung Frankreichs. S.-A. aus dem Handbuch der Frankreichkunde Teil II. S. 218—308. [Gibt in anschaulicher Weise und in gut gelungener Beschränkung auf das Wesentliche einen trefflichen Überblick über die Entwicklung der französischen Erzählungskunst.]

Grete Hirschel, Le livre des quatre dames von Alain Chartier. Studien zur französischen Minnekasuistik des Mittelalters. Diss. Heidelberg 1929. 56 S. [Analysiert die konventionelle Kunst dieses formalistischen Dichters, beschreibt einige Handschriften und versucht für v. 1—164 eine Art kritischen Textes herzustellen.]

Walter Friedlaender, Hauptströmungen der französischen Malerei von David bis Cézanne. I. Band: Von David bis Delacroix. Neuphilologische Handbibliothek, Band 8. Bielefeld und Leipzig. Velhagen & Klasing, 1930. 156 Seiten. [Sehr begrüßenswerter Beitrag zur Geschichte der französischen Malerei in ihrer Reaktion gegenüber der galanten Rokokomalerei und in ihrer weiteren Umbildung vom Klassizismus zum 'romantischen Hochbarock'. 48 gut gelungene Reproduktionen schmücken das inhaltreiche Bändchen.]

Walter Schnabel, Montaignes Stilkunst, eine Untersuchung vornehmlich auf Grund seiner Metaphern. Aus: Sprache und Kultur der germanisch-romanischen Völker. C. Romanistische Reihe, Band VI. Breslau und Oppeln, Priebatsche Buchhandlung, 1930. 141 S. 6 M. [Diese aus der Schule von Fritz Neubert hervorgegangene Arbeit beschränkt sich nicht nur auf die Beurteilung von Stilfragen, sondern sie liefert uns einen dankenswerten Beitrag zur Kenntnis des Menschen Montaigne. Der frische, lebendige Plauderton seiner Essays mit seiner Abneigung gegenüber allem Preziösen verbindet sich mit bilderreicher Sprache und origineller Ausdrucksform zu einer durchaus persönlichen Redeweise, aus der oft ein kräftiger Erdgeruch entströmt.

Digitized by Google

Es wird gezeigt, wie im Laufe seiner Entwicklung Montaigne zu immer reichlicherem Gebrauch der Metaphern geführt wird. Besonders deutlich zeigt sich das an den handschriftlichen Zusätzen der Jahre 1589—1592. Man sieht eine große Persönlichkeit bei dem Ringen um neue künstlerische Form.]

Erich Müller, Die altprovenzalische Versnovelle. (Romanistische Arbeiten, hg. von Karl Voretzsch, Bd. 15.) Halle, Max Niemeyer, 1930. 153 S. 8 M. [In seiner sorgfältig durchgeführten Untersuchung zeigt der Verf., daß trotz der geringen Zahl der überlieferten altprovenzalischen Prosanovellen diese Gattung sich bei den Dichtern großer Beliebtheit erfreute. Allerdings spannt er den Rahmen seiner Arbeit von vornherein dadurch sehr weit, als er nicht nur die eigentlichen *novas* (wie die Flamenca, die Papageiennovelle von Arnaut von Carcasses etc.) behandelt, sondern auch die erzählenden Gattungen der Lyrik (Romanze, Pastourelle und Alba) in seine Untersuchung einbezieht. Dabei ergibt sich, daß der rein erzählende Charakter dieser Dichtungen schon früh durch Aufnahme von moralisch-didaktischen Elementen stark durchbrochen wurde. Diese belehrende Tendenz zeigt sich bereits in den Novellen von Peire Vidal, Raimon d'Anjou, dem Mönch von Montaudon, die uns Francesco da Barberini in seinem Reggimento und in den Documenti d'Amore überliefert hat.]

Garbe de Pouesies. Herausgegeben von M. C(amelat). Pau, en ço de E. Marrimpouey Yoen, 1930. 191 S. 12 fr. [Dies kleine Büchlein, das 67 Gedichte in bearnesischer Mundart aus der Zeit von 1520 bis 1920 zusammenstellt, bildet einen willkommenen Beitrag zur Kenntnis der gaskognischen Troubadour > Felibre-Bewegung. Kurze — bearnesisch geschriebene — Notizen über das Leben der hier vertretenen 49 Dichter und ein kleines Glossar erleichtern die Benutzung dieser Anthologie.]

Otto Parwulski, Victor Gelu. (Roman. Arbeiten, hg. von Karl Voretzsch, Heft XIV.) Halle, Niemeyer, 1930. [Wird besonders besprochen.]

Klara Marie Faßbinder, Der Trobador Raimbaut von Vaqueiras. S.-A. aus Zeitschr. f. rom. Phil. Bd. 47 u. 49. Halle a. d. S., M. Niemeyer, 1929. 122 S. 6 M. [Vgl. dazu die Besprechung von C. Appel in Zeitschr. f. roman. Phil. 50. 621.] G. R.

Italienisch.

Giornale storico della letteratura italiana dir. da V. Cian. Vol. 94, 3 [R. Zagaria, Intorno al Guerrazzi scrittore. — Varietà: G. Bertoni, Il Cieco di Ferrara e altri improvisatori alla corte d'Este. — Rassegna bibliografica. — Bollettino bibliografico. — Comunicazioni ed appunti. — Cronaca]. — Vol. 95, fasc. 1—2, 1930 [A. Michieli, Le poesie sacre drammatiche di Apostolo Zeno. — E. Santini, Vittorio Alfieri a Napoli. — B. Nardi, Alla illustrazione del «Convivio» dantesco. — G. Cocchiara, Per la raccolta e lo studio delle stampe popolari italiane. — Rassegna bibliografica. — Bollettino bibliografico. — Annunzi analitici. — Cronaca]. — Fasc. 3, 1930 [M. Zini, Il Ginguené e la letteratura italiana. — A. Belloni, Carlo Emanuele I e l'idea nazionale nella coscienza e nella letteratura del tempo. — D. Magri, Per una più esatta cronologia della prima scuola di Franc. De Sanctis. — Rassegna bibliografica. — Bollettino bibliografico. — Annunzi analitici. — Communicazioni e appunti. — Cronaca]. — Vol. 96, fasc 1—2, 1930 [M. Zini, Il Ginguené e la letteratura italiana. — M. Galdi, Note all'«Elegia' di Arrigo da Settimello. — G. A. Levi, Intorno alla data di alcune prose e intorno ad un' opera disegnata dal Leopardi. — Rassegna bibliografica. — Bollettino bibliografico. — Annunzi analitici. — Comunicazioni. — Cronaca].

Deutsches Dante-Jahrbuch. 12. Band. Neue Folge, 3. Band, hg. von Fr. Schneider. 1930 [Vorwort des Herausgebers. — Fr. Schmidt-Knatz, Jacopo della Lana und sein Commedia-Kommentar. — H. Hatzfeld, Das Heilige

Digitized by Google

im dichterischen Sprachausdruck des Paradiso. — R. Davidsohn, Ignoramus et ignorabimus! Kein Versuch zur Lösung des Veltro-Rätsels. — A. Bassermann, Zum Schutz des Veltro. — C. Roethe, Dantea Dresdensia. — A. Bassermann, Die Ur-Commedia. Ein Versuch. — Miszellen: Fr. Schneider, Dantes Briefe in deutscher Übersetzung. — Die deutsche Literatur über Dantes Briefe mit einem Hinweis auf die *tedeschi lurchi*). — Ders.: Neue Dante-Literatur].

B. A. Terracini, Paleontologia e linguistica storica. (Estr. dalla Silloge Linguistica dedicata alla memoria di Graziadio Isaia Ascoli p. 636—676). [Charakterisiert an der Hand von treffenden Beispielen die sprachwissenschaftliche Arbeitsweise Ascolis und zeigt, wie dieser große italienische Romanist bei aller naturalistischen Einstellung, die dem Zuge der damaligen Zeit entsprach, sich nicht damit begnügt hat, die sprachlichen Erscheinungen, ihr Alter und ihre Ausbreitung zu beschreiben. Indem er vielmehr nach den Ursachen der sprachlichen Veränderungen fragte, ihre historische und soziale Bedingtheit untersuchte, hat er sich Probleme gestellt, die zu lösen erst die moderne Sprachgeschichte unternommen hat. Erläutert werden diese Ausführungen durch wertvolle und gut dokumentierte Betrachtungen über den griechischen Einfluß auf die lateinische Vulgärsprache, den Ursprung der verhärteten Diphthonge, das Eigenleben der Sprachkolonien. Bemerkenswert ist die Vermutung, daß der italien. Typ *barba, barbanis* sowie die eigenartige Flexionsendung *-ane* vom griechischen Süden ausgestrahlt ist.]

Karl Jaberg, Spiel und Scherz in der Sprache. S.-A. aus der Festgabe für Samuel Singer. Tübingen, J. C. B. Mohr, 1930. S. 67—81. [An hübschen und anschaulichen Beispielen wird gezeigt, wie die Wörter je nach ihrer zufälligen lautlichen Gestalt die spielerische Phantasie anregen oder sie stumpf lassen. Besonders an den Namen gewisser Tiere wie Regenwurm, Ohrwurm, Fledermaus, Schmetterling zeigt sich die ungeheure Schöpferlust der Sprache. Unter dem Einfluß gewisser 'labiler' Laute kommt es besonders bei langsilbigen Wörtern oft zu einem tollen Verballhornisierungsspiel, wobei Affekt und Phantasie in gleicher Weise mitwirken. Wie dabei der Regenwurm zum Bischof werden kann, sieht man aus der Reihe der belegten italienischen Dialektformen: *esca* > *escolo* > *un escolo* > *nescolo* > *descolo* > *rescolo* > *vrescolo* > *vescolo* > *vescovo*! Hier ist mit Sprachgesetzen nicht mehr auszukommen. Temperament und Laune beherrscht das sprachliche Werden.]

Ricc. Zagaria, San Riccardo nella leggenda, nella storia, nella poesia popolare e nella letteraria. Andria 1929. 144 S. [Enthält u. a. ein aus dem Munde eines alten Bauern aufgezeichnetes Gedicht von ca. 560 Versen in der apulischen Mundart von Andria.]

R. R. Bezzola, Spirito e forma nei canti di Giacomo Leopardi. Bologna, Zanichelli, 1930. 125 S. 10 L.

R. R. Bezzola, Kommune und italienische Literatur im Duecento. S.-A. aus Volkstum und Kultur der Romanen. Band II. 25 S. [Unterstreicht den Einfluß der kommunalen Atmosphäre für die Entwicklung der ältesten italienischen Literatur.]

Lares. Organo del comitato nazionale per le tradizioni popolari. Firenze. Anno I. N. 1. 1930.

G. Rohlfs, Etymologisches Wörterbuch der unteritalienischen Gräzität. Mit 1 Karte. Halle, Niemeyer, 1930. XLVII u. 394 S. 28 M. [Sammelt und sichtet auf Grund eingehender Lokalforschung in 2733 Nummern die griechischen Sprachelemente Unteritaliens, wobei das Material der noch heute existierenden Griechenkolonien und die in romanischen Mundarten eingebetteten griechischen Reliktwörter zu einer großen Einheit zusammengefaßt werden.]

Fr. Gysling, Contributo alla conoscenza del dialetto della Valle Anzasca (Novara). S.-A. aus Archivum Romanicum XIII. S. 87—190. [Gibt einen historischen Überblick über das östlich vom Monte Rosa verlaufende Tal, bespricht charakteristische Erscheinungen der Lautlehre und bringt ein wert-

Digitized by Google

volles Glossar. Dazu auf 5 Tafeln gut gelungene Skizzen, die einen trefflichen Einblick in die Sachkultur ermöglichen.]

Goldoni e la Francia. Appunti di Ramiro Ortiz. S.-A. aus Academia Română, Memoriile secțiunii literare. Ser. II, tom. III, mem. 8. București 1927. 88 S.

J. Melander, L'origine de l'italien *me ne, me lo, te la* etc. S.-A. aus Studia Neophilologica vol. II. 34 S. [Sieht in diesen Formeln bolognesischen Einfluß, der schließlich einheimisches *mi ne, mi lo* verdrängt hätte. — Man darf jedoch nicht vergessen, daß das ältere Toskanische neben *mi, ti* in der 1. Plur. ein *ne* < *inde* hatte, so daß von vornherein ein *ne ne gimo* (vgl. südkalabr. *ndi ndi jamu*) 'wir gehen weg', *ne lo disse* etc. möglich war, Formen, die dann weiterhin zur Umbildung von *mi ne* in *me ne* führen konnten.]

B. Tomasini, La questione delle origini del Grecismo calabrese in un nuovo saggio di Gerardo Rohlfs, 'Greci autoctoni o grecità bizantina'. S.-A. aus der Zeitschrift 'Folklore' XIV. 1930. 40 S. [Italienische Übersetzung meines in der Revue de linguistique romane IV, 118 ff. veröffentlichten Aufsatzes 'Autochthone Griechen oder byzantinische Gräzität'?]

B. Di Terlizzi, Lessico rubastino-italiano. Ruvo di Puglia, Sezione dell'A. N. I. F.-Editrice. 1930. 151 S. [Handwörterbuch der apulischen Mundart von Ruvo als Vorläufer eines größeren in Vorbereitung befindlichen Werkes.]

Giov. Tancredi, La Casa dei Bambini 'Trento e Trieste' di Montesantangelo (Gargano) alla prima esposizione dopolavoristica nazionale di arte e mestieri Bolzano, maggio-novembre 1930, con 200 manufatti e 21 illustrazioni (zu beziehen durch den Autor in Montesantangelo), o. J. 4 L. [Behandelt an der Hand von 21 Abbildungen und mit ausführlicher Zusammenstellung der mundartlichen Ausdrücke die ländliche Kultur des bekannten Wallfahrtortes in Nordapulien: Pflug, Weinbereitung, Viehzucht, Webstuhl, Tracht, Holzschnitzerei usw.]

Luigi Biagioni, Marcolf und Bertoldo und ihre Beziehungen. Ein Beitrag zur germanischen und romanischen Marcolf-Literatur. O. O. 1930. 107 S.

M. L. Wagner, Studien über den sardischen Wortschatz (I. Die Familie — II. Der menschliche Körper). Mit 15 Karten. Bibl. dell'Archivum Romanicum. Serie II, vol. 16°. Genève, Leo S. Olschki, 1930. 20 schweiz. fr. [Im Anschluß an das Erscheinen der ersten Bände des italienischen Sprachatlas beginnt der vorzügliche Kenner des Sardischen systematisch das sardische Wortmaterial nach Sachgruppen zu untersuchen. Bei den schwierigen Schichtungsverhältnissen und den mannigfachen Einflüssen, die von außen auf die Sprache der Insel zur Geltung gekommen sind, ist das zweifellos die sicherste Methode, die vielen Rätsel des sardischen Wortschatzes einer Lösung entgegenzuführen. Die im Anhang beigegebenen 15 Sprachkarten bilden mit ihren 75 Aufnahmeorten eine beachtenswerte Ergänzung zum italienischen Sprachatlas, in dem Sardinien nur mit 20 Punkten vertreten ist. Das wertvolle Buch liefert eine Fülle neuer Erkenntnisse, die nicht nur die Sprache, sondern auch die ganzen Kulturverhältnisse dieser konservativen Mittelmeerinsel betreffen.] G. R.

Iberoromanisch.

Revista de filología español. Director: R. Menéndez Pidal. XVII, cuad. 1°. Enero-Marzo 1930 [J. Brüch, L'évolution de l'*e* devant les consonnes en espagnol. — P. Bucceta, Algunas notas históricas al prólogo del 'Cauallero Zifar'. — Miscelánea: L. Spitzer, '¡Volaverunt!'. — H. Seris, 'Alegrar la sangre'. — E. Garcia Gómez, Una olvidada nota de Mehren sobre 'La Araucana'. — Notas bibliográficas. — Noticias]. — XVII, cuad. 2°. 1930 [K. Baruch, El judeoespañol de Bosnia. — J. G. Fucilla, Las imitaciones italianas de Lomas Cantoral. — Miscelánea. — Notas bibliográficas. — Bibliografía. — Noticias].

Butlleti de Dialectología catalana. XVIII, fasc. 2, Abril—Juny 1930 [J. Amades, Astronomía i meteorología populars. — Miscellània. — Bibliografía]. — Fasc. 3,

Digitized by Google

Juliol—Setembre 1930 [P. Aebischer, Le catalan *turó* et les dérivés romans du mot prélatin *taurus. (Will katal. *turó*, südfranz. *turral*, *turrot*, *turro*, *turoun*, südital. *tuoro* usw. 'Erdhügel, Erdscholle' von einem vorrömischen Stamm *taurus ableiten. Vergißt aber, daß wenigstens die italienische Form nach ihrer lautlichen Beschaffenheit doch nur tŏrus fortsetzen kann, das schon im Lateinischen in der Bedeutung 'Erhöhung' belegt ist. Dagegen spricht auch nicht die Form taurus, die neben häufigerem torus in den mittelalterlichen Urkunden begegnet, da sie wohl nur als latinisierende Schreibung zu werten ist.) — J. Amades, Astronomía i meteorología populars. — Miscellània. — Crònica]. — Fasc. 4, Octubre—Desembre 1930 [O. Klesper, Beiträge zur Syntax altkatalanischer Konjunktionen. — Miscellània. — Crònica].

W. Meyer-Lübke, 'Esse' mit dem to-Partizipium und Verwandtes im Altspanischen und im Altportugiesischen. S.-A. aus Miscelânea de estudios em honra de D. Carolina Michaëlis de Vasconcellos, Coimbra 1930. [Untersucht die Bedeutung der durch *esse* mit dem Part. Perf. gebildeten Konstruktionen in ihren verschiedenen Anwendungen und zeigt, daß auch dort, wo nach der deutschen Übersetzung mit werden ein passiver Ausdruck vorzuliegen scheint, für das romanische Sprachempfinden doch der Zustand das grundlegende Element ist.]

Estudios eruditos, in memoriam de Adolfo Bonilla y San Martín (1875—1926). Con un prólogo de Jacinto Benavente. Publícalos la Facultad de Filosofía y letras de la Universidad Central en homenaje a su ilustre Ex-decano. Tomo II. Madrid 1930. 757 S. [Vgl. zum ersten Band dieser monumentalen Festschrift Archiv 155, 298; auch der zweite Band soll besonders besprochen werden.]

A. Griera, Tríptic. La naixença, les esposalles, la mort. S.-A. aus Butlletí de dialectología catalana vol. XVII, Barcelona 1929. S. 79—135. [Bespricht unter vielen folkloristischen Hinweisen den katalanischen Wortschatz, der sich an die Trilogie des Lebens knüpft.]

Ludwig Pfandl, Johanna die Wahnsinnige. Ihr Leben, ihre Zeit, ihre Schuld. Mit acht Bildern. Freiburg i. Br., Herder & Co., 1930. 191 S.

Hans Chmeliček, Die Gerundialumschreibung im Altspanischen zum Ausdruck von Aktionsarten. (Hamburger Studium zu Volkstum und Kultur der Romanen, Heft 5.) Hamburg, Seminar für romanische Sprachen und Kultur, 1930. 102 S. 7,50 M.

Kr. Nyrop, Portugisiske Ord i Dansk. S.-A. aus der Festschrift für O. Jespersen. 6 S.

Harri Meier, Beiträge zur sprachlichen Gliederung der Pyrenäenhalbinsel und ihrer historischen Begründung. (Hamburger Studien zu Volkstum und Kultur der Romanen, Heft 3.) Hamburg, Friedrichsen, de Gruyter & Co. m. b. H., 1930. 120 S. 9 M. [Wird ausführlicher besprochen.]

Antoni Alcover y Fr. de B. Moll, Diccionari català-valencià-balear. Fasc. 15. Palma de Mallorca, 1930. [Mit dieser Lieferung hat der 1. Band dieses wichtigen Wörterbuches seinen Abschluß gefunden. Er reicht bis zum Worte *arquivolta* und umfaßt bis hierher nicht weniger als 15732 Stichwörter!]

F. Melsheimer u. A. Rohlfing, Spanische Sprachlehre. Zum Gebrauch in höheren Schulen und Fachkursen sowie zum Selbstunterricht. Essen, G. D. Baedeker, 1930. 200 S. 4 M. [Zuverlässig und praktisch angelegt. Zu empfehlen.]

T. Navarro Tomás, El idioma español en el Cine parlante. Madrid 1930. 95 S. [Bespricht die Ausspracheprobleme, die durch das Auftreten amerikanospanischer Tonfilme aufgeworfen werden.]

Wilh. Giese, Portugiesische Waffenterminologie. S.-A. aus der Festschrift für D. Carolina Michaëlis de Vasconcellos. Coimbra 1930. 14 S.

Los libros de los Macabeos. Auf Grund der von †Leo Wiese nach dem Cod. I-j-6 des Escorial angefertigten Kopie herausgegeben von Theodor

Digitized by Google

Heinermann. S.-A. aus den Spanischen Forschungen der Görresgesellschaft. Gesammelte Aufsätze. Band II, S. 300—360 [Begrüßenswerter Beitrag zur Kenntnis der altspanischen Bibeln, der auf die Sprachverhältnisse des 13. Jahrhunderts in manchen Punkten neues Licht wirft. Vgl. z. B. relatives *donde* in *enuió cartas dond la tenor era desta guisa; fiera cosa*, das zur Verstärkung von Adjektiven dient: *mui grand huest fiera cosa = exercitum magnum valde* und für die Erklärung von bearnes. *hęro praube* 'sehr arm' den Schlüssel abgibt; *de buena miente* = 'libenter'.]

Amor y Obligación. Ein ungedrucktes Jugendwerk von Antonio de Solís y Rivadeneyra. Hg. von W. Fischer und R. Ruppert y Ujaravi. Mit einem Faksimile. (Gießener Beiträge zur Roman. Philologie. VI. Zusatzheft.) Gießen, Selbstverlag des Roman. Seminars, 1929. 95 S. 3,75 M. [Erstmaliger Abdruck des 2599 Verse umfassenden, bisher für verschollen gehaltenen Lustspiels, das sich als schwächliche Nachahmung der Calderón-Schule (geschrieben 1627) erweist. Als Grundlage für die Textgestaltuug wurde die Handschrift A — Biblioteca Nacional Sign. 16860 — gewählt. Häufige Fußnoten geben die Möglichkeit, den Text mit den Varianten der offenbar etwas jüngeren Handschrift B zu vergleichen.]

Walther Pabst, Góngoras Schöpfung in seinen Dichtungen Polifemo und Soledades. Extrait de la Revue Hispanique, tome LXXX. New York, Paris, 1930. 229 S. [Wird besonders besprochen.] G. R.

Balkanromanisch.

A. Rosetti, Cercetări asupra graiului romînilor din Albania. Cu 28 de figuri în text. S.-A. aus Grai și suflet. București 1930. 88 S. [Gibt an der Hand von etwa 350 Wörtern und Mustersätzen einen Überblick über die Sprache der rumänischen Hirtenstämme Albaniens. Gut gelungene Abbildungen und Mitteilungen über das Sennereiwesen und die Hirtenwanderungen ergänzen die Arbeit nach der sachlichen Seite.]

Kr. Sandfeld, Linguistique balkanique. Problèmes et résultats. Paris, Champion, 1930. 242 S. [Es ist sehr zu begrüßen, daß Sandfelds 1926 in dänischer Sprache erschienenes Buch 'Balkanfilologien' nun durch die französische Übersetzung weiteren Kreisen zugänglich gemacht ist. Das wichtige Buch, das nicht nur für die Stellung des Rumänischen im Kreise der übrigen Balkansprachen viele neue Gesichtspunkte eröffnet, sondern überhaupt die einzelnen Balkansprachen auf ihre gegenseitige Beeinflussung hin untersucht, soll noch besonders besprochen werden.]

W. Meyer-Lübke, Rumänisch und Romanisch. S.-A. aus Academia Română, Memoriile secțiunii literare. Seria III, tomul V. 1930. 36 S. [Untersucht von hoher Warte aus mit dem für den Verfasser charakteristischen Blick für die großen Zusammenhänge die Frage, ob das Rumänische wirklich eine romanische Sprache ist. Stellt fest, daß an dem romanischen Charakter dieser Sprache nicht zu zweifeln ist, ja, daß sogar das Rumänische — wenn man von den Einflüssen der umgebenden Sprachen absieht — die typisch romanischen Züge in vielen Punkten reiner bewahrt hat als die anderen romanischen Sprachen. — Eine kleine Bemerkung: Ist die Umgestaltung der betonten Vokale durch folgendes *a* — *neŋru* aber *neagră* — wirklich ausschließlich rumänisch (S. 2)? Auch in den Abruzzen treffen wir eine ganz ähnliche Erscheinung, vgl. etwa in Caramanico *vĭduwə* < *vĭduus* aber *viadəra* < *vĭdua*, *niid* < *nidus* aber *niatərə* < *nidora*, vgl. Beiheft 5 zur Zeitschr. f. rom. Phil. S. 92.] G. R.

Digitized by Google

Zur Wielandsage.

Von A. Haggerty Krappe (Boston).

II.

Wielands Ahnen.

Es ist eine bekannte Tatsache, die jedem vertraut ist, der sich je mit der mittelalterlichen Literatur abgegeben, daß in den großen Sagenkreisen die Ahnherrn im allgemeinen jünger sind als ihre Söhne, Enkel und Urenkel: Garin de Montglane ist jünger als Guillaume d'Orange, Karls des Großen epischer Vater und Großvater sind jünger als Karl, und der berühmte Streit der beiden alten Herren, des Vaters Rodrigos mit dem Vater Ximenas, ist jüngeren Datums als die Waffentaten des Cid. Die sogenannte zyklische Tendenz entspringt einfach dem Wunsche der Fahrenden, die Wißbegier ihres Publikums zu befriedigen, das über die Jugendtaten und die Vorfahren seiner Lieblingshelden unterrichtet sein will. Diese zyklische Tendenz beschränkt sich übrigens durchaus nicht auf die Hauptheldeu; auch Charaktere zweiten Ranges wurden ihr unterworfen, und im französischen und französisch-italienischen Epos bekommt sogar der Verräter Ganelon seine Vor- und Nachfahren, die naturgemäß auch Verräter sind. In der Erfindung dieser neuen Materie gingen die Dichter so zu Werke, daß sie entweder alte Motive der vorhandenen Epen neu verwendeten — oft genug sie förmlich zu Tode hetzten — oder aber zwei ursprünglich einander ganz fremde Epen zusammenschweißten. Hiervon Beispiele zu geben, erübrigt sich, da dieselben in Masse vorliegen und jedem Leser sogleich gegenwärtig sein werden. Es bedarf daher keiner weiteren Ausführungen, daß auch Wieland der Schmied epische Vorfahren hat. Was dabei berechtigterweise auffällt, ist nur, daß an der Spitze seiner Ahnenreihe kein Mann, sondern eine Frau steht, die Meerfrau Wachtild, mit der verglichen der Ahnherr, König Vilkinus, der mit ihr das Geschlecht in freier Liebe erzeugt hat, nur eine untergeordnete Rolle spielt.

Dazu kommt noch ein weiteres Moment. Wachtild ist nicht Wielands Mutter, sondern seine Großmutter, ein Umstand, der den künstlichen Charakter des Stammbaums noch mehr hervorzuheben geneigt ist. Wielands Vater ist Wate, wie Müllenhoff seinerzeit gezeigt hat[1], ein germanischer Wasserriese, dessen Dasein die Erscheinungen von Flut und Ebbe an der deutschen und englischen Nordseeküste erklären sollte. Auch Wilhelm Mannhardt hatte dieses Ergebnis nicht zu erschüttern vermocht[2]. Da es nun

[1] 'Zeitschrift für deutsches Altertum' VI (1848), p. 62 ff.
[2] 'Zeitschrift für deutsche Mythologie' II, 296 ff.

N. 3. R. S. 59. Jahrg. 1931

Digitized by Google

aber vielfach zur Mode geworden ist, den Forschungsresultaten Karl Müllenhoffs skeptisch gegenüberzustehen (zumeist ohne weitere Gründe als gewisse Mängel in Müllenhoffs Forschungsmethode), so habe ich vor kurzem die Untersuchung wieder aufgenommen und bin dabei zu dem Schluß gekommen, daß Wate Parallelfiguren besitzt in dem Bran der keltischen und dem Orion der griechischen Mythologie, von denen der erstere die Gezeiten in der Irischen See, der letztere die im griechischen Inselmeere ätiologisch erklärte[3]. Eine weitere Übereinstimmung ergibt sich aus der hübschen Szene der Þiðreks Saga[4], in welcher Wate seinen jungen Sohn über das Wasser trägt, und die in der griechischen Sage von Orion, der in ähnlicher Weise den Kedalion auf seinen Schultern trägt, ihre genaue Entsprechung findet[5]. Diese überraschende Übereinstimmung ist natürlich nicht in irgendwelcher Entlehnung zu suchen, und noch unangebrachter wäre es, hier von arischem Gemeingute reden zu wollen — Orion gehört allem Anschein nach der vorarischen Schicht des Hellenenvolkes an. Es handelt sich vielmehr um zwei unabhängige Parallelentwicklungen aus gemeinsamer Wurzel, die, soweit die griechische Mythologie in Betracht kommt, seit den Tagen Hermann Useners bekannt ist, nämlich den Mythus von dem watenden Gott (oder Riesen), der den Frühlings- oder Wachstumsgott auf seinen Schultern über das Meer bringt[6]. Es war der Hauptzweck meiner Untersuchung, die Ergebnisse Useners für die germanische Mythologie voll auszuwerten, woran Müllenhoff seinerzeit nicht gedacht hatte und nicht denken konnte, da Useners Forschungen noch ausstanden. Es ergibt sich aus dem eben Gesagten, daß der Jüngling, den Wate über das Wasser trägt, ursprünglich nicht Wieland, sondern ein germanischer, dem griechischen Dionysos entsprechender Wachstumsgott war, wie es der junge Aurwandil der Edda noch ist. Die bekannte Szene der Þiðreks Saga verwertet also sehr altes Sagengut, das sie aber völlig umdeutet, indem sie aus dem alten Wachstumsgott den Sohn des Wasserriesen und den Schmied Wieland macht. Natürlich ist diese Umdeutung nicht dem Sagaschreiber beizumessen, der sie vielmehr sicher schon in seiner deutschen Quelle fand.

Nun erhebt sich die weitere Frage: Gesetzt (wie es in der Tat wahrscheinlich ist), man hatte den ursprünglichen Charakter des auf den Schultern des Riesen sitzenden Wachstumsgottes vergessen, warum machte man ihn ausgerechnet zu einem Schmiede?

[3] 'Etudes de mythologie et de folklore germaniques', Paris, Leroux, 1928, p. 79 ff.
[4] Ed. Unger, Kap. LVIII; ed. Bertelsen, I, p. 75.
[5] 'Etudes', p. 83 ff.
[6] H. Usener, 'Die Sintfluthsagen', Bonn 1899, p. 187 f.

Digitized by Google

Die Frage ist um so dringender, als auch in der griechischen Mythologie Orion den Kedalion trägt, der ausdrücklich als einer der Gehilfen der Hephaistos oder gar als dessen Lehrmeister bezeichnet wird und den der Riese aus der Schmiedewerkstatt des Gottes zu Lemnos entführt. Dieser ganz überraschende Parallelismus zwischen Wieland und Kedalion ist denn auch dem schwedischen Forscher Hendrik Schück nicht entgangen; doch bemerkte er nicht den ebenso überraschenden zwischen Wate und Orion[7]. Bei einer solchen weitgehenden Übereinstimmung von Zufall reden zu wollen, geht wahrlich nicht an, um so weniger, als die Lösung schon vor Jahren von dem französischen Arabisten und ausgezeichneten Gelehrten, dem jüngst verstorbenen René Basset, gefunden worden[8].

René Basset ging von der sonderbaren Fabel vom Blinden und Lahmen aus, über deren ägäische Herkunft kein Zweifel obwalten kann und die (was Basset unbekannt war) in Rußland noch viel volkstümlicher ist als im Abendlande[9]. Wie der französische Gelehrte zeigte, hat diese Fabel ihre Wurzel nicht in der trüben Wirklichkeit, wo, wie der Dichter sich ausdrückt:

Von ungefähr mußt' einen Blinden
Ein Lahmer auf der Straße finden,

sondern in alten Abbildungen des Wasserriesen, der den jungen Wachstumsgott auf seinen Schultern trägt und deren ursprüngliche Bedeutung man vergessen hatte. Man machte also kurzerhand aus dem Riesen einen Blinden (wobei die homerische Polyphemossage mitgespielt haben mag), aus dem getragenen Jüngling seinen Lazarillo; das führte dann zu der weiteren Erzählung, wie Orion (der Riese) sein Augenlicht eingebüßt hatte, während der Fabel damit gedient war, die Vorteile einer solchen Symbiose herauszustreichen. Da nun aus Gründen, auf die ich hier nicht weiter eingehen will[10], der Schmied der griechischen wie der germanischen Welt lahm gedacht wurde, so war der weitere Schluß nicht fernliegend, der von dem Riesen getragene Lahme sei eben auch ein Schmied, und so wurde in der griechischen Sage der ehemalige Wachstumsgott zu Kedalion, dem Gehilfen oder Lehrer des Hephaistos, während in der germanischen man ihn zu Wieland, dem berühmtesten aller germanischen Schmiede, machte und hinzufügen mußte, um das jugendliche Alter des Wachstumsgottes zu erklären, die Episode

[7] 'Arkiv för nordisk filologi' IX (1893), p. 110.

[8] 'Revue des traditions populaires' IV, 616 ff.

[9] Vgl. August von Löwis of Menar, 'Die Brünhildsage in Rußland', Leipzig 1923 ('Palaestra' CXLII).

[10] Ich bin darauf kurz zurückgekommen in meinem Buche 'The Science of Folk-Lore', London, Methuen, 1930, p. 304.

Digitized by Google

habe in Wielands Jugend stattgefunden, woraus sich dann die weitere Folgerung ergab, Wate sei sein Vater gewesen. Als man zuletzt noch das ursprüngliche Motiv von der Lahmheit der Schmiede vergessen hatte, machte man die Geschichte zu einer einmaligen Episode, wie wir sie in der Þiðreks Saga finden: Wate trägt seinen jungen Sohn über ein tiefes Wasser, in dem der letztere unweigerlich ertrunken wäre. So erklärt sich die Verbindung Wielands mit Wate, eine Verbindung, die, wie die Alliteration beweist, durchaus nicht jungen Datums ist. Doch ändert ihr relatives Alter nichts an ihrem sekundären Charakter, wie ich ihn soeben dargelegt habe.

Nun könnte man die Frage nach der Ahnfrau Wielands, der Meerfrau Wachtild, damit einfach als erledigt erklären: als Mutter Wates gehörte sie aller Wahrscheinlichkeit nach von Anfang an in den Sagenkreis dieses Helden, und ihre Verbindung mit Wieland ist daher rein äußerlich. Das könnte richtig sein; da aber diese Verbindung nicht gerade jungen Datums ist — die mittelhochdeutsche Rabenschlacht und das Chronicum imperatorum et pontificum bavaricum[11] setzen sie als bekannt voraus —, so ist eine Erörterung der Frage in Verbindung mit der Wielandsage wohl am Platze.

Die Þiðreks Saga berichtet ausführlich, was es mit dieser Meerfrau auf sich hatte: Als der König Vilkinus einstmals auf einer Heerfahrt í Austrveg allein ans Land ging, traf er im Walde eine soekona und vereinigte sich mit ihr. Sie hält auf der Heimfahrt sein Schiff fest[12], und er lädt sie in sein Land, wo sie ihm einen Sohn gebiert von riesigem Wuchs, eben unseren Wate. Danach verschwindet sie.

Diese Geschichte gehört, wie man leicht erkennt, in den großen Kreis der Sagen von der gestörten Mahrtenehe[13], obgleich von einem Tapu und seiner Verletzung durch den Gatten in unserem Texte keine Rede ist: das Verschwinden der Meerfrau ist ganz unmotiviert. Daß die Begegnung des Königs mit ihr í Austrveg erfolgt, nimmt nicht wunder: Rußland war nämlich für die mittelalterlichen Sagamänner halb Märchenland. Mit ihrem Sohn Wate verbindet sie nach ihrem Verschwinden nichts; nie hören wir, daß der Wasserriese sie je in ihrem Element aufgesucht (was

[11] 'M. G. H. S. S.' XXIV, 221; vgl. auch R. Much in 'Abhandlungen zur germanischen Philologie', Festgabe für Richard Heinzel, Halle 1898, p. 239 f.

[12] Über dieses Märchenmotiv vgl. L. Laistner, 'Zeitschrift für deutsches Altertum' XXIX, 456 f.

[13] F. Panzer, 'Die gestörte Mahrtenehe' in 'Bibliothek d. Literarischen Vereins in Stuttgart' CCXXVII (Tübingen 1902), p. LXXII ff.; E. S. Hartland, 'The Science of Fairy Tales', London 1891, p. 255 ff.; J. A. MacCulloch, 'The Childhood of Fiction', London 1905, p. 342 ff.; H. Holmström, Studier över Svanjungfrumotivet i Volundarquida och annorstädes, Malmö 1919.

Digitized by Google

ihm doch ein leichtes gewesen wäre) oder daß sie sich je um sein Wohlergehen gekümmert. Auch mit ihrem Enkel Wieland hat sie keinerlei Verbindung, obschon auch dieser dem Meeresstrande nahe genug weilte. Höchst sonderbarerweise hören wir wieder von ihr in Verbindung mit dem Schicksal ihres Urenkels, des Helden Wittich, Wielands Sohn.

Die Umstände, wie sie in der Rabenschlacht erzählt werden, sind bekannt genug. Wittich, der unter den Fahnen Ermanarichs kämpft, erschlägt in der Notwehr Etzels junge Söhne und deren Waffenmeister, den alten Elsan. Von Dietrich verfolgt, eilt er in wilder Flucht dem Meere zu. Da kommt seine Ahnfrau und nimmt ihn samt dem Roß auf den Grund des Meeres. Der Verfolger reitet bis zum Sattelbogen in das Meer nach; er muß umkehren und wartet vergebens auf die Wiederkehr Wittichs[14].

Eine Untersuchung dieser Sage oder dieses Sagenkomplexes muß mit einer Analyse des Typs von der gestörten Mahrtenehe ansetzen. Das Schema aller dieser Sagen ist verhältnismäßig einfach, fast einförmig. Der Held überrascht ein Mädchen überirdischer Abkunft und nimmt es zur Ehe. Das Mädchen folgt ihm willig, macht ihn jedoch darauf aufmerksam, daß ihr Eheglück von seiner gewissenhaften Innehaltung eines gewissen Tapus abhänge, dessen Inhalt natürlich in den vielen Fassungen ganz verschieden ist. Zumeist nach der Geburt eines Kindes (zuweilen auch nach der mehrerer Kinder) verletzt der Gatte das Tapu, aus Unachtsamkeit oder Neugier, und die Frau verschwindet auf Nimmerwiedersehen. Variationen von untergeordneter Bedeutung sind gewöhnlich; mitunter ist die Überraschung nur eine Sache der Form, zum wenigsten von seiten der Frau, welche die kleine Komödie im voraus ins Werk gesetzt hat, ein Zug, der etwas modern anmutet, nichtsdestoweniger aber in der Sagaepisode vorzuliegen scheint. Mitunter stehen dem liebenden Gatten zwei Tapus zur Verfügung, die er ungestraft verletzen kann; nur die Übertretung des dritten wird verhängnisvoll, usw. Wichtiger sind andere, einschneidendere Variationen, die zur Unterscheidung gewisser Untertypen führen. Ein solcher ist der von den Schwanjungfrauen, in dem die Verletzung des Tapus durch eine andere Motivierung ersetzt ist: die Frau findet ihr Zaubergewand wieder, legt es an und sucht in ihrer wiedergewonnenen ursprünglichen Gestalt das Weite. Der trauernde Gatte sucht sie nach unsäglicher Mühsal in ihrem Feenreiche auf und überzeugt sie dadurch von der — für die Menschheit ziemlich schmeichelhaften — Wahrheit, daß zuweilen irdische Liebe der himmlischen

[14] Ich brauche hier wohl kaum auf Ludwig Uhlands meisterhafte Zusammenfassung der Sage hinzuweisen; vgl. seine 'Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage' I, 55.

Digitized by Google

gleichkommt. So wird die Wiedervereinigung des Paares ermöglicht. Zuweilen tritt an die Stelle der Verletzung eines Tapus irgendeine unbedachtsame Tat des Ehemannes, der mit seinem irdischen Verstande irgendeine Handlung seiner übernatürlichen Frau nicht verstehen kann, deswegen plump eingreift und sie dadurch aufs höchste verletzt, so daß sie, ohne Scheidungsklage einzureichen, sich auf und davon macht. Zu dieser Gruppe gehört bekanntlich die Sage von Peleus und Thetys. Zuweilen ist das Motiv von der Verletzung eines Tapus vollends verflacht und läuft auf eine einfache Mißhandlung der Frau seitens ihres Ehemannes hinaus. Kurzum, innerhalb des Rahmens ist den Erzählern ein recht großer Spielraum gelassen, den sie denn auch nach Kräften ausgenutzt haben. Ich brauche hier nicht weiter darauf einzugehen.

Die Kinder, die aus dieser sonderbaren Ehe hervorgehen, spielen im allgemeinen eine durchaus untergeordnete Rolle; die Haupthandlung vollzieht sich immer zwischen dem irdischen Mann und seiner überirdischen Frau. Mitunter sind überhaupt keine Kinder vorhanden oder werden nur leichthin erwähnt. Andernfalls läßt die Frau bei ihrem Abschiede sie ihrem Mann oder nimmt sie mit sich. Zuweilen findet sogar eine recht modern anmutende equitable Teilung statt, dergestalt, daß die Frau das eine mit sich nimmt, während sie das andere dem trauernden Gatten zum Trost zurückläßt. Fälle, in denen ein Kind des Ehepaares ein mächtiger Held wird, an dessen Schicksal die Mutter auch nach der Scheidung das größte Interesse nimmt, während des Ehemannes und Vaters nicht weiter Erwähnung getan wird, stehen ganz vereinzelt da und sind daher sicherlich sekundär, spätere Abzeigungen aus dem Haupttypus, verdienen aber gerade deswegen unsere besondere Aufmerksamkeit. Das klassische Beispiel ist natürlich die griechische Achillessage.

Es ist von vornherein klar, daß die Erzählung von Wittich und seiner rettenden Ahnfrau dem eben erwähnten Untertyp nachgebildet worden ist. Feen und Wasserfrauen, die sich um Urenkel kümmern, kommen höchstens in Ortssagen vor (ich erinnere an die 'Weiße Frau' deutscher und tschechischer, die 'Banshee' irischer Sagen). Im Märchen und in der Heldendichtung erstreckt sich ihr Interesse nur auf den Sohn. Es fragt sich nur, ob sich noch andere Fassungen unserer Sage nachweisen lassen, d. h. Sagen, in denen sich die Hauptbegebenheiten annähernd so abspielen wie in der Rabenschlacht, nur daß die Wasserfrau die Mutter, nicht die Urgroßmutter des Helden ist. Ich beginne mit einer von Gottfried von Auxerre um die Mitte des 12. Jahrhunderts aufgezeichneten sizilianischen Sage, die dem Leser die Abzweigung aus dem Haupttyp und den all-

Digitized by Google

mählichen Übergang vom Haupt- zum Untertyp klarmachen wird, und gebe sie hier mit den Worten Thomas Keightleys wieder[15]:

In the reign of Roger, king of Sicily, a young man happening to be bathing in the sea late in the evening, perceived that something was following him. Supposing it to be one of his companions, he caught it by the hair, and dragged it on shore. But finding it to be a maiden of great beauty and of most perfect form, he threw his cloak about her, and took her home, where she continued with him till they had a son. There was one thing however which greatly grieved him, which was the reflection that so beautiful a form should be dumb, for he had never heard her speak. One day he was reproached by one of his companions, who said that it was a spectre, and not a real woman, that he had at home, and being both angry and terrified, he laid his hand on the hilt of his sword, and urged her with vehemence to tell him who or what she was, threatening, if she did not do so, to kill the child before her eyes. The spirit only saying, that he had lost a good wife in forcing her to speak, instantly vanished, leaving her son behind. A few years after, as the boy was playing on the sea-shore with his companions, the spirit, his mother, dragged him into the sea, where he was drowned.

Diese Erzählung unterscheidet sich also noch wenig von dem Haupttypus: die Mutter nimmt ihren Sohn nicht sogleich mit, sondern holt ihn sich etwas später nach. Der Zug des 'Ertrinkens' ist natürlich dem Rationalismus des Erzählers zuzuschreiben. Weit wichtiger ist eine von Walter Map aufgezeichnete walisische Sage, von der ich hier einen Auszug des lateinischen Originals gebe[16]:

Aliud non miraculum sed portentum nobis Walenses referunt. Wastinum Wastiniauc secus stagnum Brekeniauc, quod in circuitu duo miliaria tenet, mansisse aiunt et vidisse per tres claras a luna noctes choreas feminarum in campo auene sue, et secutum eum eas fuisse donec in aqua stagni submergerentur, unam tamen quarta vice retinuisse ... que et consensit et nupsit ei, et prima uerba sua hec ad uirum suum, 'Libens tibi seruiam, et tota obediam deuocione usque in diem illum quo prosilire volens ad clamores ultra Lenem me freno tuo percusseris'. Est autem Lenem aqua uricina stagno. Quod et factum est; post plurime prolis susceptionem ab eo freno percussa est, et in reditu suo inuentam eam fugientem cum prole insecutus est, et vix unum ex filiis suis arripuit, nomine Triunein Nagelauc.

Die Geschichte fährt dann fort, von diesem Triunein, dem Sohne der Wasserfrau, zu erzählen, und wie er in einen Krieg mit dem Gefolge des Fürsten Brychan von Brycheiniog, dessen Regierung in die erste Hälfte des 5. Jahrhunderts angesetzt wird, verwickelt ward. Die Schlacht endete unglücklich für ihn, und Walter Map fügt den folgenden Satz hinzu, um sein Verschwinden zu erklären:

---

[15] Thomas Keightley, 'The Fairy Mythology', London 1851, p. 450; Bourgain, 'La Chaire française au XIIe siècle', Paris 1879, p. 323.

[16] 'De nugis curialium', distinctio II, cap. 11; ed. Montague Rhodes James, Oxford 1914, p. 72 ff. ('Anecdota Oxoniensia' XIV).

Digitized by Google

Quod autem aiunt Triunein a matre sua seruatum, et cum ipsa in lacu illo uiuere unde supra mencio est, imo et mendacium puto, quod de non inuento fingi potuit error huiusmodi.

Der betreffende See, walisisch Llyn Lefni, und die ganze Gegend sind sagenumwoben, wie auch schon aus einer Stelle des Giraldus Cambrensis hervorgeht[17], und es unterliegt keinem Zweifel, daß Walter Map nur eine walisische Ortssage wiedergibt. Hier kommt es zunächst darauf an, hervorzuheben, daß der walisische Held Triunein wie der gotische Wittich nach verlorener Schlacht von seiner Mutter seinen Verfolgern entzogen wird und in ihr unterseeisches Reich eingeht. Aus dieser keltischen Parallele ergibt sich der Schluß, der unsere oben angedeutete Vermutung bestätigt, nämlich daß in der ursprünglichen Fassung die Wasserfrau Wittichs Mutter, nicht aber seine Urgroßmutter war. Damit aber wird die Rolle der Wachtild selbst zu einem blinden Motiv; denn im günstigsten Falle dient sie nur dazu, die riesischen Eigenschaften ihres Sohnes Wate zu erklären, die angesichts Wates ursprünglicher Natur als Elementargeist überhaupt keiner Erklärung bedurften. Wachtild verdankt also ihr Dasein nur der genealogischen Tendenz und dem Euhemerismus, die aus Wate einen sterblichen Menschen und einen nordischen Königssohn machten. Es erhebt sich nur die Frage, wie der unbekannte Kompilator dazu gekommen, dabei das Thema der gestörten Mahrtenehe zu verwerten. Auch diese Frage ist an der Hand der keltischen Parallele leicht zu beantworten. Die Wasserfrau war ursprünglich die Gemahlin (oder Geliebte — auf den Trauschein kommt hier nicht viel an!) nicht des Königs Vilkinus, sondern Wielands. Wir müssen also den Spieß geradezu umkehren: Wachtild ist nicht aus der Watesage in die Wielandsage gelangt, sondern aus der Wielandsage in die Watesage. Das bedarf aber weiterer Ausführungen.

Um die bisher gewonnenen Ergebnisse zur Orientierung des Lesers nochmals zusammenzufassen: Die Verbindung Wielands mit Wate ist sekundär, wie schon Müllenhoff gesehen hatte, als er Wieland den 'angeblichen' Sohn Wates nannte[18]. Sie ist dadurch zustande gekommen, daß man den von dem Wasserriesen getragenen Wachstumsgott erst als 'Lahmen', dann als 'Schmied' auffaßte und diesen Schmied mit dem berühmten Wieland identifizierte. Wates Mutter ist eine verhältnismäßig junge Erfindung und aus euhemeristischen Tendenzen erwachsen. Die rettende Wasserfrau der Wittichsage war ursprünglich nicht die Urgroßmutter, sondern die Mutter dieses Helden.

[17] Sir John Rhŷs, 'Celtic Folklore Welsh and Manx', Oxford 1901, I, 72.
[18] 'Zeitschrift für deutsches Altertum' VI, 67.

Digitized by Google

III.

Wieland und die Schwanjungfrau.

Der soeben gezogene Schluß, daß nämlich die Wasserfrau der Wittichsage ursprünglich Wittichs Mutter und Wielands Frau gewesen, würde als reiner Analogieschluß das Bedenken aller Forscher erwecken, besäßen wir zufällig nur den Text der Þiðreks Saga, in der Wittichs Mutter keine Wasserfrau, überhaupt kein überirdisches Wesen ist, sondern die prosaische Tochter eines klassischen Tyrannen (heute würden wir ihn 'Diktator' nennen), an der Wieland in höchst unchristlicher Weise Notzucht verübt, um sich an dem alten Herrn zu rächen. Nun besitzen wir aber zum Glück ein Eddalied, die bekannte und berühmte Vǫlundarqviða, in der Wieland in der Tat eine Mahrtenehe mit einer überirdischen Frau eingeht und von derselben verlassen wird, als sie das ihr entwendete Schwanengewand wiederfindet. Da die ganze Episode am Seegestade statthat, sind wir auch wohl berechtigt, diese Schwanenjungfrau mit der Wasserfrau des vorhergehenden Abschnitts gleichzusetzen: das feuchte Element ist ja beiden gemeinsam. Der einzige Punkt, der gegen unsere Theorie spricht, ist der sonderbare Umstand, daß diese Mahrtenehe Wielands unfruchtbar bleibt. Wielands Abenteuer mit der Schwanjungfrau hängt also in der gegenwärtigen Fassung vollkommen in der Luft, und das ist auch den Forschern nicht entgangen. So sagt Wolfgang Golther[19]:

> Wir haben also an Volunds Namen die weitverbreitete Sage von den Wassermädchen geknüpft ... Vermittels eines Ringes ist ein Zusammenhang dieser Episode mit der übrigen Sage hergestellt, aber auf sehr ungeschickte und künstliche, offenbar mißglückte Weise. Im übrigen steht die Episode sehr fremdartig in der Sage...

Rieger[20], K. Meyer[21] und Golther schlossen daraus, daß die Sage von den Schwanmädchen mit der eigentlichen Wielandsage keine Berührung habe, die Verbindung also sekundär sei, und H. Holmström schließt sich in seiner schwedischen Doktordissertation[22] derselben Meinung an. Wenn K. Meyer das Dasein zweier Wielande annimmt, deren einer der Schmied, der andere aber nur der unglückliche Gatte der Schwanjungfrau gewesen sei, so können wir diese Phantasie mit Ciceros verschiedenen Minerven und Herkulessen und mit den berühmten zwei Merlinen gewisser Forscher in die gleiche Kammer werfen. Zwei Männer waren allerdings im Spiel; von denen hieß der eine Wieland; der andere aber war der große Unbekannte und Namenlose, der in mehr als

[19] 'Germania' XXXIII (1888), p. 450.
[20] 'Germania' III, 174, Anm.
[21] 'Ibid.' XIV, 285—87.
[22] 'Op. cit.', passim.

Digitized by Google

hundert Märchenvarianten dasselbe Abenteuer hat, nämlich eine Schwanjungfrau ehelicht und von ihr verlassen wird. Die Frage ist nur die, wie man auf den sonderbar anmutenden Gedanken kam, den plumpen, schwerfälligen Schmied mit einer Schwanjungfrau zusammenzutun, zumal keine der vielen Märchenvarianten dazu auch nur den geringsten Anlaß bot. Auf diese Frage sind die Germanisten noch immer die Antwort schuldig geblieben.

Nun ist es eine eigene Sache um die Kontrastwirkungen, wie auch die allgemein menschliche Erfahrung lehrt, daß sich Ungleiches anzieht. Auch ist der alles erlösende 'sense of humour' (der deutschen Sprache geht dafür der Ausdruck ab) keineswegs eine Errungenschaft der Neuzeit noch auch der Zivilisation. Wir müssen also unseren Vorfahren die Fähigkeit zugestehen, diese Verbindung der komischen Kontrastwirkung wegen ins Werk gesetzt zu haben. Daß das Eddalied von solchem Humor keine Spur zeigt, spricht nicht gegen diese Annahme; der geschraubte Stil dieser Produkte würde dies nicht zugelassen haben. Dazu gesellt sich aber ein weiterer und, wie wir sogleich sehen werden, viel wichtigerer Faktor. Die griechische Mythologie kennt eine ganz ähnliche Verbindung des plumpen Schmiedes mit einem weiblichen Wesen ganz anderer Natur: Hephaistos und die goldlockige Aphrodite, und hier wird von dem größten aller Dichter die komische Situation voll ausgebeutet. Die betreffende Ehe ist zwar keine Mahrtenehe — für ein solches Thema war Homer zu rationalistisch — doch kaum glücklicher als eine solche, wie alle zugeben werden, die sich einer berühmten Episode der Odyssee erinnern. Bis hier könnte man also einer Parallelentwicklung das Wort reden; was weiter folgt, läßt keinen anderen Schluß zu als den der Entlehnung antiken Gutes durch die Germanen. Wir müssen nämlich die Frage stellen: Warum nimmt in der Wielandsage die überirdische Frau gerade die Gestalt der Schwanjungfrau an? Die Antwort ist: Weil die antike Aphrodite von oberflächlichen Beobachtern, die mit dem Begriff der Schwanjungfrau vertraut waren, leicht als eine solche aufgefaßt werden konnte. In der folgenden Darstellung schließe ich mich zumeist einer Arbeit Leopold von Schroeders an[23], von dessen eigenen Schlußfolgerungen und Theorien (er war bekanntlich ein Anhänger der 'arischen Hypothese') mir keine einzige annehmbar erscheint. Was mir dabei Mißtrauen einflößt, ist nicht die Voraussetzung einer arischen Religion, als vielmehr die Methoden, mit denen jene Schule eine solche zu erweisen versuchte.

Die griechische bildende Kunst kennt eine beträchtliche An-

[23] 'Griechische Götter und Heroen I', Berlin 1887, p. 39 ff.

Digitized by Google

zahl von Darstellungen, welche die Aphrodite als eine von einem Schwan getragene Frau zeigen[24]. Bei den römischen Dichtern erscheint dann das Schwanengespann der Venus. Mitunter ist der Schwan auch zum farblosen Begleiter, zum Attribut der Göttin herabgesunken[25]. Auf die Gründe dieser Verbindung der großen Göttin mit diesem Vogel brauche ich hier um so weniger einzugehen, als ich bereits in einer anderen Studie darauf hingewiesen habe[26]. Dazu kommt noch, daß die der Aphrodite verwandten Gestalten der Leda und der Nemesis geradezu in Schwanengestalt erscheinen. Aus solchen Darstellungen mußte, wie gesagt, ein unbefangener und mit dem Schwanjungfraumotiv vertrauter Beobachter zu dem Schluß kommen, die Göttin sei eine Schwanjungfrau mit ihrer Gefährtin oder ihren Gefährtinnen. So wurde der germanische Hephaistos mit einer Schwanjungfrau zusammengetan und trat an die Stelle des unbenannten Helden des Schwanjungfraumärchens[27]. Antiker Einfluß auf die Wielandsage wird allgemein angenommen; zu den Gleichungen Hephaistos = Wieland, Athene =Böðvild, Minos = Niðuðr, Ikaros = Eigill, Daidalos = Wieland gesellt sich nun noch Aphrodite = die Schwanjungfrau.

IV.

Wittichs Herkunft und Entrückung.

Alles dies klingt recht schön und gut, wird der geneigte Leser sagen, hilft uns aber nicht über den oben gezogenen Analogieschluß hinweg, der eben nur ein Analogieschluß ist: Wielands Ehe mit der Schwanjungfrau ist und bleibt kinderlos, und Wittich ist nicht der Sohn einer überirdischen Frau, sondern der einer Tyrannentochter, die durchaus nichts Überirdisches an sich hat. Wir müssen uns also nach Zeugnissen umsehen, die dazu angetan sind, unsern Analogieschluß zu erhärten und die Tatsache sicherzustellen, daß Wielands Mahrtenehe keine kinderlose ist und daß ihr in der Tat Wittich entsproß, ehe man ihn — aus Gründen, die wir noch erörtern müssen — zum Sohn der Tyrannentochter machte. Ein solches Zeugnis liefert uns nun

[24] Kalkmann, 'Aphrodite auf dem Schwan', in 'Jahrbuch d. Kaiserl. deutschen archäologischen Instituts' I (1886), p. 231; A. Furtwängler, 'Kleine Schriften', München 1912—13, II, 485.

[25] J. E. Harrison, 'Mythology and Monuments of Ancient Athens', London 1890, p. 214.

[26] 'The Valkyries', in 'Modern Language Review' XXI, 55 ff.

[27] Es wäre interessant, zu wissen, ob die Taubenjungfrauen des mittelhochdeutschen Gedichts Friedrich von Schwaben mit der antiken Tauben-Aphrodite zusammenhängen. Solange aber die Quelle des Gedichts nicht ermittelt ist (W. H. Schofield, 'Publ. Mod. Lang. Association' XV, 138, nimmt eine französische Quelle an), läßt man diese späte Dichtung am besten aus dem Spiel.

Digitized by Google

das schon oben erwähnte Chronicum imperatorum et pontificum bavaricum aus dem 13. Jahrhundert in dem folgenden Texte:

sed ex illusione diabolica fabulati sunt homines, hunc (Theoderik) natum ex matre belua marina fuisse. qua ipsum vocante, ipse dextrario insidens armatus ad manendum cum ea perpetuo intravit mare, et adhuc sabbatis exire ad litus et cum Witigone confligere, quem vivum introisse dicunt ad inferos et ad bellum sabbatis exire.

Die Stelle ist für die Gesinnungsart des klerikalen Verfassers, dem die germanische Heldensage und alles, was mit ihr zusammenhängt, ein Greuel ist, durchaus charakteristisch. Doch hat er, wie man schon längst gesehen hat, nur die Glocken zusammenschlagen sehen, aber nicht läuten hören. Daß Theoderik vom Teufel geholt wurde, ist richtig, und ich habe in einer vor nicht zu langer Zeit erschienenen Monographie die persische Herkunft dieser sonderbaren Sage bewiesen[28]. Von Theoderiks Abstammung von einer belua marina aber weiß die deutsche Heldensage nichts, und unser Mönch hat hier offenbar die beiden Gegner verwechselt: der ex belua marina natus ist nicht Theoderik, sondern Wittich. Daß aber für unseren Autor eine Schwanjungfrau als teuflisches Wesen gelten mußte, ergibt sich aus der im Texte klar erkennbaren Gesinnungsart; wir sind also zu dem Schlusse berechtigt, der den oben gezogenen Analogieschluß bestätigt, daß Wittichs Mutter tatsächlich die als Schwanjungfrau erscheinende Meerfrau war. Die Sage von Wittichs Geburt und Entrückung ist also eine vollkommene Parallele der walisischen Sage von Triunein.

Es stellt sich nun die Frage ein, ob wir es mit einer unabhängigen Parallelentwicklung der keltischen und der germanischen Sage zu tun haben, oder ob vielmehr eine Entlehnung keltischen Sagenguts durch die Germanen vorliegt. Schon Sir John Rhys war dieser letzteren Meinung, unterließ es jedoch, ihr eine festere Stütze zu geben, und so fand sie denn auch keine weitere Beachtung[29]. Eine Lösung der Frage ist ohne besonderes Eingehen auf die zugrunde liegenden eschatologischen Vorstellungen nicht möglich.

In der Wittichsage handelt es sich selbstverständlich nicht um ein banales Ertrinken des Helden in den Fluten der Adria: ein solcher Rationalismus lag dem alten Erzähler vollkommen fern. Der Held geht eben in das unterseeische Reich seiner Mutter ein, wo er jedenfalls ein glückliches, um nicht zu sagen paradiesisches Leben führt. Nun liegt aber die Vorstellung einer solchen

[28] 'Le Moyen Age' XXXVIII, 190—207.

[29] 'Lectures on the Origin and Growth of Religion as illustrated by Celtic Heathendom', London 1888, p. 31.

Digitized by Google

glücklichen Welt auf dem Meeresgrunde dem germanischen Fühlen und Empfinden vollkommen fern. Wo, wie in manchen Ortssagen, von dem Weiterleben der Seelen der Ertrunkenen die Rede ist, da handelt es sich immer um ein den Menschen durchaus feindliches Seeungeheuer weiblichen Geschlechts, das die armen Seelen in Töpfen gefangenhält, während in der nordischen Mythologie ein solches Wesen, mit einem ungeheuren Fangnetze bewaffnet, die Ertrinkenden zu sich herunterzieht. Daß aus solchen Vorstellungen heraus sich eine Sage wie die von Wittichs Entrückung entwickeln konnte, liegt m. E. außer dem Bereich der Möglichkeit. Dazu kommt noch, daß sie in der germanischen Helden- und Göttersage vollkommen isoliert dasteht.

Die Tatsachen liegen wesentlich anders bei den Kelten. Bei ihnen gehört der Begriff von der Tir-na-nogue, dem unterseeischen Lande ewiger Glückseligkeit, zu den Elementarvorstellungen der Eschatologie, wie man in jeder keltischen Mythologie nachlesen kann[30]. In diesem Wunschlande spielt das Ewig-Weibliche eine entsprechende Rolle, und die alten Sagen berichten, wie eine Königin der Tir-na-nogue einen irdischen Helden in ihr Reich lockt, wo ihm die Jahrhunderte wie Stunden verfließen. Aus diesem unterseeischen Reiche kommen auch die Frauen von wunderbarer Schönheit, die mit keltischen Helden hier auf Erden Mahrtenehen eingehen, wie wir dies in der oben zitierten walisischen Sage gesehen haben. Zuweilen ist das übernatürliche Wesen ein Mann, der aus dem unterseeischen Reiche kommt, um mit einer irdischen Frau Kinder zu zeugen; doch nimmt auch hier die Ehe (oder das Liebesverhältnis) immer ein tragisches Ende, infolge der Verletzung eines Tapus, nun von seiten der Frau.

Immer aber — und darauf kommt es hier an — bleiben die solchen Ehen entsprossenen Kinder in den keltischen Sagen mit ihrem überirdischen Erzeuger in geheimnisvoller Verbindung und gehen schließlich, wie Triunein und Wittich, in das unterseeische Reich ewiger Glückseligkeit ein. Ich habe über dieses höchst anziehende Thema erst vor einiger Zeit geschrieben[31] und kann mich daher hier kurz fassen.

In dem altfranzösischen Lai de Tydorel keltischer Herkunft erzeugt ein aus den geheimnisvollen Tiefen eines Sees kommender Elfenritter mit der Gemahlin eines Königs der Bretagne einen Sohn, den Helden Tydorel (bekanntlich das Urbild

[30] Vgl. meine 'Mythologie Universelle', Paris 1930, p. 233 ff.; J. A. MacCulloch, 'Celtic Mythology', Boston 1918, p. 114 ff.; Alfred Nutt and Kuno Meyer, 'The Voyage of Bran, Son of Febal, to the Land of the Living', London 1895—97.

[31] 'Modern Language Review' XXIV, 200 ff.

Digitized by Google

des mittelhochdeutschen Gralkönigs Titurel), der als der rechtmäßige Sohn des Königs gilt, auch dessen Reich erbt, aber die Eigentümlichkeit von seinem überirdischen Vater überkommen hat, völlig schlaflos zu sein. Auf die vermutliche Ursache dieser Seite seines Wesens aufmerksam gemacht, zwingt er seine Mutter, ihm die Wahrheit zu gestehen, und als er sie vernommen, sprengt er mit seinem Roß in die Fluten des Sees und geht so zu seinem überirdischen Vater ein.

In einer in Sligo aufgezeichneten irischen Sage wird erzählt, wie man die Wachen des 'Tyrannen' Mac Con am Morgen regelmäßig getötet findet. Als die Reihe an Cormac kommt, Wache zu halten, setzt derselbe ein Becken mit Wasser unter das Bett des Königs, und dieser, gewöhnlich schlaflos, fällt darauf in einen tiefen Schlaf. Dann erschlägt Cormac die erscheinenden Wassergeister, die dem Könige Gesellschaft zu leisten pflegten und mit ihm gemeinsam die Wachen töteten, und verkündet am folgenden Morgen das Geheimnis von des Königs Geburt. Als Mac Cons Mutter die Wahrheit dieser Worte bestätigt, dankt er ab und verschwindet für immer aus dem Lande; Cormac wird sein Nachfolger.

In einer zweiten irischen Erzählung, aus der Grafschaft Kerry, erzeugt ein Wesen der Tir-na-nogue mit einer Bauernfrau einen Sohn, der wie Tydorel und Mac Con schlaflos ist. Ein fahrender Schüler klärt diesen über den Sachverhalt auf, und als die Mutter den Verdacht bestätigt, verläßt der Held das väterliche Haus und springt in die See, um sich dort mit seinem Vater zu vereinen.

Zu der walisischen Sage von Triunein hätte ich leicht die Arthursage hinzufügen können: Nach der letzten großen Schlacht, einem Pyrrhussiege, wird König Arthur schwer verwundet von der Fee Morgana in das glückselige Avallon gebracht, ein Inselparadies, das hier die Stelle des altkeltischen Paradieses auf dem Meeresgrunde einnimmt, von dannen er kommen wird, die Kelten von dem angelsächsischen Joche zu erlösen. Diese Dinge sind natürlich jedem Keltisten vertraut und ließen sich leicht noch an Zahl vermehren. Die hier gebotenen Beispiele genügen aber vollauf, um darzutun, daß die Sage von Wittichs Entrückung keltischen, nicht germanischen Ursprungs ist, woraus sich der weitere Schluß ergibt, daß auch die Sage von Wittichs Geburt, d. h. das Thema von Wieland und der Schwanjungfrau unter keltischem Einfluß entstand, und damit steht es weiter fest, daß die Gleichsetzung von Aphrodite mit einer Schwanjungfrau auf keltischem Boden stattfand. Da nun dergleichen antikes Sagengut bekanntlich vor allem in Irland bis ins Mittelalter hinein fortlebte, so bestätigt unsere Untersuchung aufs glänzendste die These Alexan-

Digitized by Google

der Bugges[32], der schon lange vor mir den Kelten die Vermittlerrolle zwischen der klassischen Gräzität und dem Germanentum zuwies. Es wäre noch zu bemerken, daß der immerwährende Kampf zwischen Theoderik und Wittich, von dem das Chronicum spricht, obschon wahrscheinlich eine spätere Zutat nach älteren Vorlagen, sowohl germanische als auch keltische Parallelen hat[33], so daß, abgesehen von dem zweifelhaften Alter dieser Episode, kein weittragender Schluß aus ihrer Verbindung mit der Wittichsage gezogen werden kann.

Wie kam man dazu, Wittich zum Sohne der Böðvild zu machen? Die Antwort auf diese Frage hängt mit dem Rachemotiv der Böðvild-Episode zusammen: der von Wieland begangene Racheakt an der Tochter seines Feindes mußte Folgen haben, um die Schande des Tyrannen vollkommen zu machen. So wurde Wittich der uneheliche Sohn der Königstochter. Die Racheepisode muß daher späteren Datums sein als die Erzählung von Wieland und der Schwanjungfrau: die Edda kennt bekanntlich überhaupt keinen Sohn Wielands, ohne daß aus diesem Schweigen viel zu schließen wäre. Vielleicht war gerade der Umstand, daß infolge dieser Änderung die Verbindung zwischen Wittich und der Schwanjungfrau gebrochen war, die Hauptursache, daß man dem Ahnherrn des Geschlechts das Abenteuer mit der Meerfrau (durch einfache Verdoppelung des Schwanjungfrauthemas) zuschrieb und so aus Wittichs Mutter seine Ahne machte. Wie dem auch sei, es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Geschichte von Wieland und der Schwanjungfrau, Wittichs Geburt und Entrückung zu den ältesten Bestandteilen der Wielandsage gehört und keltischen Ursprungs ist, daher höchstwahrscheinlich in dem Irland der Wikingerzeit entstand.

---

[32] 'Arkiv för nordisk filologi' XXVI (1910), p. 33 ff.

[33] Ich habe dieses Thema eingehend abgehandelt in meinem Buche 'Balor with the Evil Eye', New York 1927, p. 132 ff. Daß das Thema von der Entrückung des aus einer Mahrtenehe entsprossenen Helden durch seine Mutter, eine Wasserfee, auch den Griechen bekannt war, erschließe ich aus der Sage von der Entrückung des Achilles nach den Inseln der Seligen durch seine Mutter Thetys; vgl. Pind. 'Ol.' II. 87: *'Αχιλλέα τ ἔνεικ, ἐπεὶ Ζηνὸς ἠτορ λιταῖς ἔπεισε, μάτηρ.*

Digitized by Google

Das Wort 'Sommerfrische'.

Von O. Stolz (Innsbruck).

Das für die heutige Redeweise unentbehrliche Wort 'Sommerfrische' für den sommerlichen Erholungsaufenthalt am Lande ist erst im Laufe des 19. Jahrhunderts in die allgemeine deutsche Umgangs- und Schriftsprache übernommen worden. Sein Ursprungsbereich liegt an der Südspitze des geschlossenen deutschen Sprachgebietes, in der Gegend von Bozen. Das haben sowohl Schmeller (Bayerisches Wörterbuch 1, S. 828) wie die Bearbeiter des Deutschen Wörterbuches von Grimm Bd. 10, S. 1526 festgestellt. Bei der großen Hitze, die zur Sommerszeit in der Tiefe des Etschtales herrscht, lag es für die Bewohner der dortigen Siedlungen nahe, sich während dieser Zeit auf die benachbarten Mittelgebirge, die das Tal bis zu tausend Meter Höhe und darüber umlagern und ebenfalls von ländlichen Siedlungen bedeckt sind, zu begeben. Dort war die Luft natürlich wesentlich kühler und reiner und der Aufenthalt sehr dazu angetan, die Menschen aus der Tiefe zu erfrischen und zu kräftigen. Da in alter Zeit längs des Etschflusses sich viel mehr Auen und Sümpfe ausbreiteten als heute, der Fluß nur ungenügend verbaut war, machten sich damals die gesundheitsschädlichen Ausdünstungen stark geltend, und den Bewohnern war daher eine zeitweilige Luftveränderung ganz besonders nötig. Die fiebergefährliche Lage von Bozen schildert — vielleicht in allzu übertriebener Weise — der Ulmer Mönch Faber in seiner Reisebeschreibung von 1483, aber auch im 16.—18. Jahrhundert werden diese Übelstände für den gesundheitlichen Zustand der Bewohner, insbesondere des Bozner Unterlandes, häufig genug hervorgehoben[1]. Jene höheren Lagen, welche man aus den angedeuteten Gründen aufsuchte, und den Aufenthalt dortselbst nannte man nun in Bozen und Umgebung 'die *Frisch*' oder '*Summerfrisch*'. Der einzige ältere schriftliche Beleg, welchen für das Aufkommen dieses Wortes Grimms Wörterbuch aus dem tirolischen Idiotikon von Schöpf S. 155 beibringt, ist die Bozner Chronik aus der Mitte des 17. Jahrhunderts (unten bei 5). Es gibt aber noch etliche andere solche Belege, auch wesentlich ältere — nämlich aus dem 16. Jahrhundert — und diese will ich im Folgenden mitteilen.

Schöpf deutet zwar a. a. O. an, daß der Ausdruck '*vrist*' bereits in der Meraner Stadtordnung des 14. Jahrhunderts (Haupt-Zeitschrift für deutsches Altertum 6, S. 423) im Sinne von Sommerfrische vorkomme, doch ist an jener Stelle meines Erachtens nur der allgemeine Sinn einer Zeitspanne anzunehmen. Ob das Wort 'Sommerfrische'

[1] Deutsche Ausgabe von Fabers Reise von Garber in Schlernschriften Bd. 6, S. 12; weitere Angaben bei Stolz, Ausbreitung des Deutschtums in Südtirol, Bd. 1, S. 193.

Digitized by Google

in dieser Zeit und im 15. Jahrhundert bereits üblich gewesen ist, muß daher dahingestellt bleiben, da es, wie gesagt, erst seit dem 16. Jahrhundert schriftlich belegt ist. Auch die — in Grimms Wörterbuch ausgesprochene — Meinung, daß Wort und Begriff aus dem Italienischen — *fresco*, frescatura — entlehnt seien, läßt sich wohl nicht bestimmt beweisen. Da das Wort 'frisch' im Alt- und Mittelhochdeutschen im allgemeinen Sinne vorhanden ist, kann es ja im geschlossenen deutschen Sprachgebiete von Bozen unmittelbar zur Bildung des besonderen Ausdruckes der 'Frisch' oder 'Sommerfrisch' geführt haben. Gegen die Herkunft aus dem Italienischen sprechen wohl auch die beiden (unten 4, 5 und 5a) angeführten Stellen, an welchen 'Sommerfrisch' dem lateinischen Wort '*Refrigeria*' gleichgesetzt wird. Von diesem führt aber wohl keine unmittelbare Entlehnung zu dem deutschen 'Frisch', sondern jenes ist nur eine lateinische Übersetznng der unmittelbar in der deutschen Sprache geschaffenen Neubildung. Einmal kommt in meinen Belegen (8) auch das Wort '*Sommerfrist*' vor. Das ist etwa keine zufällige Verschreibung für Sommerfrische, sondern diese Sprechweise ‚Frist' war neben 'Frische' in Tirol in früherer Zeit wirklich üblich. (Ich erinnere mich, daß meine Stiefgroßmutter, die aus der Familie Speckbacher stammte, nie anders als 'Sommerfrist' gesagt hat.) Heute ist aber diese Form wohl ganz abgekommen. Vom Etschland aus ist der Ausdruck 'Sommerfrische' nach Nordtirol gekommen, wo die Innsbrucker Familien ja auch schon lange sommerlichen Landaufenthalt zu nehmen pflegen. Die weitere Verbreitung des Wortes in Deutschland geht wohl auf die literarischen Schilderungen von Tirol aus der Mitte des 19. Jahrhunderts, insbesondere auf jene von Beda Weber und Ludwig Steub zurück. Jedenfalls ist sehr bemerkenswert, daß der deutsche Sprachgeist am südlichsten Rande des geschlossenen deutschen Sprachgebietes einen so anschaulichen Ausdruck geprägt und dieser von hier aus sich allgemein verbreitet hat.

Von Bozen aus war als Sommerfrischgegend am stärksten der Ritten besucht. Viele der besseren Bozner Familien bauten sich hier eigene Sommerfrischhäuser, die eigene, meist mit -egg zusammengesetzte Namen erhielten. Ein geschichtliches Verzeichnis aller dieser Sommerfrischhäuser auf dem Ritten veröffentlichte G. von Eyrl in der Zeitschrift 'Schlern' Bd. 5 (1924) S. 52 ff. Über das 16. Jahrhundert gehen aber auch die Angaben dieses Verzeichnisses nicht zurück. Daß aber die Gegend, wo die meisten Sommerfrischhäuser waren, bereits im 13. Jahrhundert den Namen 'Oberpoazen' führt, war vielleicht nicht nur durch die örtliche Lage gegeben, sondern scheint auch anzudeuten, daß diese Gegend schon sehr frühe besitzrechtlich in einer ständigen Verbindung mit der Stadt Bozen gewesen ist und eben dort solche Sommersiedlungen bestanden haben. Man beachte übrigens auch die mundartliche Schreibweise des

Digitized by Google

Namens Oberbozen in jenem Verfachbuche des Notars Jakob Haas aus dem Jahre 1237, das ja auch sonst unumstößliche Zeugnisse des ausschließlich deutschen Gepräges der Bozner Einwohnerschaft bereits zu dieser Zeit bietet[1]. So groß war die Zahl der Sommerfrischler auf dem Ritten, daß sie zu Oberbozen eine eigene Schießstandgesellschaft, deren Archiv seit dem 17. Jahrhundert erhalten ist, bildeten und Theatervorstellungen und andere gesellige Feste veranstalteten. Eine Chronik berichtet zum Jahre 1763, daß damals '43 Haushaltungen von Bozen zu Ritten gewesen sind und diese Sommerfrisch durchaus lustig zugebracht haben'. Als besondere Veranstaltungen werden erwähnt: eine Liebhabervorstellung im Stile der barocken Götterdramen, eine Mahlzeit unter aufgerichteten 'Lauberhütten', ein Ringelrennen, im Jahre 1738 anläßlich eines Sieges über die Türken 'eine verstöllte Aktion zwischen Tirkhen und Teutschen' (man beachte, daß die Österreicher hier kurzweg als Deutsche bezeichnet werden)[2].

Außer dem Ritten kamen für die Bozner als Sommerfrischorte auch noch Kastelruth und Völs, Deutsch- und Welschnofen, Jenesien und Mölten in Betracht (s. unten bei 5), Truden und Gschnon für die Neumarkter (7), Gfrill für die Salurner (8), Fennberg für die Traminer (3).

Die Belege für das Vorkommen des Wortes 'Sommerfrische' in älterer Zeit sind nun folgende:

1. 1550, Sept. 5. Kaiser Ferdinand I. erläßt als Landesfürst von Tirol folgende Verordnung: Das Mahl, das alljährlich zu Bozen am Sonntag nach Georgi bei der 'kirchweich in der pfarrkirchen zu Unser Lieben Frauen den zins- und zehentleuten von perg und telern' gegeben wird, ist aufzulassen und dafür hat der Pfarrer jährlich 75 fl. zur besseren Einhaltung der Schule zu leisten. Hiervon erhält der Präzeptor der Schule einen Teil, damit er 'sich sumerszeiten mit den knaben in der großen hitz in der nacher (Nähe) umb Bozen in ain *frisch* thun muge'. (Staatsarchiv Innsbruck Confirmationsbuch 1525—36, fol. 303.)

2. 1561, Juli 14. berichtet die oberösterreichische Regierung zu Innsbruck dem Kaiser Ferdinand: der für Eppan (bei Bozen) neu ernannte Pfarrer Schnehel möge während des Sommers noch in Innsbruck bleiben, 'auch in erwegung der großen hitz, so ietziger zeit an der Etsch vorhanden, darinnen der merer tail, so dests vermigen, sich in die *frisch* begeben'. (Stolz, Ausbreitung des Deutschtums in Südtirol Bd. 2, S. 25, Anm. 1 aus Original.)

3. Mark Sittich von Wolkenstein (aus Bozen), der um 1600 eine Landesbeschreibung von Tirol verfaßte, sagt bei Schilderung der Stadt Bozen: 'Man hat im sumber uberall, der adel, purger und wer will, die schönste gelegenhait sich in die *frisch* und auf dem *gebirg* zu begeben'. (Einzige Niederschrift Innsbruck Ferdinandeum, Ferd. Bibl. 3618, fol. 189'). Ferner bezeichnet Wolkenstein die Gegend Unterfennberg am Berge oberhalb Magreid als 'eine *feine sumberfrisch*'. (A. a. O. fol. 30; Stolz a. a. O. S. 147, A. 2.)

4. Mathias Burglechner, der ebenfalls um 1600 eine Landesbeschreibung von Tirol verfaßt hat, sagt von U. L. Frau im Wald am deutschen Stonsberg, daß dort 'in Sommerszeiten ein sehr *frischer* Ort' sei. (Stolz a. a. O. S. 289.)

5. P. Ferdinand Troyer, der um 1650 eine Chronik der Stadt Bozen schrieb, gibt

[1] Ausgabe von Voltelini im 2. Bande der Akta Tirolensia.

[2] Siehe die näheren Mitteilungen von Mittersackschmöller — auch ein echter Rittner Name — in Innerhofers 'Heimat' 1912, S. 194 und im 'Schlern' 1921, S. 22.

Digitized by Google

die Orte, welche als Sommerfrische für die Bozner vorzüglich in Betracht kamen, einzeln an: 'Die pergRiten, Jenesien, Mölten, Tisens, Nonsperg, Teitsch-und Welschnofen, Vels und Castlruth, deren guete gelegenheit und gesunden lufft die statt Bozen zur zeit der großen hitz im hochen somer in die zwo monat lang bedienet und ir *refrigeria oder frischen* haltet'. (Staatsarchiv Innsbruck Cod. 427, fol. 19.)

5a. In der Urkunde, die über die Erhebung der Pfarre Bozen zur Propstei im J. 1711 handelt, heißt es u. a.: 'Den Canomci wird vergönnt, wegen der großen Sommerhiz zwey Monate lang zu Erhaltung ihrer Gesundheit an selbst beliebigen Orthen die *Sommerfrisch oder Refrigeria* zu genüessen'. (Staatsarchiv Innsbruck Cattanea 746.)

6. 1610 wird in einem Vertrage zwischen der Pfarrgemeinde von Mölten und Terlan einer- und dem neuen Pfarrer Johann Depretis andererseits diesem gestattet, 'zur Sommerzeit einen *frischeren Ort* aufzusuchen, jedoch unter der Bedingung, daß er während seiner Abwesenheit einen Gesellpriester, welcher der deutschen Sprache gut mächtig ist, seine Stelle ersetzen lasse'. (K. Atz, Chronik von Terlan S. 85; Über das Streben der Gemeinden des deutschen Etschlandes bei dem Mangel an deutschen Geistlichen, der sich dort im 16. Jahrhundert geltend machte, dennoch die deutsche Sprache für die Seelsorge zu sichern, werde ich im 3. Bande meiner 'Ausbreitung des Deutschtums in Südtirol', der demnächst erscheinen wird, zusammenhängend handeln.

7. 1637 schreibt Christof Obermayr, Bürger von Neumarkt, südlich Bozen, der dem dortigen Kapuzinerkloster einen Hof auf Gschnon im Gebirge oberhalb Neumarkt zur Sommerfrische angeboten hatte, dem Ordensprovinzial: 'Es sei bekannt, daß Neumarkt besonders im Sommer ein ungesunder Ort sei, weshalb sich fast alle Ortsinsassen zur Erhaltung ihrer Gesundheit im Sommer *in die Frisch* retirieren'. Das sollten auch die Patres tun wegen ihrer eigenen Gesundheit und weil sie auch in der Sommerfrische gute Früchte in der Seelsorge schaffen könnten. (A. Hohenegger, Gesch. d. tirol. Kapuziner-Ordensprovinz 1, S. 90). Laut einer Ordnung des Rates von Neumarkt vom Jahre 1756 müssen die dortigen Bäcker 'auch *in die Sommerfrisch* als Truden und Gschnon wenigstens alle Erchtag und Freitag das Brot schicken und die Bostbrief mitnemben.' (Stolz, Deutschtum in Südtirol 2, 225, Anm. 5). Truden liegt auch im Gebirge östlich oberhalb Neumarkt als deutsche Grenzgemeinde.

8. Im Jahre 1689 fand zwischen zwei adeligen Grundbesitzern aus Salurn ein Prozeß wegen einer Ehrenbeleidigung statt, die sich 'in der *Sommerfrist* auf der Gfrill' ereignet hatte. (Stolz, Deutschtum in Südtirol 2, 265, Anm. 3). Gfrill liegt im Gebirge ostwärts ober Salurn. In dem Vertrage, den am 6. Juni 1708 'ein adelich und ehrsamen Pfarmenig zu Salurn mit dero Organist, Schnellhalter und Mesner Johann Christian' abschloß findet sich auch die Bestimmung: 'Weilen ein Zeit hero denen Schullmaistern die *Sumerfrisch* zu geniesen erlaubt worden, solle er (nämlich Christian) selbe cheineswegs ausser Gericht (außerhalb des Gerichtsgebietes von Salurn), und zwar allererst nach Peter und Paulli (29. Juni) zu geniessen anfangen, auch lengist umb Bartlmei (24. 8.) darauf oder das sunst fir nothwendig befunden wurde, sich in Salurn widerumb einfinden, wehrender Frischzeit aber ainen tauglichen Junkhmaister (Gehilfen) sowol zum Orglschlagen, Singen als Observierung der gefehrlichen Wätter in Salurn hinterlassen....' (Staatsarchiv Innsbruck, Sammelakten.)

9. 1675 wird vor dem Richter von Neuhaus (Terlan) eine Verlassenschaftsabhandlung nach einem gewissen Gregor Klinger aus Nals geführt, der in Tisens (bei Meran) 'plos zur Geniessung der *Sumerfrisch* und um seine Krankheit abzuwarten' sich aufgehalten hatte und dort gestorben war. (St. A. Ibk. Prozeßakten 3464.)

10. Am 7. Juli 1707 schreibt Johann Resch, Verwalter des Grafen Max von Mohr zu Meran, an diesen: 'Wür haben alhier (in Meran) verwichne Nacht ein so ungestiembs Wöter mit grossen Regen und Wind, auch aufm Perg Schnee empfangen, das wir eine zimbliche *Sumevfrisch* haben, doch ist der Regen zu Abrainiggung der Weinper nicht schedlich'. (Archiv Dornsberg, Briefe.)

Digitized by Google

Zur Willehalm-Überlieferung in Tirol.

Von L. Jutz (Innsbruck).

Das lebhafte Interesse des deutschen Adels in Südtirol an der mhd. Literatur ist schon seit langem durch zahlreiche Funde von Handschriften erwiesen, unter denen sich manche von hervorragender Bedeutung vorfinden. Indessen sind von den Dichtungen Wolframs in Tirol bisher nur wenige handschriftliche Funde gemacht worden. Abgesehen von den aus der Ambraser Sammlung stammenden Hss. werden in der 6. (von Ed. Hartl besorgten) Ausgabe von Lachmanns Wolfram nur die Parzivalfragmente aus dem Franziskanerkloster in Schwaz und die kleinen Ampezzaner Bruchstücke des Willehalm verzeichnet. Diese sind stark verstümmelt und von K. Zwierzina PBB. 45, 443 abgedruckt und beschrieben.

Im Frühling 1929 übergab mir Exz. Gotthard Graf Trapp ein Urbar von Glurns und Mals im Vinschgau, das auf der Innenseite der Einbandddeckel die im folgenden abgedruckten ziemlich umfangreichen Fragmente aus dem Willehalm enthielt. Die Ablösung der beiden Pergamentdoppelblätter nahm ich zum Teil selbst vor, zum Teil ließ ich sie besorgen. Trotz sorgfältigster Behandlung sind bei der Beseitigung des vom Buchbinder überreichlich verwendeten Kleisters einige, wenn auch kleine Partien unlesbar geworden.

Das Urbar selbst wie die beiden Doppelblätter befinden sich im Besitz des Grafen Trapp und werden von ihm wie bisher auf Schloß Churburg bei Glurns im oberen Vinschgau verwahrt. Das Urbar ist in gepreßtes Leder gebunden, zwei Pergamentstreifen am Einbande, die an Stelle von Schließen dienten, sind abgerissen. Auf der vorderen Außenseite sind drei Papierstreifen aufgeklebt, und zwar einer parallel zum oberen Buchschnitt, er enthält die Aufschrift: *Vrbar puech der pleg Glurns vnd Malls.* Die beiden anderen Streifen laufen normal auf diesen, also parallel mit dem Buchrücken. Von ihnen enthält der linke den Vermerk: *de Annis* sowie die untereinander geschriebenen Jahreszahlen *1560, 1561, 1562*; der dritte Streifen ist leer.

Die Innenüberschrift des Urbars lautet wiederum: *Urbarbuech der Pfleg zu Glurns vnnd Mals de anno 1560.* Die Eintragungen stammen von verschiedenen Händen, deren früheste durch die Überschrift datiert ist. Das Urbar wurde mit dem Jahre 1562 abgeschlossen.

Aus dem Inhalte des Urbars ist für die Geschichte der Hs. nichts von Bedeutung zu entnehmen. Die Churburg wird 1259

Digitized by Google

zum erstenmal erwähnt, sie wurde wahrscheinlich durch den Bischof von Chur, Heinrich von Montfort, erbaut, kam dann in den Besitz der Herren v. Matsch und nach dem Aussterben dieses Geschlechtes 1504, also bevor das Urbar angelegt wurde, an die Grafen Trapp. (Vgl. J. Weingartner, Burgenfahrten. Innsbruck 1925. S. 158 ff.)

Die ursprüngliche Größe der Blätter kann nicht mehr genau festgestellt werden, da der obere bzw. der untere Rand soweit er auf den Buchrücken geklebt war, abgerissen ist. Eine Ablösung dieser stark zerfransten Teile erwies sich als unmöglich und mit Rücksicht auf den Zustand der Schrift auch als nutzlos. An den übrigen Seiten sind die Blätter dem Buchformat entsprechend zugeschnitten worden, doch sind dabei vom Text nur wenige Buchstaben in einigen längeren Verszeilen zum Opfer gefallen. Die heutigen Ausmaße der Blätter betragen etwa 13×19 cm. Sie sind zweispaltig beschrieben, jede Spalte zu 40 Zeilen. Die Größe des Schriftspiegels beträgt 11,5×15,5 cm, die Spaltenbreite 5 bis 5,5 cm, einzelne Verszeilen gehen über diese Grenze hinaus.

Den Inhalt der beiden Doppelblätter bilden zwei Abschnitte aus dem IX. Buch, und zwar 404, 11 bis 414, 12 bis 425, 3 bis 435, 22. Innerhalb der Abschnitte fehlen infolge Verstümmelung einzelne Verse. Die Blätter lagen in der Hs. unmittelbar übereinander, ein drittes Doppelblatt, das auf ihnen lag, enthielt den zwischen beiden Abschnitten fehlenden Teil. Indessen läßt sich mit dieser Lage die vom Schreiber vorgenommene Blattzählung nicht in Einklang bringen. Bei Anordnung der Einzelblätter in der ursprünglichen Aufeinanderfolge trägt das zweite erhaltene Blatt die Zahl 77, das dritte 81. Die Anzahl der zwischen beiden Abschnitten fehlenden Verse gestattet jedoch nur die Einschaltung eines Doppelblattes, weshalb angenommen werden muß, daß dem Schreiber bei der Blattzählung und Numerierung ein Irrtum unterlaufen ist. Auffallenderweise ergibt sich nun, daß die Blattzahl 77 unrichtig ist. Blatt 81 beginnt mit Vers 425, 3, das Gedicht zählt bis zu dieser Stelle 12.720 Verse, während die vorangehenden Blätter Raum für 12.800 Verse boten. Die Differenz läßt sich durch unbeschriebenen Raum am Ende jedes Buches erklären. Blatt 77 hingegen beginnt mit Vers 409, 17, so daß 12.254 Verse vorangehen, während auf 76 vorstehenden Blättern jedoch nur 12.160 Verse Platz finden konnten. Die Hs. enthielt demnach wohl den ganzen Willehalm; über den weiteren Inhalt läßt sich nichts ermitteln.

Die Schrift ist sehr sorgfältig, sie gehört in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts. Auf einer Seite sind noch vertikale Linien erkennbar, die die beiden Spalten abgrenzen. Initialen finden sich am Eingang folgender Abschnitte bzw. Verse: 407, 19; 409, 7;

Digitized by Google

410, 1; 410, 17; 413, 1; 425, 7; 427, 1; 428, 13; 431, 2; 432, 13; 434, 1; 435, 1. Sie sind sehr sauber in roter und grüner Farbe ausgeführt und mehrfach über zwei Drittel der Seite ausgezogen. Korrekturen sind nur vereinzelt wie 407, 18; 433, 25.

Von Abkürzungen wird verhältnismäßig wenig Gebrauch gemacht. Regelmäßig gekürzt sind *vñ* (*und*), *dz* (*daz*), vereinzelt erscheint ausgeschriebenes *daz* 404, 29; *d'* (*der*); dementsprechend *d'doz* 427, 3; *v'daget* 428, 4; *v'zwicket* 407, 28; *v'nomen* 407, 29; *v'decket* 425, 11; *kvmb'* 433, 20; auch *h'* 410, 13; *h's craft* 412, 14; doch auch *versu°chet* 428, 8; 430, 23; *verdroz* 427, 4; *her* 404, 7 usw. Seltenere Abbreviaturen sind *get'ben* 404, 13 (*getriben*); *pc̃iosen* 410, 25 (*preciosen*); *sp'ch* 430, 30 (*sprach*); ferner *o̅ch* 426, 19 (gegen sonstigen *o°ch* 428, 27; *ouch* 404, 18; 434, 3); *sw* < 406, 5; 434, 25 (*swaz*).

Übergeschrieben werden die Buchstaben *o*, *v*, *e* und *i*, die indessen im Folgenden aus drucktechnischen Gründen nachgestellt werden. (*u°* = übergeschrieb. *o*; *v°* = übergeschrieb. *o*; *v°* = übergeschriebenes *e*; *u°* = übergeschriebenes *e*; *o°* = übergeschriebenes *e*; *v°* übergeschriebenes *i*; *o°* übergeschriebenes *v* usw.) Hiervon werden die Zeichen *u°* und *v°* regelmäßig für mhd. *uo* geschrieben, z. B. *vu°ren* 405, 12; *blu°te* 405, 25; *tru°c* 407, 6, 23; 408, 3, 27 usf.; *hv°rte* 411, 24; *mv°z* 412, 13; *stv°nden* 431, 20 usw.; die Beispiele sind sehr zahlreich. In der Verwendung der beiden Zeichen wird kein Unterschied gemacht, so daß ein und dasselbe Wort bald mit *u°*, bald mit *v°* geschrieben wird. Merkwürdigerweise wird mhd. *üe* jedoch fast ausschließlich mit *v°* wiedergegeben, z. B. *mv°se* 405, 14, 30; 406, 12, 26 u. a.; *mv°de* 414, 14; *kv°ne* 429, 10; *grv°ne* 426, 9; 429, 16; auch *glu°nde* 409, 30. Nur ganz vereinzelt erscheint *u°* in *vngevu°gen* 414, 5, also nach *v*. Ebenso vereinzelt ist *grvener* 425, 28, während die Schreibungen *uo*, *vo*, auch einfaches *u*, *v* nicht begegnen.

Hingegen wird übergeschriebenes *e* auch sonst in einigen Fällen zur Bezeichnung des Uml. einfacher Vokale verwendet, z. B. *mo°hte* (410, 15); 428, 6; *kno°ppfe*[*line*] 406, 16; *ro°meschem* 434, 6, 7, 9, 11; *scho°nen* 405, 5; *tro°sten* 426, 22; auch *stv°del* 412, 25. Als regelmäßige Bezeichnung des Uml. von ahd. *u* sowohl wie für mhd. *iu* muß indessen *v°* angesehen werden, wobei das übergeschriebene *i* seiner Form nach bereits zu einem diakritischen Zeichen vereinfacht wurde, z. B. *v°bir* 404, 11; 405, 3 u. a.; *kv°nec* 404, 17; 408, 1, 28 u. a.; *lv°tzil* 413, 6; 426, 30; *fv°nf*(*ten*) 413, 30; 433, 19 (gegen *fimfe* 411, 18; 428, 30); *hv°te* 425, 27; 426, 27; *crv°ze* 406, 20; 407, 5; *lv°te* 426, 28; *nv°wen* 427, 5, während daneben einfaches *i* vor *w* in *riwic* 412, 9; mit diakritischem Zeichen *ĩwer* 407, 10 steht. In Endsilben *werdv°* 409, 12; *sinv°* 405, 27; *mv°tv°* 412, 16 usw.; einigemal wird *div* geschrieben,

Digitized by Google

z. B. 413, 22; 427, 26 u. a., gegen *dv*^{i} 407, 10; 429, 18, 22 u. a.; *tv*^{i}*riv* 428, 16; *werdiv* 427, 14; doch auch *bedv* 410, 5 neben *beidv*^{i} 410, 24; *beidiv* 434, 18. Der Uml. von ahd. *u* ist nicht regelmäßig bezeichnet; neben *sv*^{i}*ne* 425, 8 steht z. B. *svnen* 425, 15; neben häufigem *kv*^{i}*nec, kvnegen* 425, 9. In der Mehrzahl der Fälle ist der Uml. kenntlich gemacht.

Für mhd. *ou* wird gewöhnlich *o*^{v} geschrieben, z. B. *to*^{v}*f* 404, 11; *geto*^{v}*fet* 405, 13; *ko*^{v}*fet* 405, 24; *ho*^{v}*bt* 409, 27; 412, 25 usw.; ebenfalls vor *w*, wie z. B. *scho*^{v}*wen* 427, 23; *verho*^{v}*wen* 427, 24; *ho*^{v}*wen* 429, 3 usf.; nur *vrowe* 430, 17. Merkwürdigerweise wird der Uml. dazu mit Entrundung des zweiten Diphthongteiles mit *o*^{e}*i* in *fro*^{e}*iden* 431, 20 wiedergegeben. Mhd. *ie* wird regelmäßig *ie* geschrieben, der Eigenname *mvntspi*^{e}*r* 434, 26 hat die Brechung vor *r*.

Dem Gebrauche des Schreibers entspricht ferner regelloser Wechsel zwischen *f* und *v*, doch ist letzteres weitaus in der Überzahl vorhanden; *v* wird auch vor *u* geschrieben, z. B. *vu*^{e}*ren* 405, 12; *vu*^{i}*rste* 428, 16; *vu*^{i}*r* 406, 24, 26 u. a., doch wird in diesem Falle für *u* nie *v* geschrieben, wie es sonst häufig ist. Beispiele mit *f* sind *frivnt* 430, 4 (neben *vrv*^{i}*nde* 408, 21; 413, 11); *fv*^{i}*res* 409, 28; 413, 2; *fantellen* 408, 4; *floczende* 409, 18; *franzoise* 432, 12; *fv*^{i}*nf(ten)* 433, 19; 413, 30; *fro*^{e}*iden* 431, 20; inl. *craft* 410, 1; *luft* 425, 12; *tuft* 425, 13; *burgrafe* 432, 27 (gegen *burgraven* 411, 29) u. dgl. Einige Male wechselt auch *v* mit *b*; es wird z. B. *v* geschrieben in *irkoverten* 425, 5; *koverunge* 435, 16; aber *koberen* 435, 21.

Für *j* gilt ausnahmslos die Schreibung *i*, wie *iare* 405, 1 (410, 7); *iamer* 405, 30; 406, 1; *beiaget* 411, 13 usf. Das Zeichen *y* kommt nur vereinzelt in fremden Eigennamen vor, z. B. *Kyunen* 428, 21; *poydeweiz* 411, 12 (neben anderen, unten verzeichneten Formen dieses Namens). Sonst wird auch in Fremdwörtern regelmäßig *i* geschrieben.

Doppelschreibung von Kons. ist verschiedentlich zu beobachten, z. B. beim suffigierten Pers. Pron. *hetter* 427, 30; beschutter 428, 24; ferner *kno*^{e}*ppfe*[*line*] 406, 16; *tz* erscheint z. B. in *schutz* 426, 21; nach Kons. in *glantzen* 408, 26; *lantzen* 409, 4; *valtz* 430, 29; *vntz(e)* 406, 14; 407, 3; dann steht *herrze* 428, 2 u. dgl.

Durchaus regellos ist weiterhin die Verwendung großer Anfangsbuchstaben in den Eigennamen, und zwar wird nicht selten ein und derselbe Name bald groß, bald klein geschrieben. Im übrigen ist der Gebrauch großer Anfangsbuchstaben auf den Beginn eines Abschnittes beschränkt.

Nicht gerade selten sind Zusammenschreibungen, besonders gern wird die Präp. *ze* mit dem folgenden Worte vereinigt, z. B. *zebeider* 409, 5; *zehelfe* 428, 20; *zedicke* 426, 26; ferner *alsine*

Digitized by Google

434, 27; *alder* 405, 1; *alzegroz* 413, 23; *aldie* 435, 3 und beim suffigierten Pron. *waltes* 425, 24; *holter* 408, 22; *swenner* 428, 10; 435, 15 usf. Anderseits werden sonst im Mhd. zusammengeschriebene Wörter mehrfach auch getrennt. Daß für diese Übung der Akzent verantwortlich zu machen ist, kann nicht bezweifelt werden.

Sprachliche Besonderheiten finden in der Schreibung in mehreren Fällen Ausdruck. Mhd. *ei* wird stets *ei* geschrieben, nie *ey, ai, ay*; auch Kontraktions-*ei*, wie z. B. *gein* 413, 14; 428, 15; 429, 16 (woneben sich allerdings in der Mehrzahl die Form *gegen* bzw. *gegin* vorfindet, wie auch *megde* 407, 2); *irleit* 407, 4 u. ä. Für mhd. *û, iu* hat die Hs. kein Beispiel der Diphthongierung, und gleicherweise ist auch mhd. *î* als *i* erhalten. Nur der Eigenname *Poydewîz* tritt als *Poydeweiz* 411, 12; als *Poudeweiz* 412, 2; 433, 29 auf, daneben in der Form *Podewizen* 412, 11.

Für die verschiedenen historischen *e*-Laute verwendet der Schreiber nur das Zeichen *e*, also auch für mhd. *ae*, z. B. *engeben* 404, 25; *were* 410, 21; 411, 29 u. a.; *spehe* 426, 28; *mere* 425, 20; 426, 14; 428, 7; *selicheit* 435, 1; auch im Suff. *stritbere* 431, 2; *kosteberen* 409, 22 usf. Für mhd. *ä* gilt *e* in *geslehte* 405, 25; *vⁱbirlesteclichen* 407, 8. In auffallender Häufigkeit ist für nebentoniges *e* in vor- und nachtoniger Stellung *i* eingetreten, z. B. *vⁱbir* 404, 11; 405, 3 usf.; *bisvndir* 405, 8; *kvmbir* 405, 28; 428, 15; *swehir* 407, 9; *irbarmet* 405, 21; *irleit* 407, 4; *zirspranc* 429, 22; *swertis* 407, 30; *kvⁱnegis* 412, 23 u. a.; *gotis* 435, 6; *gegin* 407, 24; *lvⁱtzil* 413, 6; *inbor* 433, 10 usw. Die Fälle sind am zahlreichsten vor *r*, seltener vor *s* und anderen Kons. Die Schreibung *i* ist zwar nicht regelmäßig, es finden sich daneben oft auch *e* in demselben Worte, aber dieses *i* begegnet nicht nur in md. oder südalem., sondern auch in bair. Denkmälern der mhd. und spätmhd. Zeit nicht selten. Im Reime steht dieses *i* in der Bindung *swehir*: *hehir* 407, 9 : 10, was jedoch nichts beweist; mit stammhaftem *i* ist es nirgends gebunden. (Vgl. dazu Weinhold, Mhd. Gr. S. 41 f.; Michels Elem. S. 58.)

Im schwachen Prät. zu *beginnen* wechselt *u* (*v*) mit *o*; dieses erscheint in *begonde* 411, 20; 413, 10 und 432, 15; es entspricht nicht dem Gebrauch Wolframs. Auch für sonst übliches *kunde* wird 406, 4 *enkonde* (*konden*? 408, 14) geschrieben.

Unter den Kons. steht für germ. *b* anl. und inl. stets *b*; in Fremdwörtern oder Eigennamen ist die Schreibung unregelmäßig; *duplin* 410, 21 kann aus der Vorlage stammen. Für anl. germ. *p* wird ausnahmslos *pf* geschrieben, wie *pflegen* 406, 18; *pfant* 430, 27; *pfahte* 434, 7 usw., nie *ph*. Die Entsprechung von postvokal. germ. *p* ist *f* nach langen Vokalen und nach Kons., *ff* nach kurzen Vokalen, z. B. *toᵛf* 404, 11; 435, 11; *kvᵛfet* 405, 23 (als

Digitized by Google

Schreibfehler 405, 24); *half* 433, 26; auch *scharf* 434, 11; dagegen *geschaffen* 406, 21. Die schwachtonige Präp. *vf* steht neben dem betonten Adv. *dar vffe* 404, 15; *druffe* 430, 5 mit Doppellaut.

Für anl. *k* wird vor *r, l* regelmäßig dem Gebrauche der Zeit entsprechend *c* geschrieben, ebenso in Fremdwörtern wie *cristen* 407, 27; *crv^{i}ze* 406, 20 (*crv^{i}ce* 407, 5); *cur*[*teis*] 411, 18; doch *krien* 408, 14, das auch sonst bisweilen eine Ausnahme darstellt. (Vgl. Zwierzina, PBB. 45, 449.) Auch vor Vokal kommt *c* vor in *com* 410, 1, 9, 28 usf.; *comen* 407, 29 (die *o*-Formen sind allein üblich); aber auch *kom* 410, 1; ferner regelmäßig *kv^{i}nec* usw. Die alte Geminata wird *ck* geschrieben, z. B. *decket* 404, 11; *blicke* 409, 26; 426, 17; *dicke* 412, 5 u. a; ebenso altes *gg* : *ecken* 407, 28; mit *gg* bezeichnet in *eggen* 430, 24; *egge* 430, 29. Eine Schlußfolgerung über die Heimat des Schreibers läßt sich daraus nicht ziehen. Im Ausl. wird für germ. *k* nach Vokal und für *h* gleicherweise *ch* geschrieben; vor *t* gilt stets *h*. In *dvr* 411, 3; *dvrlv^{i}htic* 409, 23 ist *h* ausgefallen; die Formen *dvrh* 409, 10; 427, 4; *dvrch* 411, 27 u. a. stehen daneben. Die dentalen Verschlußlaute wechseln in den Formen *alde* 407, 12; *werde* 408, 21; 412, 12; 413, 26; die Verschlußfortis ist häufiger, sie gilt stets in *solte, wolte.*

Die Auslautverhärtung ist ziemlich regelmäßig bezeichnet. Wie postvokal. germ. *k* und *h* sind auch *g* und *kk* zusammengefallen, z. B. *tac* 404, 30; *sac* 407, 26 (gebunden mit *pflac*). Die Schreibung für ausl. *g* ist also stets *c*. Nur in Einzelfällen wie *bu^{o}chstab* 406, 21; *gab* 406, 22; (410, 7); 411, 28; 428, 2 ist die Verhärtung des *b* nicht bezeichnet; aber 435, 7 erscheint *gap*. Auch *d* ist im Ausl. regelmäßig zu *t* verhärtet, z. B. *vrv^{i}nt* 413, 11; *pfant* 430, 27; *velt* 431, 12 usw.

Für den aus germ. *t* entstandenen Spiranten wird immer *z* geschrieben; dasselbe Zeichen gilt, abgesehen von den wenigen inl. *tz*, auch für die Affrikata. Davon wird *s* streng geschieden. Vor Kons. ist *s* in der Schreibung rein erhalten; in der Verbindung *rs* gilt *ors*(*e*) 428, 19; 429, 11; 430, 6 u. a., aber einmal *herscheniere* 410, 20, was die Aussprache *š* sicherstellt. Daneben kommen nur noch okkasionelle Verbindungen mit der Lautfolge *rs* vor, die ohne Beweiskraft sind und wohl *s* in reiner Aussprache erhalten haben.

Von sonstigen Besonderheiten erwähne ich die Kurzform *lie* 404, 18, die nach Zwierzina (Abh. z. germ. Phil. S. 468) Wolframs Gebrauch nicht entspricht, ferner *gie* 411, 8; gegenüber *liez* 408, 15; 429, 25; im Reime stehen die vollen Formen. Die Formen *dô* und *dâ* werden vermischt 407, 19; 412, 24; 413, 1; außerdem finden sich die Doppelformen *bedv* neben *beidv^{i}*; *solh* neben an *welh* angeglichenem *selh.*

Digitized by Google

Eine Angabe zu machen über die Heimat des Schreibers bzw. das Mundartgebiet, in dem die Hs. entstand, ist auf Grund dieser Kriterien nicht mit Sicherheit möglich. Die Diphthongformen des Namens *Poydeweiz* usw. weisen, obwohl sie nur vereinzelt sind, auf bair. Dialektgebiet; eine nähere Bestimmung innerhalb desselben ist unmöglich, daher auch nicht zu erweisen, daß die Hs. in Tirol entstand.

den der tovf hat vibir decket
der pvneiz wart vol recket
von rabine mit sporn get'ben
dz die karrotschen eine bliben
vñ dar vffe die goette here
da vuor mit terramere
der kvinec von Lanzesardin
der lie die goette ouch eine sin
dz was der werde Caulivn
dem vater volgete da der svn
michel gerner danne den goetten
der den rin vnd den rotten
vierzehen naht verswalte
vnd den tam der von schalte
die engeben so grozer gvizze niht
alse man terramere giht
er vmbe vluote eht daz her
noch was div cristenheit zewer
so daz man von ir tete
den endis tac zesprechenne hete
vnd zwischen alder iare zal
so groz wart da der heiden schal
doch von vibir laste
wart der pvneiz so vaste
vf manegem schoenen castelan
also hvirteclich getan
dz die sehs vanen der cristenheit
iegislicher do bisvndir reit
etslicher cleinen zoc behielt
harte vngeliche man si spielt
von einander mit gedrange
svs vuoren si lange
dz da manec getovfet man
ander wort mvose han
denne des vanen d'im was benant
wol werte iesliche cristen hant
(405, 17 bis 405, 20 *fehlt*)
mich irbarmet sere
dz die endelose ere
so tvire sin alter kovfet
vñ andersvnt sich kovfet (!)
sin geslehte da in bluote
wie was im do zemvote
do sinvi kint. vnde kindes kint
vnd er selbe in kvmbir sint
darzuo mage vnde man
sin hertze mvese iamer han
bi dem iamer was doch [ellen]
im selben vnde sinen gesellen
die sine schilte truogen
die enkonde niht genvogen
sw < si der heiden valten
an heimeriche dem alten
was von samit ein cas[agan]
ein pfelle dar vnder was getan
iser unde palmat
da entzwischent gesteppet vñ genat
zwene hentschuohe desselben [dran]
er mvose ein collier ouch han
dz sich gegen der kele zesamene vienc
der slitz vntz vf den geren gienc
smaragde vnde rubine
waren daran knoeppf[eline]
vor vñ hinden drvf ein segen
des er imme stvrme wolte pflegen
gesniten vz einem borten
ein cruize mit drin orten
geschaffen so der buochstab
den got den Israhelen gab
mit des lambes bluote
geschriben vuir die huote
an bistal vñ an vibirtuir
da muese die rache keren vuir
(406, 27 bis 407, 1 *fehlt*)
da d' megde svn vnsanfte bi
was vntze dz sin menscheit
dvr vns den tot daran irleit
dem selben crvice heimerich
anme cassigane truoc gelich
vf einem brvnen samit
do den vibirlesteclichen strit
im brahte sines svnes swehir
iwer ieglichen hat dvi hehir
an geschrie[t] in dem walde
alse wart ouch dort der alde
dvrch sinen strit beruofen
er vnd die sine schuofen
selhen rvm mit den swerten
dz da manege storie gerten
balde von im ze kerende
danne da ir schaden zeme(r)nde[1]
Mit hvrte da brahte ein tropel

[1] r *korrigiert und darüber geschrieben.*

Digitized by Google

zernvble von Amirafel
der selbe kvinec crone
von rotvmbis done
truoc in witem riche
der com gegin Heimeriche
so guotir ritterschaft er pflac
in duhte er hete in einen sac
die cristen wol gestricket
mit den ecken wart v'zwicket
des selben kvinegis zuo comen
da wart groz swertis clanc v'nomen
do kerte der kvinec zernvble
gein der wiz so der sne
imme strite truoc den bart
mit der fantellen niht bewart
Heimerich was vndir ougen bloz
die barbier ez niht vmbesloz
(408, 7 bis 408, 11 *fehlt*)
vnd da . . . . . spielten
daz die zvngen in den mvnden
deheine krien kvnden
[mahu]meten liez ers walten
[do ker]te gegen dem alten
mit sporn getribener hvorte
zernvble der vuorte
vf helme vnde vf cursit
vil des dvrch minne git
ir vrvinde werde vrvindin
holter an prise den gewin
dz geschach im niemer da nach
siner tohtir svn da rach
den claren [Vivi]anzen
heimerich an dem glantzen
der so manege zimierde truoc
der von Naribon den kvinec sluoc
dvrch den helm vf die zene
ob ich mich dar vmbe sene
dz ist ein verrez sippez clagen
die ir liebern solten dannen tragen
ob si niemer strites gegerten
mit lantzen noch mit swerten
die zebeider sit da dolten not
die weren doch sider alle tot
Do der kvinec zernvble
was gefellet vf den cle
manliche er wart gerochen
verhovwen vnd dvrh stochen
von den sinen wart manec cristen lip
die da heime clagten werdvi wip
bernarten vnde brubant
man noch bi heimeriche vant
bi sinem vater der beleip
der groze pvneiz die andern treip
von im mit hvrte crache
do kom floczende als ein trache
Cliboris der starke
vf des helme was ein barke
manec andir zimierde sin
gab kosteberen svnder schin
dvrlvihtic edel gesteine
etsliche niht ze cleine
an gespvnnem golde hiengen
die gegen svnne blicke begiengen
swenne im daz hovbt wolte wanken
als ob fvires vanken
im vlvigen vz dem mvnde
gluende obe vnde vnde
(Svs kom der kvinec Cliboris
von siner craft er was gewis
dz da nieman mohte
in duhte daz nieman tohte
der moehte enthalten sich vor im
Purels tot von Asim
im grozes iamers gab genvoc
manege zimierde truoc
sin storie vnde ouch sin selbis lip
div in zestvire gaben wip)
svs com der werde Cliboris
bernart von Brubant was gewis
er brehtin sines endis tac
der getovften sovil vor im lac
bedv irslagen vnde wunt
solt ich svi alle machen kvnt
wer da tot wart gevalt
wie der ander da sinen mac galt
wie der mit rotte com gevarn
wie da manegir kvnde niht gesparn
wedir ors noch den man
vnde wer da hohen pris gewan
in dem h'an allen siten
solt ich ir svndir striten
bescheidenliche nennen
(410, 16 *fehlt*)
Der kvinec von tan[anarke] dranc
an den von Brubant hin er sw[anc]
hin des helmes breitir danne ein han[t]
dz ez vf herscheniere irwant
were daz harnesch niht duplin
ez mvese alda sin ende sin
bernart zoch vz sin swert
dem waren sin ecke beidvi wert
p̄ciosen daz der baligan truoc
den der keiser karle sluoc
ez wart genomen ze Rvnzewal
dannan com ez alse lieht gemal
mit den franzoisen wider
Bernarte wart ez sider
des wart der harpines svn
der manheit wol getorste tvon
dvrh barken vnd dvr helm irslagen
wibe lones empfaher solten . . clage[n]
siner zimierde liehten glast

Digitized by Google

der ivnge clare stolze gast
vnder orse tot gelac
in die barke gie der blvotis wac
swer marner drinne were gewesen
der [möhte unsanfte sîn] genesen
der svn [des künec Oukîn]
poydeweiz wol tet al schin
dz er hete beiaget
hoh[en prîs] dicke vnverzaget
[Gein ma]negir tost mit den spern
[der kunde] ouch mit dem sw]erte wern]
des [tôds K]ivn von Bea[veis]
[vnd f]imf riter cvr[teis]
franzoise siner gesell[en]
do begonde der tot da ve[llen]
vnderz ors vf daz gras
da heimerich der ivnge [was]
mit sporn der an in ruorte
er nam in vuir mit hvorte
vñ kert . . . . . .
(411, 26 *fehlt*)
dvrch den rinc vuir sin gezelt
da gab . . . mit dem [tode] gelt
vmbe den burgraven Kivn
den rach Heimeriches svn
billiche wan er was sin mac
Poudeweiz ouch tot gelac
der manliche [tiost]vire
dvrh hohe minne vf aventvire
braht er dicke sinen lip
sine mag . . . . . mvotvi wip
die mohten bi den ziten
in manegen landen witen
sines todis riwic sin
von R[aa]bs kvinec Ochin
mohte ouch Podewizen clagen
sinen werden svn von dem man sagen
mvoz dvrh guote ritterschaft
waz half sin grozvi h's craft
dz im sin vatir schuof ze wer
manege svnder rotte vibir mer
vz den het er sich erstriten
dz ern ze verre was entriten
swer die sine ie verkos
der wart ouch [etswenn sigelôs]
dz in der [schetis eine sluoc]
dz com davon dz ors in truoc
durch den rinc des kvinegis [Grohier]
do was im dvrh daz teh[tir]
dz hovbt stvedel abgesl[agen]
ez mohte des [zoumes niht getragen]
des wart er vmbe [gewant]
von des [schetises hant]
dz er den [rücke k]erte
dem [der in] sterben lerte

La[za k]lingen wz ga swert ir [klanc]
. . . . . .
vñ wz da fvires vz helmen spranc
do [der vog]et von baldac
selbe [strites] sich [bewac]
(413, 5 *fehlt*)
lvitzil ieman daz tohte
der im gebe gegen strit
idoch ander selben zit
ein ritter vndirs riches vanen
begonde franzoiser manen
vñ sinen vrvint Rennewart
er nam dz ors vngespart
mit den sporn sere
er rief gein terramere
her an mich alt griser man
dv hast vns schaden zevil getan
ich gibe dir strit sit dv des gers
grave Milon von Nivers
was der manliche man genant
des richen terramers hant
imz leben vz dem verhe sneit
div tat was rennewarte leit
in duhte der schade alzegroz
vmbe sinen werden schar genoz
den rach er also schiere
er sluoc werdir kvinege viere
faburn vñ Onkiant
Sa[mu]eln vñ Samerant
winsterhalp an sins vatir schar
nam er des fvinften kvinegis war
der hiez Morende
von Rennewartis hende
[wart der] selbe ouch tot gevalt
[alsus er] Milvnen galt
[von] sinem vngevuegen laz
[huop] sich vor im ein fviaz
[des heres] vz falfvnde
[kerte] ein teil gegen dem se
[si] mohten langer striten niht
[ir herren] halzebiere man giht
dz er des tages mit siner schar
[alrerst] nam der viende war
[daz] er des sturmes begvnde
[hie der] mvede
(414, 15 bis 425, 2 *fehlt*)
des tages in stvrme empfienge
swiez darnach irgienge
sich irkoverten die getovften gar
vnde namen nviwes schaden war
Nvo com der kvinec von Nvbiant
siner svine waren vierzehene irkant
ze kvnegen vz svnder landen
die getovften ritter wanden
dz die ritter sniten vz dem luft

Digitized by Google

sin bart was grawer danne d'tuft
des alten kvinegis Pvrel
gezimieret manec ritter snel
geschart mit sinen svnen zuo riten
si hant nv vmbe den wurf gestriten
alle die getovften da
was iht mer anderswa
die sahen selhes kvmbers niht
als vns daz mere danne giht
des kvinegis schar von Nubiant
was div hinderste vibir Larkant
nv ist der schvr gar hervuir
got waltes an der siges kvir
Pvrel der kvinec riche
was gewapent wunderliche
sin hals[perc] einer hvite was
der har schein grvener denne ein gras
d[az stet bi der] wisen zvne
[der wurm] hiez Netvne
426 [da diu hut] was abe geschvnden
[diu was] so herte ir[vunden]
[...] eliche ir art dem adamas
[ein] schilt ouch drvz gemachet was
[an] allen orten veste
[im]mer ein der beste
der vz der schar com vienden bi
smaragte vnde achmardi
der beider grvene was ein wiht
[gein der grüene als] man dem
schilte giht
(426, 11 bis 426, 12 *fehlt*)
ein helm was irzviget
diz mere iv niht betrviget
dz sult ir han [für] vngelogen
rehte alsam die regenbogen
in vierslaht blicke gefar
also was des selben wurmes har
also was sin swarte ovch innen
dien kvnde niht gewinnen
wedir schutz. slac. noch stich
der kvinec mohte troesten sich
dz er ane wunden
blibe zallen stunden
swenner dar vndir wer
niht zedicke niht ze [swaere]
waren die selben wurmes hvite
ez waren spehe lvite
die worhten solhe sarwat
der man vf dem sande lvitzel hat
427 Svs com der kvinec Pvrel
mit maneger bvsinen hel
vibir diz her der schal d'doz
die getovften dvrh not verdroz
so maneger nviwen starken schar
sich samblierten dicke dar
ir sehs vanen zeinan[der]
[Pvrels] svn Ale[xander]
vnd.ein sin svn Parkis
[vnd] Pvrel selbe die waren wis
[im] were der [sig beh]alten
die ivngen [vor] dem alten
alle vier[zehene] sprancten
ob werdiv wip des [dan]cten
den die ir leben dan
brahten [daz was guot getan]
dienten si nach minne
so het ich [zir] gewinne
vnsanfte [dâ] gepflihtet
si wurden des gerihtet
dz man in [stürmen] dienen mvoz
(427, 22 *fehlt*)
Purrel da mohte schovwen
sinvi kint verhovwen
vnd ander sines hers vil
dvi gebot an solhem toppel spil
kvnd er wol strichen vñ legen
er was mit stichen vñ mit slegen
vz der ivgent in sin altir comen
sper craches hetter vil vernomen
428 sin herze im gab geleite
gegen rehter manheite
swa man des vil von kvinegen sagt
da wirt eins mannes tat v'daget
arme ritter solten striten
ein kvinec wol moehte biten
vnzer verneme dvi mere
wie d'vurt versuochet were
Balbiganes tohter man
Purel ie grozen pris gewan
swenner mit dem swerte
strit empfienc vñ stritis werte
Nu wart er wol innen des
dz sin svn Balbries
gein des riches vanen kvmbir leit
er vuorte so tviriv wapen cleit
dz man uz manegir schar
nam si[ner] zi[mierde] war
Purels ors mit hurte in truoc
dem svne zehelfe da er sluoc
Kyunen [von Munsurel]
vnde Rimon des lip was snel
[ ] erwedir was ein barvn
svs beschutter sinen svn
da lac ouch tot von siner hant
ein vuirste von Burel Goziant
von Poigowe Anasain lac ovch da tot
des vater leit die selben not
der hiez hvc von [Lunzel]
die fimfe sluoc da Purel
429 noch grozir schade von im geschach
(429, 2 *fehlt*)
eine straze hovwen dvrh daz wal

Digitized by Google

der getovften viel so vil zetal
dz wit vmb in ein rvm da wart
in den rinc spranc do Rennewart
dz er die stange mohte irbvirn
man begvnde ouch sine sla da spvirn
do reit der kvinec Pvrel
starc. kvene vnde snel
ein ors gewapent vf den huof
dz dicke hvirteclichen schuof
sinen willen swenners gerte
Rennewart in werte
mer danner im schuldic was
gein dem schilte grvene alse ein gras
vnd dem helme gelich dem regenbogen
dvi stange hohe wart irzogen
da wart vngesmeichet
helm vñ schilt irreichet
mit einem also starken swanc
dz dvi stange gar zirspranc
ob der trvntz swere
vf gegen dem lufte iht were
ia do er sich niderliez
dvrh den helm er einen ritter stiez
Purelle ircracheten div lit
Ligivn von mvnlevn der smit
mit vlize worhte die stangen
doch zirbrachen ir die spangen
wan dz harnisch wuirmin
der kvinec Pvrel muese sin
von disem slage gar zerstoben
sine frivnt die wapen mohten loben
seht ob er druffe iht dolte not
des einen slagis daz ors lac tot
vnd der kvinec lac vnversunnen
vil schiere com gervnnen
bluot vz oren vñ vz nasen
dz mahte rot den grvenen rasen
mit [der fiuste] Rennewart [dô] streit
(430, 11 bis 430, 18 *fehlt*)
vf [dem] orse dz der Essere
[ime] stvrme hete genomen[ê]
[der ba]t in zvcken daz swert
[der b]ete er schiere wart gewert
[hur]ta wie daz versuochet wart
[vor] sinen eggen vngespart
[beleip dô] harnesch vnde man
[swel]her im da niht entran
[des] leben mvese sin ein pfant
[er] warf ez vmbe in der hant
er lobt im valtz vñ egge sin
er sp'ch div starke stange min
was mir ein teil zeswere
dv bist liht vnd doch stritbere
Obe dem kvinege purel geschach
ze beider sit groz vngemach
den cristen vnd den heiden
da irgienc von in beiden
hvirtecliches criegen
si liezen geren vliegen
mit anderm irm geschvitze
von getovften bluotis vlvitze
vnde von den werden toten
dz velt begvnde roten
Purels her reit ane sper
wan si dvrch d'minne ger
wol da gezimieret riten
etslicher hat da noch gebiten
wie sin vrowe kvinne lonen
ir enkvinde ouch niht gschonen
Rennewart dem nach minne
stvonden siner froeiden sinne
pvrel der [grîse] kvinec alt
wart dan getragen mit gewalt
(431, 23 bis 431, 28 *fehlt*)
verre vbir [ein heide]
si sahen [an im leide]
der riche ell[ende]
hete da [mit sîner hende]
sinem [alter prîs errungen]
die vier[zehen jungen]
des kvinegis [svne] von Nvbiant
ir neve s[ina]gun [do vant]
vil nach vmbe [gekêret]
si waren also verseret
[waer] er mit siner [müeden] schar
vf [sînem] orse trachen var
in niht zehelfe zuo geriten
si heten die franzoise vbir[striten]
Da sach der riche terra[mêr]
an sinem magen hertze ser
er begonde al die sine manen
wol truoc ameratis vanen
von Salanie Ector
Poidivs sach e da vor
dz halzebier was irslagen
dz begvnder terramere sagen
der schaden noch me da vernam
Rennewart sluoc Koliam
den kvinec von palestigweiz
manegen hvirteclichen pvneiz
Rennewart da vor gestvont
von im wart Giboes wunt
der werde bvrgrafe von cler
(432, 28 *fehlt*)
von karcasin trohazaber
geflohen hete wenic e
in sinem hertzen was im we
der Emereizes vanen truoc
vntz er sach dz da sluoc
(433, 3 bis 433, 8 *fehlt*)
[beva]lch dem kvinege Ector
des riches vane swebte inbor

Digitized by Google

alse tet der brvbant
den Landris vuorte ander hant
ouch (?) was der provenzale vane
da der sterne von golde ane
lac der richeit gelich
sinen vanen des alten heimerich
vnd dem vanen von tandernas
da der schettis vndir was
den fvinf vanen wol gelanc
gegen manegem kvmb'd'si twanc
Berhtram vnde Gibert
der zweier vane' manec swert
volgete nach bluote var
Terrameres kinde schar
wart von im vmbe gewant[1]
waz half ir her vz manegem lant
si mvosen alle liden not
der heiden stritis hertir tot
was Poudeweiz vnde Halzebier
da vloch manec soldier
434 Swer den keiserlichen namen hat
den die heiden nennent Amerat
der ist ouch voget ze Baldac
terramer der beider pflac
er was voget vnd Amerat
seht waz man roemeschem keiser lat
ze rome an roemescher pfahte
hoch mit hoher ahte
hat roemesche crone vor vz den strit
dz er niht evenhvizes git
so scharf ist roemesche crone irvorht
swaz ander crone sint geworht
(434, 13 bis 434, 17 *fehlt*)
beidiv von arde vñ von craft
vñ erbeschaft von Balbigan
het in gemachet vndirtan
vil kvinege dienstliche
werer noch alse riche
dannoch het mer Altissimus
d' geschuof ez in dem stvrme sus
sw < amazvr vñ eschelier
da waren mit dem mvntspier
alsine kvinege vnd die Ameral
mit schvmpfentvire von dem wal
mvesen vluihtic riten
mit vlust an allen siten
435 Ir selicheit si merten
mit swerten vmbe kerten
die cristen aldie heidenschaft
d'verren vnd der nahen craft
da vuir wil ichz han irkant
mit der warheit dvi gotis hant
in gap die besten stvire
manlicher schvmpfentvire
man nie gesach in manegen iaren
svs wurben die da waren
v'decket mit dem tovfe
so der edile vor lovfe
der siner verte niht verzaget
vnde geschriet nach iaget
swenner geswimmet dvrh den wac
dannoch manec kovervnge lac
an der ritterschaft der sarrazin
da tet wol vf der vluihte schin
Fabors vnde Kaulivn
vñ Emereiz Tibaldes svn
dz si wol koberen kvnden
swa si bekvimbert fvnden

Gegenüber dem von Lachmann hergestellten Texte sind in diesem Fragmente verschiedene Abweichungen vorhanden, die ich im folgenden, abgesehen von den eingangs erwähnten orthographischen Eigentümlichkeiten des Schreibers verzeichne.

404, 11. hat — 13. rabine *K l t*; den *fehlt n o p w* — 14. karrotschen *l o* — 15. dar vffe — 21. danne *K* — 25. engeben — 26. alse — 27. vmbe vluᵒte *t w*; eht — 29. tete — 30. zesprechenne hete.

405, 1. dâ *fehlt* — 2. schal — 3. ir *fehlt* — 8. iegislicher do — 9. etslicher cleinen — 10. vngeliche *K* — 12. vuᵒren si — 13. getoᵛfet — 14. wort *(!)* — 15. denne — 16. iesliche — (405, 17—405, 20 *fehlt*) — 21. nu *fehlt* — 22. endelose — 23. koᵛfet — 24. koᵛfet *(!)* — 27. do; kindeskint — 28. in kvmbir (in kumber *t*).

406, 2. im; sinen — 4. die enkonde — 6. Heimeriche —

[1] ge *vom Schreiber einkorrigiert.*

Digitized by Google

8. pfelle dar vnder — 10. entzwischent — 11. zwene hentschu°he (zwene hantschuohe *K*) — 13. gegen der kele — 15. smaragde *l n t*; vnde rubine — 16. daz *fehlt*; dar an kno°ppf[eline] — 18. des er imme stvrme wolte — 23. des lambes (lambes *l m n o p t*) — 24. geschriben *n o p*; vu^{i}r — 26. mv°se (muose *K*) — (406, 27 bis 407, 1 *fehlt*).

407, 2. megde — 3. vntze (unze *K*); menscheit — 6. anme cassigane (kassigan *t*); ouch *fehlt* — 10. iegelichen — 11. in dem — 12. alse — 16. manege — 17. balde; kerende — 18. danne da ir sch. zemerende (r *ist einkorrigiert*) — 19. hvrte *K*; da — 20. zernoble (Cernuble *n t*) — 24. gegin Heimeriche — 27. al *fehlt*; gestricket.

408, 1. zernvble (cernuble *n t*) — 2. dem *fehlt*; so der — 4. fantellen — 5. heimerich; vndir — 6. die — (408, 7—408, 11 *fehlt*) — 14. krien kvnden — 16. gegen — 18. zernvble — 21 vrv^{i}nde; diu *fehlt* — 22. den gewin — 26. heimerich — 27. manege *K* — 28. Naribon — 29. unz *fehlt* — 30. nu *fehlt*.

409, 1. verrez — 2. liebern solten dannen — 6. sider alle — 7. zernvble — 8. tôt *fehlt* — 9. manliche er wart gerochen *l t* — 11. von den sinen wart *l n o p t*; manec (manech *K*; manig *l n o p t*) — 13. vnde brubant — 14. Heimeriche — 16. dô *fehlt*; die andern *K*) — 18. do kom — 19. Cliboris der starke — 21. manec (manech *K*) — 23. edel gesteine *l o p t* — 24. etsliche *l n o* — 25. gespvnnem *l p t* — 26. gegen svnne blicke — 27. daz ho^{v}bt — 28. im *fehlt* — 29. im vlu^{i}gen — 30. glu°nde obe vnde (gluonde *l n p t*).

410. (*Einschaltung von 10 Versen.*) 1. der werde Cl. — 3. brehtin sines endis — 5. bedv^{i} — 6. sv^{i} alle — 8. da sinen — 10. wie da manegir (maniger *l t x*) — 13. in dem — 15. bescheidenliche (410, 16 *fehlt*) — 19 hin des helmes (des *l n*) — 20. vf herscheniere (herseniere *K*) — 21. daz harnesch (daz harnasch *l t*); duplin *o p* — 23. vz sin swert — 24. beidv^{i} — 25. der baligan *t* (der Palygan *l*) — 26. karle — 27. ez wart — 28. dannan; alse.

411, 1 *nach 2* — 2. der harpines — 6. ivnge clare stolze — 7. vnder; gelac — 8. barke; gie *K m o p t* — 12. Poydeweiz; wol tet al — 14. dicke (diche *K*) — 15. tost — 20. do begonde der tot — 21. vnderzors vf daz — 22. heimerich — 23. mit sporn *(!)* (411, 25—411, 26 *fehlt*) — 30. Heimeriches.

412, 1. billiche wan er — 2. Poudeweiz; gelac (gelach *m o p*) — 3. tiostv^{i}re — 4. aventv^{i}re *K* — 5. braht — 7. die mohten — 10. der kv^{i}nec (der kunech *K l m t*); Ochin (okin *n*) — 11. mohte ouch Podewizen — 15. dz im — 16. manege sunder rotte (manege sundr rotte *K*) — 18. dz ern — 19. die sine *l n t* — 23. kv^{i}negis — 24. do — 25. dz ho^{v}bt stv°del.

413, 1. da swert — 3. do — (413, 5 *fehlt*) — 6. tohte *m o p* — 7. der im gebe — 10. begonde; die *fehlt l t*; franzoiser (fran-

Digitized by Google

zoyser *l n o p t*) — 16. zevil *K t* — 23. in duhte *l n o p t x* — 24. vmbe *K* — 25. also — 27. faburn *t;* Onkiant — 28. Samerant *t.*

414, 5. laz *o* — 6. fviaz — 8. gegen dem — 10. halzebiere — 12. nam der viende (viende *K*) — (414, 15—425, 2 *fehlt*).

425, 5. irkoverten — 7. Nv *l n o p t* — 8. waren vierzehene (waren virzehen *l t*) — 9. ze kvnegen (chunegen *K*); vz; svnder landen *l m t* — 11. die ritter sniten *l m t*; vz dem — 12. danne — 13. kv^{i}negis — 14. manec (manech *K*) — 16. nv vmbe den — 18. ir *fehlt* — 19. die sahen — 20. daz mere danne — 28. denne ein (danne ein *l n o p*) — 29. zvne — 30. Netvne (Neitûne *K t*).

426, 1. abe — 2. herte — 3. [ge]liche ir art dem — 7. vienden *K* — 8. smaragte (Smaragde *l n o t*); vnde — 9. ein wiht — (426, 11—426, 12 *fehlt*) — 14. iv — 16. alsam *l o p t* — 17. vierslaht blicke — 18. also was *(!)* — 19. also was *K l m n t* — 20. dien kvnde — 21. schutz. slac. noch stich — 30. lv^{i}tzel (luzel *l*).

427, 3. v^{i}bir diz her (über daz *l t*) — 6. samblierten dicke — 9. Parkis *t* — 10. waren wis — 20. gerihtet — 21. dz man — (427, 22 *fehlt*) — 25. hers *K m* — 29. ivgent; vnz *fehlt l o p t.*

428, 1 *nach* 2; 1. gegen rehter — 4. eins mannes; verdaget — 7. verneme — 8. versu^{o}chet — 9. der *fehlt;* Balbiganes — 10. grozen — 14. ein *fehlt;* Balbries — 16. er *l o p t;* vu^{o}rte *K* — 19. hurte — 22. Rimon; lip was snel — 23. [] erwedir was ein barvn — 26. ein vu^{i}rste von Burel Goziant — 27. Poigowe Anasain lac ouch — 30. fimfe.

429, 1. grozir — (429, 2 *fehlt*) — 5. wit vmb in ein rvm da — 6. spranc do — 7. stange mohte — 15. noch *fehlt;* danner — 16. gru^{e}ne alse ein — (*Vers 17 nach 18 o p*) — 18. vnd dem helme gelich — 21. einem — 23. trvntz — 24. vf gegen dem lufte — 25. do er — 27. gar *fehlt* — 28. Ligivn — 29. worhte *K* — 30. zirbrachen ir die (zerbrachen *t*).

430, 1. harnisch — 2. mv^{e}se — 3. von disem — 5. drvffe — 10. mahte; al *fehlt l n t* — (430, 11—430, 18 *fehlt*) — 19. orse *K;* der Essere — 20. hete genomen *l t* — 22. wart *l n o p t* — 27. mv^{e}se — 28. valtz vñ egge.

431, 3. obe dem — 8. geren *n t* — 9. irm geschv^{i}tze — 10. vlv^{i}tze — 14. wan si — 15. wol da *l t;* gezimieret (gezimiert *l m*) — 16. da noch — 18. ir enkv^{i}nde ouch — 19. ouch *fehlt l o p t* — (431, 23—431, 28 *fehlt*).

432, 5. kv^{i}negis — 7. si *fehlt l m o p t* — 12. die franzoise — 15. er begonde — 16. des *fehlt;* Ameratis — 17. Salanie *l t* (salanie *b*) — 21. der schaden noch me — 22. Koliam — 23. palestigweiz *t* — 26. ouch *fehlt* — (432, 18 *fehlt*) — 29. karcasin; trohazaber — Einschaltung: in sinen hertzen was im we.

433, 1. Emereizes — 2. er sach *b* — (433, 3—433, 8 *fehlt*)

Digitized by Google

— 10. swebte inbor — 11. alse; vane von *fehlt* — 13. ouch *(?)* — 14. sterne *b* — 16. sinen *v*; heimerich — 17. tandernas *b* — 20. gegen manegem — 21. Berhtram vnde Gibert — 23. blu°te var *b* — 24. Terrameres — 25. von im — 26. ir her *b l n o p* — 27. si mv°sen alle; mit im *fehlt* — 28. hertir (herter *b K l m s t*) — 29. Poudeweiz vnde — 30. manec; edel *fehlt*.

434, 2. 5. Amerat — 3. der ist ouch voget — 5. voget — 6. ro°meschem — 7. ro°mescher. — 9. ro°mesche crone (chrone *K*; krone *b*) — 10. dz er; evenhv^{i}zes (evenhvzes *b*) — 11. scharf; ro°mesche — 12. ander (and' *b*) — (434, 13—434, 17 *fehlt*) — 18. ouch *fehlt b* — 19. diu *fehlt b* — 20. in — 22. alse *b* — 23. dannoch het (het *b*) — 24. geschu°f ez *b*; stvrme svs — Amazvr (amazvr *b*); eschelier — 26. waren; von *fehlt*; mvntspi°r — 27. die Ameral — 28. von dem *b* — 29. mv°sen (muesen *K*).

435, 1. selicheit — 2. den *fehlt b* — 7. in gap — 9. man nie gesach — 11. dem *b l m o p s t* — 13. verzaget — 14. vnde geschriet (schriende *t*); iaget — 16. dannoch manec; kovervnge — 19. vnde Kauliun *(!)* — 20. Emereiz — 21. koberen — 22. bekv^{i}mbert.

Aus diesem Verzeichnis ergibt sich, daß die Fragmente sich in den Abweichungen von Lachmanns Text und wo sie mit anderen bei Lachmann angeführten Lesarten zusammengehen, in den meisten Fällen an *t* und *l*, seltener an *n o p m* und nur vereinzelt an andere anschließen. Mit den von M. Marti in der Festgabe für Singer S. 115 ff. abgedruckten Berner Bruchstücken überliefern sie gemeinsam die Verse 432, 15—435, 22 und folgen ihnen allein in verschiedenen Lesarten. Die Hss. der ersten Gruppe gehören jedoch alle dem 14. Jahrhundert an, sind also jünger als die Südtiroler Bruchstücke; dasselbe gilt wohl auch von den Berner Fragmenten, die ins 14. oder in den Schluß des 13. Jahrhunderts versetzt werden. Daneben haben jedoch die Südtiroler Bruchstücke auch eine beträchtliche Zahl von eigenen Lesarten, d. h. solchen, die bei Lachmann nicht verzeichnet sind. Von diesen ist allerdings ein Teil aus dem Mißverständnis oder der Nachlässigkeit des Schreibers zu erklären.

Beachtenswert ist der Einschub von 10 Versen vor 410, 1; ferner von einem Vers nach 432, 30 als Ersatz für den ausgefallenen 432, 28. Auf diese Weise erfährt die Reimbindung keine Störung; wohl aber durch den nach 413, 1 eingeschalteten Vers, der jedoch nicht lesbar ist.

Digitized by Google

Blake und Hamann.

Von Helene Richter (Wien).

Zu Hamanns 200. Geburtstag.

(Schluß.)

IX. Sokrates ist in noch einem Punkte vorbildlich für Hamann: er erklärt seine Unwissenheit, während er tatsächlich der größte Erkenner ist. Das Orakel von Delphi verkündet ihn als den Weisesten der Sterblichen, aber was die Sophisten wissen wollen, das weiß er nicht. Oder will es nicht wissen (*Sokratische Denkwürdigkeiten*). Auch Blake erblickt in Sokrates, dem Vertreter der göttlichen Wahrheit, seinen eigenen Vorkämpfer, den er in eine Linie mit Christus stellt. Die 'drei Ankläger' (Anitus, Melytus und Lycon) werden mit Blakes Widersachern in der Kunst (Flaxman, Stothard, Chromek identifiziert, aber auch mit Caiphas (*Jerusalem*). Und hier äußert sich eine grundlegende, Wesenszüge berührende Übereinstimmung Hamanns und Blakes: beide sind davon durchdrungen, daß alle tiefsten Erkenntnisse nicht auf Wissen beruhen, sondern auf Glauben. Wenn Sokrates den Sophisten sagt: 'Ich weiß nichts!', so meint er, daß er mit ihrer Philosophie nichts zu tun haben will. 'Unser eigen Dasein und die Existenz aller Dinge außer uns muß geglaubt und kann auf keine andere Art ausgemacht werden' (*Sokratische Denkwürdigkeiten*). Die Philosophie kann uns höchstens die Mängel und Lücken unserer Vernunft zum Bewußtsein bringen (an Herder, 13. Januar 1773). Die tiefsten Einsichten können nicht verstanden, sondern müssen geglaubt werden. Glaube ist kein Werk der Vernunft. Die letzten Wurzeln des Beweises sind über jeden Beweis erhaben (*Sokratische Denkwürdigkeiten*). Diese Unwissenheit ist es, die zur wahren Weisheit führt. 'Wissen bläht auf' (an seinen Sohn, 26. November 1783) und bleibt Stückwerk. 'Das Herz schlägt früher als unser Kopf denkt' (an Auerswald 28. Juli 1785).

Was sich im dunklen Drang der Seele als wahr enthüllt, ist sicherer als das Ergebnis der Vernunfterkenntnis. Und gerade 'in dem, was kein Auge gesehen, kein Ohr gehört hat, was in keines Menschen Herz gekommen, besteht die einzige Religion, die eines höchsten Wesens würdig ist' (*Neue Apologie des Buchstabens H*). Wenn die Narren sind, die in ihrem Herzen das Dasein Gottes leugnen, so kommen mir die noch unsinniger vor, die selbiges erst beweisen wollen' (an Jacobi, 1786). Wie der Glaube die höchste Seelentätigkeit darstellt, so der Unglaube den beklagenswertesten Tiefstand Die Teufel, die 'glauben und zittern', sind ihm lieber als die Klugen deren 'durch die Schalkheit verrückte Sinne' nicht zittern (*Aesthe-*

Digitized by Google

tica). Mystische Gläubigkeit, wie sie zurzeit als 'Schwärmerei' über die Achsel angesehen wurde, durchdringt sein Wesen. 'Ich halte mich an das Sichtbare und Materielle wie an den Zeiger einer Uhr. Aber was hinter dem Zifferblatt ist, da findet sich die Kunst des Werkmeisters, Räder und Triebfedern, die gleich der mosaischen Schlange eine Apokalypse nötig haben' (an Herder, 1768). Kant gegenüber schneidet er, ein fanatisch Überzeugter, die Beweisführung ab mit den Worten: 'Nicht Ihre Sprache gegen meine, nicht Ihre Vernunft, nicht meine — hier ist Uhr gegen Uhr; die Sonne aber geht allein recht. Überzeugen können Sie mich nicht, denn ich bin keiner von Ihren Zuhörern, sondern ein Ankläger und Widersacher.' Dieser Widersacher der reinen Vernunft, der Herder zuruft: 'Denken Sie weniger, leben Sie mehr!' (18. Mai 1765), und dem Zeitalter: 'Fürchte dich nicht vor dem Genius!' fordert, daß man sich 'vertrauensvoll dem Strom der Umstände überlasse' (an Lindner, 11. Februar 1763). Der Offenbarungen ist die menschliche Seele oft mehr im Traum als bei wachendem Mute fähig (*Zweifel und Einfälle über eine vermischte Nachricht der allgemeinen deutschen Bibliothek*).

Bei Blake ist die Offenbarung ihrem Wesen nach Vision, aber gerade das Gegenteil des Traumzustandes mystischer Beschaulichkeit: gesteigerte Seelentätigkeit, Tätigkeit des göttlichen Geistes, der sich in dieser Höchstkundgebung der Seele äußert. Während Hamann sich gegen die Mystik abwehrend verhält, ist die visionäre Verzückung aus Blakes Wesen nicht auszuscheiden. Das visionäre Wunder wird ihm zur täglichen Gewohnheit, ohne daß diese ekstatischen Zustände mit irgendwelcher krankhaften Veranlagung verbunden wären. Keine Spur von 'transzendentaler Epilepsie', wie Hamann Swedenborgs Erscheinungen nennt (an Scheffner, 10. November 1781). Vielmehr teilt Blake Hamanns mißtrauische Zurückhaltung gegen spiritistische, magnetische, elektrotherapeutische Experimente ('*electric magic*', an Hayley, 26. Oktober 1803). Wie Hamann der subjektivste aller Philosophen ist, immer nur beschäftigt mit ihn persönlichst berührenden und mit persönlichst geschauten Problemen, so Blake der subjektivste aller Dichter. Er empfängt seine Ideen als göttliche Enthüllungen durch Intuition, und sie setzen sich als elementare Gewalten in einem Innenleben von unvergleichlicher Stärke in Handlungen um, denen er selbst gewissermaßen nur zuzusehen meint. Die Schwingen der Phantasie, die er als einen seiner stehenden Kontraste neben das Räderwerk des Verstandes stellt, setzen, um ihn auf solcher Höhe zu halten, jene ungebrochene Kraft der Affekte voraus, die, aus gesunden Sinnen strömend, dem Intellekt das Gleichgewicht bieten. Er schaut 'das Geheimnis, das die Völker trunken macht aus dem Kelche der Religion und das erst am jüngsten Tage aufhört' (*Vala*). Die Andacht tiefer Gefühlsfrömmigkeit strahlt als lichtspendende Sonne im Mittelpunkt seines Phan-

Digitized by Google

tasiealls. Bleibt die Vision aus, so beten Blake und sein Weib auf den Knien zu Gott um dieses Geschenk seiner Gnade. Wie man auf Hamanns Grabmal sein Wesen zusammenfaßte in der Widmung *Viro christiano*, so spricht Blake mit Selbstgefühl von seinen 'Pflichten als Kämpfer Christi' (an Butts, 10. Jauuar 1802). Trotzdem fehlt der Rechtgläubigkeit beider nicht der revolutionäre Einschlag. Denn beide unterscheiden scharf zwischen Gotteswort und Kirchensatzung, und die Ehrfurcht vor Gott paart sich gelegentlich mit Gehässigkeit gegen seine Priester oder Pfaffen, und beide setzen 'den Unglauben des Theismus dem Aberglauben des Papsttums' gleich (*Hierophantische Briefe,* VII). Hamann eifert gegen pietistisches Muckertum und gegen 'Bauchpfaffen der schwärzesten Mönchskunst' (*Hierophantische Briefe,* III). Blake malt Urizen, der die Welt durch das Dogma knechtet, im päpstlichen Ornat (*Europe*), und sein Jehova wird in die groben Taue des Netzes der Religion eingefangen (*Urizen*).

X. Sowohl Hamanns wie Blakes Intellektualismus erhält sein charakteristisches Gepräge durch jene Strömung von Kindlichkeit, die zum Wesen der Romantik gehört. Sie beherrscht ihre Natureinfühlung, jenes Gleich-auf-GleichStehen mit allen Lebewesen, das zur Anthropomorphose des Alls führt. Aus jedem Grase, Baum, Vogel, Fisch und Tier blickt Blake der Mensch an, der seines ewigen Leibes zerstreute Teile in der elementaren Form alles dessen, was da wächst, sammelt (*Vala*). Ja, die Sonnenstäubchen sieht er in menschlicher Gestalt (*For each was a man Human-form'd,* an Butts, 2. Oktober 1800). Hamann überspringt hier die menschliche Zwischenstufe zwischen Natur und Gott. Er erblickt in der Naturerkenntnis unmittelbar ein Stück Gotteserkenntnis. Das kleinste Gräschen ist ein Beweis Gottes. 'Gott, Natur und Vernunftleben haben eine so innige Beziehung zu einander wie Licht, Auge und alles, was dieses jenem offenbart, oder wie Mittelpunkt, Radius und Peripherie jedes gegebenen Zirkels oder wie Autor, Buch und Leser' (an Jacobi, 1. Dezember 1784). Um so inniger stimmen Hamann und Blake in der Heilighaltung des Kindes überein. 'Wahrlich, wahrlich, wahrlich, Kinder müssen wir werden, wenn wir den Geist der Wahrheit empfangen sollen, den die Welt nicht fassen kann, denn sie sieht ihn nicht und (wenn sie ihn auch sehen sollte) kennt ihn nicht' (*Aesthetica*). 'Wie die Kinder werden' bedeutet 'die Wiedergeburt der reinen Vernunft'. Und 'durch sie sind Gesetz und Propheten erfüllt' (*Kleiner Versuch über große Probleme,* Königsberger Zeitung 1775). 'Werdet wie die Kinder, um glücklich zu sein, heißt schwerlich so viel als: habet Vernunft, deutliche Begriffe; Gesetz und Propheten gehen auf Leidenschaft von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften — auf Liebe'

Digitized by Google

(an Jacobi, 2. November 1782). Bei Blake ist das Kind als Träger des primären Unschuldsstandes der in sich noch nicht zerfallenen, 'ganzen' Menschheit Vorbild und Wegweiser zur Wiedererlangung der Vollkommenheit. Die Einfalt des Kindes ist höchste intuitive Erkenntnis. Sie entspricht wie bei Hamann der 'göttlichen Torheit des Evangelii' und bildet an sich den Gegensatz zum 'Labyrinth der Weltweisheit' (Hamann an Steudel, 4. Mai 1788; an Jacobi, 22. Januar 1785). Hamann wird von Ehrfurcht erfüllt vor der Majestät des Kindes (an Lindner, 1758; an Kant, 1759; an seinen Bruder, Mai und Juni 1759). Er erblickt seinen Stolz darin, 'die Krone seiner Demut, mit Kindern in ihrer Sprache zu reden'. So erwidert Blake dem Pfarrer Trusler, der ihm Unverständlichkeit vorwirft, er sei glücklich darüber, daß seine Gedichte von Kindern verstanden würden (23. August 1799). In der Tat hat seit den Elisabethanern in England wohl kein Dichter einen so echten Ton kindlicher Naivität angeschlagen. Von seinen *Songs of Innocence and of Experience* haben bei all ihrem Tiefsinn etliche den Weg in die Fibel gefunden, ohne an dem Verständnisvermögen des Kindes zu scheitern. Sowohl Hamann als Blake sind selbst kindliche Naturen. Hamann, obgleich seiner Grundstimmung nach Hypochonder, verfügt über die urwüchsige Vollsaftigkeit des innigen und anspruchslosen Humors, der ihn gelegentlich unter Kindern zum Kinde werden läßt. Blakes innerstes Wesen ist geradezu gekennzeichnet durch jene kindliche Einfalt, die auf allen Lebensstufen in allen Lebenslagen nicht selten ein Lächeln der Rührung weckt, zugleich aber den Boden seiner Frömmigkeit, seiner Weisheit, seiner göttlichen Heiterkeit bildet. Sein natürliches Empfinden ist unverhüllt, seine Gefühlsübergänge sind rasch wie die des Kindes, und Freudigkeit ist die Grundstimmung seiner Seele. Er segnet ein Kind mit den Worten: 'Möge Gott dir diese Welt so schön machen, wie sie mir war!' In einem Briefe an Hayley (26. November 1800) findet sich das Geständnis: 'Ich versuche manches Mal, mich elend zu fühlen, um mehr Arbeit zu leisten, finde es aber ein törichtes Experiment. Das Glück hat Flügel und Räder, das Elend Bleifüße. Seine ganze Tätigkeit besteht darin, die Flügel zu beschneiden und die Räder unserer Gefährte abzunehmen. Wir entscheiden uns daher für das Glücklichsein und tun alles, was wir können, obgleich nicht alles, was wir möchten.' Blakes Muse ist ein geflügeltes Kind, von einem Knaben rittlings auf dem Kopfe getragen. Sie erinnert — seltsame Ironie! — an Bacons Verkörperung der Mythologie (*De Augm. Scient. Lib. II. Cap. XII*), die Hamann 'als einen geflügelten Knaben des Aeolus' schildert (*Aesthetica*). Dem 'Kindlein Freude' legt Blake die Verse in den Mund: *'I have no name: I am but two days old.' What shall I call thee? 'I happy am. Joy is my name.' Sweet joy befall thee!* Und das Kindlein lächelt, während es singt

Digitized by Google

(*Songs of Innocence*). Andererseits erscheinen auf Blakes Darstellung des Jüngsten Gerichts in der Glorie seines sitzenden Christus viele, viele Kinder, sie stellen 'die ewige Schöpfung vor, die aus der göttlichen Menschheit Jesu fließt' (Blake an Ozias Humphrey, 18. Januar 1808).

XI. Die kindliche Unbefangenheit und Ungebundenheit des reinen Gemütes bildet die Voraussetzung jenes unumschränkten Rechtes der Persönlichkeit, für das Blake als Sohn des Revolutionszeitalters und Hamann als sein Pionier eintreten. Die individuelle Wesensart, die den Menschen zu einem Einmaligen machen, ist das Göttliche in ihm, dasjenige, was ihm sein höchstes Recht verleiht und ihm seine höchste Pflicht auferlegt. Von Sokrates sagt Hamann: Seine 'Unwissenheit' hat einen guten Hintergrund. 'Er hatte einen Genius, auf dessen Wissen er sich verlassen konnte, den er liebte und fürchtete als seinen Gott, an dessen Frieden ihm mehr gelegen war als an aller Vernunft der Ägypter und Griechen, dessen Stimme er glaubte' (*Denkwürdigkeiten*). In gleicher Bedeutung zitiert Hamann Luthers *'spiritum familiarem Scheblimini'* (*Golgatha und Scheblimini*). Im Gegensatz zu dem bewußt Erstrebten und Erlernten sind diese Geister die Stimme der Natur, die sich als Drang des Blutes wie des Talentes äußert, die wider den Stachel löckt und sich ausleben will. Durch Blakes große Dichtungen zieht sich eine Lieblingsgestalt, Orc (Anagramm von *Cor* = impetuoser Affekt), ein Prometheischer Lichtstehler, ein Flammengeist, von dem aber kein Schein ausgeht, ein Prometheischer Verwandlungsmeister, bald Adler (Geist), bald Schlange (Natur), der herrliche kraftvolle Sohn des Los und der Enitharmon, den es nach der Mutter gelüstet — (Inzestkomplex der ins Unbewußte verdrängten *libido* hundert Jahre vor Freud). Der Vater legt ihn weinend in Ketten, aus denen er ersteht, um auf dem Atlantischen Ozean, gen Amerika, seine Flammen auszubreiten (*Europe, America, Milton*). Dieser gewaltige Revolutionsgeist ist die als Rebell geborene Individualität. Jede Persönlichkeit stellt eine eigene Daseinsform dar, hat ihr eigenes Gesetz der Entwicklung, aus dem das Gesetz ihrer natürlichen Notwendigkeit und ihres Schicksals fließt. Dieses besondere Gesetz durch Zwang unter allgemeine Regeln zu vergewaltigen, ist höchster Frevel, sich unter das Joch beugen, ist Selbstverstümmelung. In einem Frühwerk, *Tiriel*, fragt Blake: 'Warum ist ein Gesetz gegeben für den Löwen und den Ochsen?' Und in dem etwas späteren *The Marriage of Heaven and Hell* hat er bereits das Schlagwort geprägt: 'Ein Gesetz für den Ochs und den Löwen ist Gewalt'. Seine bildliche Darstellung dieses Satzes ist der auf allen Vieren gehende König Nebukadnezar. Blake erzählte, Voltaire habe zu ihm gesagt: 'Ich lästerte des Menschen Sohn; sie aber — (seine

Digitized by Google

Feinde) — haben den Heiligen Geist in mir gelästert, und es wird ihnen nicht vergeben werden.' Das Recht der Natur bildet die Pflicht jedes einzelnen, und jeden seinem Daimonion gemäß leben lassen, ist die Schuldigkeit der Gesamtheit. Aber auf Paines Unabhängigkeitsproklamation in der *Erklärung der Menschenrechte* erwidert Blake: Ihr könnt vor dem jüngsten Tage nur im Geiste frei werden. In gleichem Sinne verkündet Hamann, Golgatha sei der letzte Triumph des Gesetzes über den Gesetzgeber selbst gewesen (*Golgatha und Scheblimini*), hat aber gleichfalls nur eine ideale Freiheit im Auge. 'Wo Gottes Geist weht, da ist Freiheit' (an Lindner 1759). Der stoische Satz 'Der Tugendhafte ist allein frei und jeder Bösewicht ein Sklave', wird zu einem Gesetz der Selbstliebe (*Brocken*).

Nichtsdestoweniger nehmen sowohl Hamann als Blake ein volles Maß an persönlicher Freiheit in Anspruch. Blake lehnt einen Antrag als Zeichenlehrer in der königlichen Familie ab, aus Scheu, durch den Eintritt in eine höhere Gesellschaftsklasse mit seinen Lebensgewohnheiten brechen zu müssen. Vor allem aber ist es künstlerische und Denkfreiheit, die Hamann wie Blake aufs eifersüchtigste hüten. Freiheit bedeutet unbehinderte Kunstübung gemäß dem eigenen Talent und den eigenen Grundsätzen. 'Ich kenne kein anderes Christentum und kein anderes Evangelium als Freiheit des Leibes und der Seele, die göttlichen Künste der Phantasie auszuüben (*Jerusalem*). Blake gestaltet seine Erfahrung mit Hayley zu einem Mythos, worin der gutmütige Hayley Satan ist, der Palamabron (Blake) von seinem Platze drängt, ihm sein Freiheitsrecht auf selbstgewählte Kunstarbeit raubt, aber durch Los' Schiedsspruch in seine Schranken gewiesen wird (*Milton*). Vor allem aber ist der Entrüstungsschrei gegen den Regelzwang in der Kunst einer der lauten Grundtöne, die sich durch Blakes gesamtes Schriftwerk ziehen. Und auch hierin findet er in Hamann einen unmittelbaren Vorgänger. 'Wer Willkür und Phantasie den schönen Künsten entziehen will, ist ein Quacksalber, der seine eigenen Regeln noch weniger kennt als die Natur der Krankheiten.... Wer Willkür und Phantasie den schönen Künsten entziehen will, stellt ihrer Ehre und ihrem Leben als ein Meuchelmörder nach und versteht keine andere Sprache der Leidenschaften als der Heuchler ihre.' 'Wer keine Ausnahme macht, kann kein Meisterwerk liefern' (*Leser und Kunstrichter*). 'Ein Genie muß sich herablassen, Regeln zu erschüttern' (*Fünf Hirtenbriefe über das Schuldrama* IV). 'Weh dem Publico, das sich an dem Originalgeist eines Schriftstellers versündigt' (*Ueber den Styl*, Königsbergische Zeitung, 1776). 'Wer ist aber der ästhetische Moses, der Bürgern eines freien Staates schwache und dürftige Satzungen vorschreiben darf?, die da sagen: du sollst das nicht angreifen, du sollst das nicht kosten, du sollst das nicht anrühren' (*Abälardi Virbii Chimärische Einfälle*). Wie Hamann in diesem Sinne den Genius eines Homer, eines Shake-

Digitized by Google

speare gegen die Kunstregeln ausspielt, gehört zu dem wenigen, was von ihm in weitere Kreise gedrungen (*Sokratische Denkwürdigkeiten*). Übrigens geht alles Systematische Hamann wie Blake gegen den Strich. Alles Systematische läuft ihrer Natur zuwider. Gegen Mathematisches, Geometrisches haben sie die stärkste Abneigung. Methode, Form flößt ihnen eher Mißtrauen als Achtung ein. Die Begabung fehlt ihnen in dieser Richtung so vollkommen, daß sie sie nicht einmal anstreben. Hamann, der Philosoph, verachtet die exakte Wissenschaft fast ebenso sehr wie Blake, der Dichter. Die zur Schau getragene Geringschätzung verhüllt einen persönlichen Mangel. Hamann macht keinen Versuch, seine Gedanken in ein zusammenhängendes, geschlossenes Ganzes zu bringen. Er ist unfähig, ein Buch zu schreiben. Blake müht sich den größeren Teil seines Lebens mit dem Schema einer eigenen kosmischen Mythologie ab, ohne es über verworrenes Stückwerk hinaus zu bringen. Beiden ist gesetzmäßige Folge, Anordnung der Teile zum Ganzen eine unerreichbare Kunst. Und dennoch zeigt beider Werk die festeste eigenstiligste Struktur. Und was Goethe zum Kanzler Müller sagte, gilt schließlich auch für Blake: 'Hamann war seinerzeit der hellste Kopf, er wußte wohl, was er wollte' (29. Dezember 1824).

XII. Für den vom unbedingten Recht der Persönlichkeit Überzeugten gibt es keine Morallehre. Blake steht bereits jenseits von Gut und Böse. Der natürliche Trieb erschaudert vor dem Zwange des Gesetzes (*Song of Los*). Das Natürliche, Naturgemäße kann niemals Sünde sein (*Milton*). Vor Gottes Auge sind die Eigenschaften seiner Geschöpfe anders, als wir sie sehen. 'Des Pfauen Stolz ist Gottes Ruhm', 'Des Bockes Begehrlichkeit ist die Schönheit Gottes,' 'Des Löwen Wut ist die Weisheit Gottes'; 'Die Nacktheit des Weibes ist Gottes Werk' (*Proverbs of Hell*). Was ist gut? Was ist böse? 'Was Sünde ist vor den grausamen Menschen, ist es nicht vor Gott (*Jerusalem*). Los spricht zu Enitharmon: 'Es liegt mir nichts daran, ob ein Mensch gut ist oder böse. Das einzige, woran mir liegt, ist, ob er ein Weiser ist oder ein Narr. Geh, lege deine Heiligkeit ab und den Geist an' (*Jerusalem*). Weisheit ist *summum bonum*, als solches freilich auch Inbegriff aller Tugend. Was vor Menschen so gilt, ist meistens nur Tugendheuchelei. Wahrhaft gut ist nur Gott. 'Die Himmel sind vor deinem Aug' nicht rein. Du bist gut und du allein. Der Sünder werfe keinen Stein. Gut heißt Gott oder ein Pharisäer sein' (*The Everlasting Gospel*). Unter dem Namen 'sittliche Tugend', Moral, versteht und verfolgt Blake geradezu die Scheinheiligkeit, 'die schöne Betrügerin,' das Gesellschaftslaster des *cant* (im Vorbeigehen vergleiche man Hamanns Witz *cant style* und Kantischer Stil, an Kraus, Dezember 1784). Los befiehlt: 'Geht zu den Dämonen der Recht-

Digitized by Google

schaffenheit, heißt sie ihren Menschlichkeiten gehorchen und nicht Heiligkeit vorschützen, wenn sie Mörder sind' (will sagen Tugendlügner, *Jerusalem*). Jesus legt Hand an Moses' Gesetz. Die alten Himmel, mit Flüchen vollgeschrieben, rollen hinweg. Die Erde vernimmt den Atem Gottes: Gut und Böse sind nicht mehr! (*The Everlasting Gospel*). Von menschlicher Willensfreiheit ist bei Blake nicht eigentlich die Rede. Da der Mensch recht handelt, wenn er seinem natürlichen Triebe folgt, so ist seine Erlösung das Werk einer göttlichen Liebesgnadenwahl. Die Lehre des Evangeliums ist nicht Tugend, sondern Vergebung der Sünden (*The Everlasting Gospel*). Was ist Sünde? Ein Fehler, der bald vergeben wird (*Jerusalem*). Gottes Hauch ist die Liebe. Sie vollbringt im Menschen, der sich in seinem dunklen Drange des rechten Weges wohl bewußt ist, das Werk des sittlichen Willens. Das Gesetz der Ewigkeit, das zur Triebfeder des ganzen seelischen Lebens wird, lautet: 'daß jeder sich selbst vernichte zum Wohle das anderen' (*Milton*). Der Handhaber des Moralgesetzes, der als Ankläger der Sünde den Tugenddünkel züchtet, ist Satan, 'die falsche Heiligkeit' (*Milton*), der Gott dieser Welt. Jesus kommt, die Selbstgerechtigkeit in all ihrer heuchlerischen Schändlichkeit vor Himmel und Erde zu enthüllen (*Milton*). 'So ihr Rache übt, mordet ihr das Bild Gottes in euch' (*Everlasting Gospel*). Wer dem Sünder den Himmel verschließen will, ist der Antichrist (*Everlasting Gospel*). In einer Jugenddichtung, *The Ghost of Abel,* die Blake später in bewußten Gegensatz zu Byrons *Cain* stellte, ist der Geist, der aus der Leiche des ersten ungerecht gemordeten Menschen steigt, Satan, ruhelos Blut um Blut fordernd, ablehnend das stellvertretende Lamm, triumphierend: du selbst, ein Gott, wirst mir geopfert werden auf dem Calvarienberge! Da verkündet Gott seinen Willen: daß Satan eingehe in den bodenlosen Abgrund der ewigen Qualen, bis er durch Selbstunterwerfung den Satan ablege — nämlich den Zustand der Unerlösbarkeit, der wie alle Zustände ein Durchgangsstadium der Seele ist. 'Satan', sagte Blake einmal zu Crabb Robinson, 'ist mit Gottes Erlaubnis ewig geschaffen'. Ein humoristisch angewehtes Gedicht an den Teufel schließt mit den Worten: 'So müßt ihr tun, Herr Teufel, wie's Gott gefällt'. So findet das Böse seinen Raum in der von Gott vorgesehenen Weltordnung. Gottes Wille aber ist, daß Satan durch seinen Sturz beim Jüngsten Gericht in Selbstvernichtung geschleudert wird, daß ein Gericht des Erbarmens selbst den Qualen des Unerlösbaren ein Endziel setzt in der Vernichtung. Blakes Satansbilder, nur ausnahmsweise in Vampirhäßlichkeit und Schadenfreude, zeigen fast immer in dämonischer oder schwermütiger Jünglingsschönheit den gefallenen Engel. Auf manchen Darstellungen des Sündenfalls ist er es, der die Frucht bricht und Eva reicht. Der Baum der Erkenntnis ist zugleich der Baum des Geheimnisses,

Digitized by Google

dessen tödliche Frucht Gut und Böse ist, dessen Zweige Tyburn, die Richtstätte, beschatten, aber er ist auch der Baum der sittlichen Tugend (*Jerusalem*). Im *Everlasting Gospel* nennt ihn Lucifer 'Meinen geheimnisvollen Baum des Guten und Bösen, des Jammers, des Todes und der Hölle.'

Man darf wohl sagen, Hamann stehe im Punkte Gut und Böse und Willensfreiheit Blake näher als Kant, dessen 'Apriori Forderung des reinen (von keinem Erfahrungsmoment bestimmten) Willens als einer allgemein gültigen Maxime' er sich nicht anschließen kann (an Herder, 14. April 1785).

Kants kategorischen Pflichtbegriff faßt Hamann so wenig wie Blake. Zwangspflichten, die mit Gewalt erpreßt werden können, verkehren das Recht der Natur ins Unrecht (*Golgatha und Scheblimini*). Den 'guten Willen' hält Hamann für ein 'Hirngespinst und Idol' (an Herder, 14. April 1785). Eine natürliche Moral müsse erst noch erfunden werden (Besprechung des Werkes *'Bon Sens ou Idées Naturelles opposées aux Idees surnaturelles'*, Königsbergische Zeitung 1775). In *Golgatha und Scheblimini* ist das Sittliche dasjenige, was mit den Gesetzen der Weisheit und Güte bestehen kann. Sittliche Pflicht verpflichtet zu gegenseitiger Hilfe. 'Denn dazu leben wir, daß einer des anderen Last trage (an C. J. Kraus, 7. August 1779). Wahre oder unwahre Vorstellung des Guten und Bösen sind Werkzeuge für den Willen (*Golgatha und Scheblimini*). Gut und Böse drückt eine Beziehung unseres Selbst auf andere aus und deren Rückbeziehung auf uns selbst. Wie Blake verweist Hamann auf das Wort des Heilands: Niemand ist gut als der einige Gott (*Brocken*). Statt zu fragen: wo kommt das Böse her? sollten wir uns vielmehr wundern, daß endliche Geschöpfe fähig sind, gut und glücklich zu sein (*Brocken*). Gut und Böse sind höchste allgemeine Gattungsideen, die ersten Gründe und letzten Resultate aller theoretischen und praktischen Erkenntnis (*Kogxompax*). Aber 'die Theorie der Erkenntnis des Guten und Bösen ist bis auf diesen Tag eine Mausefalle des alten Sophisten, der die ganze Welt verführt' (*Näschereien*). Kant überschätzt nach Hamanns Ansicht das sittliche Vermögen des Menschen und unterschätzt die Macht des Bösen auf ihn. Nur mit unserem Vertrauen auf Gott wächst unsere Kraft, das Böse mit Gutem zu überwinden (an Hartknoch, 24. Juli 1784). Und da Hamanns Grundthese wie die Blakes lautet: Alles ist göttlich! so läuft die Frage vom Ursprung des Übels am Ende auf ein Wortspiel hinaus (*Des Ritters von Rosencreux letzte Willensmeinung*). 'Was nun die Moral betrifft, so kommt mir eine schnöde Moral schnöder und schaler vor als der mutwilligste Spott und Hohn. Das Gute tief herein, das Böse herauszutreiben, schlechter scheinen als man wirklich ist, besser wirklich sein als man scheint: dies halte

Digitized by Google

ich für Pflicht und Kunst' (an Lindner, Ostersonntag 1783). 'Eine Erklärung der christlichen Sittlichkeit sollte nicht die Sittlichkeit der Handlungen, sondern die Heiligkeit des Lebens zum Gegenstande haben... In der Nachfolge Jesu besteht die Fülle aller Tugend ... Er ward unter die Übeltäter gerechnet und dieses Urteil der Weisheit gerechtfertigt und vollzogen durch Sittenrichter und Schriftgelehrte, die sich kein Gewissen daraus machten, das Kreuzige! zu rufen über einen Fresser und Weinsäufer, Verführer und Gotteslästerer' (Königsbergische Zeitung, 30. März 1764). Auch Hamann möchte ebensowenig wie Blake Gesetze geben und empfangen. Jeder ist sein eigener Gesetzgeber, nur beschränkt durch das christliche Gesetz der Liebe. Wird eine Strafe vollzogen, so dürfte sie niemals Rache sein, sondern als größter Liebesdienst, den man dem Nächsten erweisen kann, ist Strafe oder Verwarnung aufzufassen und der Strafende als Schutzengel des Nächsten (an Lindner, 21. März 1761). Tugendheuchelei ist Hamann ebenso ein Dorn im Auge wie Blake. 'Schleichende moralische Heuchelei ist eine ärgere Pest und ein größeres Modelaster als die Pietisterei jemals gewesen' (an Lindner, Pfingstmontag 1783). 'O Albion!' ruft Blake, 'so du Rache nimmst, bist du verloren!' (*Jerusalem*). Mit dem Begriff von Tugend und Sünde erlischt das Recht auf Lohn oder Strafe. Sich gegenseitig alle Fehler vergeben, ist der Eingang zum Paradies (*The Gates of Paradise*). Der Heilige richtet die Welt durch Liebe, der Ankläger stürzt sich selbst in die Ohnmacht der Vernichtung. So wandelt sich Blakes Jüngstes Gericht in Wahrheit in ein Millenium (*Vala*). Wo das Gesetz die Staatsverfassung betrifft, hat der Engländer vor dem Deutschen einen Vorsprung. Während Blake — *English Blake,* wie er sich nennt — im Übermaß des nationalen Selbstgefühls Albion zum Durchschnittsmenschen macht und alle Kultur, Kunst und Religion von Britannien ausgehen läßt, kennt Hamann kein Vaterlandsgefühl. 'Ich halte alle Regierungsformen für gleichgültig und bin gewiß, daß alle Produkte und Ungeheuer der Gesellschaft wieder Naturprodukte eines höheren Willens sind, den uns anzubeten und nicht zu richten, Gewissen, Not und Klugheit empfiehlt... 'Neigung für Preußen habe ich niemals gehabt, sondern mein Vaterland mehr *par principe* und aus Pflicht oder Schuldigkeit geliebt.' 'Die Erde ist des Herrn und in diesem Sinne bin ich Weltbürger' (an Jacobi, 10. Mai 1788). Hingegen an Scheffner (30. August 1784): 'Habe kaum Lust ein Deutscher zu sein; bin, ohne Ruhm zu melden, weder mehr noch weniger als ein Ostpreuße.'

XIII. Los, der göttliche Genius der Phantasie, Blakes schöpferische Macht, die die Welt im Innersten zusammenhält und sich dem Menschen durch Offenbarung mitteilt, zeitigt das große Mysterium, den 'neuen Menschen.' Die Wirklichkeit sinkt zum wesen-

Digitized by Google

losen Schattenspiel herab. Die Begeisterungsekstase des göttlichen Wahnsinns wird das wahre Leben. 'Die Phantasielosen sind die Toten' (*Jerusalem*). 'Was die Menschen toll nennen, ist eine Zuflucht vor dem Unglauben, vor Bacon, Newton und Locke' (Randbemerkung in Spurzheims *Über den Wahnsinn*). Ebenso Hamann: 'Die großen Geister waren ungesund' (an den Bruder, November 1759). Blake erklärt, Jesus betrachte die Phantasie als den wirklichen Menschen (Randbemerkung in Berkeleys *Siris*). Blake sieht unter dem Bilde der Phantasie Religion, Kunst, Poesie in eins und versteht unter Prophezeiung religiöse Offenbarung wie künstlerische Intuition. Da ja die Wahrheit, in welcher Form sie auch zutage treten mag, nur eine und dieselbe ist. So Hamann: 'Tag ist, wenn eine einzige Sonne statt der Wahrheit herrscht. Seht ihr ein Sonnenheer und ein kleines Licht, das dieses Heer an Glanz übertrifft, so ist es eine Nacht, in die sich Poeten und Diebe verlieben' (*Aesthetica in nuce*). Immerhin gilt Blake die Dichtung vor allem anderen als Gesamtheit, Inbegriff und vollkommenste Enthüllung des seherischen Geistes. Der Geist der Poesie ist Prophezeiung. Er nennt seine größeren Dichtungen 'Prophetische Bücher'. Desgleichen fühlt Hamann sich als Prophet (an seinen Bruder, 16. Juli 1759, an Kant, 27. Juli 1759). Und wie für Hamann jede biblische Geschichte 'eine Weissagung ist, die durch alle Jahrhunderte in der Seele jedes Menschen erfüllt wird' (*Biblische Betrachtungen*), so sieht Blake seine Dichtungen im Licht der Ewigkeit. Der Dichter — derjenige, der den Namen verdient — empfängt in Gedichten ewige Wahrheiten. Von seiner Dichtung *Milton* sagt Blake: 'Ich darf sie loben, sie ist nicht von mir!' (Ebenso Hamann an Lindner, 5. Juni 1759: 'Rede ich meine Worte? Nein, ich nehme es nicht von dem Meinigen'...) Blake verkörpert als 'Barde' den intuitiv schaffenden Sänger, während der an der Überlieferung klebende, verstandes- und regelbewußte Dichter der 'Druide' ist, der unter dem Einfluß griechischer und römischer Klassiker zum 'Antichrist' werden kann (Randbemerkung in Thorntons *The Lord's Prayer*, 1827). Sonderbarerweise bezeichnet Hamann sich wiederholt als Druide. Blake fühlt sich ganz als Barde. Die impulsive Glut des Augenblickseinfalls, des schöpferischen Genieblitzes, in dem für den Künstler das eigentlich offenbarende Moment liegt, wird von Blake, dem Dichter und Maler, in seiner vollen Bedeutung für den Genius gewürdigt. Dies verschuldet in seinem Herzen eine Bevorzugung der Teufel vor den Engeln. Aber auch Hamann, der Nichtkünstler, weiß, daß 'Einfälle Eingebungen des Genies sind'. Wenn sie sich zu den kalten Forschungen herabließen, so würden sie nur eine sehr gemeine Rolle spielen. Nun können sie als Meteore glänzen (*Reflexionen* 43). Der Genius der dichterischen Phantasie in Person erscheint bei Blake in der Gestalt Miltons,

Digitized by Google

der, wie Jesus, für die Menschen in den Tod gehend, vor allem die erlösende, heiligende Kraft der Poesie darstellt. Er schießt als Komet in den Menschen, dem er Rettung bringt; er würgt Urizen, den Tyrannen, der die Gesetzestafeln hält. Er muß durch 'Albions trüben Vortex' hindurchgehen. Satan versucht ihn, wird aber von ihm vernichtet, d. h. in ihn aufgenommen. Einst erfüllt sich die Zeit, da Milton selbst von dem Größeren, Jesus, aufgenommen und durch ihn ersetzt werden wird. Aber Blake tut einen noch kühneren Schritt. Christus wird nicht nur gleichbedeutend mit dem Originalgenie, sondern die Metapher kurzweg in den Satz gefaßt: 'Christus und die Apostel waren Künstler. Wer kein Künstler ist, ist kein Christ' (*Laokon*-Blatt). Daher denn auch das Wort Atheist auf Künstler angewandt wird, die anderen Kunstansichten huldigen. Ebenso Hamann an Herder (6. Februar 1785): Ein Freund 'Mendelssohns ist empfindlich, daß ich ihn zum Atheisten gemacht. Daß ich unter Atheismus etwas ganz anderes verstehe, usf.' Es ist in Blakes Sinn, wenn Hamann von Gott als dem 'Poeten am Anfang der Tage' spricht (*Aesthetica*), wenn er Poesie als die Muttersprache der Völker bezeichnet und als das 'Leirische der lyrischen Dichtkunst das Tirili der Lerche' (an Kant, 27. Juli 1759). Wie eine Blakesche Sentenz klingt sein 'Die wahre Poesie ist eine natürliche Art der Prophezeiung' (*Biblische Betrachtungen*). Auch Hamann spricht begeistert von dem 'Göttlichen der Unwissenheit in diesem Menschlichen des Genius' (*Wolken*). Und diese Übereinstimmung ist um so merkwürdiger, als Hamann, im Gegensatz zu Blake, bei dem schließlich der ganze Ideengehalt seiner Werke auf ein Kunstevangelium hinauskommt, seinen Mangel an jeglichem Kunstsinn wiederholt versichert (an Buchholtz, 4. April 1785). Er verstehe nichts von Malerei, nichts vom Rhythmus ('Ich habe kein Metronom, weder in meinem Gehör, noch in meiner Seele').

Völlig eins sind Hamann und Blake in dem sittlichen Ernst ihres Berufsgefühls. Sie stehen beide in göttlichem Auftrag, sie haben eine Mission zu erfüllen. Sie sind beide Didaktiker, nur daß ihre Lehrhaftigkeit hinter ihrer Begeisterungstrunkenheit verschwindet. Blake hat den Ruf vernommen: 'Sei ein Künstler, und nichts anderes!' 'Und wenn die ganze Welt sich dagegen (gegen sein Werk) erhöbe, so habe ich Befehl, meine Stirn gegen die Ihre zu setzen' (an Butts, 6. Juli 1803). Ähnlich Hamann: 'Ich kann nicht zu Gefallen reden, mein Schöpfer möchte mich alsbald von hinnen nehmen.' Das Bewußtsein, Streiter Gottes in einer heiligen Aufgabe zu sein, macht sie mitunter scharf und draufgängerisch. Hamann, von Natur aus der begabtere Ironiker, tut es Blake in der Satire zuvor. Er schwingt die feinere, aus härterem Stahl geschliffene Waffe. Blakes *Islanders of the Moon* ist eine Schülerarbeit, der vermeintliche Witz schale Karikatur; seine Epigramme schwirren nicht

Digitized by Google

wie leichtbeschwingte, giftige Pfeile treffsicher auf ihr Opfer zu, sondern der derbe Schlag geht oft daneben, während Hamann die Maske des Sokrates vornehmen und ihn als Sprachrohr benutzen darf. Dafür bekundet Blake als Maler einen dem '*Sauvage du Nord*', dem 'Exmandarin' überlegenen grotesken Humor von phantastischer Vielseitigkeit, dessen Vorbilder die burlesken Maßwerkfiguren und Wasserspeier der Westminsterabtei sein mögen, wo sich ihm das Wunder der Gothik als Kunstevangelium offenbarte. Das Bewußtsein einer zu leistenden gewaltigen Arbeit gibt Hamann den Wunsch ein nach einer Muse, 'wie das Feuer eines Goldschmiedes oder wie die Seife der Wäscher' (*Kreuzzüge eines Philologen*) oder 'nach einer Wurfschaufel für seine Muse' (*Aesthetica*), während Blake sich an seine *Töchter Beulahs* hält, die Phantasiehuldinnen, die als Gesamtheit Jerusalem heißen, die geläuterte, die gottwürdige Seele (*Vision of the Last Judgement*). Von den Töchtern Mnemosynes will er nichts wissen. Die Phantasie hat nichts mit dem Gedächtnis zu schaffen.

XIV. Dem zu Gott emporgesteigerten Phantasiemenschen entspricht sowohl bei Blake als bei Hamann eine sich zu ihm herablassende Gottheit. Die Menschwerdung Christi, das große Mysterium, wird beiden das höchste Symbol. Hamann findet es wieder' in den heidnischen Erzählungen von der Herablassung der Götter und Göttinnen zu den Menschen und der Erhebung der Menschen zu Heroen' (*Kogxompax*, Petri III 365). 'Das im Herzen und im Munde aller Religionen verborgene Senfkorn der Anthropomorphose und Apotheose erscheint im Christentum in der Größe eines Baumes des Erkenntnisses und des Lebens mitten im Garten... Es ist unsittlich und unvernünftig, Grundlehren des Christentums von der Verklärung der Menschheit in der Gottheit und der Gottheit in der Menschheit durch die Vaterschaft und Sohnschaft zu leugnen' (*Zweifel und Einfälle*). Alles Göttliche ist aber auch menschlich, weil der Mensch weder leiden, noch wirken kann als nach Analogie seiner Natur. 'Die Analogie des Menschen zum Schöpfer erteilt allen Kreaturen Gehalt und Gepräge, von dem Treue und Glauben in der ganzen Natur abhängen... Je lebhafter diese Idee vom unsichtbaren Ebenbild Gottes in unserem Gemüt ist, um so fähiger sind wir, ihn in seinen Geschöpfen zu begreifen' (*Aesthetica*). Hamann kann sich den anthropomorphen Gott nicht anders denn 'im eigentlichen Verstande als Individuum' denken (an Steudel, 4. Mai 1788). Blake, obgleich hinter Hamann im religiösen Empfinden nicht zurückbleibend, denkt sich nicht nur persönlich, sondern menschlich. 'Jesus betrachtet Gott als Menschen im geistigen Sinne oder im Sinne der Phantasievision... Der Mensch ist ganz Phantasie, und Gott ist Mensch und ist in uns und wird in ihm' (Randbemerkungen in

Digitized by Google

Berkeleys *Siris*). Den Satz: 'Gott ist Mensch' fand Blake bei Swedenborg, er wurde dann als 'Humanitätsphilosophie' der Kern der revolutionären Aufklärung. Blake kehrt zur mystischen Einheit des Göttlichen und Menschlichen zurück und steigert sie zu höchster Apotheose, indem er diese Vereinigung sich in der Menschenbrust vollziehen läßt. Da der regenerierte Mensch keinen von der Seele gesonderten Leib hat, kann Jerusalem sagen: 'Alle Dinge sind menschlich', und 'Meine Straßen sind die Phantasie meiner Ideen'. Den Propheten Jesaias läßt Blake sprechen: 'Ich sah keinen Gott, noch hörte ich einen in einer bestimmten organischen Wahrnehmung. Doch meine Sinne fanden das Unendliche in jedem Dinge heraus' (*The Marriage of Heaven and Hell*). Ähnlich heißt es in einer Randbemerkung zu Reynolds' *Discourses:* 'Der Mensch, der in seinem Fühlen und Denken niemals in den Himmel gewandert, ist kein Künstler'. Noch kühner sagt Blake zu Crabb Robinson: 'Jesus Christus ist der einzige Gott, aber dasselbe bin ich, dasselbe sind Sie!' Und in *The Everlasting Gospel,* worin Jesus als Zerbrecher des Gesetzes und Widersacher der Demut erscheint: 'Du bist ein Mensch — Gott ist nicht mehr! Deine eigene Menschlichkeit verehr!' Den vollkommensten Ausdruck dieses Bekenntnisses enthalten vielleicht die schlichten Verse: 'Wo immer einer die Hände falt' und betet in seinem Leid, da fleht er zur göttlichen Menschengestalt, zu Liebe, Frieden, Barmherzigkeit' (*The Divine Image*). Folglich aber mordet auch jeder, der den Genius im Menschen mißachtet, in ihm den Heiligen Geist (*Jerusalem*). 'Die ewige große Gottmenschheit' (*Eternal Great Humanity, Milton*) ist Blakes gewaltiger Grundgedanke, die Ausgeburt einer glutvollen Phantasie, die die Abstraktion religiöser Inbrunst mit der Anschaulichkeit sinnlich kraftvollen Erlebens verbindet.

Wie Hamann an Herder schreibt: 'Für meinen eigensinnigen Geschmack gibt es keine Schönheit ohne Wahrheit, Güte und Größe' (18. April 1775), so bildet auch für Blake das Wahre, Gute und Schöne eine unauflösliche Einheit. Seine Lebensgrundstimmung ist das jubelnde Jasagen fromm lächelnder, über dem Leben — wenn auch keineswegs außerhalb des Sinnlichen — stehender Seelenheiterkeit. Der hypochondrisch veranlagte Hamann — 'es lebt kein größerer Heautontimorumenos' (an Herder, 3. Juni 1781) — bleibt der optimistischen Anschauung einer besten aller Welten fern, obgleich er selbst 'diese impertinente Unruhe, diese heilige Hypochondrie' mitunter für das Feuer nimmt, 'womit wir Opfertiere gesalzen und vor der Fäulnis des laufenden Seculi bewahrt werden müssen' (an Herder, 3. Juni 1781). Um so fester hält er sich zu dem tröstlichem Glauben, der Blake über aller Irdische hebt: daß dieses Leben nichts ist als ein kurzer, unwesentlicher Durchgangszustand. Wie Blakes Terminologie die Begriffe Leben und Tod,

Digitized by Google

Wachen und Schlafen umkehrt, so sind auch für Hamann 'Seelenschlaf (und Fegefeuer) ein Zustand, der in diesem Leben wahr genug ist' (an seinen Bruder, 22. Dezember 1759). Denn 'unser Geist ist nur dann wachend anzusehen, wenn er sich Gottes bewußt ist, ihn denkt und empfindet und die Allgegenwart Gottes in und um sich erkennt... Ein Mensch, der in Gott lebt, verhält sich zu einem natürlichen wie ein Wachender zu einem Schnarchenden in tiefem Schlaf' (an Lindner, 20. Juli 1759). Der Tod ist 'eine Verklärung in die göttliche Natur' (an Jacobi, 22. Januar 1785). Blakes malerische Darstellungen von Sterbelagern, die zugleich Auferstehungs- und Himmelfahrtsbilder sind, gehören zum Schönsten, was Sterblichen an Überwindung des Todes geglückt ist. Mit einer vielleicht ohnegleichen dastehenden Mannigfaltigkeit hat er das Thema allein in über 500 Bildern zu Youngs *Nachtgedanken* und zu Blairs *The Grave* variiert. Auf dem einen schießt die Seele, ein beschwingter Genius, senkrecht aus dem Himmel und vereint sich im Kusse mit dem zwischen Flammen aus dem Grabe sich erhebenden Leibe — eine unverkennbar von Amor und Psyche beeinflußte Komposition, bei der man sich daran erinnert, daß auch Herder, als er in der Villa Ludovisi die Gruppe zuerst sah, sie auf den Kuß des Todes deutete (an Caroline Flachsland, 6. November 1872; R. Haym, *Herder*. I, 680). Eine Reihe dieser Bilder widmete Blake der Königin: 'Des Todes Tor, aus Gold erbaut, Kein sterblich Auge hat's erschaut. Doch tut ein Menschenaug' sich zu, Liegt kalt und bleich der Leib in Ruh, Erwacht die Seele und wird gewahr In ihrer Hand ein goldnes Schlüsselpaar. Das Grab ist des Himmels goldenes Tor, So Arm' als Reiche harren davor. O Englands Hirtin, hehr und hold, Sieh hier die Pforte aus Perlen und Gold!' Jedes Ding hat seine Existenz. Nichts geht verloren, geschweige der Mensch (*Jerusalem*). Sterben heißt in Wahrheit: ins Leben eingehen. Das Leben ist ein Durchgangsstadium auf dem Wege der Seele in die Unsterblichkeit. Der Genius, der Blake die Dichtung *Europe* diktiert, lacht hell auf über das Gewimmer gepflückter Blumen, denn er weiß, daß sie ewig sind. Aus demselben Geiste sagt Hamann: 'Sind wir es, die sterben? Nein, die Welt ist's, die uns stirbt' (*Biblische Betrachtungen*). Bei Sterbefällen verwandeln sich die Beileidskundgebungen beider in Glückwunschzuschriften. 'Vergeben Sie mir, daß ich Ihnen meine Begeisterung ausdrücke. Ich möchte, daß alle an ihr teilnehmen, denn sie ist für mich schon in dieser Welt ein Quell unsterblicher Freude... Möchten Sie sich mehr und mehr überzeugen, daß jeder sterbliche Verlust ein unsterblicher Gewinn ist. Die Trümmer der Zeit bauen die Wohnhäuser der Ewigkeit' (Blake an Hayley beim Tode dessen Sohnes, 6. Mai 1800). 'Zweifeln Sie nicht an dem Leben, das man nicht sieht. Sollte es ein wirklicher Schaden und

Digitized by Google

Verlust für Eltern sein, ihr Fleisch und Blut in eine höhere Natur als ihre sinnliche und sichtbare ist, erhöht zu wissen? Wer von uns weiß, wozu seine *animula vagula blandula* vom Vater der Geister berufen ward?' (Hamann bei gleichem Anlaß an Buchholz, 28. Juli 1786). Sie selber scheiden aus dem Leben in seliger Zuversicht und Verzückung. Der Tod ist Lebensversöhnung.

XV. Zieht man nun das Fazit aus beider Leben, so mutet Blake beinahe wie die Erfüllung von Hamanns Daseinstraum an. Ihre Persönlichkeiten stehen nebeneinander wie ihre Bildnisse: das Hamanns mit dem prosaischen Kopftuch, unter dem sich schamhaft der Glatzkopf verbirgt, mit dem steten, klaren Blick des Denkerauges, dem sinnlichen Munde und dem halb gutmütigen, halb wehmütigen Gesamtausdruck — und Blakes, die verkörperte Lichtgestalt des Genius, bald in entrückter, bald in trotziger Schaffenskraft. Hamann träumt von einem großen Werk über die Anfänge des menschlichen Geschlechts und die Entstehung des Christentums: 'Kein Impromptu, sondern ein Plan, vor dessen Umfang ich bisweilen selbst erschrecke, und ihm allen Anteil am *sensus communis* abspreche, und, was mir noch weniger ähnlich sieht, aber im Grunde immer mein Geschmack gewesen, ganz Drama, kein Epos. Es kommt mir aber selbst lächerlich vor, davon einmal zu reden, wie wohl es das *punctum saliens* meiner ganzen Autorschaft von je gewesen, kein Autor zu sein als κατὰ τὸ ἔτυμον' (an Herder, 26. August 1774). Blake, der schöpferisch Begnadete, hat dieses Weltenepos vom Ursprung des Menschen, seinem Werdegang und seiner krönenden Rückkehr ins ewige Licht dichterisch gestaltet und — allerdings nur bruchstückweise — geschrieben, dieses Epos voll leidenschaftlichster Dramatik innerhalb einer engen Menschenbrust, hat es geschrieben auf dem Goldgrund purpurnen Dunkels mit dem leuchtenden Griffel des Genius.

Literatur:

The Writings of William Blake, edit. by Geoffrey Keynes, Nonesuch Press, 1927.

The Works of William Blake, Poetic, Symbolic, and Critical, edit. by E. J. Ellis and W. B. Yeats, 1893.

Darrell Figgis, The Paintings of William Blake, 1925.

Laurence Binyon, The Engraved Designs of William Blake, 1922.

Helene Richter, William Blake, Straßburg, Heitz, 1906.

Hamanns Schriften, herausgegeben von Friedrich Roth. Berlin 1821—43.

J. G. Hamanns Schriften und Briefe, erläutert und herausgegeben von Moritz Petri, 1872.

Jacob Minor, J. G. Hamann in seiner Bedeutung für die Sturm- und Drangperiode, 1881.

Heinrich Weber, Hamann und Kant, 1904.

J. G. Hamann, Sibyllinische Blätter, ausgewählt und eingeleitet von Rudolf Unger, 1905.

Rudolf Unger, Hamann und die Aufklärung, 1911.

Digitized by Google

Grundsätzliches zur neuenglischen Lautlehre.

Von W. Horn (Breslau).

Auf dem Gebiet der neuenglischen Lautgeschichte ist in der letzten Zeit mit großem Eifer und Erfolg gearbeitet worden. Man sollte denken, daß gerade auf diesem Gebiet für subjektive Meinungen keine Stätte sei, und doch gehen gerade hier die Auffassungen der Forscher stark auseinander.

Neuerdings haben besonders E. Zachrisson, H. C. Wyld und K. Luick größere, zusammenfassende Darstellungen der gesamten neuenglischen Lautgeschichte oder bedeutsamer Teile davon gegeben. Die Veröffentlichungen von Zachrisson[1] und Wyld[2] liegen schon weiter zurück, die von Luick ist 1929 erschienen. Der neueste Teil seiner großangelegten *Historischen Grammatik der englischen Sprache*[3] stellt die Geschichte der Vokale vom 15. Jahrhundert bis zur Gegenwart mit bekannter Meisterschaft dar. Zachrisson und Wyld einerseits und Luick anderseits weichen erheblich voneinander ab. Da ich damit beschäftigt bin, meine neuenglische Lautlehre zu erneuern, sehe ich mich veranlaßt, den Gründen der verschiedenen Auffassung nachzugehen.

Die Verschiedenheit der Darstellung beruht vor allem auf der verschiedenen Bewertung der Quellen, aus denen unsere Kenntnis der ne. Lautentwicklung fließt, und dann auch auf einer gewissen Verschiedenheit in den Anschauungen von der sprachlichen Entwicklung.

I. Die Quellen.

Verschiedene Bewertung erhalten besonders die Angaben der älteren Sprachlehrer und die gelegentlichen Schreibungen des älteren Neuenglischen, die als phonetische oder umgekehrte Schreibungen von der Masse der historischen sich abheben.

Luick wendet den Angaben der alten Sprachmeister große Aufmerksamkeit zu und interpretiert sie scharfsinnig. Zachrisson betont stark den Wert der gelegentlichen Schreibungen

[1] R. E. Zachrisson, Pronunciation of English Vowels 1400—1700, Göteborg 1923 (hier mit dem Namen des Verfassers angeführt); A Contribution to the History of the Early New English Pronunciation, especially in the 15th Century, E. St. 52, 299; The English Pronunciation at Shakespeare's Time as taught by William Bullokar, Uppsala und Leipzig 1927.

[2] H. C. Wyld, A History of Modern Colloquial English, Oxford 1920 (hier mit dem Namen des Verfassers angeführt); A Short History of English, London ³1927.

[3] Lieferung 6 II—9, Leipzig 1929.

Digitized by Google

und steht den Sprachmeistern etwas mißtrauisch gegenüber. Wyld schließt sich ihm an in der Schätzung der Schreibungen, mißt dagegen den Sprachmeistern noch weniger Wert bei.

Nach meiner Meinung sind die alten Sprachbücher zwar eine wichtige Quelle der ne. Lautgeschichte, jedoch ist Mißtrauen ihnen gegenüber durchaus berechtigt[1]. Auch die besten englischen Sprachlehrer der älteren Zeit sind unklar gerade in denjenigen Angaben, von denen man Auskunft über den Gang der großen Vokalverschiebungen erwarten möchte. Es läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen, welche Stufe der Entwicklung auf dem Wege

von me. *ā* zu *ē* (*name*),
von me. *au* zu *ǭ* (*law*),
von me. *u* zu *ʊ* (*come*) usw.

in den Aussagen der einzelnen Sprachmeister gemeint ist. Verschiedene Forscher ziehen da verschiedene Folgerungen, je nach dem Wert, den sie den Zeugnissen der Sprachmeister im allgemeinen und der einzelnen Sprachmeister im besonderen beimessen. Es handelt sich da um Werturteile, bei denen ein subjektives Moment nicht auszuschalten ist. Deshalb ist die Verständigung zwischen den Forschern schwer. Besonders diejenigen, die einen einzelnen Sprachmeister zum Gegenstand ihrer Untersuchung machen, sind leicht geneigt, alle Angaben zu wichtig zu nehmen. Das Mißtrauen gegenüber den Sprachmeistern enthebt uns aber nicht der Pflicht, jedes Sprachwerk der bedeutenderen Sprachmeister aufs genaueste als Ganzes zu untersuchen.

Wallis ist der beste Phonetiker des 17. Jahrhunderts, geradezu der Begründer einer wissenschaftlichen Phonetik. Ich halte es jedoch z. B. nicht für angängig, aus seinen Angaben über den Vokal in *law* mit Sicherheit auf *ā* zu schließen (Luick S. 643). Wallis teilt die Vokale in *Gutturales, Palatinae* und *Labiales*, je nachdem sie gebildet werden *in Gutture, in Palato* oder *in Labiis*. Alle diese einzelnen Vokale können mit verschiedener Mundöffnung gebildet werden: *apertura majori, mediocri, minori*. Der Laut in *law* ist ein 'gutturaler' mit großer Mundöffnung. Der 'labiale' Vokal mit großer Mundöffnung ist für Wallis der Laut *ô*, wohl = *ǭ* in *boat*. Die Einreihung des Vokals von *law* kann auf *ā* deuten, schließt aber eine nach *ǭ* hinneigende Aussprache nicht aus. Die geringe Lippenrundung eines solchen Lautes kam für das System unseres Sprachlehrers nicht in Betracht.

In der Entwicklung, die von me. *u* zu *ʊ* geführt hat (*come*)[2],

[1] Vgl. auch Untersuchungen zur neuengl. Lautgeschichte, Straßburg 1905, S. 3 ff.; Hist. ne Gr., S. 13 ff.; Streitberg-Festschrift (Stand und Aufgaben der Sprachwissenschaft, Heidelberg 1924), S. 545 ff.

[2] Vgl. Verf., E. St. 60, 121 ff.

Digitized by Google

spielt bei Luick die Stufe *ə* eine große Rolle (S. 659, 723). Er nimmt an, daß eine Entrundung, Senkung und Vorwärtsbewegung von *u* zu *ə* geführt habe, daß dann eine Verschiebung in anderer Richtung, eine Velarisierung das *ə* zu *ɒ* gewandelt habe. Ich glaube nicht, daß die Angaben der alten Sprachlehrer die Stufe *ə* mit Sicherheit erweisen. Die Laute der Entwicklungsreihe *u*—*ɒ* sind außerordentlich schwer zu bestimmen, und auch unsere modernen Phonetiker weichen in ihren Ansichten über diese Laute sehr voneinander ab. Am meisten Vertrauen habe ich zu der Abbildung der Artikulation bei Wilkins 1688: sein *ɒ*-Laut, der allerdings mit dem Laut in *ir* und *ur* zusammengeworfen wird, ist ohne Lippenrundung; und die Formung der Lippen ist der Teil der Artikulation, die der Sprachlehrer am zuverlässigsten beobachten konnte.

*

Den gelegentlichen Schreibungen gegenüber übt Luick große Zurückhaltung im Gegensatz zu Zachrisson[1] und Wyld. Auch diesem Kriterium gegenüber ist das Mißtrauen berechtigt. Vor allem muß die Methode vielfach verfeinert werden. Wie bei den Sprachmeistern müßte auch bei den Schreibern eine 'individualisierende Behandlung' einsetzen. Wir müssen die Schreibgewohnheiten der einzelnen Schreiber zu erkennen suchen; wir müssen festzustellen suchen, wieweit es sich um Verschreibung handelt usw. All das ist nur möglich, wenn wir auf die Handschriften zurückgreifen. Zachrisson hat in dieser letzten Richtung die Verfeinerung seiner Methode schon selbst vorgenommen: er hat in einzelnen Fällen die Ausgaben mit den Handschriften verglichen und hat Lesungen der Ausgaben als Versehen nachgewiesen[2]. Eine ähnliche Beobachtung habe ich in dem Tagebuch der Lady Warwick gemacht, das in den Jahren 1666—77 geschrieben ist. M. Williamson[3] führt daraus Schreibungen an wie *cored* (carried), *moredge* (marriage) mit auffallendem *o*; in der Handschrift aber ist überall *a* geschrieben, das allerdings einem *o* ähnlich sieht. Zum Glück sind diese *o*-Formen noch nicht in die sprachwissenschaftliche Erörterung gezogen worden.

Mit Vorsicht verwertet sind die gelegentlichen Schreibungen eine wertvolle Quelle. Zachrisson und Wyld haben durch ausgiebige Benutzung dieser Quelle die Lautlehre sehr gefördert, wenn auch ihr Vertrauen gegenüber vereinzelten Schreibungen zu groß sein wird. Besonders wertvoll sind die Briefe und Tagebücher, die eine freiere Orthographie aufweisen als die für

[1] Vgl. auch Luicks Besprechung von Zachrissons Buch über Bullokar Anglia-Beiblatt 39, 153 ff.

[2] Engl. Pron. at Sh.'s Time, S. 125 ff.

[3] Margaret Williamson, Colloquial Language of the Commonwealth and Restoration. The English Association, Pamphlet Nr. 73 (July 1929). S. 25.

Digitized by Google

die Veröffentlichung bestimmten Schriftstücke oder die Druckwerke. Eine Fundgrube für das 17. und 18. Jahrhundert ist die gewaltige handschriftliche Sammlung von Briefen der Familie Verney; nur kleine Teile davon sind gedruckt worden. Unter den privaten Schriftstücken der älteren Zeit sind die von Frauen geschriebenen für unsere Zwecke am ergiebigsten; die Frauen gaben meist unbefangen ihre Aussprache wieder, während die Männer mehr an die historische Schreibung sich anschlossen. In dieser Beziehung ist das vorhin erwähnte, für unsere Zwecke noch nicht benutzte Tagebuch der Lady Warwick sehr lehrreich: diese Dame bietet eine Fülle von phonetischen Schreibungen, die ihr Hauskaplan bei der Durchsicht ihrer Niederschriften häufig in die üblichen historischen Schreibungen umwandelte.

Die Schreibungen sind übrigens nicht erst neuerdings als Quelle der ne. Lautgeschichte anerkannt worden, wie Wyld (S. 115) glaubt. So habe ich schon für meine *Untersuchungen* (1905) die Schreibungen neben den Sprachmeisterzeugnissen benutzt; ich habe mich über die Schreibungen wie folgt geäußert: 'Unter den indirekten Quellen verdienen die Schreibungen besondere Beachtung, mehr als sie seither gefunden haben. Schriftstücke, die nicht für die Veröffentlichung bestimmt waren (Briefe, Tagebücher), sind für uns bedeutend wertvoller als Druckwerke, da Drucker und Verleger in frühneuenglischer Zeit die Orthographie einigermaßen normalisierten. In solchen Quellen treffen wir wertvolle phonetische und umgekehrte Schreibungen unter der großen Masse der historischen Wortbilder. Die Aussprache, wie sie sich aus der Orthographie (besonders der Briefe und Tagebücher) erkennen läßt, ist bedeutend fortschrittlicher als die von den englischen Orthoepisten gelehrte. In Briefen südenglischer Kaufleute aus den Jahren 1475 bis 1488 finden wir moderne Sprachformen, die der gelehrte Gill anderthalb Jahrhunderte später noch nicht anerkennt. Wenn wir uns vorwiegend auf die Grammatiker verlassen, laufen wir Gefahr, die Lautwandlungen zu spät anzusetzen: das ist der Hauptmangel der Darstellungen der ne. Lautgeschichte von Ellis und Sweet[1].'

Die Schreiber sind nicht so konservativ wie die Sprachmeister, sie sind auch nicht von Theorien beeinflußt; sie stehen provinzieller und dialektgefärbter Aussprache nicht so ablehnend gegenüber.

*

[1] Vgl. S. 5 (benutzt sind z. B. die Tagebücher von Henslowe, Machyn und die Briefe der Familie Cely); außerdem Hist. ne. Gr. S. 18 und Streitberg-Festschrift, S. 548. Eine Reihe von Tagebüchern, darunter die von Henslowe und Machyn, untersuchte L. Diehl in seiner Gießener Diss., abgedruckt Anglia 29, 133 ff.; die Cely Papers wurden untersucht in der Berliner Diss. von K. Süßbier, 1905.

Digitized by Google

Me. ę̄ und ę̄ sind bekanntlich im Laufe der ne. Entwicklung unter ī zusammengefallen. Cooper 1685/87 läßt die beiden Laute noch nicht zusammenfallen, stellt aber den Vokal in *weal* als Länge zu dem in *will*; doch ist zu beachten, daß es bei seiner ganzen Gegenüberstellung von kurzen und langen Vokalen nicht ohne einen gewissen Zwang abgeht[1]. Writing Scholar's Companion 1695 gibt dann den Zusammenfall ohne Einschränkung zu.

Die Schreibungen lassen einen annähernden oder vollständigen Zusammenfall schon früher erkennen: Lady Warwick schreibt 1669 und in den folgenden Jahren: *redeaming* (redeeming), *keape* (keep), *meak* (meke), *seak* (seek); ihr Hauskaplan hat wiederholt die normale, heute noch geltende Schreibung eingesetzt. Neben *estimed* (esteemed, frz. estimer) begegnet die Schreibung *esteamed*. Lady Warwick war im Jahre 1669 28 Jahre alt; Cooper wurde 1672 Student in Cambridge, war also höchstwahrscheinlich jünger. In Briefen der Familie Verney finden wir schon 1655 *iseylie* (easily), wo ja wohl *i* nicht kurz gewesen sein wird, gleichzeitig mit Cooper auch *trit* (treat) 1865. Die Belege sind aus den Handschriften entnommen, und es ist wohl zu erwarten, daß weiteres Suchen noch mehr Belege ergeben würde.

Nun sind aber die Schreibungen mit *i* für me. ę̄ noch älter. Belege aus der zweiten Hälfte des 16. Jhs. und dem Anfange des 17. Jhs. weisen Diehl und Wyld nach[2]. Auch die Königin Elisabeth hat solche Schreibungen. Luick Gr. S. 599 meint, solch vereinzelte Schreibungen könnten nicht einen so frühen Übergang zu ī beweisen, sie könnten wohl aber Anzeichen des Lautes ę̄ sein, wofern sie nicht Kürzung bedeuten oder Schreibfehler seien. Verschreibung oder Kürzung kann freilich in einzelnen Fällen vorliegen. Aber im ganzen scheinen doch die Schreibungen darauf hinzuweisen, daß schon früh in begrenztem Umfang die Aussprache ī für me. ę̄ bestand. Es wäre das weiter nichts als ein Vorauseilen der Entwicklung, wie wir es auch sonst beobachten können.

Die eben angeführten Belege rücken zeitlich nahe heran an die vorhin gegebenen. Ganz vereinzelt begegnet *i* für ę̄ schon im 15. Jh. in Suffolk, so vereinzelt, daß es sehr zweifelhaft ist, ob man darauf Gewicht legen darf[3].

Wir finden also Hinweise auf ī für me. ę̄, lange bevor die Sprachmeister die Wandlung allgemein anerkennen. Die Frage,

---

[1] Vgl. Jones, Cooper, S. 30* ff., dazu Zachrisson 201 und die Bedenken von Wyld 210; jetzt Luick Gr. S. 597 f.

[2] Diehl, Anglia 29, 164; Wyld 209 und Short History of English[3] 172.

[3] Vgl. A. Binzel, Die Mundart von Suffolk in früh-ne. Zeit, Diss. Gießen 1912, S. 29 (*biquithe* 1469), Wyld 209 (? Gregory, Lord Mayor von London 1451—52, geboren in Suffolk).

Digitized by Google

wie das allmähliche Auftauchen der neuen Lautung zu beurteilen ist, wird uns später beschäftigen.

*

Ein neuer und wesentlicher Zug der Darstellung Luicks ist es, daß sie planmäßig darauf ausgeht, die Entwicklung der Hochsprache auf dem Untergrund der Mundarten aufzubauen; Luick konnte sich da auf weite Strecken hin auf Vorarbeiten stützen, die in seinen *Untersuchungen zur englischen Lautgeschichte* niedergelegt sind. Jespersen hat die Mundarten in seiner Grammatik, wie auch in seinen Erörterungen über allgemeine sprachliche Fragen, nicht berücksichtigt, ebensowenig haben dies Zachrisson und Wyld getan. Sweet maß den Mundarten wenig Wert bei für die Aufstellung der Geschichte der Hochsprache; in seiner *History of Language*, London 1900, S. 75 sagt er von den Mundarten: 'They throw little light on the development of English, which is more profitably dealt with by a combined study of the literary documents and the educated colloquial speech of each period as far as it is accessible to us.' In meiner eigenen Darstellung kommen die Mundarten da zur Geltung, wo ein unmittelbarer Einfluß auf die Hochsprache in Frage kommt, während in meinen Vorstudien die Mundarten weitere Berücksichtigung fanden.

Wie der Geschichtschreiber der Hochsprache in die Irre gehen kann, wenn er nur die Hochsprache beachtet, zeigt anschaulich die Erklärung des *o* in der Lautgruppe *ong: among, monger, mongrel.* Jespersen stellte, wie vor ihm Bauermeister, das Lautgesetz auf: *mong* > *mung.* Tatsächlich hat die heutige Hochsprache nur Wörter, in denen dem *ung* aus *ong* ein *m* vorangeht. Aber die Mundarten zeigen, daß das nur Zufall ist. Übrigens bezeugt Butler 1633 für die ältere Hochsprache auch *u* in *throng*[1].

Es unterliegt keinem Zweifel, daß eine wirkliche Geschichte der Hochsprache nur möglich ist auf dem Boden der Geschichte der Mundarten.

Einen tieferen Einblick in die Geschichte der Mundarten geben die Arbeiten, die sich an den deutschen Sprachatlas anschließen. Das für die englischen Mundarten vorhandene Material hat nicht ausgereicht, um uns eine Handhabe zur Erkenntnis der großen Sprachbewegungen zu geben, die man für Deutschland nachweisen konnte. Eine solche Sprachbewegung ist im mittelfränkischen Sprachgebiet zu erkennen, in dem Gebiet, wo man *dat Wasser* sagt. Man nimmt jetzt an, daß das ganze Gebiet ursprünglich niederdeutsch war (*dat Water*), und daß es später vom Hochdeutschen (*das Wasser*) überschoben wurde; die

[1] O. Jespersen, Modern English Grammar I, S. 84; K. Bauermeister, Zur Sprache Spensers, Diss. Freiburg 1896, S. 83; Verf., E. St. 30, 369 ff.

Digitized by Google

noch geltenden kleinen Wörter *dat, wat, dit, it, allet* sind die letzten niederdeutschen Reste. Die Erkenntnis dieser Überschiebungen und der Bedeutung, die den Restwörtern zukommt, ist sehr wichtig. Man hat erkannt, daß mundartliche Erscheinungen von Kulturzentren ausgehen. Die sprachliche Bedeutung Kölns ist von Frings aufgedeckt worden. Ganz neuerdings ist die hessische Mundart nach dialektgeographischen Gesichtspunkten untersucht worden in der vortrefflichen Arbeit von F. Maurer[1]. Früher reichte die oberhessische Mundart über den Main nach Süden. Mainz hat schon früher als kultureller Mittelpunkt gewirkt und hat oberhessische Spracherscheinungen zurückgedrängt. Vom 16. Jh. an schiebt dann Darmstadt, der rechtsrheinische Kulturmittelpunkt, Oberhessisches nach Norden, Pfälzisches nach Süden. So entsteht im Mainzer und Darmstädter Raum eine neue Sprachlandschaft zwischen dem Oberhessischen und Pfälzischen. Wenn also Spracherscheinungen über einen ganzen Raum hin sich erstrecken, so ist damit nicht gesagt, daß sie von Anfang an diesen Raum einnahmen. Das ist auch wichtig für die Beurteilung der Tatsache, daß häufig mehrere Spracherscheinungen räumlich ungefähr zusammentreffen (s. unten).

Eine solch lebendige Geschichte der Mundarten, wie sie die Germanisten darzustellen beginnen, läßt sich für England aus dem uns zur Verfügung stehenden Material natürlich nicht herausarbeiten[2]. Wir müssen uns mit dem bescheiden, was Luick in mühevoller Arbeit uns bietet.

In seinem der künftigen Sprachforschung Ziele weisenden Breslauer Vortrag[3] hat Luick gezeigt, daß die englische Hochsprache lautliche Erscheinungen darbietet, die der Beobachtung entgangen sind und die auf dem Einfluß der Intonation auf die Lautgestaltung beruhen. So wird z. B. ǭ (*saw, all*) bei Steigton zu ǭ. Wenn schon die vieldurchforschte Hochsprache Nichtbeachtetes bietet, wieviel mehr Neues werden wir in den Mundarten erwarten dürfen! Auf die Vielgestaltigkeit der Mundart des einzelnen Sprechers, auf die Individualismen, die aus Gefühlsverhältnissen entspringen, hat Brandl nachdrücklich hingewiesen in einem bedeutsamen Vortrag, dem er den bezeichnenden Titel 'Lebendige Sprache' gegeben hat[4]. Von der Beweglichkeit der Mundart, von der Anpassung der Laute an die verschiedenen

[1] F. Maurer, Sprachschranken, Sprachräume und Sprachbewegungen im Hessischen, Gießen, O. Kindt, 1930. Auch in den 'Hessischen Blättern für Volkskunde' 28.

[2] Vgl. auch Streitberg-Festschrift S. 579.

[3] Luick, Über einige Zukunftsaufgaben der englischen Sprachwissenschaft, G. R. M. 18, 364. [Vgl. jetzt auch E. St. 65, 337.]

[4] Sitzungsberichte der Preuß. Akademie der Wissenschaften, Phil.-hist. Klasse, 1928.

Digitized by Google

Stufen der 'Betonung' gibt eine Untersuchung eine Vorstellung, die im Englischen Seminar in Breslau gemacht wird[1]. Es handelt sich um die Industriemundart von Birmingham, d. h. um die Sprache, die sich die Industrie aus der bodenständigen Mundart geschaffen hat, eine Sprachstufe zwischen der eigentlichen Mundart und der Hochsprache. Da wird bei Steigton — wie in der Londoner Vulgärsprache und, wie Luick gezeigt hat, auch in der Hochsprache — $\bar{o}$ zu $\bar{o}$; aber auch, immer bei Steigton, o zu o, *ei* > *ai*, *ai* > *oi*, *au* > *æu*. Auf der anderen Seite entsprechen bei Fallton den Diphthongen vielfach Monophthonge: *e* statt *ei*, *a* statt *ai*. o, das bei Steigton zu o gehoben wird, wird bei Fallton zu einem *a*-artigen Laut gesenkt. Ich verzichte an dieser Stelle darauf, aus diesen Beobachtungen weitergehende Folgerungen zu ziehen.

Besonders beachtenswert ist in dieser Mundart die Gestaltung des me. *u*. Es bestehen da mehrere Stufen je nach der Höhe oder Tiefe des Tones. *v* wird bei steigendem Ton zu o und weiter zu einem *o*, das zu *u* hinneigt, bei höchstem Ton zu *u*, bei fallendem Ton zu einem offenen *o* und schließlich zu *a*. Die Stufe *ə*, die in Luicks Darstellung der Lautgeschichte eine wesentliche Rolle spielt, kommt in dieser Reihe nicht vor. Freilich kann *ə* bei schwachem Druck im Satzzusammenhang und bei tiefstem Ton aus *v* entstehen — wie aus jedem anderen Vokal; aber um diesen Fall handelt es sich hier ja nicht. Die Intonationsskala gibt uns einen Fingerzeig, durch welche Stufen hindurch me. *u* zu *v* und *a* geworden ist. In unserem Fall, wo die Sprachmeister und natürlich auch die Schreiber versagen, geben uns, so scheint mir, nur die lebendigen Sprecher Auskunft über den Entwicklungsgang.

Vermutlich hatte die ältere Hochsprache ein ähnlich starkes Schwanken der Aussprache, je nach den verschiedenen Höhen- und Tiefenstufen der Betonung, wie die heutige Industriemundart von Birmingham. Die heutige Hochsprache ist ausgeglichener. Die ältere Hochsprache werden wir uns auch sonst recht beweglich vorstellen müssen. Da war der Unterschied zwischen Vulgärsprache und Hochsprache viel weniger scharf als heute; da konnten sich verschiedene soziale Schichten geltend machen; da konnte in größerem Ausmaß provinzielle Sprache Eingang in die Hochsprache finden. Zachrisson hat früher die ältere Hochsprache für 'uniform' gehalten[2]; aber er scheint von dieser Anschauung abgekommen zu sein[3]. Die Sprachmeister geben uns meist nur eine Normalform. Es scheint mir, daß die Schreiber

[1] Die Untersuchung wird von Dr. H. O. Wilde geführt. Andere Untersuchungen ähnlicher Art sind in Vorbereitung.

[2] Zachrisson 225. [3] E. St. 59, 354.

Digitized by Google

von Briefen und Tagebüchern der lebendigen Sprache vielfach näher kamen.

II. Der Zusammenhang der Lauterscheinungen.

Über die Frage, bei welchen Vokalen die große neuenglische Vokalverschiebung begonnen hat, bestehen Meinungsverschiedenheiten.

Nach Luicks Auffassung[1] wird die Verschiebung eröffnet durch das Vorrücken von $\bar{e}$ und $\bar{o}$ zu $\bar{i}$ und $\bar{u}$. Bei dieser Bewegung stoßen die Laute auf me. $\bar{i}$ und $\bar{u}$ und verdrängen sie aus ihrer Stellung: $\bar{i}$ und $\bar{u}$ werden zu Diphthongen. Die nächste Bewegung ist das Vorrücken von $\bar{a}$ über $\bar{e}$ nach $\bar{e}$ hin. Die Verschiebung zu $\bar{e}$ hat das me. $\bar{e}$ aus seiner Stellung verdrängt.

Jespersen[2] dagegen nimmt an, daß die große Vokalverschiebung mit der Diphthongierung des $\bar{i}$ und $\bar{u}$ begann und daß dann erst die Laute ϱ, ϱ, $\bar{a}$ und ϱ, ϱ allmählich vorrückten.

Die Daten, die man für den Eintritt der Verschiebung des $\bar{e}$, $\bar{o}$ und des $\bar{i}$, $\bar{u}$ angeben kann, gestatten nicht, die Priorität einer Verschiebung vor der anderen zu beweisen. Nach diesen Daten könnte die Entwicklung sehr wohl gleichzeitig eingesetzt haben.

Während Jespersen seine Annahme nicht beweist, begründet Luick die seinige mit Tatsachen, die sich aus seinen dialektgeographischen Untersuchungen ergeben. Er macht die beiden folgenden wichtigen Feststellungen:

1. Wo me. $\bar{o}$ im 13. Jahrhundert zu einem $\ddot{u}$-artigen Laut wurde (der heute durch *üü, öö, iu, iə* vertreten ist), ist me. $\bar{u}$ nicht diphthongiert worden. Das ist der Fall im Nordhumbrischen und in angrenzenden Teilen des Mittellandes. Das Unterbleiben der Diphthongierung des $\bar{u}$ auf diesem Gebiet ist um so auffallender, als dort $\bar{i}$ Diphthongierung erfahren hat. Wo dagegen me. $\bar{o}$ zu $\bar{u}$ wurde, wurde me. $\bar{u}$ diphthongiert.

2. Wo me. $\bar{a}$ und *ai* zu $\bar{e}$ geworden sind, wird me. $\bar{e}$ zu $\bar{i}$. Wo dagegen $\bar{a}$ nur bis zu $\bar{e}$ gelangt, verharrt me. $\bar{e}$ auf der Stufe $\bar{e}$; das ist der Fall in Mundarten des Südwestens.

Auf diese und ähnliche[3] Tatsachen baut Luick seine Vokalverdrängungstheorie[4], die sich durch seine ganze Darstellung hindurchzieht.

Die angeführten Tatsachen beweisen, daß ein Zusammenhang zwischen einzelnen Lautwandlungen besteht.

[1] Luick, Untersuchungen § 142, 301 und E. St. 45, 432 ff., Hist. Gr. § 477 Anm. [2] Modern Engl. Gr. S. 232 ff.

[3] Vgl. die Hinweise Gr. § 477 Anm.

[4] Luick, Unters. § 587 ff., § 604 ff., dazu Western E. St. 45, 1 ff. und die Entgegnung von Luick, ebenda 432 ff.; Jordan, Me. Gr. S. 235 und dazu Luick, Anglia-Beibl. 37, 196; schließlich Luick, Gr. § 477 Anm.

Digitized by Google

Zunächst die erste Tatsache. Luick schließt aus ihr: Me. $\bar{u}$ ist im Nordhumbrischen nicht diphthongiert worden, weil $\bar{o}$ nicht zu $\bar{u}$ geworden war. Und $\bar{u}$ ist im Südhumbrischen diphthongiert worden, weil $\bar{o}$ zu $\bar{u}$ vorrückte. Oder anders ausgedrückt: Das zu $\bar{u}$ werdende $\bar{o}$ hat im Südhumbrischen $\bar{u}$ aus seiner Stellung verdrängt.

Die Tatsache ist gesichert. Ist auch die Folgerung zutreffend?

In der Hochsprache zeigt sich bei allen langen Vokalen eine einheitliche Entwicklungstendenz. Vokale mit höchster Zungenstellung werden zunächst zweigipflig, dann diphthongisch:

$$\bar{\imath} > ii > \varrho i > ai$$
$$u > uu > \varrho u > au.$$

Vokale mit tieferer Zungenstellung werden gehoben und dann zweigipflig und zum Teil diphthongisch:

$$\bar{a} > \bar{\varpi} > \bar{\varrho} > \bar{\varrho} > ee > \varrho i > \varrho i$$
$$\bar{\varrho} > \bar{\imath} > ii > ij$$
$$\bar{\varrho} > \bar{\varrho} > \bar{\imath} > ii > ij$$
$$\bar{o} > \bar{u} > uu > uw$$
$$\bar{o} > \bar{o} > oo > \varrho u > \varrho u.$$

Anders im Nordhumbrischen. Der Übergang von $\bar{o} > \breve{u}$ verrät eine Entwicklungstendenz ganz anderer Art: $\bar{o}$ wird nicht einfach zu $\bar{u}$ gehoben, sondern es wird mit Beibehaltung der Lippenrundung nach vorn und in die Höhe geschoben. Bei ähnlicher Entwicklungstendenz wäre $\bar{u}$ zu einem Laut geworden, der auch nach vorn geschoben werden konnte, da eine Hebung nicht möglich war. Die Entwicklungen von me. $\bar{o}$ und me. $\bar{u}$ wären annähernd oder ganz zusammengefallen.

Die zweite Tatsache. Im Hochenglischen sind me. $\bar{\varrho}$ und $\bar{\varrho}$ im Laufe der Zeit zusammengefallen; es ist dies der einzige Zusammenfall bei langen Vokalen. Der Zusammenfall ist erfolgt, wo me. $\bar{a}$ zu $\bar{\varrho}$ geworden ist; dagegen nicht, wo $\bar{a}$ nur bis zur Stufe $\bar{\varrho}$ gelangt ist. Anders gesagt: die Hebung des $\bar{\varrho}$ über $\bar{\varrho}$ hinaus wird gehemmt, wo Zusammenfall mit der Weiterentwicklung von me. $\bar{a}$ eingetreten wäre.

Wir machen also die Beobachtung: eine Entwicklungstendenz kann gehemmt werden, wenn bei ihrer Durchführung Zusammenfall von Lauten erfolgt wäre. Kann, nicht muß. Nicht jeder Zusammenfall von Vokalen wird vermieden. So ist z. B. $\bar{\varrho}$ mit $\bar{\varrho}$ zusammengefallen.

Die Hemmung der allgemeinen Entwicklungstendenz läßt sich in der Hochsprache vielfach beobachten. Die Hebung der langen Vokale ist nicht folgerichtig durchgeführt. Sonst wären alle langen Vokale, die nicht auf der höchsten Stufe standen, zu dieser Stufe emporgehoben worden. Also: $\bar{a}$ wäre

Digitized by Google

genau wie $\bar{ę}$ und $\bar{ę}$ zu $\bar{\imath}$ geworden[1], $\bar{ǫ}$ wie $\bar{ǫ}$ zu $\bar{u}$: *same* wäre mit *seam* und *seem* zu *sīm* geworden, *moan* mit *moon* zu *mūn*. Damit nicht genug: die so entstandenen hohen Längen wären weiter zweigipflig und schließlich diphthongisch geworden.

Demgegenüber beobachten wir: die langen Vokale, die noch nicht auf der höchsten Stufe stehen, werden zwar gehoben; aber sie gelangen nicht alle bis zur höchsten Stufe, und sie fallen nicht zusammen.

Nur $\bar{ę}$ und $\bar{ę}$ fallen zusammen. Lange jedoch hat sich die Sprache dagegen gesträubt. Aber gegen 1700 ist der Zusammenfall so deutlich und allgemein, daß ihn auch die Sprachmeister anerkennen. Es sind Anzeichen vorhanden, die für eine Hebung des $\bar{ę}$ zu $\bar{\imath}$ schon im 16. Jahrhundert sprechen; aber sie konnte sich damals nicht durchsetzen, da sich ihr eine Hemmung entgegenstellte.

Me. $\bar{ǫ}$ erreichte die Stufe $\bar{ǫ}$ erst im 17. Jahrhundert und setzte die Hebung nicht über diese Stufe hinaus fort. In Mundarten des südwestlichen Mittellandes ist die Hebung des $\bar{ǫ}$ bis zu $\bar{u}$ vorgeschritten, aber fast nur da, wo me. $\bar{ǫ}$ über $\bar{u}$ zu *œu* geworden ist[2]. In der älteren Hochsprache zeigen sich vorübergehend ein paar Wörter mit $\bar{u}$ für me. $\bar{ǫ}$: *comb, ghost, loam*. Man erklärt sie gewöhnlich mit Luick als mundartliche Einsprengsel[3]. Es könnte aber auch sein, daß sich hier die hochsprachliche Erhöhungstendenz zeigt, die sich nur vorübergehend durchsetzen konnte. Hätte die Tendenz frei wirken können, so wäre allgemein das $\bar{ǫ}$ zu $\bar{u}$ geworden.

Die Hebungs- und Diphthongierungstendenz, die bei den langen Vokalen wohl gleichzeitig zu wirken begann, setzt sich nicht immer durch oder wirkt sich nicht vollständig aus. Sie wird gehemmt durch eine andere Kraft. Diese Kraft ist die Zwecktätigkeit. Eine hemmungslose Auswirkung der Hebungstendenz hätte einen weitgehenden Zusammenfall von Wörtern zur Folge gehabt, was den Zweck der Sprache, die Verständigung, beeinträchtigt hätte.

Wir beobachten hier das Ringen zweier Kräfte, wie sonst in der Sprachentwicklung. Von diesem Ringen habe ich andeutungsweise gesprochen am Schluß meines Buches über 'Sprachkörper und Sprachfunktion', dann habe ich in der Brandl-Festschrift das Gegeneinanderwirken der beiden Kräfte an einer syntaktischen Erscheinung aufzuzeigen gesucht. Eingehender werde ich das ganze Problem behandeln in einer Abhandlung über Zweck und Ausdruck in der Sprachentwicklung.

[1] Me. $\bar{a}$ ist tatsächlich bis zu $\bar{\imath}$ gehoben worden, aber nur in Mundarten, in denen me. $\bar{ę}$ über die Stufe $\bar{\imath}$ hinausgegangen war (Luick, S. 581).

[2] Luick, Unters. § 66, 108.

[3] Luick, Unters. § 88 ff., Gr. § 501, b; Verf., Hist. ne Gr. § 96, 4.

Digitized by Google

Friedrich Gundolfs Shakespeare.

Von Hans Hecht (Göttingen).

der eignen Spur vergessen,
sucht davon erst die Regeln auf!

Dem umfangreichen Werke[1] gegenüber wird die Kritik ihren Standpunkt mit Vorbedacht zu wählen haben. Man kann sich die Betrachtungs- und Darstellungsweise Gundolfs zu eigen machen, sich der Gewalt seiner Gedanken und Sprache unterordnen und, gebannt von der unio mystica zwischen Stoff und Formung, die sich hier vollzogen hat, einfach berichten und feiern. Damit ist uns nicht gedient. Der Beurteiler kann aber auch, indem er wesensfremde Maßstäbe anlegt, vollkommen an dem Kern des Ganzen vorbeireden. Es ist hier durchaus nicht, wie es in der Ankündigung des Verlages heißt, ein neuer Typus der Biographie entstanden; auf der anderen Seite aber handelt es sich auch nicht um ein Werk, das mit gängigen Methoden philologisch-historischer Arbeitsweise rein wissenschaftliche Zielsetzung anstrebt, sondern um Wortwerdung inneren Ringens und um Bekenntnisse, von denen wir anerkennen müssen, daß sie um Höchstes und Letztes kreisen und unter dem Gesetz einer im besten Sinne gebundenen Persönlichkeit organisch herangereift sind. Das heißt, wir werden das Kennzeichen des Künstlers auf diesen Seiten eher erwarten als das des Forschers, und müssen, wenn wir gerecht urteilen wollen, an die Gegebenheit dieser Grundhaltung Zugeständnisse machen.

Für Gundolf bedeutet das Shakespeare-Buch, das er auf der Höhe seines Lebens vollendet hat, den Abschluß einer Auseinandersetzung mit dichterisch-schöpferischen Kräften, als deren stärkste Verkörperung und letzter Ausdruck ihm von jeher Shakespeare erschienen ist. Er ist in dem Maße Mittelpunkt und Ziel seines geistigen Ringens gewesen, daß man sich die Frage vorlegen darf: Wer wird von nun an sein Pilot sein, und in welche Fahrtrichtung wird er ihn lenken? Shakespeare und der deutsche Geist, Shakespeare in deutscher Sprache waren Stationen, aber nicht nur in diesen Werken, sondern allenthalben auf dem langen Wege, in den Büchern über Goethe, Kleist, George, Cäsars Ruhm, werden sein Geist und seine Seele von den rätselvollen Tiefen angezogen, die ihm die Gestalt Shakespeares zu umfassen scheint, und die er zu ergründen und zu erleuchten bestrebt war. Es gibt nicht viele unter den Lebenden, die so leidenschaftlich um Shakespeare gerungen haben wie Gundolf. Das

[1] 2 Bände, Berlin bei G. Bondi, 1928; geb. je 15 M.

Digitized by Google

alles muß man sich vergegenwärtigen, um den Prophetenton würdigen zu können, in dem hier Shakespeare nicht sowohl erforscht als verkündet wird.

Ein erster flüchtiger Überblick könnte den Eindruck erwecken, als ob Gundolf eine Reihe von Einzelabhandlungen, etwa entsprechend der Zahl der Werke Shakespeares, nebeneinandergesetzt und mit einer unerwünscht knappen Einleitung versehen hätte. Man erinnert sich, daß mehrere Glieder der Kette schon früher selbständig als Vorträge — Antonius und Cleopatra 1926 in Weimar, Richard II. 1927 in Bochum — dargeboten worden waren und fraglos in dieser Isoliertheit in ihrem eigentümlichen Reize vollkommen ausgeschöpft und genossen werden konnten. Mehr noch: es wird vermutlich wenige Leser geben, die sich durch die Massigkeit des Werkes von Beginn bis zum Ende hindurchzuarbeiten vermögen. Die meisten werden es abschnittsweise aufnehmen und können so verfahren, denn jeder einzelne Teil trägt, wie jedes einzelne Werk Shakespeares, die Gesetze seines Daseins in sich selbst, und das Formgefühl Gundolfs hat für bruchlose Geschlossenheit jedes Abschnitts im Rahmen des Ganzen Sorge getragen. Aller äußere Ballast fehlt: das Buch geht Belegen und Quellennachweisen absichtlich aus dem Wege, es verzichtet auf biographisches Material wie auf die Beigabe einer Bibliographie, indessen begegnen wir gerne einem von F. Wölcken mit großer Sorgfalt ausgearbeiteten Register in drei Teilen, das seiner Aufgabe als Schlüssel und Wegweiser zu dienen vollauf gerecht wird.

Bei tieferem Eindringen wird das Konstruktionsgefüge des Werkes, werden die Zusammengehörigkeiten über die Vereinzelungen hinaus erkenntlich. Gundolf gruppiert so: 1. Tit. Andr., Verl. Liebesmüh, Komödie der Irrungen, Die beiden Veroneser, Widerspenstige; als Formel kann gelten: 'sinnliche Sicherheit und Handfertigkeit bei seelischer Unreife' (I, 30), Schärfe der Wahrnehmung bei noch mangelnder Anteilnahme des Herzens, wobei das Lustspiel von der gezähmten Widerspenstigen in Charakterzeichnung und Bühnentechnik spätere Meisterschaft ankündigt; in ihm vereinigt sich zum erstenmal 'pralle Charakteristik mit szenischer Vielfalt' (I, 73). 2. Die frühen Königsdramen, Heinrich VI. A—C, und Richard III.: Erweiterung des Stoffgebietes durch Gestaltung der nationalen Geschichte: 'ruckweise ist Shakespeares Sprachgewalt, Sehbereich und Verstand gewachsen ... noch fehlt das Wissen um die unbedingte Leidenschaft des allseitig erschütterten Herzens' (I, 92). Innerhalb dieser Grenzen ragt als erstes voll entfaltetes Meisterwerk Richard III. steil empor und erfährt ausführliche Würdigung in geistvoll vorausschauendem Vergleich mit dem Macbeth-

Digitized by Google

schicksal, das in dieser 'frühen Fassung' bis in Einzelheiten hinein vorgebildet erscheint. Richard III. ist, im Gegensatz zu den lockeren Begebnisreihen in Heinrich VI., das 'erste durchgeführte Trauerspiel Shakespeares, worin der Held selbst in immer frischen, immer eigenen und immer bis zum Grund echten Ereignissen sein Wesen versichtbart' (I, 151). Ein Kreis hat sich geschlossen, ein zweiter tut sich auf unter dem Zeichen dessen, was Gundolf den erotischen Durchbruch, die 'Mündigung der Seele durch Eros' nennt (I, 163), die als krisenhafte Erschütterung, aufwühlend, umwälzend, erweckend, den Künstler zu neuen Anfängen zwingt und eine Grenzscheide zwischen allen vorausgehenden und allen späteren Werken aufrichtet. Die beiden Epen, die frühen Sonette, Romeo und Julia, Sommernachtstraum, stehen diesem Brennpunkte sinnlich bestimmter Leidenschaftlichkeit am nächsten. Sie vereinigen sich zur dritten Gruppe, der sich als vierte die späteren Königsdramen von König Johann bis Heinrich V. anschließen. Da sie 'durch ihre Schwermut schon der weltschmerzkundigen Reife und nicht mehr dem erotischen Durchbruch angehören, so muß ihr Schmiegen und Regen, ihre gelöste Innigkeit, ihre sinnliche Süße bis ins herbe Heldentum hinein, nicht als Beginn, sondern als Gewinn des Rausch- und Zauberzustandes gelten, dessen Erstlingsfrüchte "Romeo und Julia" und "Sommernachtstraum" waren. Sie mischen die heldisch-geschichtliche mit der naturisch-erotischen Flut Shakespeares, nachdem die eine in "Richard III.", die andere in den Liebesdramen ihren vollen Schwall erreicht hatte' (I, 231). Zwanglos fügt sich hier 5. die Reihe der großen Komödien ein. Die Lustigen Weiber, Shakespeares einzige Posse, und Viel Lärm um Nichts werden vorweggenommen, es folgen die Werke der größten Mittagshelle und des vollkommenen seelischen Gleichgewichts, des Everlasting Yea, um mit Carlyle zu sprechen: Kaufmann von Venedig, Was ihr wollt, Wie es euch gefällt. 'Welches im einzelnen nun zuerst gedieh, bleibt unentschieden: ein Frühling hat sie gezeitigt' (I, 400) — ein Frühling allerdings, an dessen Horizont sich das Gewölk heranziehenden Ungewitters zusammenzuballen beginnt. Mit der von Gundolf so bezeichneten Reihe der späten Sonette, die er durchaus als persönliche Leidenskunde Shakespeares, als gequälte, gedemütigte Aufbegehr seines feinen und stolzen Herzens, als Zeugnisse 'des Kampfes zwischen unbedingter Seele und bedingender Gesellschaft' (I, 456) empfindet, zugleich mit einer an dieser Stelle zu erwartenden Huldigung an den großen Dichter, der die Sonette eingedeutscht hat, Stefan George, schließt der erste Band[1]. Der

[1] Wir verbuchen an dieser Stelle eine Schrift von A. Böhtlingk, die uns vom Herausgeber dieser Zeitschrift zur Anzeige vorgelegt wurde:

Digitized by Google

zweite Band umfaßt die Werke der höchsten Erkenntnisreife und Sichtweite von Julius Caesar bis zum Timon von Athen, auch diese ungeheure Stoffmasse von hohem Standpunkte aus entschlossen und überzeugt gegliedert: das erste Römerdrama steht einigermaßen isoliert an der Spitze: es folgen 'Hamlet' und 'Othello'; die späten Komödien 'Ende gut, alles gut' und 'Maß für Maß' mit der 'tragischen Posse' 'Troilus und Cressida'; dann wieder, in ähnlichem Verhältnis wie 'Hamlet' und 'Othello', paarweise gebunden, Ausbruch in kaum faßbare Weite und Erprobung der neugewonnenen Kräfte an gedrungener Geschlossenheit der Form, 'Lear' und 'Macbeth'; die späten Römerdramen 'Antonius und Cleopatra' und 'Coriolanus'; abklingend und schon dem Sinn der Vorgänge, die er darstellt, halb entfremdet steht der 'Timon' am Ende dieser Reihe. Der Weg, der hier nachmessend abgesteckt wird, führt von freudiger Bejahung des wenn auch noch so schwer empfundenen Diesseits über erschütterndes Nein zum mutigen Dennoch, durch Einsamkeit, erotischen Abscheu, Grauen, zur Erfahrung des Tragischen als Ursache und Hintergrund allen Geschehens, zugleich aber auch zur höchsten Steigerung und Entladung der Schöpferkräfte in Shakespeare, durch die er die finsteren Gewalten, die ihn ergiffen hatten, in den Zwang der Form und des Ausdrucks bindet und so gestaltend ihrer Herr wird. Das Schauspiel erweitert und vertieft sich unendlich, bis zum kosmischen Mysterium des 'Lear' und zu der weltumspannenden Größe der letzten Römerdramen. Den Abschluß, die Rückkehr aus dem Chaos, bilden 'Cymbelin', 'Wintermärchen' und 'Sturm', Märchendichtungen, die nach Gundolfs feiner und zutreffender Deutung das tragische Erlebnis nicht etwa aufheben oder widerrufen — das wäre unmöglich —, sondern es durch die Zauberkräfte des Märchens entspannen: Shakespeare 'tritt aus den Erscheinungen zurück', er entlastet sich vom Jetzt und Hier, um in Räumen und Mächten zu verschwinden,

---

Gundolfs *Shakespeare in deutscher Sprache*, ein Vademecum, Karlsruhe 1929, in der der streitbare alte Herr nicht nur Gundolf und Stefan George, sondern auch Brandl und W. Keller um wohlmeinender Beurteilung der Gundolfschen Übersetzung willen angefallen hat. Die Eigenwilligkeiten und Absonderlichkeiten der Sprache Gundolfs sind bekannt, und es schadet nichts, wenn ihm gelegentlich in einer Blütenlese das Unbehagen, das er erregt, vor Augen geführt wird. Auch das Shakespeare-Werk ist nicht frei von Verrenkungen und Geschmackwidrigkeiten, aber dergleichen stößt wohl Schriftstellern zu, die sich leidenschaftlich um die Verjüngung des sprachlichen Ausdrucks bemühen. Es sind die Nachteile ihrer Vorzüge. George gegenüber besaß Böhtlingk keine Kompetenz. Aber auch Gundolf, der, trotz allem, die Musik der Shakespeare-Sprache im tiefsten vernommen hat, wird sich nicht schwer getroffen fühlen. Böhtlingk war längst aus seiner Zeit herausgefallen, als er im November 1929 starb.

Digitized by Google

'einzugehen in die von ihm erst verkörperte, dann verwunschene, dann verzauberte Welt' (II, 437).

Es war notwendig, dieses Gefüge kennenzulernen, das sich, ungeachtet einzelner Abweichungen, in der Hauptsache mit der durch die literargeschichtliche Forschung festgestellten Chronologie deckt. Aber darauf kommt es hier nicht an. Für Gundolf verbirgt und enthüllt sich alles, was an Shakespeare wesentlich ist, in seinem Werk, und nur in diesem. Gleichgültig und kaum beachtet bleibt, was uns die Urkunden von äußeren Ereignissen seines Lebensweges berichten, schemenhaft undeutlich der Kreis der Freunde aus höherer und näherer Umwelt, bleiben Familie, Stadt und Land, Theater und Schauspielerkollegen, zeitgenössische Dichtung und Geschichte, Königtum und Adel, kaufmännischer und kultureller Betrieb, die Fülle der Farben und Töne, die der Mensch Shakespeare, soweit wir die Nebelschichten, die seine irdische Erscheinung vor uns verbergen, durchdringen können, so leidenschaftlich umfaßt hat. 'Vom Werk aus wird erst die ganze darin verwandelte Umwelt faßlich, und wir wenden uns zu Shakespeares Werk, um zu sehen, welche Welt darin welcher Mensch geworden ist. Was nicht in seinem Werk als Shakespeares Eigenschaft erscheint, geht uns nichts an, und nur um diese zu verdeutlichen, heben wir ihn ab von seinen Fremdschaften ... Wir fassen nicht Shakespeares Werk aus seinem Zeitalter, sondern sein Zeitalter durch sein Werk' (I, 10—11). Trotzdem hat sich das biographische Element nicht ganz ausschalten lassen, aber es wird von Gundolf von den realen Bezügen losgelöst. Wie man die Zulässigkeit einer Literaturgeschichte ohne Namen erwogen hat, so könnte man hier von einer Biographie ohne Tatsachen sprechen. Kindheit und Jugend bleiben unerörtert; der Einsatz erfolgt erst mit 'Titus Andronicus'. Der Name des Grafen von Southampton wird nirgends ausgesprochen; wir hören nur, 'daß Shakespeares Glut sich um einen schönen adligen Jüngling zuerst verdichtete, er heiße nun wie er wolle' (I, 167). Wir erfahren nichts über die letzten Jahre Shakespeares in Stratford-on-Avon nach dem Abschluß seiner Bühnenlaufbahn; der Dichter ist ja schon eingegangen in die verzauberte Welt des 'Sturms'. Was Gundolf bietet, ist innere Entfaltung, Seelengeschichte, für die alles Äußere nur unzulängliches Zeichen bleibt, Symbol, das die Entwicklung des 'weltsichtigen Geistes' andeutet, aber nicht bestimmt. Auch eine im höchsten Maße entscheidende Tatsache wie der erotische Durchbruch erscheint als abgeleitete Biographie, deren Quelle nicht das Leben, sondern das Werk ist. Kein Mensch ist es, dessen Bild, um unsere Liebe und Bewunderung werbend, vor uns aufgerichtet wird, sondern ein Gott, ein Schöpfergeist, 'a second maker,

Digitized by Google

a just Prometheus, under Jove' (Shaftesbury), dessen leidvoller und sieghafter Erdgebundenheit und -überwindung wir innewerden sollen (s. z. B. I, 174 und II, 284—85). Was W. Linden in seiner Studie 'Zum Aufbau des Shakespearischen Erlebnisses' (Sh.-Jahrbuch 64, 43—62) knapp entwickelt hat, ist hier nach der metaphysischen Seite hin oratorienhaft ausladend, sprachgewaltig und gläubig bis zum Extrem entwickelt worden: Gundolf hat uns einen Shakespeare gedichtet, er hat den gentle Shakespeare, der unter Elisabeth und Jakob seine mühevolle, aber erfolgreiche Straße gewandelt ist, zu einem auf seine Weise ergreifenden überzeitlichen Mythos umgeschaffen. Auf die Linie, der sich diese Betrachtungsweise angliedert, hat Linden a. a. O. richtig hingewiesen: sie setzt bei Shaftesbury ein und führt über Herder und Goethe in vielfacher Verzweigung zu romantischer Kunstlehre älteren und jüngeren Datums hin. Sie streift den bei aller Weite synthetischen Überblicks in der historisch-kritischen Methode fest wurzelnden Dilthey, wird bei Georg Simmel deutlich erkennbar und ist für den Kreis um Stefan George bei seinen Erörterungen der Idee des Dichterischen von entscheidender Bedeutung geworden. Insofern sie allzu peinlich abwägendem Tatsachenkult entgegenarbeitet, zwischen Werk und Welt im schöpferischen Gestaltungsprozeß ein irrationales Mittelglied einschiebt und die naive Überbetonung der Kausalität stört, bedeutet sie auch für die wissenschaftliche Shakespeareforschung fördernde Einsicht, wenn auch, als Warnung, eher mit negativem Vorzeichen.

Auf die Frage nach dem sicheren, nicht bestreitbaren, von Denkformen unabhängigen Gewinn des Werkes wird man vom Allgemeinen auf das Besondere, von der Gesamtauffassung auf die Behandlung der Teile, auf die Analyse der einzelnen Dramen hinzuweisen haben. Auch hier bleibt manches anfechtbar, aber im ganzen hat weder die englische noch die deutsche Shakespearebetrachtung viel aufzuweisen, das diesen mit feinstem künstlerischem Einfühlungsvermögen geführten Einzeluntersuchungen gleichwertig an die Seite gestellt werden könnte. Der schematische Aufbau ist, soweit als durchführbar, in allen Fällen der gleiche. Er folgt der bei Gundolf beliebten Dreiteiligkeit in der Weise, daß zunächst die Gehaltskräfte der Gesamtvorgänge des betreffenden Werkes im Überblick erkundet werden, danach die Gestalten des Stückes isoliert und in ihren gegenseitigen Beziehungen in die Geschehnisräume eintreten und Bemerkungen über die innere Form der Dichtung, Sprach- und Satzbewegung, Rhythmik, Bildlichkeit u. dgl. den Abschluß bilden, letztere allerdings unter Zugrundelegung des deutschen Textes, was ihre Gültigkeit zwar nicht aufhebt, aber doch stark beeinträchtigt. Jeder der drei Teile ermöglicht Abschweifungen allgemeiner Art in lite-

Digitized by Google

rarphilosophische und ästhetische Bezirke, die in Angriff und Verteidigung, Begründung und verbindendem Ausblick neben den Analysen den zweiten erheblichen Wertfaktor des Gundolfschen Werkes ausmachen. Wir müßten lange Zitate einschalten, um die Intensität des Gundolfschen Verfahrens, Absicht, Leistung und Grenzen seiner Denk- und Schreibweise ins rechte Licht zu setzen. Es genüge der Hinweis auf ein paar Glanzstücke von besonderer Eindruckskraft, wie etwa aus dem ersten Bande die Charakterentwicklung Richards III., die Ausführungen über den 'Sommernachtstraum' mit den vorzüglich formulierten Sätzen über Tragik und Komik bei Shakespeare (I, 212—14), über das Judentum Shylocks, über die besonderen Weihen des 'Kaufmanns von Venedig' durch Gnade und Musik... 'Gnade, der göttliche Strahl von oben, und Musik, der heimliche Zauber der Welt. Porzia, das Lieblingskind und der Anwalt der Gnade, singt deren Preislied... Lorenzo, einer aus der klangfreudigen Schar, das der Musik: auch hier durchscheint oder durchtönt der Lebenstrieb des Dramas die geschlossenen Gestalten da und dort als lyrischer Ausbruch' (I, 405); aus dem zweiten Bande die Deutung der Brutusfigur und die Bestimmung ihres Schicksals durch das des Imperators, die Darstellung des Othello und Jago, die Charakterisierungen des Macbeth und der Lady, die Behandlung des 'Sturm' und seiner beherrschenden Mittelpunktsfigur, des Zauberers Prospero, als Abschiedsfeier Shakespeares nicht nur von der Bühne, sondern vom Leben, 'als Heimkehr des gesellschaftsmüden oder -entfremdeten Menschen in die Ursprünge' (II, 433). Wie stark und weit sich viele dieser Ansichten von denen anderer anerkannter Forscher unterscheiden, zeigt etwa ein Vergleich der Gundolfschen Sturminterpretation mit den Ausführungen Schückings zu denselben Fragen (Charakterprobleme[2] 271 ff.: Die angebliche Symbolik); seines Abschnittes über 'Troilus und Cressida' mit dem Vortrag Kellers über diese Dichtung (Shakespeare-Jahrbuch 66, 182 ff.); seiner Bewertung der Lear-Fabel mit den Untersuchungen, die vor kurzem L. Morsbach über das Fragemotiv der Eingangsszene im 'Lear' veröffentlicht hat (Nachrichten der Göttinger Ges. d. W. 1930, 294 ff.). Bei geistigen Dingen wird man Meinungsverschiedenheiten dieser Art weder ganz ausgleichen können noch als Unzulänglichkeit des einen oder des anderen Standpunktes zu brandmarken brauchen. Sie verraten die Lebendigkeit nicht nur des wissenschaftlichen Interesses, sondern des Gegenstandes selbst, den sie zu ergründen suchen, und regen gerade durch ihre Gegensätzlichkeit zu weiterem Fortschreiten an. Wirkliche Schwächen treten bei Gundolf am ehesten dann zutage, wenn er sich auf philologisch-kritisches Gebiet begibt. Wir wollen die Richtigkeit seines chronologischen

Digitized by Google

Aufbaues in Einzelheiten hier nicht in Frage stellen, aber wir bestreiten Angaben wie die, daß 'Heinrich V.' 'vielleicht ursprünglich als Vorspiel zu "Heinrich VI." verfaßt worden sei', das noch palimpsestartig der gegenwärtigen Fassung zugrunde liege (I, 382); daß die Hamlet-Quarto uns den Ur-Hamlet 'trüb' übermittle (II,48); daß in 'Troilus und Cressida' Arbeitsschichten verschiedener Zeiten enthalten seien, daß insbesondere die Kampfszenen des Achill im sog. fünften Akt 'der marlowisierenden Frühe Shakespeares' angehören (II, 189); daß 'Heinrich VIII.' im großen ganzen von einem seiner Schüler (warum gerade Beaumont?) verfaßt worden sei. Wenigstens läßt sich diese schwierige Frage, bei der die erste Folio zum mindesten für die teilweise Autorschaft Shakespeares zeugt, nicht mit der apodiktischen Unbedingtheit entscheiden, wie das II, 414—415 geschehen ist. Eine schlimme Entgleisung, deren Tilgung man baldigst erhoffen möchte, enthält der wohl als Witz gedachte Satz über das Oberflächengerede des Lucio in 'Maß für Maß': es sei der einzige Zug des Stückes, der daran erinnere, daß es in Wien spiele. In Lucio sei die Sprechweise vorgeahnt, die man dort als 'Gschnas' bezeichne und die in der Wiener Luft am üppigsten wuchere! (II, 182). Dergleichen hat in einem so ernsten Werke keine Daseinsberechtigung und wirkt wie Verhöhnung des Lesers durch den Autor. —

Wir fürchten den Vorwurf nicht, das Positive des Gundolfschen Werkes zu stark hervorgehoben zu haben. Es bleibt sui generis als Bekenntnis, Kunstwerk, Zeugnis ungewöhnlichen Schönheitssinnes, Strebens nach der Ergründung des Dichterischen an sich, das ihm in der Allgemeingültigkeit des 'weltträchtigen' Shakespeare, in der Identität seines Wesens und Werkes, zur Offenbarung wird. Den anderen Weg, der zur Entschleierung des historisch bedingten Einmaligen hinführen soll, bezeichnet die lange Reihe deutscher und englischer Forschungen, deren beste vor letzten Schlüssen ebenfalls nicht zurückgewichen sind, so sehr bei ihnen das Bedürfnis nach Verbreiterung und Verstärkung der Tatsachengrundlagen überwiegen mag: neben Gundolfs Wesen und Werk stellt sich seit kurzem die kritische Titanenarbeit in E. K. Chambers' zweibändigem Kompendium der *Study of Facts and Problems*, dem krönenden Schlußstein seiner der Geschichte des älteren englischen Dramas gewidmeten Lebensarbeit (2 Bde., Oxford 1930). Man wird wählen, ohne sich bis zur Ausschließung des einen oder des anderen Denkverfahrens entscheiden zu müssen. Beide Werke gehorchen ihren eigenen Gesetzen, und in den Spannungen, in der Polarität ihrer Anschauungsweisen liegt zugleich Anreiz und Gewinn. Ob sie sich wirklich miteinander vereinigen lassen, bleibe dahingestellt. Vielen

Digitized by Google

wird das schwere Prunkgewand, das Gundolf um die Idealgestalt seines Shakespeare geworfen hat, den Atem verschlagen, sie werden ihrer nicht ganz froh werden, weil sie in gewissem Sinne nicht ganz an sie zu glauben vermögen. Sie werden empfinden, daß dieser Shakespeare, im Vergleich zu dem, dessen Dasein ihnen vertraut geworden ist in seiner starken, befreienden, zielsicheren Menschlichkeit, allzu beziehungslos im luftleeren Raume schwebt, und werden, wie Carlylewort abwandelnd, sagen: 'Close thy *Gundolf*; open thy *Shakespeare*!' Es liegt in Shakespeares Art eine beglückende Leichtigkeit, die von dem beklemmenden Pathos dieser wühlenden Wort- und Gedankenmasse weit entfernt ist. Bei aller Erhabenheit seiner Weltansicht verläßt ihn niemals die Spielfreude des größten Theatermannes, der je gelebt hat. Aus der entschlossenen Betonung der Bühnenbedingtheit Shakespeares, die alles andere ist als zufällige Zeitfügung, erwächst der stärkste Gegensatz zu dem Bilde des Sehers, Propheten und Schicksalsträgers, das Gundolf, der Kunst durch die Kunst dienend, vor uns aufgerichtet hat. Bereichert und bewundernd aber nicht unwillig kehren wir von dem nachschaffenden Werk zu der quellenden Frische genialer Urkraft zurück.

Digitized by Google

Studien zu Juan de la Cueva.

Von Ludwig Pfandl (München).

In den nachstehenden Zeilen beabsichtige ich keinen Beitrag zur Textgeschichte der dramatischen, epischen oder lyrischen Dichtung des in der Überschrift genannten Autors darzubieten, auch keine in sich geschlossene literarische Würdigung seiner Persönlichkeit oder seiner Schriften. Ich möchte lediglich eine bestimmte Ausgabe seiner Werke, und zwar die Editio princeps der *Comedias y Tragedias* von 1583 vornehmen und an ihrer Hand ein anschauliches Beispiel dafür geben, was sich einzig und allein aus dem Titelblatt oder, um es noch genauer zu formulieren, aus dem Titelblatt-Photo eines alten Druckes alles herauslesen läßt, wofern man nur mit Liebe und einiger Sachkenntnis an seine Betrachtung herangeht. Voraus sei auch gesagt, daß sich dabei mancherlei überraschende Ausblicke auf Personen und Sachen ergeben. Aber man muß natürlich, um ihrer gewahr zu werden, schon die Geduld aufbringen, auch einmal ein paar Seiten zu lesen, die nicht von wechselseitiger Erhellung der Künste, sondern einfach und schlechthin von Bücherkunde und Bücherschicksalen handeln.

1. Die Ausgabe.

Es rarísima la primera y única parte de las comedias de Juan de la Cueva, Sevilla, en casa de Juan de León, 1580, so liest man seit 1910 im dritten Band der *Orígenes de la Novela* von Menéndez y Pelayo[1]. Der sonst peinlich genaue und gut informierte Forscher hatte bei der Niederschrift dieser Zeilen übersehen, daß auf dem von ihm zitierten Titelblatt in kleinem Druck auch noch der folgende Satz stand: *van añadidos en esta segunda impresión en las Comedias y Tragedias argumentos, y en todas las jornadas enmendados muchos yerros y faltas de la primera impresión,* oder er hatte vergessen, darauf hinzuweisen, daß, wie anderwärts längst festgestellt war[2], eine verschollene Erstausgabe diesem Zweitdruck vorausgegangen sein mußte. Zu allem Unglück verwandelte sich in dieser seiner Angabe infolge eines Druckfehlers auch noch die richtige Zahl (1588) in eine falsche (1580), so daß es tatsächlich den Anschein hatte, als habe der spanische Gelehrte (während er doch in Wirklichkeit nur von der einzigen ihm bekannten Ausgabe von 1588 reden wollte) eine Editio princeps von 1580 in Händen gehabt, zumal er ausdrücklich auch noch

[1] *Nueva Biblioteca de autores españoles* Bd. 14, S. 153 der Einleitung.

[2] Beispielsweise bei E. Walberg, *Juan de la Cueva et son Exemplar poético,* Lund 1904, S. 5.

Digitized by Google

auf deren Seltenheit hinwies und betonte: *sólo he manejado dos o tres ejemplares, incluso el de la Biblioteca nacional.* Wie rasch und wie verwirrend sich dieser durch einen Druckfehler erschwerte Irrtum auswirkte, geht daraus hervor, daß bereits Cejador y Frauca im dritten Bande seiner *Historia de la lengua y literatura castellana*[1] die folgenden zwei Ausgaben verzeichnet: *Primera parte, Sevilla 1580,* und *Primera parte, segunda edición, Sevilla 1588.*

Der wirkliche Sachverhalt aber ist dieser: Es erschienen von den Dramen des Juan de la Cueva zu seinen Lebzeiten im ganzen zwei Ausgaben, die erste in Sevilla 1583, gedruckt von Andrea Pescioni, und die zweite in Sevilla 1588, gedruckt von Juan de León. Beide nennen sich *Primera Parte de las Comedias y Tragedias de Juan de la Cueva, dirigidas a Momo.* Von der ersteren ist bis jetzt nur jenes einzige Exemplar bekannt, das sich im Besitz der Wiener Nationalbibliothek befindet. R. Schevill hat das Rarissimum vor gut 25 Jahren dort entdeckt und alsbald den spanischen Literarhistoriker F. Rodríguez Marín, der für die *Sociedad de bibliófilos españoles* eine Neuausgabe der Cueva-Dramen vorbereitete, darauf hingewiesen. Dieser aber war durch andere Arbeiten dermaßen in Anspruch genommen, daß er keine Zeit fand, sich mit der Anregung Schevills genauer zu befassen. Als er sich schließlich genötigt sah, die geplante Neuausgabe, damit sie überhaupt zustande käme, den Händen von F. A. de Icaza anzuvertrauen, da hatte bereits der Ausbruch des großen Krieges jede Möglichkeit eines wissenschaftlichen Verkehrs oder Austausches zwischen Wien und Madrid abgeschnitten, und Icaza machte die Neuausgabe fertig[2], ohne das Wiener Exemplar verwertet zu haben. Inzwischen war auch A. Hämel, unabhängig von R. Schevill und den Spaniern, auf den Band aufmerksam geworden und berichtete, nach einer kurzen Vornotiz (1910), über den Unterschied der beiden alten Ausgaben in der Zeitschrift für romanische Philologie Bd. 43 (1923), S. 134. Er faßt sein Urteil wie folgt zusammen: *Die Segunda imprésion, die sich als eine verbesserte bezeichnet, ist weit davon entfernt, es auch wirklich zu sein; der Text von 1583 ist in den meisten Fällen zuverlässiger und enthält nicht so viele Druckfehler wie der Druck von 1588.* Eine Wiedergabe des Titelblatt-Photos des Wiener Unicums findet man an der eben zitierten Stelle. Eine erneute Reproduktion desselben war im Hinblick darauf, daß die gesamte vorliegende Studie sich nur um dieses Titelblatt dreht, und im Interesse der Bequemlichkeit des Lesers nicht zu vermeiden. A. Hämel, von dem wir in hoffentlich nicht allzu ferner Zeit die endgültige Ausgabe

[1] Madrid 1915, S. 143.

[2] *Comedias y Tragedias de Juan de la Cueva, Madrid 1917,* 2 Bde. In der Sammlung: *Sociedad de bibliófilos españoles,* Nr. 40.

Digitized by Google

der Cueva-Dramen erwarten dürfen, sei für die freundliche Überlassung der Abbildung auch hier herzlich bedankt.

Schwierigkeiten besonderer Art treten uns entgegen, wenn wir eine Erklärung dafür suchen wollen, wie und warum eine harmlose Ausgabe von *Comedias y Tragedias* so spurlos verschwinden konnte, daß heute in ganz Europa nur mehr ein einziges Exemplar davon nachweisbar ist. Bedenken der Zensur konnten nicht vorliegen, denn das Buch trägt die vorgeschriebenen kirchlichen und staatlichen Lizenzen an der Spitze. Es müßte übrigens einem solchen Verbot auch der Zweitdruck von 1588 zum Opfer gefallen sein, denn nach Ausweis der von Hämel veröffentlichten Varianten sind die Unterschiede zwischen beiden Ausgaben lediglich von philologisch-textkritischem Belang. Nun könnte man annehmen, es sei bald nach Erscheinen der Erstausgabe im Lager ein Brand ausgebrochen und habe den gesamten Vorrat mit Ausnahme einiger weniger schon verkaufter Exemplare vernichtet. Undenkbar wäre es nicht, aber es hat doch immerhin geringe Wahrscheinlichkeit für sich und entbehrt vor allem jeder auch nur annähernden Beweismöglichkeit. Hingegen kann sich die Sache recht gut folgendermaßen verhalten haben. Cueva hatte viele und einflußreiche Feinde. Er lag, wie sich das später noch zeigen wird, in unablässigem Kampf gegen seine Neider und Widersacher. Er wurde, wenn man ihn hört, unterdrückt, bekämpft und lächerlich gemacht, wo es nur ging, und er war vielleicht zu einem beträchtlichen Teil selber schuld daran. Unter diesen Umständen wäre es leicht begreiflich, daß die Gesamtauflage des sozusagen boykottierten Druckes von 1583 unverkauft liegenblieb und daß die beiden Verlagsbuchhändler (Jácome López und Antonio de Acosta) sich gezwungen sahen, sie einstampfen zu lassen. Auch der Zweitdruck von 1588 ist fast gänzlich verschwunden und nur mehr in wenigen Exemplaren, über die großen europäischen Bibliotheken verstreut, nachzuweisen; er mag das gleiche Schicksal wie sein Vorgänger erlitten haben. Auch die Erstausgabe der *Obras* unseres Dichters (Sevilla 1582) ist aus unbekannten Gründen soviel wie gar nicht in den Handel gekommen; ja Cueva selbst hat sie in der spät darauffolgenden Zweitausgabe (1603) völlig totgeschwiegen[1].

2. Die Devise und der Drucker.

Das erste Rätsel, das uns auf dem Titelblatt der Editio princeps von 1583 entgegentritt, ist das Druckerzeichen oder die Devise. In einer mit Blumen und Früchten dekorierten, durch ein stilisiertes Gorgonenhaupt gekrönten Umrahmung mit betont architektonischem Charakter steht ein zunächst undefinierbares

[1] Vgl. F. Wulf in *Homenaje a Menéndez y Pelayo* II, 143.

Digitized by Google

Gewächs. Um den Innenrand des engeren Rahmenspiegels legt sich in ziemlich ungeschickter, ganz und gar unkünstlerisch wirkender typographischer Form und Anordnung der französische Spruch *peu à peu*. Hier heißt es nun im Interesse der Gründlichkeit und Verständlichkeit ein wenig ausholen.

Eine Devise in historischer und literarischer Hinsicht ist ein bildlich dargestellter Sinnspruch (spanisch: *empresa* oder *emblema*), wie man ihn, alte Rittersitte fortpflanzend, noch im 16. und 17. Jahrhundert auf Schildern, Fahnen, Schabracken, bei Turnieren, Schaugefechten und festlichen Aufzügen zu tragen pflegte[1]. In dieser Form ist sie entweder Lebensdevise oder Gelegenheitsdevise, je nachdem sie ernsten Charakter hat und einen Wahlspruch fürs ganze Leben bildet, oder aber (mit dem Anlaß wechselnd) nur bei festlichen Begebenheiten geführt wird, für die sie jeweils neu erdacht zu werden pflegt. Die empresas amorosas sind fast ausschließlich Gelegenheitsdevisen. Damit ist indes die Verwendungsmöglichkeit dieser Art von Bildersprache nicht erschöpft. Der Aufschwung des Buchdrucks im 16. Jahrhundert bezieht die Devise rasch in die Illustrationstechnik mit ein und ermöglicht dadurch ihre erneute Auswertung in doppelter Form: zunächst als Titelblattschmuck oder als Druckermarke, und dann zu lehrhaften Zwecken, wobei die Bilderschrift gleichsam als Ausgangspunkt und Anschauungsmittel für moralisierende, didaktische und doktrinäre Erörterungen verschiedener Art dienen muß. Jede vollständige Devise besteht aus zwei Teilen: a) dem Bild, d. h. der sinnbildlichen Figur, Gruppe oder Darstellung (*invención*, *cuerpo*), b) dem erklärenden Spruch (*mote*, *ánima*, *letra*), ob sie nun ritterlicher Wahlspruch, Buchschmuck oder lehrhafte Bilderschrift ist[2].

Kommt, um jetzt auf unseren speziellen Gegenstand hinzulenken, eine Verwendung der Devise als Titelblattschmuck in Be-

[1] *Las empresas que los grandes Señores y Cavalleros esforzados suelen traer en nuestros tiempos en sus vestidos, libreas y vanderas, para significar parte de sus generosos y altos pensamientos. Diálogo de las empresas militares y amorosas compuesto por Paulo Jovio, traducido por Alonso de Ulloa, Léon de Francia 1562*, S. 2. Devisen zu erfinden und zu entwerfen galt als ungemein wichtige und schwierige Sache: *hacer una perfecta empresa es la cosa más dificultosa que pueda ser bien entendida de un ingenio* (ibid. S. 5).

[2] Die Bezeichnungen schwanken. Wie nicht alle Autoren genau zwischen *empresa* und *emblema* unterscheiden, so wird auch der Unterschied zwischen *invención* und *mote* nicht immer festgehalten. Die Cancioneros z. B. bezeichnen ihre *motes* oder *letras* stets mit *invención*, da sie *mote* für die glossierten Spruchverse verwenden. In der *Historia de los Zegríes y Abencerrajes* von Pérez de Hita heißt die Figur der *empresa* auch gelegentlich *divisa* (editio Blanchard-Demouge I, 84). Das vieldeutige und in den Wörterbüchern ganz ungenügend erläuterte Wort *mote* verdiente längst eine kleine Monographie.

Digitized by Google

tracht, so gibt es zwei Möglichkeiten: die Widmungsdevise oder die Geschäftsdevise. Im ersteren Fall prangt auf der Titelseite gewöhnlich das Wappen des Gönners, dem das Werk zugeeignet wird; im zweiten Fall benützt der Drucker die Gelegenheit, das Buch auf den ersten Blick als Produkt seiner Offizin kenntlich zu machen, indem er ihm an auffallender Stelle sein Firmenzeichen beigibt. Das letztere trifft zu bei der uns vorliegenden Cueva-Ausgabe. Wir wissen also ohne weiteres, daß das rätselhafte Gewächs mit der Umschrift *peu à peu* die Druckermarke des in Sevilla ansässigen Andrea Pescioni darstellt; wir wüßten aber auch, selbst wenn das Titelblatt des Wiener Exemplars nicht nur um die rechte untere Ecke, sondern um das ganze untere Ende verstümmelt wäre, sofort Drucker, Druckort und ungefähres Erscheinungsjahr festzustellen, ein Umstand, der allein schon den wissenschaftlichen Wert von solcherlei Detailstudien zur Genüge erweisen dürfte.

Sehen wir nun zunächst die Devise näher an. Ihr Spruch (*mote*) lautet *peu à peu*; ihr Bild (*invención*) stellt eine Art Pflanzenstummel dar, der sich freilich vorerst gegen jede Identifizierung und damit auch gegen jede Erklärungsmöglichkeit der Beziehung zwischen *mote* und *invención* hartnäckig sträubt. Aber auch hier läßt uns das gewaltige Schrifttum, das sich gerade im 17. und 18. Jahrhundert um die literarisch-bildmäßige Kunstform der Devise angesammelt hat, nicht im Stich. Freilich glückt der Fund nicht auf den ersten Anhieb. Dutzende von staubigen Folianten müssen gewälzt, Tausende von Blättern geduldig gewendet und gewendet werden. Schon droht die Geduld zu erlahmen, da taucht die Lösung plötzlich so unverhofft auf, wie sie sich vorher hartnäckig verbarg. Der Jesuit Jacob Bosch verweist uns in seiner *Symbolographia*[1] unter dem Indexschlagwort *peu à peu* auf Nr. 745 seiner Classis tertia (S. 58) und gibt uns dort den folgenden Aufschluß: *Palma modicis incrementis assurgens. Lemma: Peu à peu, Paulatim*[2]. Der Gewächsstummel auf dem Bilde ist also eine in den Anfängen ihres Wachstums stehende Palme. Wie beliebt dieser Baum zur figürlichen Auswertung für Devisenzwecke war, das bezeugt der Foliant *Mondo simbolico* des F. Picinelli, Milano 1635, der zwanzig verschiedene Arten der Verwendung der Palme zu Devisenbildern aufzählt (S. 293—95) und dabei noch nicht einmal das *peu à peu* erwähnt. Der Spruch ver-

[1] *Symbolographia sive de arte symbolica sermones septem. Auctore R. P. Jacobo Boschio S. J. Augustae Vindelicorum et Dilingae, apud Joannem Casparum Bencard. Anno 1701.*

[2] *Lemma* ist das lateinische Wort für Spruch oder *mote*. Das von ihm abstammende spanische *lema* hat als terminus technicus in die ältere spanische Devisenliteratur keinen Eingang gefunden.

Digitized by Google

weist im übrigen deutlich genug auf eine französische Herkunft. Einen Anhaltspunkt dafür, wie der ganze Bildstock samt Umrahmung, Wort und Figur von Frankreich nach Spanien gewandert sein mag, geben uns die (freilich ziemlich spärlichen) Nachrichten über die Lebensumstände und die Berufsarbeit des Druckers, der sie verwendete. Zugleich ermöglichen sie uns das, was ja recht eigentlich der tiefere Sinn und Zweck aller Devisenstudien sein muß, nämlich Spruch und Bild in Beziehung zu seinem Lebenswerk zu setzen. Der Versuch, das über diesen Andrea Pescioni eruierbare Material zu einem kleinen Gesamtbild seiner Tätigkeit abzurunden und ihn, den eigentlichen Hersteller der zu Cuevas Lebzeiten erschienenen Hauptausgaben seiner Werke, damit in den Bannkreis der zukünftigen Biographie des Dichters einzurücken, ist um so verlockender, als den letzteren, wie es scheint, ein gewisses Freundschaftsverhältnis mit dem Drucker verbunden hat[1].

Andrea Pescioni, dem Namen nach von italienischer Abkunft, aber in Sevilla ansässig, ist in den siebziger Jahren des 16. Jahrhunderts dortselbst zunächst als Verlagsbuchhändler tätig, das heißt er läßt auf eigene Rechnung und Gefahr die den Autoren abgekauften Manuskripte in verschiedenen Offizinen drucken und vollzieht den Vertrieb durch seine Buchhandlung. Bei Juan Gutierrez gibt er beispielsweise 1572 die *Flos Sanctorum* des Pedro de Vega in Auftrag, bei Alonso Escribano 1573 die *Cosas maravillosas del mundo* von Solino. Seit 1580 hat er in der Calle de Génova selber eine Druckerei in Besitz und stellt darin folgende Werke her[2]:

Gruppe I.

Crónica del Gran Capitán Gonzalo Fernández de Córdoba, 1580, en casa de Andrea Pescioni, a costa de A. Rostán.

Baltasar Altamirano, Tractatus de visitatione, 1581, apud Andream Pescioni, expensis Antonii Vives et Didaci Núñez Ortiz.

Francisco de Guzmán, Triunfos morales, 1581, en casa de A. Pescioni, a costa de Luis Torrero.

Crónica del Gran Capitán Gonzalo Fernández de Córdoba, 1582, en casa de A. Pescioni, a costa de A. Rostán.

[1] *... nuestro amigo Andrea*
que en esta profesión excede a todos
los que imprimen de Italia y Basilea,
so rühmt Cueva von ihm in der *Epistola al jurado Rodrigo Suárez.* Gallardo II, 644.

[2] Wo der Name des mercader de libros, auf dessen Bestellung der Druck geschah, aus den Originalen oder aus bibliographischen Hilfsmitteln festzustellen war, folgt er hinter dem Namen des Druckers. An Nachschlagewerken habe ich neben Gallardo und Salvá vor allem benutzt: J. Hazañas y La Rua, *La imprenta en Sevilla 1475—1800,* Sevilla 1892. F. Escudero y Perosso, *Tipografía hispalense,* Madrid 1894. K. Haebler, *Spanische und portugiesische Bücherzeichen des 15. und 16. Jhdts.* Straßburg 1898. H. Thomas, *Short-title Catalogue of Books printed in Spain etc. now in the British Museum,* London 1921.

Digitized by Google

Juan de la Cueva, Obras, 1582, por A. Pescioni, a costa de Francisco Rodríguez.

Pedro de Padilla, Eglogas pastoriles, 1582, en casa de A. Pescioni, a costa de Antonio de Vives.

Joaquin Romero de Cepeda, Obras, 1582, en casa de A. Pescioni, a costa de Francisco Rodríguez.

Fernando de Herrera, Algunas obras, 1582, por A. Pescioni.

Rodrigo Zamorano, Compendio del arte de navegar, 1582, en casa de A. Pescioni.

Argote de Molina, Libro de la montería, 1582, por A. Pescioni.

González de Clavijo, Historia del Gran Tamorlan, 1582, en casa de A. Pescioni.

Lorenzo Palmireno, El latín de repente, 1583, en casa de A. Pescioni, a costa de Diego Núñez.

Cristóbal de las Casas, Vocabulario de las dos lenguas toscana y castellana, 1583, en casa de A. Pescioni, a costa de Diego Núñez.

Juan de la Cueva, Primera Parte de las Comedias y Tragedias, 1583, en casa de Andrea Pescioni, a costa de Jacome López y de Antonio de Acosta.

Bernardino de Escalante, Diálogos del arte militar, 1583, en casa de A. Pescioni, a costa de Diego Núñez.

Antonio Bernat, Compendio y Sumario de Confesores, 1585, por Andrea Pescioni.

Antonio de Santo Romano, Mesa franca de espirituales manjares, 1585. en casa de Andrea Pescioni.

Pedro Martir Coma, Instrucción de curas, 1585, en casa de A. Pescioni.

Gruppe II.

Juan de Arphe y Villafañe, De vera conmensuración para la esculptura, 1585, en la imprenta de Andrea Pescioni y Juan de León. Véndense en Gradas, en casa de Raphael Chardi.

Rodrigo Zamorano, Cronología, 1585, en la imprenta de A. Pescioni y Juan de León.

Estéban de Salazar, Venite, Discursos sobre el Credo, 1586, en la imprenta de A. Pescioni y Juan de León, a costa de Juan Múñoz.

Simón de Tovar, Hispaliensium Pharmacopoliorum recognitio, 1587, ex officina Andreae Pescioni et Johannis Leonis.

Alonso Morgado, Historia de Sevilla, 1587, en la imprenta de A. Pescioni y Juan de León.

Die von mir vorgenommene Gruppenteilung macht schon äußerlich jene Veränderung in der Firma ersichtlich, die sich im Laufe des Jahres 1585 vollzieht. Der Meister Juan de León wird Teilhaber und führt gemeinsam mit Pescioni die von jetzt ab nach der Calle de las Siete Revueltas verlegte Druckerei bis 1587 einschließlich fort.

Ein rechter Erfolg ist dem Geschäft nie beschieden gewesen. Pescioni allein bringt in sechs Jahren achtzehn Bücher heraus, also im Durchschnitt nur drei Novitäten pro Jahr. Während seiner kurzen Verbindung mit Juan de León ist das Ergebnis noch viel geringer: in drei Jahren fünf Bücher, also nicht einmal zwei Novitäten pro Jahr. *Peu à peu*, so verkündet zuversichtlich die Devise auf allen Titelblättern der Firma Pescioni, aber der sym-

Digitized by Google

bolische Palmenstummel will nicht wachsen und nicht gedeihen, die Firma entwickelt sich nicht langsam aufwärts, sondern mit Riesenschritten abwärts. Der schlechte Geschäftsgang ist vermutlich auch der Grund dafür, daß Pescioni im Jahre 1586 ein Werk seiner eigenen Feder (die später noch zu erwähnenden *Historias prodigiosas*) bei einer auswärtigen Firma, und zwar in Medina del Campo herstellen läßt. Mit dem Übergang zum Kompaniegeschäft zeigt sich auch in den Drucken der eigenen Firma ein besonderes Merkmal: das eine oder das andere Werk trägt das Firmenzeichen in einer etwas einfacher stilisierten Form und ohne den Spruch *peu à peu*. Im Jahre 1587 scheidet Pescioni, sei es durch Tod, sei es durch Vereinbarung, aus dem Unternehmen aus; von jetzt an lautet die Firma nur mehr Juan de León, und die Palmendevise entbehrt durchweg des französischen Spruches. Was für den als Italiener des 16. Jahrhunderts des Nationalgefühls entbehrenden Pescioni, der sich in Frankreich und Spanien ebenso leicht einbürgerte wie etwa in Rom, Mailand oder Palermo, eine Selbstverständlichkeit, vielleicht sogar eine Art weltmännische Extravaganz gewesen ist, das empfindet der Spanier Juan de León als lächerliche, wenn nicht gar schädliche Ausländerei. Frankreich steht in diesen achtziger Jahren inmitten seiner schwersten Religionskämpfe zwischen Katholiken und Hugenotten, der letzte Valois fällt durch Mörderhand, der erste Bourbon, der anfänglich hugenottisch gesinnte Heinrich IV., Spaniens verschlagener und erbitterter Feind, besteigt den französischen Thron. Über Spanien selbst bricht die Katastrophe der Armada herein, die in Frankreich unverhohlenen Beifall auslöst. Alles Fremdländische ist in Spanien um diese Zeit doppelt verhaßt, und da soll ein ehrsamer spanischer Bürger und Geschäftsmann die Erzeugnisse seiner Firma mit einem französischen Sprüchlein verunzieren, ja vielleicht sogar verdächtig machen? Man ahnt, wie die beiden Teilhaber in den drei Jahren ihrer gemeinsamen Arbeit sich wegen des ausländischen Devisenspruches streiten. Bald erscheint er, bald wird er unterdrückt. Endlich, nach Pescionis Ausscheiden oder Tod ist er für immer verschwunden. Der Abgang des Italieners findet noch vor November 1587 statt, denn der zufällig genau datierte Druck des *Coro febeo de romances historiales* von Juan de la Cueva[1] trägt schon die alleinige Firmenbezeichnung des Juan de León.

Wie Andrea Pescioni ursprünglich zu der französischen Palmendevise gekommen sein mag, das läßt sich auf folgende Weise erklären. Er muß unbedingt, bevor er sich in Spanien niederließ, einige Zeit in Frankreich tätig gewesen sein und dort die Landessprache erlernt haben. Denn er übersetzt noch in späten Lebens-

[1] *En Sevilla, en casa de Juan de León, a 8 de noviembre de 1587.*

Digitized by Google

jahren das Geschichtenbüchlein der *Histoires prodigieuses extraites de plusieurs auteurs grecs, latins, sacrés et profanes par Pierre Boaistuau, Claude Tesserant et François Belleforest* ins Spanische. Von Frankreich aus hat er also zweifellos die Devise mit nach Spanien gebracht, sei es, daß er sie eigens für sich herstellen ließ oder daß er sie etwa aus den Beständen einer aufgelassenen Druckerei käuflich erwarb. Eine Identifizierung der Devise auf französischem Druckgebiet ist mir zu meinem Bedauern nicht gelungen[1].

Nun noch ein Wort zur Übersetzung selbst. Pescioni hat sie zu einer Zeit fertiggestellt und herausgebracht, wo seine eigene Firma bereits ein Kompaniegeschäft war und infolge der geringen Aufträge dem Zusammenbruch nahe gewesen sein muß. Er konnte das Manuskript nicht einmal in der eigenen Offizin drucken lassen, vermutlich weil der Teilhaber das Risiko nicht übernehmen wollte, und verkaufte es an den Buchhändler B. Boyer in Medina del Campo, der es bei Francisco del Canto ebendort drucken ließ[2]. Die Übersetzung war also nicht mehr und nicht weniger als der verzweifelte Versuch eines in seinem ehrsamen Handwerk erfolglosen, alternden Mannes, sich mit der Feder ein wenig auf die Beine zu helfen, ja vielleicht ein letzter Versuch, dem drohenden Bankrott zu entgehen. Als Freund des Juan de la Cueva und als Drucker seiner von aller Welt boykottierten Dichtungen war Pescioni den mißgünstigen Angriffen zahlreicher Verleumder ausgesetzt. Er hatte Grund, zu befürchten, sein eigenes mit soviel Mühe und Sorgfalt zustande gebrachtes Werkchen könnte dem gleichen Schicksal verfallen wie die Bücher des ihm befreundeten Dramatikers. Dem suchte er durch die Widmung an einen angesehenen und einflußreichen Gönner, den Lizentiaten Pedro Diaz de Tudenca, vom Consejo de Su Magestad und Alcalde de su Casa y Corte, zuvorzukommen: *para estar seguro de que los maldicientes con sus ponzoñosas lenguas no lo pudiesen damnificar, según creo que hubieran hecho sin el auxilio de Vuestra merced,* wie es in der Zueignungs-Epistel heißt. Als Ausländer war Pescioni auch der Inquisition gegenüber zur größten Vorsicht genötigt. Von rührender Eindringlichkeit und vielleicht auch nicht ohne versteckte Ironie ist darum die Versicherung seiner absoluten Treugläubigkeit

[1] L. C. Silvestre, *Marques typographiques des libraires et imprimeurs en France*, Paris 1867, enthält unter der stattlichen Anzahl von 1310 Proben die *Peu à peu*-Devise nicht.

[2] Der genaue Titel lautet: *Historias prodigiosas y maravillosas de diversos sucesos acaecidos en el mundo. Escritas en lengua francesa' por Pedro Bouistau, Claudio Tesserant, y Francisco Belleforest. Traduzidas en romance castellano por Andrea Pescioni, vezino de Sevilla. Medina del Campo, por Francisco del Canto, 1586. A costa de B. Boyer, mercader de libros.*

Digitized by Google

und seiner Unterwerfung unter die Gesetze der Kirche. Er habe, so macht er in der Vorrede an den Leser kund und zu wissen, bei der Übertragung seiner Geschichten aus dem französischen Original mancherlei Personennamen unterdrückt oder durch andere ersetzt, weil sie ihm nicht katholisch genug erschienen seien und weil er die Ohren der Frommen durch sie nicht habe beleidigen wollen. In Frankreich herrsche ja in dieser Hinsicht mehr Freiheit, aber er wolle damit nichts gesagt haben, sondern im Gegenteil nachdrücklich betonen, daß er sich in allem dem Urteil der Kirche unterwerfe. Sollte irgend etwas gegen ihre Einrichtungen oder Lehren verstoßen, so protestiere er feierlich dagegen und wolle es als nicht gesagt gelten lassen. Sinn und Absicht dieser Versicherung sei ihm auch während der ganzen Übersetzungsarbeit stets eindringlich vor Augen gestanden. Der gläubige Leser solle im übrigen aus den Exempeln dieser Geschichten nicht nur geruhsame Unterhaltung, sondern auch nützliche Belehrung schöpfen.

Das Buch enthält lauter Geschichten von Monstrositäten, Mißgeburten, Katastrophen, gewaltsamen Todesfällen, grausigen Untaten, nächtlichen Himmelserscheinungen, feuerspeienden Bergen, Vögeln ohne Füße, Reitern in der Luft, Überschwemmungen, Erdbeben und ähnlichen Schrecklichkeiten. Es fällt, literarisch betrachtet, durchaus nicht aus dem Rahmen der gleichzeitigen Erzählungskunst heraus, denn es gleicht nach Art, Inhalt und Tendenz den Unterhaltungsbüchern eines Pero Mexia oder eines Antonio de Torquemada, deren kunterbunte *Silva de varia lección* oder *Jardin de flores curiosas* allerlei Wissen in ergötzlicher Form zu popularisieren strebten.

Die *Historias prodigiosas y maravillosas* mögen keinen schlechten Erfolg gehabt haben, denn sie wurden im Verlauf der nächsten Jahrzehnte mehrere Male neu herausgebracht. Wenn freilich 1587, das Jahr des Ausscheidens von Pescioni aus seiner Firma, auch sein Todesjahr war, dann hat er an dem Erfolg seines Büchleins nur wenig Freude erlebt.

3. Die Widmung.

Den ersten und den zweiten Druck seiner Komödien und Tragödien hat Juan de la Cueva einem ganz absonderlichen Gönner zugeeignet. *Dirigidas a Momo*, so steht kurz und bündig auf dem Titelblatt beider Ausgaben. Die Zeitgenossen müssen also ohne weiteres sich darüber im klaren gewesen sein, was es mit dieser Persönlichkeit für eine Bewandtnis hatte. In der Tat spukt Momus, der antike Gott der Verleumdung und üblen Nachrede, der Zwietracht, Ungerechtigkeit und Aufwiegelung, da und dort durch das spanische Schrifttum des 16. bis 18. Jahrhunderts, denn neben Jupiter, Minerva, Pluto, Mars, Apollo, Neptun, Bacchus und

Digitized by Google

Venus waren seit den Tagen der Humanisten auch die Dii minores des seligen alten Olymp auf dem spanischen Parnaß in Scharen heimisch geworden. An papierenen Belegen dafür fehlt es nicht.

Im Jahre 1540 oder kurz vorher führte man in Alcalá vor dem Prinzen Philipp ein lateinisches Schuldrama auf, das in allegorischem Sinn den Triumph Minervas über die böse Athe und den neidischen Momus, in wirklichem Sinn die Versöhnung der Universität Alcalá mit ihrem erzürnten Gönner, dem Kardinal Juan Tavera feierte[1]. In den fünfziger Jahren erschien, wiederum in der Musenstadt Alcalá, als Übersetzung aus dem Lateinischen, eine moralisierende Geschichte des Gottes Momus, die unter Nachweis des Unfugs, den er auf Erden anrichtet, zu zeigen strebt, *cómo cada uno se ha de aver en la governación del reyno, estado o familia*[2]. Covarrubias, der 'Brockhaus' der Generation von Cervantes, Lope de Vega und Cueva, gibt in seinem Lexikon folgende (jede Anspielung auf den mythologischen Gottes- oder Götterbegriff sorgfältig vermeidende) Charakterisierung von Momus: er sei nach dichterischer Fiktion ein Sohn der Nacht und des Traumes gewesen und habe seine einzige Beschäftigung darin erblickt, Worte und Taten anderer hämisch zu tadeln; weitere Nachrichten über ihn finde man in den Dialogen des Lucian[3]. Dort konnte in der Tat, wer immer den Hinweis befolgte, in Erfahrung bringen, daß Momus, ein Sohn der Nacht, die personifizierte Tadelsucht war. Als dereinst Pallas Athene, Hephaistos und Poseidon in einen Wettstreit geraten seien, wer das Nützlichste hervorbringen könne, da habe Hephaistos einen Menschen, Poseidon einen Ochsen, Athene ein Haus erschaffen. Momus, der als Richter aufgerufen wurde, tadelte an dem Menschen, daß er auf der Brust kein Fenster habe, durch das man sein Herz sehen könne, an dem Ochsen, daß er die Hörner nicht unter den Augen habe. Zuletzt sei er geplatzt vor Ärger darüber, daß er an Athenes Werk nichts zu mäkeln fand, nach anderen Berichten aber aus Zorn darüber, daß Aphroditens Schönheit über jeden Tadel erhaben war.

Hier gilt es nun vor allem, die Form und den Inhalt der

[1] Vgl. A. Morel-Fatio, *Etudes sur l'Espagne* III, 109.

[2] *El Momo. La moral y muy graciosa historia del Momo, compuesta en latin por L. B. Alberti Florentin, trasladada en castellano por Agustín de Almaçán. Alcalá 1553.*

[3] An satirischen oder moralisierenden Schriften späterer Zeit, die den Momus-Gedanken verwerten, erwähne ich die folgenden: Salas Barbadillo, *Estafeta del Dios Momo, 1627*; Joseph Miguel Márquez, *Deleite y amargura de las dos cortes, celestial y terrena, con la asistencia de los ingenios, y lágrimas derramadas en la corte del Dios Momo, 1642;* Benito Remigio Noydens, *Historia moral del Dios Momo, 1666*; G. Alvarez de Toledo y Pellicer, *Palacio del Momo, apologia jocoseria por la historia de la iglesia y del mundo, 1714.*

Digitized by Google

Momus-Idee bei Juan de la Cueva klarzustellen. Wie hat er sie ausgewertet und warum hat sie in seinen Gedankengängen sich so vordringlich breitgemacht? Die Antworten auf beide Fragen ergänzen sich wechselseitig, und wir werden gut daran tun, sie nicht voneinander zu trennen.

Unzulängliches Talent, unbefriedigter Ehrgeiz, mißliche Vermögenslage und eine (zum Teil aus diesen drei Ursachen erwachsene, zum Teil gewiß angeborene) empfindsame Scheelsucht machen Cueva zu einem verbitterten, unglücklichen Menschen. Er teilt in seinen größeren und kleineren Dichtungen die bissigsten Zensuren aus, er verliert sozusagen nach links und nach rechts seine Stiefelabsätze, er schilt ohne Unterlaß gegen den seine Bedeutung verkennenden Pöbel, gegen die *academistas*, die *archipoetas* und *archipoetontes*, er belegt mit Spottnamen wie *pedante, bufón, saltambanco* jedweden, dessen dichterische Konkurrenz er fürchtet, den allmächtigen Lope de Vega ausgenommen, in dessen Bekämpfung er sich feige auf den Hinterhalt stillschweigender, verbissener Ignorierung zurückzieht.

Un villano rencor les ha encendido,
y contra mí conspira su mesnada,

so höhnt er gegen die Kritik der ihm feindlichen Gruppe um Herrera, und gegen einen einzelnen literarischen Widersacher geht er mit einer satirischen Romanze an, die in ihrer aggressiven Kampflust und giftigen Schärfe selbst eines Quevedo Villegas nicht ganz unwürdig gewesen wäre:

bachiller de un solo libro,
y ese mal estudiado,
usurpador de agudezas,
gran jugador de un vocablo,
zángano de la Poesía,
de obras agenas estanco ...

Wir sehen, daß ganze Auflagen seiner Werke nahezu spurlos vom Büchermarkt verschwinden, wir wissen, daß ein zweiter Band seiner Dramen bereits die nötigen Lizenzen besitzt[1], aber nie im Druck erscheint und auch handschriftlich völlig verschollen bleibt, wir fühlen mit Unbehagen den vergeblichen Kampf des isolierten und boykottierten Autors gegen die Übermacht seiner Zensoren und Verächter, ein Kampf, der um so peinlicher wirkt, als er um mittelmäßige dichterische Werte geführt wird, als das ästhetische Recht zum größeren Teil auf seiten der gegnerischen Ablehnung liegt.

In diesem zähen und aussichtslosen Kriege nun verschanzt sich der Dichter frühzeitig hinter die Momus-Idee. Das Schicksal der kläglich verunglückten Obras-Ausgabe von 1582 mag ihm den ersten Anstoß dazu gegeben haben. In der Tat findet es sein tra-

[1] Icaza a. a. O. in der Einleitung.

Digitized by Google

gisch-ironisches Echo in der Widmung des Dramenbandes von 1583. *Dirigidas a Momo* steht auf dem Titelblatt, und in der eigentlichen *Epístola dedicatoria* bedient sich Cueva der antiken, jetzt zur Allegorie verblaßten Gottheit, um den ihr innewohnenden Persönlichkeitsbegriff zum Kollektivbegriff der zeitgenössischen Psyche zu erweitern, und zwar mit besonderem Hinblick auf ihr Verhalten gegenüber den Werken hoher und edler Geistigkeit. Er bedient sich dieser Idee, um in ihr rückwärts schauend und vorwärts weisend anzuklagen, zu ironisieren und schließlich doch noch in zornigem Ernst einen Appell an den gesunden Menschenverstand zu wagen. Von den Weisen des Altertums, so führt er aus, wurde vor allem die Tugend der Mäßigung hochgeschätzt. Sie stand im Bunde mit der Tapferkeit, Gerechtigkeit und Klugheit. In der Folgezeit hat man sie mißachtet, und in der Gegenwart völlig ist sie von der üblen Nachrede verdrängt und stumm gemacht worden. Geist und Tüchtigkeit sind den Angriffen des Momus schutzlos preisgegeben. (Hier lese man zwischen den Zeilen: Beispiel und Beweis dafür ist das Schicksal meiner *Obras* von 1582.) Aber der Momus ist wie der Hund, der einen nicht beißt, wenn man sich ihm zu Füßen wirft, und so möge er auch hier zur Milde gestimmt werden, sei es durch die demütige Ergebenheit dieser Widmung, sei es durch den wirklichen Wert des Buches, das eine Menge der schönsten und edelsten Dinge enthält, Heldentaten berühmter Männer, reine Liebe treuer Frauen und manch anderes Vorbild für das Leben. Sie zu schmähen, hieße Vernunft, Gerechtigkeit und Mäßigung mit Füßen treten, hieße sich zum Verräter, Dummkopf und Tyrannen stempeln.

Die Widmung *Dirigidas a Momo* hat also, um es kurz und bündig zu resümieren, den Sinn: 'Das Buch soll den zeitgenössischen Neidern und Spöttern gewidmet sein.' Über das Wieso und Warum gibt erst die dazugehörige Epistel die nötige Aufklärung.

Der Erfolg dieser Widmung war ein Mißerfolg. Der Kampf zwischen dem isolierten Dichter und den verbündeten Gegnern dauerte fort. Noch ein zweites und ein drittes Mal griff Cueva zur Momus-Idee als Schild und Wehr, um gegen die unerbittliche Schar der Widersacher, gegen die *mesnada* voll des *villano rencor,* anzugehen. Ein drittes Mal, als er 1588 im Neudruck der *Comedias y Tragedias* die Widmung samt Epistel einfach wiederholte und damit zum Ausdruck brachte, daß die Lage von 1583 noch unverändert fortbestehe. Ein zweites Mal, als er in der Zwischenzeit (1585) die allenthalben beliebte Form einer dichterischen Parnaßreise zum Anlaß und Vorwand nahm, um dem ihm besonders am Herzen liegenden Thema vom verkannten Genie nach allen Seiten hin gerecht zu werden, um endlich die in

Digitized by Google

langen Jahren angesammelte Verbitterung in einem Zuge verströmen zu lassen. Da nun in diesem seltsamen, bei allem Pathos auch der gewollten und der unfreiwilligen Komik nicht entbehrenden Bekenntniswerk die Momus-Idee unseres Autors nicht wesentlich verschieden ist von jener anderen, die er vorher und nachher seinen Dramenausgaben zu Widmung und Geleit gesetzt hat, da es ferner kaum recht viele unter uns Lebenden geben dürfte, die das fünf Bücher und einige 2800 Verse starke Gedicht gelesen haben, noch auch Zeit und Lust finden dürften, es je zu lesen, so mag ein kurzer Bericht darüber nicht fehl am Platze sein. Es führt den Titel *Viaje de Sannio*, und seine Handlung verläuft folgendermaßen:

1. Buch. Der Dichter Sannio, hinter dem sich niemand anders als Cueva selbst verbirgt, beklagt sich bei der Tugend über sein Elend. Er empfindet es als bitteres Unrecht, daß es ihm so schlecht ergeht, trotzdem er stets einer ihrer treuesten Anhänger gewesen ist. Er bittet sie, ihn zum Thron Jupiters zu geleiten und dort für ihn ein gutes Wort einzulegen.

2. Buch. An der himmlischen Pforte angekommen, bricht Sannio in lautes Gejammer aus, das sich aber rasch zu satirischen Ausfällen gegen den Göttervater steigert, als der Dichter merkt, daß man ihm nicht öffnen will. Drinnen ist unterdessen der böse Momus eifrig am Werk, den schläfrigen und infolge einer Verdauungsstörung schlechtgelaunten Jupiter gegen den lästigen Bittsteller zu erzürnen. Es gelingt ihm auch vortrefflich, und der stirnrunzelnde Zeus sendet Merkurium aus, den Aufdringlichen zu verjagen. Solches aber ist leichter gesagt als getan. Denn jetzt wird Sannio frech und wirft dem Götterboten alle leichtsinnigen und schlimmen Streiche vor, die in der Mythologie von ihm verzeichnet sind. Merkurius ist diesem Ansturm nicht gewachsen und eilt in die Gemächer des Olymp zurück, wo er, schwitzend vor Ingrimm, den ganzen Götterhof alarmiert. Das entlockt dem Momus schallende Heiterkeit:

suelta la risa, dándose en la frente
con la mano,

dem Jupiter aber heftigen Ärger. Er ruft von den Göttern den Mars, Apollo, Vulkan, Neptun, Herkules und Bacchus, von den Göttinnen die Juno, Minerva und Venus auf und schickt sie zur Abwehr des kecken Poeten an die Himmelstür.

3. Buch. Aber auch dieser tapferen Schar gelingt es nicht, den von der Tugend beschützten Dichtersmann zu verjagen. Im Gegenteil, es geht ihnen wie dem Merkurius. Sannio sagt ihnen so lange die bittersten mythologischen Wahrheiten und Grobheiten ins Gesicht, bis sie alle zusammen beschämt und verärgert den Rückzug antreten und das olympische Tor neuerdings ins Schloß fällt.

4. Buch. Nun befiehlt Jupiter nach einiger Beratung, daß Sannio mitsamt seiner Begleiterin, der Tugend, eingelassen werde. Der Poet trägt seine Bitten vor, wird aber zunächst von Apoll in ausführlichem Examen auf seine dichterischen Kenntnisse und Fähigkeiten geprüft[1] und muß zu

[1] Die Fragen dieses in mancher Beziehung recht charakteristischen Befähigungsnachweises lauten: Was ist Dichtung? Wie viele Arten gibt es? Welches ist die älteste? Welches ist das Wesen der einzelnen Arten und welches sind ihre bekanntesten Dichter? Worin unterscheidet sich die Kunstprosa von der Dichtung? Was ist ein Metrum? Was ist das Wichtigste am Verse? Was macht den Vers tönend? Worin besteht beim Versemachen die Kunst und worin die Übung?

Digitized by Google

gutem Ende aus dem Stegreif ein Sonett über ein beliebiges olympisches Thema verfassen. Dann erst erfolgt das Urteil. Momus darf es formulieren, und er verhängt die folgende Strafe über den armen Dichter:

te condeno
en que jamás te veas con reposo,
y de descanso y de placer ageno.
Al más amigo siempre seas odioso,
no halles fe en ninguno, ni seas bueno
a dicho de ninguno, aunque te sobre
la Virtud, y contino te veas pobre.

Nadie se condolezca de tu daño
ni te haga piadoso acogimiento;
no alcances dos reales en un año,
ni un buen vestido, si vivieres ciento,
y si alguno alcanzares, sea de paño
basto, que ya no tenga pelo al tiento,
desechado de otro antes que visto
de ti, y sin esto seas a todos mal quisto.

La Invidia te persiga, y del que entiendes
que es más tu amigo, seas más murmurado;
siempre te ofenda aquel que más defiendes,
y en tus obras te veas anotado;
la estimación y gloria que pretendes
por las obras que al vulgo has divulgado
sean tu menosprecio, infamia y duelo,
aunque por si merezcan ser del cielo.

Cualquier hombre se atreva a demandarte
coplas, y tú obligado estés a dallas,
y que pueda escusándose apremiarte,
de suerte que no puedas escusallas.
Nadie haga por ti más que hablarte,
tus faltas nunca veas remediallas,
ni la necesidad que así te aprieta,
y sobre todo al fin mueras Poeta.

5. Buch. Was die Olympischen aus Neid und Unverstand versäumt haben, das machen schließlich die heimatlichen Lokalgötter einigermaßen gut. Sannio wird vom Flußgott Betis (Guadalquivir) mit Gold und Edelsteinen beschenkt und so aller Armut für immer enthoben; er wird ferner von einer Flußnymphe mit Lorbeer gekrönt und damit auch der ideellen Anerkennung teilhaftig, die ihm bisher so grausam vorenthalten wurde. Ein zeitgenössischer Sevillaner Dichter-Panegyrikus umgrenzt das geistige Gebiet, innerhalb dessen Sannio-Cueva nunmehr die ihm gebührende Stellung einnimmt. Die Liste umfaßt 22 Namen. Kaum die Hälfte davon wird heute noch genannt und gekannt. Von den wirklich Großen enthält sie keinen einzigen.

Der eigentliche Sinn dieser tragikomischen Olympreise ist folgender: In der großen Welt findet der edle Mensch und wahre Dichter nur Unrecht und Verkennung; im engen Kreis des heimatlichen Schrifttums muß er seine Größe suchen. Der örtliche Ruhm wird schließlich auch jenem nicht versagt bleiben, der um den

Digitized by Google

allgemeinen erfolglos gestritten hat. — Cueva hat sein Leben lang sowohl im universalen als auch im regionalen Sinn den Kampf um Anerkennung vergeblich geführt. Auch sein Streben nach Geltung im engen Kreis ist ein Wunschbild geblieben. Im Urteil der Olympischen liegt der ganze geistige und materielle Jammer eingeschlossen, der auf dem Dichter lastete. Den Geist des Momus, den er rief, wurde er bis an sein Ende nicht mehr los.

4. Wie das Unikum nach Wien kam.

Das Wiener Exemplar der *Primera Parte de las Comedias y Tragedias de Juan de la Cueva* von Sevilla 1583 trägt den alten handschriftlichen Besitzvermerk: *Franciscus Eusebius S. R. I. Comes de Peting, A° 1668*, wobei ein älterer Eintrag, von dem sich nur mehr *Diego* (links) und *Logroño* (rechts) entziffern läßt, gründlicher Durchstreichung zum Opfer gefallen ist. Wer war nun dieser Sacri Romani Imperii Comes? Und wie fand sein sorgfältig gekennzeichnetes Buch den Weg in die Wiener Bibliothek?

In den altösterreichischen genealogischen und wappenkundlichen Werken, wie Spener, Wurmbrand, Bucelinus und Weingarten, kann man das Geschlecht der Poetting bis etwa zum Jahr 1000 hinauf verfolgen. Damit wollen wir uns aber hier nicht aufhalten. Es genügt uns die Feststellung, daß Franciscus Eusebius Graf von Poetting unter Kaiser Leopold dem Ersten (1640—1705) nichts Geringeres als *Erb-Burggraf zu Lintz, Ritter des Güldenen Vließes, Kayserlicher Wirklicher Geheimder Rath, Cammerherr, Vice-Kantzler in Böhmen und Abgesandter in Spanien* war[1]. Seit 1605 waren die Poetting Freiherren, seit 1637 Grafen. Franciscus Eusebius kam 1627 zur Welt als Sohn des Freiherrn Friedrich und der Freifrau Elisabeth Kunigunde, geb. Sternberg. Er vermählte sich 1650 mit Maria Margareta Löbel, Freiin von Grünberg, und nach deren Hinscheiden (1662) mit Marie Sophie, einer Tochter des Fürsten Maximilian Dietrichstein. Er wurde bereits 1649 Vizekanzler von Böhmen und kaiserlicher Kammerherr, aber erst 1660 Geheimer Rat und 1662 als Nachfolger des Grafen Lamberg zum Gesandten in Madrid ernannt. Ebendort erhielt er 1663 die Ritterwürde des Ordens vom Goldenen Vlies und 1671 die Stelle eines kaiserlichen Obersthofmarschalls, die er aber erst 1674 nach seiner Abberufung aus

[1] Vgl. J. F. Gauhe, *Adelslexikon*, Leipzig 1740, Bd. 1, S. 1664. Die häufigere und genealogisch richtige Schreibung ist *Poetting*. Der Graf selber nannte sich *Peting*, sobald er seine Titel und Namen latinisierte, wie z. B. auf den Titelblättern der ihm gehörigen Bücher. Aus *Poetting* und *Peting* ergaben sich in der Folgezeit die seltener zu findenden und durchaus unrichtigen Varianten *Poeting* und *Petting*.

Digitized by Google

Madrid antreten konnte. Er starb, erst 51jährig, im Herbst des Jahres 1678 eines raschen Todes[1].

Sein Aufenthalt in Madrid umfaßt die Zeit von Januar 1663 bis April 1674. Der junge Kaiser hatte an Poetting nicht nur einen gewissenhaften amtlichen Vertreter, sondern auch einen treuen und verschwiegenen Freund, wovon der Briefwechsel der beiden zahlreiche und nicht selten rührende Beweise gibt. Als erste wichtige Aufgabe fiel dem neuen Gesandten die Ausarbeitung des Ehekontraktes zwischen Kaiser Leopold und der spanischen Infantin Margareta Theresa (geb. 12. Juli 1651) und die eifrige Betreibung des Heiratsvollzuges zu. Den Bemühungen Poettings war es vor allem zu danken, daß schon am 6. April 1663, dem Geburtstag König Philipps des Vierten, die Verlobung öffentlich bekanntgegeben wurde. Poetting steht von Madrid aus dem jungen kaiserlichen Bräutigam wie ein väterlicher Freund in allen großen und kleinen Angelegenheiten der Heirat mit Rat und Tat zur Seite. Der Kaiser hört ihn in Sachen des weiblichen Gefolges seiner spanischen Braut[2], in der Frage des ihr beizugebenden Beichtvaters, der unbedingt ein Jesuit sein müsse, er läßt sich von Poetting ein Bildnis der Infantin besorgen und vertraut in allen Einzelheiten fest auf den Takt und die Geschicklichkeit seines eifrigen Vertreters. Am 18. Dezember 1663 erfolgte in Madrid die feierliche Schließung des Ehekontraktes, der von den beiden Bevollmächtigten, Comes de Peting und Duque de Medina de las Torres, unterzeichnet wurde. Leopold war von dieser erfolgreichen Tätigkeit seines Gesandten aufs höchste befriedigt und teilte ihm wörtlich mit: *Ich kan nit beschreiben, waß Ich für ein Freide hirüber bekhommen und erkenne Euren hierinn gebrauchten Fleiß in kayserlichen Gnaden und bedankhe Mich gnädigst gegen Euch wegen des deswegen gethanen Glückhwunsch*[3].

Poetting war gleichwohl nicht jener geschickte Diplomat, dessen der Kaiser in diesem Falle bedurft hätte. Am spanischen Hof bestand eine starke, diesem Heiratsprojekt feindliche Gegen-

[1] Diese und die folgenden Daten zumeist nach *Fontes rerum austriacarum, 2. Abteilung, Band 56: Privatbriefe Leopolds I. an den Grafen Poetting, herausgegeben von A. F. Pribram und M. Landwehr, Wien 1903.*

[2] Er will es auf das Nötigste beschränkt haben und erinnert Poetting daran, daß man mit den spanischen Weibern immer viel Ungelegenheiten habe. Vgl. A. F. Pribram, *Die Heirat Kaiser Leopolds I.*, Wien 1891, S. 25, und *Font. rer. austr.* Brief Leopolds an Poetting vom 22. Mai 1663.

[3] Für die Infantin war ein Heiratsgut von einer halben Million Goldtaler festgesetzt. Sehr bezeichnend für die spanischen Finanzverhältnisse unter Philipp IV. und Karl II. ist die folgende, 23 Jahre später (März 1686) an die Wiener Kopie des Ehekontrakts angefügte Notiz: *An dem von spanischer Seite versprochenen Heirathgut ist nicht ein Pfennig abgeführ' oder bezahlt worden.*

Digitized by Google

partei, die bei dem Alter des bereits kränklichen Königs[1] und der schwächlichen Gesundheit des Kronprinzen die gefährliche Möglichkeit voraussah, daß Leopold als Gatte der Infantin über kurz oder lang spanischer Kronprätendent werden könnte, und die deshalb die Abreise der Braut nach Wien und damit den Vollzug der Ehe immer wieder zu verzögern wußte. Als daher Poetting trotz aller Bemühungen die Sache nicht vorwärtsbrachte, sah sich Leopold zu Ende des Jahres 1664 genötigt, ihm den kaiserlichen Rat Franz von Lisola beizugeben, der die Sondermission erhielt, zusammen mit dem bereits im Jahre vorher zum Vertreter des Kaisers bei der Infantin bestellten Grafen Harrach, die Abreise der Braut aufs äußerste zu urgieren und endgültig ins Werk zu setzen. Von diesem Augenblick an war Poettings Tätigkeit in dieser wichtigen Angelegenheit nebensächlich, und während er sich mehr auf rein amtliche Verhandlungen beschränkt zu haben scheint, betrieb Lisola in der Stille mit Zähigkeit und Schläue die ihm anvertraute Sendung. Am 25. April 1666 fand die Vermählung der Infantin mit Leopold per procurationem und mit dem Herzog von Medina de las Torres als Stellvertreter statt, am 28. April erfolgte die Abreise von Madrid, und Anfang Dezember des gleichen Jahres zog die junge Kaiserin in ihre Wiener Hauptstadt ein.

Leopold hat seinen treuen Poetting nie fühlen lassen, daß seine Kunst allein nicht imstande gewesen wäre, ihm die geliebte Gattin zu erringen. Fortlaufend informiert er den in Madrid Zurückgebliebenen in herzlicher Weise über Leid und Freud seiner jungen Ehe, berichtet ihm über den wechselnden Gesundheitszustand der Kaiserin, über die Ungeschicklichkeit der Hebammen bei der Geburt der Prinzen, und teilt ihm anläßlich der dritten Schwangerschaft seiner Gemahlin vertraulich mit: *Ich maine es seye ein Madl, denn es ist alles anderst alß das erste Mal*[1]. Am 14. März 1673 muß er ihn davon benachrichtigen, daß die edle Habsburgerin einer tückischen Krankheit erlegen ist, und wiederum sein treuer Poetting ist es, den er einen Blick in sein Innerstes tun läßt, wenn er ihm die Vorzüge seiner zweiten Gemahlin schildert, aber resigniert hinzufügt, sie sei *von gueter Gestalt, aber ach, non talis quae mea unica Margaretha*[3].

[1] Philipp IV. starb tatsächlich schon am 17. September 1665.

[2] Das erwartete 'Madl' wurde später die Gattin des Kurfürsten Max Emanuel von Bayern, und die Mutter des zum Thronfolger in Spanien ausersehenen, aber rasch und rätselhaft dahingestorbenen Prinzen Ferdinand. Zur genaueren Kenntnis des ganzen Zeitraums dient insbesondere das außerordentlich reichhaltige und gründliche Werk von Adalbert Prinz von Bayern, *Das Ende der Habsburger in Spanien*, München 1929, 2 Bände.

[3] Brief vom 12. Juni 1673. Im Prado-Museum zu Madrid hängt das Ölbild der Infantin Margareta Teresa von der Hand des J. B. Martínez del

Digitized by Google

Abgesehen von der spanischen Heiratsangelegenheit hatte Poetting während seiner Madrider Gesandtschaft die Interessen seines kaiserlichen Herrn in verschiedenen wichtigen Belangen zu vertreten. Der portugiesische und der Devolutionskrieg, das aufrührerische Verhalten des Prinzen Don Juan und die Intrigen des Beichtvaters der spanischen Königinmutter, Eberhard Neidhard, ferner der Aachener Friede vom Mai 1668 und die österreichisch-spanische Allianz vom August 1673 gaben Anlaß zu lebhaftem Gedankenaustausch zwischen Wien und Madrid. Wir brauchen auf diese rein politischen Angelegenheiten hier nicht näher einzugehen; wir wollen vielmehr aus der Korrespondenz zwischen dem Kaiser und seinem Gesandten einige Anhaltspunkte dafür zu gewinnen suchen, inwiefern der letztere für seinen Herrn in Madrid auch literarische Interessen wahrgenommen hat.

Leopold I. war nicht nur ein begeisterter Musikfreund und ein vielseitig begabter Komponist, sondern auch ein großer Bücherliebhaber. Poetting hatte von ihm den schriftlichen Auftrag, sich nichts entgehen zu lassen, *wann immer mal allda* (in Spanien) *was Neues von Büchern zue finden, so sin gran embarazo könne auf der Post oder sonsten herausgeschickt werden*[1]. Aus den auf diese Weise zustande gekommenen Erwerbungen für die kaiserliche Privatbibliothek sind folgende drei Beispiele einer besonderen Erwähnung wert. Im Oktober 1670 wünscht der Kaiser eine Abschrift des Katalogs der berühmten Eskorial-Bibliothek. Poetting wendet sich an den Prior und hat bereits im April 1671 den Katalog in Händen, der nicht weniger als ein halbes Ries Papier umfaßt. Im Juni 1672 ist er im Besitz des Kaisers, und der spanische Pater, der ihn angefertigt hat, bekommt 200 Taler für seine fleißige Arbeit. Zwei Monate nachdem Poetting das Riesending übernommen hat, bricht im Eskorial ein gewaltiger Brand aus (7. Juni 1671), der auch die Bibliothek in Mitleidenschaft zieht. Sehr anschaulich ist die Antwort des Kaisers auf diese Nachricht: *Wie leid ist mir um das abgebrunnene Escurial! und halt ich es selbst vor kein kleines Unglück, aber ach! um nix ist mir leider als um die manuscritta, denn sein die verloren, so können sie durch kein Geld erstattet werden, und habe ich noch den Trost, daß ich a tempo den indicem bekommen habe, daß ich aufs wenigst weiß, was allda gewest ist.* Ende 1669 bekommt Leopold I. durch Zufall ein von dem Marqués de Cá-

Mazo. Sie ist in Trauerkleidung und trägt das goldblonde Haar in zwei dicken Zöpfen wie einen Rahmen um das Gesicht. Früher glaubte man, das Bild stelle Doña Mariana de Austria, die zweite Gemahlin Philipps IV., dar. Vgl. J. Allende Salazar y F. J. Sánchez Cantón, *Retratos del Museo del Prado*, Madrid 1919, S. 236.

[1] *Font. rer. austr.*, Bd. 57, S. 441, Sp. 1.

Digitized by Google

brega, vizconde de Villalba, verfaßtes Buch in die Hand, aus dessen Vorrede er entnimmt, daß dieser spanische Edelmann eine große Privatbibliothek besitze. Sogleich schreibt er an Poetting, er solle achthaben, ob beim allenfalsigen Hinscheiden des Herrn Marqués nicht dessen Büchersammlung *um ein Billiches erhandlet werden kunte.* Poetting denkt sich: Warum soll ich warten, bis der gute Marqués tot ist? Ich will lieber mit ihm verhandeln, solange er noch lebt. Gesagt, getan. Cábrega ist nicht abgeneigt, das Geschäft zu machen, nur darf er (so schreibt Poetting nach Hause) nicht erfahren, daß der Kaiser der Käufer sei, denn sonst würde er als echter spanischer Aristokrat keine Bezahlung annehmen, vielmehr Seiner Majestät die ganze Sammlung einfach schenken. Leopold ist damit einverstanden, der Kauf wird von Poetting auf seinen eigenen Namen abgeschlossen, und am 23. August 1674 trifft der ganze Schatz, in 23 Kisten wohlverpackt, in Wien ein. Es sind 2498 Nummern und insgesamt etwa 3000 Bände[1]. Auf dem nämlichen Wege und durch die Bemühungen des Grafen Poetting erhält die kaiserliche Sammlung im darauffolgenden Jahr auch die Polyglottenbibel des Kardinals Ximénez de Cisneros, die 1514—17 zu Alcalá von Arnaldo Guillermo de Brocar in sechs Foliobänden gedruckt worden war.

Die Vorliebe für das Spanische hatte der Kaiser von seiner Mutter her, und sie vertiefte sich naturgemäß noch mehr durch seine Heirat mit Margareta Teresa, der Tochter Philipps IV. Seit diese Prinzessin am Wiener Hof als Kaiserin eingezogen war, gab es dort spanische Musik und spanische Komödien in Hülle und Fülle. Der außerordentlich musikalische Herrscher[2] komponierte selber die Musik zu verschiedenen Entremeses und verlangte unablässig von Poetting immer neue Texte und Noten aus Spanien. *Weilen mein Gemahl,* so heißt es in einem Brief an den Gesandten vom 6. Januar 1667, *allweil verlangt, spanische Musik zu hören, wollet also schauen, daß Ihr mir schickt tonos humanos auf ein, zwei oder meistens drei Stimmen, und wär mir lieber, wann man die ganze Musik haben könnte von einer Komedi, so vor etlich Jahren gehalten worden und heißt 'Zelos aun del aire matan'.* Er meinte damit das 1662 im Buen Retiro aufgeführte Stück von Calderón. Im Januar 1668 schickte Poetting aus Madrid ein villancico *von einem hiesigen unverheirateten weibs-*

[1] Der handschriftliche Katalog dazu befindet sich ebenfalls auf der Wiener Bibliothek (*cod. 12601*). Vgl. Petrus Lambecius, *Commentariorum liber secundus,* Wien 1769, S. 958—64. R. Behr, in *Zeitschrift für deutsches Altertum,* Bd. 43, S. 157. L. Pfandl in *Homenaje a R. Menéndez Pidal,* Bd. 2. S. 544.

[2] Vgl. insbesondere: *Musikalische Werke der Kaiser Ferdinand III., Leopold I. und Joseph I., herausgegeben von Guido Adler, Wien 1892,* 2 Bde.

Digitized by Google

bild und fügte bei, daß sie auch noch mehr dergleichen liefern könne. Im März bestätigte der Kaiser wiederum den Empfang verschiedener Musikalien: *Die tonos sein mir gar lieb gwest, weilen aber diese Doña Maria Antonia del Valle allhier nit bekannt, also verlangte ich wohl pro curiositate ein Nachricht, wer diese Sirena sei.* Hierauf antwortete Poetting mit Schreiben vom 18. April, nach einer beim Maestro de Capilla eingeholten Information sei es eine ehrbare Jungfrau, *hauptwohlerfahren* in der Kunst der Töne, spiele Harfe und sonstige Instrumente und *exercirt sich allein in der musica.* Ein andermal schreibt der Kaiser: *Das villancico von selbem Weib ist guet und wird mir nit misfallen wann Ihr zue Zeiten etwas von ihren Compositionen schicken werdet.* An den Geburtstagen der Kaiserin (22. Dezember) wurden in der Regel große *Comedias* mit *Entremeses en música* aufgeführt, und stets berichtet der Herrscher an seinen Gesandten, daß sie *wohl abgeloffen* seien. Im Dezember 1671 gab es ein Stück von Calderón, das dieser kurz zuvor verfaßt hatte, dessen Feststellung aber leider nicht möglich ist[1]. Im Jahr darauf ging eine *Comedia con música y tramoyas* über die Hofbühne, die vielleicht mit dem von Barrera[2] genannten Stück *La Flecha de amor* identisch ist. Im Dezember 1673 war die musik- und theaterfrohe Kaiserin bereits seit acht Monaten tot, und die spanischen Komödien verstummten für lange Zeit am Wiener Hofe.

Während seines elfjährigen Aufenthalts in Madrid kam Poetting, wie es sich von selbst versteht, infolge der literarischen Aufträge seines kaiserlichen Herrn mit Büchersammlern, Verlegern, Buchhändlern und Angehörigen ähnlicher Kreise und Berufszweige in enge, vielseitige Verbindung. Zeugnis davon geben uns unter anderem die Partes 34, 35, 38 der berühmten Dramensammlung *Comedias nuevas escogidas de los mejores ingenios de España,* die teils ihm selbst (Parte 34 und 38), teils seiner zweiten Gemahlin, einer Gräfin Dietrichstein (Parte 35), von den Verlegern Manuel Meléndez an der Puerta del Sol und Antonio de la Fuente in der Calle mayor gewidmet wurden, oder die *Navidades de Madrid* der Novellistin Mariana de Carvajal y Saavedra, die ihm von deren Verleger Gregorio Rodríguez zugeeignet wurden. Poetting war aber auch selbst ein großer Bücherliebhaber und eifriger Bücherkäufer, und er versäumte nicht, sich in Madrid eine stattliche Eigenbücherei anzulegen. Auf die Einbände ließ er sich zumeist sein Familienwappen und die Initialen seines Namens einpressen, auf den Titelblättern aber trug er eigenhändig mit

[1] Vgl. A. Farinelli, *Apuntes sobre Calderón y la música en Alemania,* Madrid 1907, S. 17; auch in *Ensayos y discursos de crítica literaria hispanoeuropea,* Bd. 2, S. 566.

[2] *Catálogo,* S. 550, Sp. 2, oben.

Digitized by Google

Tinte seinen Namenszug und das Erwerbsjahr des Buches ein. Eben auf Grund dieser löblichen Bibliophilengewohnheit läßt sich auch bei der durch ihn erhaltenen Cueva-Ausgabe von 1583 die Herkunft aus seiner Bibliothek feststellen.

Das schließliche Schicksal der von Poetting angelegten Bücherei war ebenso traurig wie das der weitaus meisten Privatsammlungen. Ein Teil davon wanderte in die Wiener Hofbibliothek, darunter auch unser Cueva-Rarissimum, ein anderer in die Münchener Hof- und Staatsbibliothek, ein dritter zerstreute sich auf unbekannten Privatbesitz und gelangte von da aus zuletzt in den modernen Antiquariatsbuchhandel. Was die Wiener Bibliothek übernahm, das kam als geschlossenes Ganze zur Aufstellung, wie aus dem Stempel *B. C. P.* (nebst Nummer) hervorgeht, den die Cueva-Ausgabe von 1583 trägt und der offenbar nichts anderes heißen kann als *Bibliotheca Comitis Poetting*. Von dem, was die Münchener Bibliothek besitzt, sind mir bis jetzt die nachfolgend benannten Proben unter die Hände gekommen, wobei als sicher anzunehmen ist, daß unter den anderthalb Millionen Bänden dieser Sammlung sich noch zahlreiche weitere Poetting-Exemplare befinden.

1. Historia de los reyes godos, por Julián del Castillo, Burgos 1582. In Poettings Besitz seit 1665.
2. Cantos morales de F. Gabriel de Mata, Valladolid 1594. In Poettings Besitz seit 1670.
3. Crónica del emperador de España, Don Alfonso VII, por Prudencio de Sandoval, Madrid 1600. In Poettings Besitz seit 1664.
4. Conquista de las Islas Malucas, por Bartolomé Leonardo de Argensola, Madrid 1609. In Poettings Besitz seit 1670.
5. Soledades de Don Luis de Góngora, comentadas por D. García de Salcedo Coronel, Madrid 1636. In Poettings Besitz seit 1669.
6. Sitio y socorro de Fuenterabia y suceso del año 1638, Madrid 1639. In Poettings Besitz seit 1664.
7. Conquista espiritual, por Antonio Ruiz, Madrid 1639. In Poettings Besitz seit 1664.
8. Antiguedad del noble y muy leal señorío de Molina, por Diego Sánchez Portocarrero, Madrid 1641. In Poettings Besitz seit 1670.
9. Obras de Don Luis de Góngora, Tomo segundo, parte primera, Madrid 1644, parte segunda, Madrid 1648. In Poettings Besitz seit 1669.
10. Los Reyes nuevos de Toledo, por Cristóbal Lozano, Madrid 1667. In Poettings Besitz seit 1667.
11. Las tres musas últimas castellanas, por D. Francisco de Quevedo Villegas, Madrid 1670. In Poettings Besitz seit 1670.

Mit dieser Teilung zwischen zwei großen öffentlichen Bibliotheken war, wie schon gesagt, das Schicksal der gräflich Poettingschen Büchersammlung noch nicht erfüllt. Einzelne Bände gingen (unbekannt wann und wie) dem Gesamtbestand verloren, um nach Jahrhunderten plötzlich da und dort auf dem europäischen Büchermarkt wieder aufzutauchen. So konnte

Digitized by Google

man um 1912 bei J. Baer in Frankfurt[1] um den Preis von 20 Mark ein Exemplar der *Historia natural del Dios Momo, por Benito Remigio Noydens, Madrid 1666*, käuflich erstehen, das auf dem Titelblatt den handschriftlichen Besitzvermerk Poettings mit der Jahreszahl 1670 trug. Und im Oktober 1916 offerierte K. W. Hiersemann in Leipzig[2] ein Exemplar der *Epitome de la biblioteca oriental y occidental, nautica y geográfica, por Atonio León Pinelo, Madrid 1629*, für 125 Mark unter Beifügung der folgenden Notiz: *Erste Ausgabe, sehr gesucht und selten. Am oberen Rand des Titels von alter Hand: Franciscus Eusebius S. R. I. Comes de Peting, A° 1669.*

Damit dürfte alles in diesem Zusammenhang Wissenswerte über den braven altösterreichischen Grafen und Diplomaten gesagt sein, dessen bibliophiler Neigung und eifriger Sammlertätigkeit wir die Erhaltung des bis jetzt einzigen und vermutlich letzten Exemplars der Erstausgabe der Dramen des Juan de la Cueva verdanken. Nachträglich bleibt noch anzufügen, daß die von uns ursprünglich geplante Titelblatt-Reproduktion, weil sie zu kostspielig gewesen wäre, unterbleiben mußte.

[1] Antiquariatskatalog 608 der Firma Joseph Baer, Frankfurt (ohne Jahr), N. 826.

[2] Antiquariatskatalog 444 von K. W. Hiersemann, Leipzig 1916, Nr. 291.

Digitized by Google

Altertümliche Futur- und Konditionalformen im Bearnesischen[1].

Von Gerhard Rohlfs (Tübingen).

Als ich im Jahre 1927 in Arrens (H^tes-Pyrénées) bei Freund Camelat in der dortigen Mundart unter anderem einige kurze Sätze notierte wie *ke anáram ta Pau*[2] 'nous irons à Pau', *ke krey de ke arribára demá*[3] 'je crois qu'il arrivera demain', *ke kantáras üa kansú* 'tu chanteras une chanson', stutzte ich zwar bei der eigenartigen Betonung dieser Futurformen, glaubte aber, daß es sich hier um einen jener Fälle von Akzentverschiebung handelte, die gerade in jenen Mundarten nicht selten sind[4], und die oft gerade bei den Verbalformen satzphonetische Ursachen haben[5]. Nachdem ich aber später in meinen Notizen aus Arrens auch isolierte Formen gefunden hatte wie *ke dáras* 'tu donneras', *ke háras* 'tu feras' und sogar ein *ke dęre* 'je donnerai', schien mir eine solche Erklärung kaum noch annehmbar.

Nachdem mich im letzten Jahre wieder einmal der Weg in jene Gegend geführt hatte, versuchte ich dem Problem weiter nachzugehen und durch Sammlung reichlicheren Materials eine bessere Grundlage für die Beurteilung dieser Formen zu gewinnen.

---

[1] Meine an Ort und Stelle gesammelten Materialien wurden nachträglich mit großem Entgegenkommen ergänzt durch Herrn M. Camelat in Arrens und P. Rondou in Gèdre. Ihnen sei dafür auch an dieser Stelle mein wärmster Dank ausgesprochen. — Die von mir gehörten Formen sind in phonetischer Umschrift umschrieben, doch bringe ich hier den Frikativcharakter der intervokalischen *-b-, -d-, -g-* nicht zum Ausdruck.

[2] Im Bearnesischen leitet *ke* (*que*) jedes nicht negierte Verbum ein.

[3] Man beachte die syntaktische Funktion der Präposition *de*. So auch in *ke sęy de k' as arrazú* 'je sais que tu as raison'. In der Vallée de Campan tritt dieses *de* auch vor dem neutralen Relativpronomen auf: *la kansú de ki a finit* 'la chanson qu'il a finie', *et martet de ki ai pres* 'le marteau que j'ai pris'. Auszugehen ist von Verben, die das Nominalobjekt oder den Infinitiv mit *de* einleiteten: *je me souviens (de) que tu as voulu venir, j'oubliais (de) qu tu avais raison.* Dann wäre *de que* statt *que* als Konjunktion verallgemeinert worden, was weiterhin zu einem Ersatz auch des relativen *que* durch *de que* (bearn. *de ki*) geführt hätte. Vgl. auch die Beispiele bei Bouzet, Manuel de grammaire béarnaise: *l'omi de qui bengou* 'l'homme qui vint', *la maynada de qui as bista* 'la jeune fille que tu as vue' (§ 52 u. § 185).

[4] Vgl. z. B. bearn. *dió* (< *díu*) 'Tag'. Ariègo *kuó* (< *kúo* 'Schwanz'), bearn. *sárto* (< *sárta* < *sartá* < *sartágine*) 'Bratpfanne'.

[5] Vgl. in Luchon *nu káu párla trop* (< *parlá*) 'il ne faut pas parler trop', *ke nu púski pladéu* (< *pláde-u*) 'je ne peux pas lui plaire'. Ariège *t'aná kása el lup* (< *kasá*) 'pour aller chasser le loup', *turná pas püs* (< *túrna*) 'il ne retourne plus'. — Beispiele über die gleiche Erscheinung in süditalienischen Mundarten habe ich Rev. de ling. rom. I. 313 zusammengestellt.

Digitized by Google

Dabei zeigte es sich bald, daß wir es hier mit einem allerdings höchst merkwürdigen Futurtyp zu tun haben, der zu den sonst im Bearnesischen üblichen Futurformen in scharfem Gegensatz steht und der, soweit ich sehen kann, der Forschung bisher gänzlich entgangen ist[1]. Zum besseren Verständnis der folgenden Ausführungen seien hier zunächst die Formen des sonst allgemein im Bearnesischen herrschenden Futurums zusammengestellt (je chanterai, je finirai, je perdrai):

ke kantar-
ke fenir-
ke perder- } *-éy, -ás, -á, -ám, -át(s), -án*

Demgegenüber geht die Gegend südlich von Lourdes ganz eigene Wege. Es gehören dazu vor allem das Hochtal des Gave de Pau (Hauptorte: Gèdre und Gavarnie), das Tal von Barèges und das Tal des Gave d'Arrens. Für diese drei Täler lautet das Paradigma in der 1. Konjugation folgendermaßen:

Gèdre	Barèges	Arrens
kantẹ́ri	*kantẹ́ri*	*kantẹ́re*
-táros	*-táros*	*-táras*
-táro	*-táro*	*-tára*
-tárom	*-tárom*	*-táram*
-tárot	*-tárot*	*-tárats*
-táron	*-táron*	*-táran*

Ebenso gehen z. B. *ke demurẹ́ri* 'j'habiterai', *k'entrẹ́ri* 'j'entrerai', *ke dẹ́ri* 'je donnerai', *k'anẹ́ri* 'j'irai' (*aná* 'aller').

In der 2. und 3. Konjugation ist dieser Futurtyp auf die Täler von Barèges und Gèdre beschränkt:

je mourrai	je pourrai
murírі	*pudẹ́ri*
-ríros	*-dẹ́ros*
-ríro	*-dẹ́ro*
-rírom	*-dẹ́rom*
-rírot	*-dẹ́rot*
-ríron	*-dẹ́ron*

Ebenso gehen in der 2. Konjugation: *ke fenírі* 'je finirai', *k'aurírі* 'j'ouvrirai', *ke yesírі* 'je sortirai'; in der 3. Konjugation: *ke hẹ́ri* 'je ferai', *ke blẹ́ri* 'je voudrai', *ke bẹ́ri* 'je viendrais',

[1] Dieser Futurtyp ist nicht nur A. Zauner in seinem Aufsatz 'Die Konjugation im Bearnesischen' (Zeitschr. f. rom. Phil. 20, 433 ff.), sondern selbst dem Bearnesen Lespy (Grammaire béarnaise, Pau 1880) unbekannt geblieben.

Digitized by Google

ke sęri 'je serai', *k'ęri* 'j'aurai', *ke hüyęri* 'je fuirai', *ke mülęri* 'je trairai' (lat. *mulgere*)[1].

Was nun den Ursprung dieser merkwürdigen Futurformen betrifft, so ist festzustellen, daß die Endungen, wenn man vom Akzent absieht, den im Bearn üblichen Endungen des gemeinromanischen Futurums durchaus entsprechen (vgl. o. S. 255). Nur die 1. Person macht eine Ausnahme, indem hier *-ey* allgemein durch jenes *-i* ersetzt worden ist, das hier auch sonst ein Charakteristikum der 1. Person bildet[2]. Man vergleiche:

	Ind. Präs.	Konj. Präs.	Ind. Impf.	Konj. Impf.
1. Pers.	*kánti*	*kánti*	*kantábi*	*kantęsi*
3. Pers.	*kánta*	*kánte*	*kantába*	*kantęse*

Und schließlich wäre der Ausgang der 3. Konjugation *-ęri* wenigstens in der 1. Person auch auf die 1. Konjugation übertragen worden: *ke kantęri* statt zu erwartendem *ke kantári*. Wir hätten also hier das Anfangsstadium jener Erscheinung, die schon im Altprovenzalischen immer mehr zu einer Ablösung des in der 1. Konjugation berechtigten Tonvokals *a* durch ę geführt hat (apr. *cantęssen* Konj. Impf. 6 für **cantássen*, *cantęran* Kond. 6 für *cantáran*, *cantęron* Perf. 6 für **cantáron*). Auch aus speziellen Fällen wie etwa *ke séros* (: *ke serás*) 'tu seras'[3], *ke pudéro* (: *ke puderá*) 'il pourra' erkennen wir, daß wir es mit dem gewöhnlichen Futurstamm zu tun haben, der sich auf dem Infinitiv aufbaut[4].

Wie aber kommt es zu der abweichenden Betonung, die weder im Bearnesischen noch sonst im Romanischen ein Analogon hat?

Bevor wir dieser Frage weiter nachgehen, ist daran zu erinnern, daß in Arrens das Futurum vom Typ *kantára* 'il chantera' nur in der 1. Konjugation auftritt, während in den beiden anderen Konjugationen das gemeinromanische Futurum üblich ist:

ke murirę́y, ke murirás etc. 'je mourrai';
ke puderę́y, ke puderás etc. 'je pourrai'.

Dagegen existiert auch in der Mundart von Arrens in der 2. Konjugation eine Form, die genau dem Futurum *ke muríri*,

[1] Vgl. auch die Futurformen aus Gavarnie (P. 697 des franz. Sprachatlas), bei denen Edmont allerdings die Betonungsstelle meist nicht angibt: *ke l'ẽmbyere* 'je l'enverrai' (Karte 469), *tu t'anaras* 'toi, tu iras' (K. 28), *ke nu n'erãm* 'nous n'aurons guère' (K. 97), dann aber auch mit ausdrücklicher Kennzeichnung der vorletzten Silbe als Tonträger *ke bére* 'je viendrai' (K. 1410).

[2] In Arrens erscheint *-e* an Stelle von *-i* : *ke kánte* 'je chante', *ke kantábe* 'je chantais', *ke kantęse* 'que je chantasse'.

[3] In der unbetonten Auslautsilbe erscheint *a* in der Regel als *o* (Arrens bewahrt das *a*).

[4] Analogiebildungen nach dem Muster von *ke sęros* 'tu seras' sind *k'ęros* 'tu auras' und *ke hęros* 'tu feras'.

Digitized by Google

ke muríros von Gèdre und Barèges entspricht. Nur haben diese Formen die Funktion eines präteritalen Konditionalis: *ke yesíre* 'je serais sorti', *ke yesíras* 'tu serais sorti', *k' ubríra* 'il aurait ouvert', *k' ubríram* 'nous aurions ouvert', *ke legíra* 'il aurait lu', *ke neuríra* 'il aurait nourri' usw. In der 3. Konjugation treten dafür Formen auf *-ure* auf: *ke prenúre* 'j'aurais pris', *ke prenúras* 'tu aurais pris' *ke húras* 'tu aurais été'[1].

Diese Formen aber weisen deutlich auf den Indikativ des Plusquamperfektums (*exi*[*ve*]*ras, apri*[*ve*]*ras, nutri*[*ve*]*rat, prendueras, fueras*), der ja auch im Altprovenzalischen (*partíra* 'er würde abreisen', *fǫ́ras* 'du würdest sein') und im Spanischen (*vendieras* 'du würdest verkaufen') die Funktion eines Konditionalis übernommen hat[2]. Es zeigt sich also in unserer Gegend eine auffällige funktionelle Beziehung zwischen futurellen und konditionellen Formen. Bevor wir uns weiter mit der Herkunft unseres Futurums beschäftigen, wird es daher gut sein zu untersuchen, wie sonst in unseren Tälern der konditionale Gedanke ausgedrückt wird.

Arrens zunächst verwendet in der 1. Konjugation im Sinne eines präteritalen Konditionalis jene *ęra*-Formen, die sich schon im Altprovenzalischen in dieser Konjugation durchgesetzt hatten: *ke kantęrey, -ęras, -ęra, -ęram, -ęrats, ęran*[3]. Vergleiche ferner *ke püyęram* 'nous serions montés', *ke dešęram* 'nous aurions laissé', *ke entręrats* 'vous seriez entrés'.

Sehr viel bemerkenswerter sind die Formen des Konditionalis, das in Gèdre und Barèges auftritt. Sie decken sich im wesentlichen mit dem Typ des Konditionalis, den J. Bouzet in seinem Manuel de grammaire béarnaise (Pau 1928) aus der Umgebung von Pau belegt:

---

[1] Vgl. aber andererseits im Sinne eines präsentischen Konditionalis *k'ǫ́ras* 'tu aurais'; ähnlich *ke húras keüt* 'tu serais tombé'.

[2] Auch in Unteritalien findet sich dieser Konditionalis, vgl. aus Kalabrien: *avęra* u. *avęrra* 'ich würde haben', *fǫra, fǫrra, fúrra* 'es würde sein', *yęrasi* 'du würdest gehen', *muręrasi* 'du würdest sterben', *dęra* u. *dęrra* 'er würde geben', *vivęra* 'ich würde trinken'; aus der Basilikata: *putęra* 'er würde können', *facęra* 'er würde machen'; aus der Prov. Salerno: *manǵára* 'er würde essen'; aus der Prov. Avellino: *fatigárimə* 'wir würden arbeiten'; aus Kampanien: *manǵęramo* 'wir würden essen', *vəlęra* 'ich würde wollen'; aus den Abruzzen: *potęra* 'er würde können', *putíra* 'du würdest können'. — Der Versuch von W. Esser (Roman. Forschungen 39, 267 ff.), diesen Irreal auf den latein. Konj. des Imperfektums zurückzuführen, kann in keiner Weise befriedigen.

[3] In der 1. Person ist dabei wieder zur Unterscheidung vom Futurum *ke kantére* jenes differenzierende *-i* angetreten, das für die 1. Person charakteristisch ist. Vgl. in Arrens auch *ke kántey* 'que je chante' für sonst übliches *ke kánti, k'áyey* 'que j'aie' für sonst übliches *k'áye.*

Digitized by Google

Gèdre	Barèges	Environs de Pau
kantęrio[1]	*kantęyo*[1]	*kantęri*
-ęris	*-ęris*	*-ęres*
-ęri	*-ęri*	*-ęre*
-ęrim	*-ęrim*	*-ęrem*
-ęrit	*-ęrit*	*-ęrets*
-ęrin	*-ęrin*	*-ęren*

In der 2. und 3. Konjugation haben Gèdre und Barèges Ausgleich eintreten lassen, indem sie den nur bei gewissen Verben der 3. Konjugation im Perfektstamm berechtigten Tonvokal *u* (*ke pudúy* 'ich habe gekonnt', *sabúy* 'ich habe gewußt', *húy* 'ich bin gewesen') verallgemeinerten. Vergleiche die Paradigmen der Verba *aurí* 'öffnen' (*aperire*) und *eskúne* 'verbergen' (*abscondere*):

k'aurigúryo (B: *-úyo*)
k'eskunúryo (B: *-úyo*) } *-úris, -úri, -úrim, -úrit, -úrin.*

Ebenso gehen *ke pudúryo* 'je pourrais', *ke blúryo* 'je voudrais', *ke súryo* 'je serais', *ke kaigúryo* 'je tomberais'; andererseits ist zu beachten *k'óryo* (so auch in Barèges), *k'ǫris, k'ǫri* etc. 'j'aurais'[2]. Dagegen wird in der Umgebung von Pau der Tonvokal der beiden Vokale scharf geschieden, vgl. nach Bouzet (S. 35) das Paradigma der Verben *audí* 'entendre' (< *audire*) und *béne* 'vendre' (< *vendere*):

audíri, -íres, -íre, -írem, -írets, -íren;
benúri, -úres, -úre, -úrem, úrets, -úren.

Was nun den Ursprung dieser Konditionalformen betrifft, so führt Bouzet (S. 31) die von ihm aus der Umgegend von Pau verzeichneten Formen ohne weiteres auf den Indikativ des lateinischen Plusquamperfektums zurück (*audiveram* usw.). Das wäre nur möglich, wenn der Auslautvokal in diesen Formen jenes in der traditionellen Orthographie des Bearnesischen übliche *-e* (aus latein. *-a*) wäre, das in Wirklichkeit — wenigstens in den Berggegenden — vielmehr einem leicht geschwächten *-a* oder *-o* gleichklingt. Nun schreibt Bouzet zwar in den hier in Frage stehenden Zeitformen stets *-e*, andererseits aber *ke kánta* 'il chante' (*cantat*), *ke kantába* 'il chantait' (*cantabat*), *era crámpa* 'la chambre' (*camera*). Es zeigt sich also, daß das *-e* unseres

[1] Das auffällige *-o* der ersten Person kehrt wieder auch im Konj. Präsentis *ke kántyo* 'que je chante' und im Konj. Imperfekti *ke kantęso* 'que je chantasse', *k'ǫso* '*que j'eusse*'. Es hat seinen Ausgangspunkt wohl in den Konjunktivformen *ke séyo* 'que je sois' (< s i a m) und *k'áyo* 'que j'aie' (< h a b e a m).

[2] Vgl. auch die Konditionalformen, die der französ. Sprachatlas für Gavarnie (P. 697) belegt: *ke kaluri* 'il faudrait' (K. 537), *ke surim* 'nous serions' (K. 515), *ke m'estrangleri* 'il m'étranglerait' (K. 498).

Digitized by Google

Konditionalis nicht auf ein lateinisches *-a* zurückgehen kann. Natürlich ist es theoretisch möglich, daß hier auf dem Wege der Analogie ein ursprüngliches *-a* durch den Einfluß anderer Verbalformen verdrängt worden ist. Aber ein Grund zu einer solchen Verdrängung, wie der Ausgangspunkt der neuen Endungen *-ére* 3., *-íre* 3., *-úre* 3. ist nirgends zu erkennen. Aufschluß für die historischen Verhältnisse im späteren Mittelalter von seiten der altbearnesischen Texte ist kaum zu erwarten, da sie einmal die Betonung nicht angeben, andererseits sehr stark die Schreibung uniformieren und bereits *-e* auch für latein. *-a* (*eren* < *erant*, *fóne* < *funda*) durchführen.

Dagegen könnte die Funktion dieser Formen einen Weg zur Erklärung weisen. In Gèdre, Gavarnie und Barèges vertritt *ke pudúri, ke kantęri, ke eskunúrim* allgemein den französischen Konditionalis, für den es eine andere Ausdrucksform hier überhaupt nicht gibt. Man vergleiche etwa folgende Beispiele aus Barèges: *se yesigúris, si nu ployíbe?* 'Sortirais-tu s'il ne pleuvait pas?', *ke kalúri aná ta Pau* 'il faudrait aller à Pau', *si lęyo bis, ke sú(r)yo puyát* 'si je l'avais vu, je serais monté'[1].

Etwas anderes aber ist es im Bearnesischen der Ebene, wo im Sinne eines Konditionalis die Formen herrschen, die historisch genau dem franz. *je chanterais* entsprechen: *ke kantarí, -arés, -aré, -arém, -aréts, -arén*. Dagegen versehen hier unsere paroxytonen Verbalformen die Funktion eines abhängigen Futurums, sind also an die Stellung im Nebensatz gebunden. So ist es wenigstens in den drei Beispielen, die Lespy in seiner Grammaire béarnaise (S. 386) zitiert: *per sabé si j'haboure oppausans* 'pour savoir s'il y aurait des opposants', ferner:

Ed ha tabee volut
Que sent Pè housse un roc, on sa gleyse bastire,
Laquoale tout l'ihèr james no destrusire.

'il a aussi voulu que saint Pierre fût un roc, où il bâtirait son église, que tout l'enfer jamais ne détruirait', wo der Alexandriner zeigt, daß die im Reim stehenden Verbalformen den Ton auf der vorletzten Silbe tragen. Aber auch Bouzet hebt in seiner Grammatik (S. 69) ausdrücklich hervor, daß unser Konditionalis als 'futur par rapport à une action passée' nur im abhängigen Satz auftritt[2]. Er zitiert dafür folgende Fälle:

---

[1] Einen besonderen präteritalen Konditionalis gibt es in Barèges und Gèdre nicht. Es treten dafür die bekannten Umschreibungen ein *ke húris estat* 'tu aurais ["serais"] été', *k'ęris eüt* 'tu aurais eu'.

[2] Vgl. auch das von Ronjat (Essai de syntaxe des parlers provençaux modernes) S. 215 zitierte Beispiel *nou credem que benouret* 'nous croyions qu'il viendrait'.

Digitized by Google

Que-s boulè prene lou permé qui-s presentère.	Il voulait prendre le premier qui se présenterait.
Que m'at proumetous ta coan bengouren las auroungles.	Tu me le promis pour quand viendraient les hirondelles.
U cop qui abourem segat.	Une fois que nous aurions moissonné.
Ta lèu qui estere heyt aquero.	Aussitôt que cela serait terminé.
Non credi pas qu'at boulouren.	Je ne croyais pas qu'ils le voudraient.

Die Formen sind also hier auf die gleiche Stellung im Nebensatz beschränkt, die allein auch dem spanischen Konjunktiv des Futurums (*cantare, vendiere*) zukommt:

quien se quemare que sople 'wer sich verbrennt, soll blasen',
le tengo de ayudar en cuanto pudiere 'ich werde ihm helfen, soweit ich kann',
nunca morrá tu nombre si tu esto fizieres (altspan.) 'nie wird dein Name sterben, wenn du dies tätest',
si nos murieremos en campo, en castiello nos enterrarán (Cid) 'wenn wir im Kampfe sterben sollten, wird man uns ... beisetzen',
si quisierdes mio servicio prender, querria vos de grado servir (altspan.) 'wenn ihr meinen Dienst annehmen würdet, würde ich euch gern dienen',
sis acostare Judas e su huest al rio e passare a nos primero, non podremos con el (Makkab. I. 5. 40)[1] 'wenn Judas an den Bach kommen und vor uns herüberziehen sollte, so werden wir ihm nicht widerstehen können'[2].

Die Übereinstimmung ist zweifellos überraschend. Da nun aber als Grundlage für die spanische Verbalform das lateinische 2. Futurum (*canta[ve]ro, fecero*) einwandfrei gesichert ist, und da auch die bearnesischen Formen in lautlicher Hinsicht dieser lateinischen Grundlage aufs beste entsprechen würden, dürfte damit die Herkunftsfrage dieses bearnesischen Konditionalis im wesentlichen gelöst sein[3].

Andererseits kann das präteritale Konditionalis, das z. B. in Arrens (s. o. S. 257) üblich ist (*ke kantéra, ke yesíra, ke prenúra*)

[1] Aus der von Th. Heinermann veröffentlichten altspanischen Version (Spanische Forschungen der Görres-Gesellschaft, Band II, 312).

[2] Weitere Beispiele für diesen Gebrauch bei Foth, Roman. Stud. II, 280 ff., und Gamillscheg, Studien zu einer Vorgeschichte der romanischen Tempuslehre, § 283.

[3] In normaler Entwicklung hätten allerdings die Vokale der lateinischen Auslautsilbe im Bearnesischen fallen müssen, doch zeigt gerade auch das Spanische in diesem Punkte (*cantare, vendieres*) unregelmäßige Entwicklung.

Digitized by Google

wegen seines *-a* nur auf den Indikativ des lateinischen Plusquamperfektums zurückgehen. Wir hätten also im äußersten Südwesten Frankreichs eine Gegend, die die gleichen zwei lateinischen Zeitformen bewahrt, die nebeneinander auch im Spanischen vorkommen. Bei der engen sprachlichen Verwandtschaft, die zwischen den Mundarten Aquitaniens und den iberoromanischen Sprachen besteht[1], wird man das nur sehr verständlich finden. Ob die Funktion, in der die beiden Zeitformen heute im Bearnesischen erscheinen, auf alte Zeiten zurückgeht, ist nicht ganz sicher. Manches spricht vielmehr dafür, daß es zwischen den beiden Zeitformen zu Vermischungen gekommen ist, die letzten Endes in der großen Formenähnlichkeit (*cantáramus* ~ *cantárimus*) begründet liegen. Solche Verwechslungen (*potuerat* für *potuerit, debuerat* für *debuerit* und umgekehrt) hat Gamillscheg für Nordfrankreich bereits aus dem 7. Jahrhundert belegt (a. a. O. § 164).

Bedenkt man weiterhin, daß der gemeinromanische Konditionalis *cantare habebam* (*je chanterais*, prov. *cantaria*, bearn. *cantarí*) noch heute in den Tälern von Barèges und Gèdre ganz unbekannt ist, und daß romanisches Futurum und romanischer Konditionalis überall in enger Gemeinschaft auftreten, so möchte man daraus den Schluß ziehen, daß auch das romanische Futurum in unseren Tälern nicht alteinheimisch ist. Versucht man nun auf Grund des uns bekannten spätlateinischen Verbalsystems[2] die historischen Verhältnisse in unserem Gebiet zu rekonstruieren, so kann die ursprüngliche funktionelle Verteilung der beiden von uns besprochenen Zeitformen nur die gewesen sein, daß das latein. 2. Futurum (*audiverit* > *audíri*) das futurelle, der Indikativ des Plusquamperfektums (*audiverat* > *audíra*) das konditionelle Verhältnis ausdrückte[3].

[1] Diese starke Verwandtschaft zeigt sich nicht nur im Lautlichen (*f* > *h*, *mb* > *m*, *nd* > *n*, Schwund des intervokalischen *-n-*, Erhaltung von intervokalischem *-p-*, *-t-*, *-k-* in den bearnesisch-aragonesischen Grenzgebieten), sondern sehr stark auch im Wortschatz, vgl. ein paar Beispiele aus vielen: bearn. *arrago* ~ span. *fraga* 'Erdbeere', *salí* ~ *salir* 'hinausgehen', *klamá* ~ *llamar* 'rufen', *küo* ~ *cuna* 'Wiege', *su* ~ *sol* 'Sonne', *peno* ~ *peña* 'Felsen', *ęgụo* ~ *yegua* 'Stute', *nukero* ~ *noguera* 'Nußbaum', *ma skérro* ~ *mano izquierda* 'linke Hand', *i* ~ *ir* 'gehen', *matašo* ~ *madeja* 'Wollsträhne', *sarto* ~ *sartén* 'Pfanne', *met* ~ *miedo* 'Furcht', *naδo* 'aucune' (sp. *nada* 'rien'), *kazo* ~ *casa* 'Haus', *arruét* ~ *ruido* 'Lärm', *deša* ~ *dejar* 'lassen'; vgl. auch die Verwendung von *a* beim persönlichen Akkusativobjekt: *a ki as salüdat?* entsprechend *a quién has saludado?* — Über die sprachliche Sonderstellung Aquitaniens vgl. auch M. Henschel, Zur Sprachgeographie Südwestgalliens (Diss., Berlin 1917). [2] Vgl. Gamillscheg a. a. O. § 7 ff.

[3] Über *cantavero* als Ersatz für das klassische *cantabo* siehe Gamillscheg a. a. O. § 8 und Zeitschr. f. rom. Phil. 43, 723. Als gewöhnliches Futurum hat sich *cantavero* in der heute ausgestorbenen Sprache der Insel Veglia erhalten (*me fermuór* 'mi fermerð', *metárme* 'mettremo').

Digitized by Google

Als dann aber später aus der bearnesischen Ebene die Formen des gemeinromanischen Futurums (*-arey, -arás, -ará, -arám, -aráts, -arán*) auch in unser abgelegenes Gebirgsgebiet drangen, mußten sie Gefahr laufen, mit den Endungen des alten Plusquamperfektums (*-ára, -áras, -ára, -áram, -árats, -áran*) identifiziert zu werden. Dadurch kommt es zu einem funktionellen Konflikt. Die Kollision lautlich so nahestehender Formen macht eine strengere Scheidung notwendig. Die neuen Futurformen werden übernommen, erhalten aber die Betonung des alten Plusquamperfektums (Irrealis): das neue Futurum wird damit auf einen alten Konditionalis aufgepfropft. Die Folge davon wieder ist, daß von nun an die Formen des alten Plusquamperfektums als Konditionalis nicht mehr verwendbar sind. Das führt schließlich dazu, daß das alte Futurum (*audiri* < *audiverit*), das wohl auch früher schon die Funktion eines Potentialis ausgeübt hatte, von nun an — wenigstens in unseren Tälern — mehr und mehr die Funktion eines Konditionalis übernimmt, während es in der Ebene auf die Stellung im abhängigen Satz beschränkt bleibt.

Digitized by Google

Kleinere Mitteilungen.

Kleine Hebbel-Probleme.

1. Hebbels Doktorat.

Während Hebbels Aufenthalt in Heidelberg, wohin er sich Ende März 1836 von Hamburg aus begeben hatte, um Jura zu studieren, taucht in seinen Briefen zum erstenmal der Plan auf, sich den Doktortitel zu erwerben. Und was ihm Elise Lensing damals aus Hamburg über den Pastor Schmalz und über neuerliche Verleumdungen Albertis mitteilt, bestärkt ihn in seinem Grauen vor einer Rückkehr dorthin, bevor er nicht, mit diesem Titel ausgestattet, die Vorhersagung seiner falschen oder kurzsichtigen Hamburger Freunde Lügen strafen kann (Bw.[1] I, 81. 82; vgl. Kuh, Hebbel-Biographie, 1912 3, I, S. 162). Da Hebbel bei seiner mangelhaften Vorbildung (besonders im Lateinischen) aber bald Zweifel aufsteigen, ob er mit dem Rechtsstudium je zu Fache kommen werde, so gibt er es schon Ende September wieder auf, verläßt Heidelberg und strebt zu Fuß seinem neuen Ziele, München, zu. Alle Hoffnungen auf Gelderwerb aus literarischen Arbeiten waren ihm ja in Heidelberg zu Wasser geworden, Hebbel befand sich in drückendster Not und hätte ohne Elisens Beistand sicherlich auch diese Reise nicht machen können. Von Süddeutschland, von München erhofft er sich mehr, schon wegen der Nähe des literarisch so bedeutenden Stuttgart. Die Vorstellung, die seine Gönnerin Amalie Schoppe in Hamburg wie auch die Gräfin Redern in Berlin seiner Meinung nach von ihm haben, nämlich daß er mit Glanz ein Examen bestehen und Karriere machen werde, macht Hebbel die materielle Unterstützung, die beide ihm angedeihen lassen, schier unerträglich. Und da sein Studium in München sich aufs Lesen solcher Bücher beschränkt, die seinen inneren oder seinen literarischen Bedürfnissen entsprechen, so zweifelt er jetzt füglich daran, es überhaupt je zum Doktor zu bringen; schon der Gedanke, seinen Wohltätern etwa 'durch einen Doktorhut quittieren' zu sollen, ist ihm ja gründlichst zuwider (Bw. I, 196. 200/01). Doch im Januar 1838 bekommt Hebbel, angeregt durch seinen Freund Rousseau, wieder Lust und Mut und traut sich zu, eine Abhandlung zu schreiben, wie auch über geschichtliche oder philosophische Thesen zu disputieren (Bw. I, 261/62). Und Ende April (Bw. I, 285) schreibt er mit Bestimmtheit an Elise, er wünsche vor seiner Rückkehr nach Hamburg als Doktor der Philosophie zu promovieren, ja, seine Dissertation sei schon fast fertig, und auch sonst könne er es in den Kenntnissen mit den meisten Doktoren aufnehmen. Das einzige, was ihm noch Sorge macht, ist der Kostenpunkt. Und in den nächsten Monaten bis Mitte August gedeiht sein Plan nicht groß weiter; zur Promotion ist er zwar immer noch fest entschlossen, doch über das 'Wie' will er an Elise erst später schreiben (Bw. I, 297). Mitte September spricht Hebbel dann die Absicht aus, nicht in München, sondern der geringeren Kosten wegen in Erlangen, das zwar in einigem Verruf stehe, seine Promotion vorzunehmen (Bw. I, 302). Und bereits drei Tage später (16. 9.) kann

[1] Bw.: Friedrich Hebbel. Sämtliche Briefe. Historisch-kritische Ausgabe von R. M. Werner. 8 Bde.

Digitized by Google

er Elise von der Beendigung seiner Studien berichten; 'wenn es ihm nicht an Geld gefehlt hätte, so würde er sich schon im letzten Herbst um die philosophische Doktorwürde beworben haben'; er hofft nun, im Anfang des Winters oder des Frühlings aus dem Erlös für den 'Schnock' zu promovieren und dann nach Hamburg zurückzukehren (Bw. I, 307. 311). Dorthin nämlich den Doktortitel mitzubringen, erscheint ihm äußerst erwünscht, doch schon Mitte Oktober (Bw. I, 331) ist Hebbel wieder der Meinung, wegen der Kosten wohl überhaupt auf die Promotion verzichten zu müssen, da sie doch teurer zu stehen komme, als er gedacht habe. Im Gegensatz dazu glaubt er schon wenige Tage später (18. 11.; Bw. I, 355), doch sehr billig promovieren zu können, und zwar in Rostock, wo es zwar statt einer Ehre mehr eine Schande sei, den Doktortitel erlangt zu haben; schon Erlangen, so betont er wiederum, stehe nicht im besten Rufe. Eine neue Lösung der Kostenfrage kündigt sich dann am 20. November (Bw. I, 359) in einem Briefe Hebbels an Elise an: er hofft das nötige Geld von Tieck aus Dresden zu bekommen; das Diplom könne er sich ja auch nach Hamburg schicken lassen. Jetzt möchte er dorthin zurückkehren, aber zuvor Tiecks Bescheid abwarten (Bw. I, 363). Ja, nach einem Briefe vom Januar 1839 (Bw. I, 383) scheint Hebbel sogar entschlossen, auch ohne Doktortitel München wieder mit Hamburg zu vertauschen. Er glaubt, etwaigen Unannehmlichkeiten, die ihm deshalb bevorstünden, schon begegnen zu können, und ist der Überzeugung, daß das philosophische Doktordiplom nur für den Geldbeutel, nicht aber für den Kopf etwas beweise. Und am Ende desselben Briefes (Bw. I, 387) ist Hebbel durchaus einig mit sich, daß aus der Promotion nichts werde (vgl. auch Bw. I, 397).

Soweit die bloßen Tatsachen über Hebbels Promotionspläne bis zu seiner Rückkehr aus München nach Hamburg im April 1839! Überblickt man die angeführten Briefstellen in ihrer Gesamtheit (das Tagebuch kommt für diesen Punkt nicht in Betracht!), so kann man sich dem Eindruck nicht verschließen, daß Ansichten wie Absichten Hebbels in bezug auf seine Promotion in dieser Zeit äußerst schwankend und sogar widerspruchsvoll sind. Wer aber den Dichter in dieser Periode seines Lebens, wo ihn meist schwere Nahrungssorgen drückten, kennt und zu verstehen sich bemüht, wird sich kaum darüber wundern. Eine wirkliche Überraschung aber erleben wir einige Monate später in einem Briefe an den Kirchspielschreiber Voß in Wesselburen vom 25. Juli 1839 (Bw. II, 5), wenn wir dort lesen: 'Als ich, nachdem ich wieder ausging, dem Buchhändler Campe meinen ersten Besuch machte, schloß ich gleich über einen Roman mit ihm ab. Dieser wird mir 50, vielleicht 60 Louisdore einbringen, die zu Weihnacht verdient sind; denn bis dahin muß mein Werk unserm Kontrakt gemäß druckfertig sein, damit es Ostern erscheinen kann. Hiervon habe ich mir gleich 11 auszahlen lassen, welche nötig waren, um mein Diplom als Doctor phil. einzulösen, das ich zu meinem größten Verdruß, obgleich ich mein philosophisches Examen gemacht und meine Dissertation eingeliefert hatte, wegen Geldmangels nicht mitbringen konnte. Jetzt ist es gottlob schon seit drei Tagen in meinen Händen, und ich bin nun auch an Rang und Stand jedem Narren gleich, der mich ehemals über die Achsel ansah.' Dazu bemerkt R. M. Werner: 'An dieser Stelle scheint Hebbel nicht ganz streng den Tatsachen gefolgt zu sein, doch sind wir über seine Promotion so schlecht unterrichtet, daß die Nachricht immerhin bemerkenswert ist. Wir wissen nur, daß Hebbel von

Digitized by Google

Wien aus vor seiner Verheiratung mit Christine das Erlanger Doktordiplom auslöste, wobei ihm der alte Regierungsrat Rousseau behilflich war; während des Pariser Aufenthaltes (vgl. die Briefe vom 1. 4., 3. 5., 19. 6., 30. 7., 17. 8., 7. 9. 1844: d. i. Bw. II, 64. 85. 110. 129. 148. 152/53) hatte er seine Dissertation eingereicht und Fragen zu schriftlicher Beantwortung erhalten. Leider besitzt, wie mir Herr Prof. Dr. Elias Steinmeyer gütigst mitteilte, die Universität in Erlangen keine Akten mehr aus jener Zeit.'

Dieselbe falsche Nachricht (wie Bw. II, 5) über seine Promotion findet sich ja in Hebbels Briefen noch zweimal, und zwar in einem Brief an Ruge vom 15. 9. 1852 (Bw. V, 47) und in einem an Saint René Taillandier vom 9. 8. 1852 (Bw. VIII, 34). In direktem Widerspruch zu diesen Berichten Hebbels stehen aber z. B. die folgenden Stellen aus Briefen, und zwar:

Vom 5. 11. 1839 an Brockhaus: 'Wenn gleich meine Mittellosigkeit es mir nicht gestattete, den Doktortitel von der Universität mitzubringen, so fehlt mir doch keineswegs eine hinreichende wissenschaftliche Bildung' (Bw. II, 10).

Vom 14. 4. 1840 an Oehlenschläger: 'Als geborener Untertan Ihro Majestät glaube ich ein Recht zu haben, mich bei dieser Gelegenheit um den philosophischen Doktorgrad zu bewerben; meine Befähigung hoffe ich durch die Anschlüsse in genügender Weise darzutun' (Bw. II, 34 = T. 1984).

Vom 25. 5. 1840 an Amalie Schoppe: '... sobald ich nur mein Diplom als Doct. phil., dem ich nach vorlängst geschehener Einleitung der nötigen Schritte entgegensähe, in Händen habe' (Bw. II, 66; vgl. VIII, 91: A. Schoppe an F. Hebbel vom 4. 5. 1840).

Abgesehen davon, daß wir aus mehreren Briefstellen von den Bemühungen Hebbels in Paris wegen seiner Erlanger Doktorpromotion wissen, befremdet es uns unwillkürlich, wenn man in einem Briefe an Elise vom 14. 1. 1843 aus Kopenhagen das liest, was Hebbel mit dem dänischen König über diese Angelegenheit gesprochen haben will (Bw. II, 156), aber auch schon vorher z. B. Briefe an Wolfgang Menzel und die Gräfin Redern (Bw. II, 126/27) mit 'Dr. Friedrich Hebbel' oder 'Friedrich Hebbel, Dr. phil.' unterzeichnet findet. Hier ist gewiß ein dunkler Punkt im Leben des Dichters, der noch der Aufhellung bedarf.

2. Zu Hebbels Brief an Campe vom 28. 12. 1845 (NHD. 31).

Das in diesem Briefe erwähnte Ms. ist nach NHD. 193 das der Novellensammlung, mit dem Hebbel Campe für den aufgegebenen Roman 'Die Dithmarschen' entschädigen wollte, nach der Faksimile-Ausgabe von Hebbels Epigrammen (hrsg. vom Hebbel-Museum zu Kiel 1928) aber ist es das der Gedichte. Die letztere Annahme scheint mir die richtige zu sein, wenn auch Bw. III, 315, 8—16 (27. 2. 1846 an Bamberg) und vor allem Bw. III, 291, 10 (6. 12. 1845 an Elise Lensing, wo der Verleger Kius genannt wird) Zweifel daran erregen können. Dafür spricht aber desto mehr in demselben Briefe die Erwähnung der 'Gedichte, die ich Ihnen zur Probe aus Italien zusandte', während die 'Novellensammlung' nicht direkt genannt wird; andererseits lassen auch die als die drei vorhergehenden bezeichneten Briefe ('denn ich schreibe Ihnen jetzt zum vierten Male') in der Faksimile-Ausgabe die Auffassung von dem Gedicht-Manuskript als die richtige erscheinen. Es sind folgende: erstens 10. 6. 1845 (Bw. VIII, 119: Nr. 141; vgl. Bw. III, 236, 5 f.); zweitens 6. 8. 1845 (mitgeteilt von Bieder im Allgemeinen Beobachter, 2. Jahr-

Digitized by Google

gang, S. 210, Hamburg); drittens 24. 10. 1845 (Bw. III, 269, 14 ff.). Ganz einwandfrei dürfte sich der Sachverhalt bei der unklaren Ausdrucksweise Hebbels in den betreffenden Briefen wohl nie feststellen lassen; wenn er z. B. Bw. III, 315, 9 ff. an Bamberg schreibt: 'Auf drei Briefe habe ich keine Antwort erhalten, das Mspt. meiner Novellen ... hält er zurück', so bleibt die Frage offen, ob sich die 'drei Briefe' auf das 'Mspt. meiner Novellen' bezogen, was ja nicht unbedingt anzunehmen ist und auch durch die in der Faksimile-Ausgabe ausgesprochene Ansicht verneint wird. Oder sollte dem Herausgeber diese Briefstelle entgangen sein?

3. Zu Hebbels Brief an Bamberg vom 23. 10. 1846 (Bw. III, 349, 7).

Hebbel schreibt hier von der 'hohlsten Tirade eines prosaischen Reimschmieds über Freiheit und Gleichheit'. Werner enthält sich jeder Vermutung, wer mit diesem 'prosaischen Reimschmied' wohl gemeint sein könnte. Ich vermute Moritz Hartmann (1821—1872), der böhmische 'Freiheitssoldat und Dichter', wie Freiligrath ihn nannte. Dieser hatte gerade im Jahre vorher, 1845, mit einer Liedersammlung 'Kelch und Schwert', worin er die Leiden der Tschechen besang, seine Dichterlaufbahn begonnen. Man vergleiche auch Bw. IV, 140, 12—20 vom 17. 12. 1848, wo Hebbel an Gurlitt schreibt: 'Man tut unsern Demokraten zu viel Ehre an, wenn man glaubt, sie hätten gewußt, was sie wollten. Bewahre! Lärm, Spektakel, aufgerissenes Straßenpflaster und volle Schimpffreiheit, nicht mehr und nicht weniger. Hat hier doch ein gewisser Hartmann, ein Mensch, den Deutschland deswegen einen Dichter nennt, weil er nicht denken kann, und der mit im Frankfurter Parlament sitzt, ganz naiv gegen einen meiner Bekannten erklärt, der Idealzustand sei der, wo jeder tun könne, was ihm beliebe, also der der Bestialität.'

4. Zu Hebbels Brief an Bamberg vom 10. 7. 1845 (Bw. III, 258, 23—26).

'Daß die Maria Magdalena bereits über die deutschen Bühnen zu ziehen beginnt und entschiedenste Anerkennung findet, hören Sie, wenn Sie es noch nicht wissen, gewiß nicht ungern.' Am 3. Juni 1845 hatte Hebbel an Elise Lensing geschrieben: 'Janinsky danke herzlichst für Mitteilung der Nachricht aus Gotha', wo, wie Werner dazu bemerkt, die Maria Magdalena aufgeführt wurde (Bw. III, 235, 12)[1]. Am 26. November 1846 heißt es dann in einem Briefe an Gurlitt: 'die Maria Magdalena ist in Leipzig mit Beifall gespielt' (Bw. III, 353, 21), wozu Werner (Bw. VIII, 92, 28—30) sagt: 'Die Maria Magdalena wurde in Leipzig am 19. Oktober 1846 zum ersten Male gegeben; den Erfolg meldete ihm H. Marr ...' (vgl. Brun 1121: 'Die Uraufführung sollte erst am 24. Oktober 1846 in Leipzig stattfinden'; Kuh, Hebbel-Biographie [1912³] II, 201: '... die Aufführung seiner Maria Magdalena, 1846, auf dem Leipziger Stadttheater, zugleich die erste, welche das Stück erlebte'); auch nach den Briefen an Saint René Taillandier vom 9. 8. 1852 (Bw. VIII, 41, 11 ff.) und an Arnold Ruge vom 15. 9. 1852

[1] Die 'Hamburger literarische und kritische Blätter' vom 21. April 1845 brachten folgende Notiz: 'Hebbels "Maria Magdalene" ist nun wirklich, und zwar auf dem Theater zu Gotha, aufgeführt worden. Der Erfolg soll ein in hohem Grade günstiger gewesen sein.' Vgl. Binder in 'Festgabe zum 60. Geburtage von Adolf Bartels' S. 108 f. (1922).

Digitized by Google

(Bw. V, 54, 3 f.) mußte die Leipziger Aufführung die U r aufführung gewesen sein; im Widerspruch dazu stehen aber unsere Briefstellen Bw. III, 235, 12 und 258, 23—26. — Auf meine Bitte, sich zu dieser Frage zu äußern, gab mir Herr Dr. Bornstein (München) in dankenswerter Weise folgende Aufklärung: 'Es sind 1845 durch die Tages- und die periodische Presse Notizen über eine bevorstehende und sogar stattgehabte Aufführung in Gotha gegangen. Tatsächlich läßt sich aber, wie mir auch die Intendanz bestätigte, eine Gothaer Aufführung auf keine Weise nachweisen. Die wirkliche deutsche Uraufführung hat am 13. März 1846 in Königsberg stattgefunden. Vgl. E. Moser, "Königsberger Theatergeschichte" (1902), S. 70 f. Ob nun Emil Kuh von der Königsberger Aufführung nichts wußte oder sie als einen spurlos verpufften Vorzügler absichtlich überging, das kann ich nicht sagen. In die deutsche Theatergeschichte ist ja das Stück erst mit der Leipziger Aufführung vom 19. Okt. 1846 eingetreten.'

5. Zu Hebbels Brief an Kolb vom 13. 1. 1847 (Bw. IV, 1, 15 f.).

Hebbel spricht hier von 'vielen, einstimmig in ungewöhnlich hohem Grade anerkennenden Urteilen wohlakkreditierter lit. Personen und Institute, in neuester Zeit z. B. Kühnes in der Europa, Kurandas in den Grenzboten' über seine Maria Magdalena. Näheres darüber erfährt man nicht, auch der Herausgeber schweigt. Nach Diebold ('Friedrich Hebbel und die zeitgenössische Beurteilung seines Schaffens', Hebbel-Forschungen Nr. XVII, 1928, S. 121 und 285) dürfte die erstere die in der 'Europa' 1846, Bd. II, 18. Lieferung vom 31. Okt. abgedruckte sein. Sie ist anonym, 'da aber Hebbel sie selber mit Sicherheit Kühne zuschreibt, tun wir dasselbe' (Diebold). Sie knüpft an die Leipziger Aufführung der Tragödie am 19. Oktober an. Die zweite, Kurandas in den Grenzboten, kann der bei Diebold (S. 285) aufgeführte, gleichfalls nicht gezeichnete Bericht aus Leipzig sein, der im Jahrgang 1846, II. Sem., Nr. 42 unter dem Titel 'Hebbels Maria Magdalena auf der Bühne' erschien. Auch hier, in diesen beiden Fällen, muß man sich, wie so oft bei Hebbel, mit Vermutungen begnügen, vor allem da — worauf mich Herr Dr. Bornstein auf Grund seiner Erfahrungen hinwies — bei Hebbel solche gelegentliche Erwähnungen von Kritiken nicht immer durchaus zuverlässig sind und er da oft vom Hörensagen statt vom Sehen und Wissen spricht. Trotzdem aber scheint mir die auf Diebolds Untersuchung sich stützende Vermutung betreffs der beiden Kritiken einiges Anrecht auf Richtigkeit beanspruchen zu können.

Zittau i. Sa. Willy Jokisch.

Das westliche Gesicht der türkischen Sprache.

Bei einer Wanderung durch die Gassen irgendeiner türkischen Stadt blickt uns aus allen Schaufenstern und herab von Firmenschildern und Amtsgebäuden das neue Antlitz der türkischen Sprache entgegen. Statt verschlungener schöner Arabesken reihen sich in den Schriften klipp, kalt und klar nüchterne lateinische Buchstabenbatterien; ein Übergang von mystisch dunkler Kultur alten Orients zur grellen, scharfen Zivilisation des Westens.

Wenn auch derzeit noch die Levantiner einschließlich der Fremden paradoxerweise das neue türk-lateinische Abc besser beherrschen als die Türken selbst, so beginnen doch auch die Türken selbst die neuen Buch-

Digitized by Google

staben zu verdauen. Wie schwer es ist, kann am besten durch einen Umkehrvergleich festgestellt werden, wenn etwa alle deutschen Zeitungen in arabischer Schrift erscheinen würden. Der Europäer hätte dann allerdings ungleich mehr zu verdauen, denn die arabische Schrift bietet neben dem Kürzevorteil einer halb stenographischen Schrift auch deren Schwierigkeiten. Die türkischen Analphabeten haben es jetzt am leichtesten: von keinem Wissen beschwert, ermühen sie, unbefangen von der Pike auf, die neue Schriftkenntnis. Schwerer hat es die Mittelklasse der Intelligenz, die Beamten vor allem. Diese waren die arabische Schrift gewöhnt und müssen den Amtsverkehr jetzt in Lateinschrift abwickeln. Am leichtesten hat es hingegen wieder die Oberschicht der Intelligenz, denn sie beherrscht von Jugend auf Französisch, auch Deutsch, in letzter Zeit auch mehr Englisch. Hand in Hand mit der Schriftumschaltung geht die Abkehr von den klassischen Sprachen des Orients, Arabisch und Persisch. Die Einführung des westlichen Mittelschulsystems wird ein neues, von seinen Vätern in vielem verschiedenes Geschlecht in die Zukunft wachsen lassen.

Mustafa Kemal leistete hier mehr als Mussolini. Der Faschismus sucht nach innen blutleere Zusammenhänge zwischen einem Weltreich des Altertums und einer modernen Parvenü-Großmacht zu konstruieren und durch Worte und Feste Jahrtausende in wenigen Jahren zu überbrücken, während er nach außen einen verlorenen Sieg durch Rache hereinzubringen sucht. Mustafa Kemal verbrannte die Götzen eines verjährten Großreiches und schuf auf Asche und Ruinen in Feuer Neues, Festgefügtes.

Er konnte aus den Verlusten vieler Kriege einen Sieg machen. Das türkische Volk wird sich auf seiner Scholle verdreifachen, während der Versuch eines Hinaufjagens der Bevölkerungszahl in Italien im besten und schlimmsten Falle nur zu einem Expansionskriege führen kann.

Kehren wir vom politischen zum grammatischen Abc zurück. Die alte arabische Schrift war der türkischen Sprache nur aufgezwungen, nicht mit ihr organisch verwachsen. Sie paßte nur auf die allerdings zahlreichen arabischen Lehnworte im Türkischen, die als vornehmer und literarischer galten als der entsprechende türkische Ural-Altai-Ausdruck, der hingegen oft nicht vorhanden oder ungebräuchlich war. Die urarabische Schrift bedient sich für Vokale vielfach eigener Hilfszeichen über und unter der von rechts nach links geschriebenen Zeile, welche im Türkischen weggelassen wurden. Die daraus entstehende Vieldeutigkeit war so groß, daß der Lernende in vielen arabischen Wörtern sich das Schriftbild zugleich einprägen mußte, ähnlich wie im Englischen bei Ausnahmen Wortzeichen und Aussprache gesondert festgehalten werden muß. Die türkischen Worte wären hingegen ziemlich eindeutig zu lesen gewesen, wenn nicht das Buchstabenzeichen 'Waf' sowohl v, w, ö, ü, o und u zugleich bedeutet hätte. 'Ot' (Gras) konnte auch 'evet' (ja) gelesen werden. Weitere Schwierigkeiten bot der Buchstabe 'Ain' des Arabischen. Mit diesem geradezu bauchrednerischen Laut konnten die Türken im neuen Alphabet nichts Rechtes beginnen. Man schrieb für das Wort 'Presse' einmal 'matbuat', einmal 'matbaat'. Eine weitere Schwierigkeit bot der wenig beachtete, aber grundlegend wichtige Umstand, daß das Uralaltai-Türkische wie das Madjarische dem Lautharmoniegesetz unterworfen ist, und zwar im Gegensatz zum Madjarischen nicht der Vokal-, sondern auch der Konsonantenharmonie. Die Lautharmonie unterscheidet in harte und weiche Wörter, wörtlich tür-

Digitized by Google

kisch dicke und dünne Wörter. Türkische Wörter mit a, o, u oder hartem i dürfen kein e, i, ö oder ü enthalten oder umgekehrt, Wörter mit hartem k (Kaf) kein weiches k (kjef) usw. Daß das Arabische der Lautharmonie nicht unterliegt, erschwert weiterhin die Eindeutigkeit. Scheinbar dadurch, daß die vokalandeutenden Ober- und Unterzeilenzeichen des Arabischen weggelassen wurden, gewöhnte sich der Türke daran, nicht nur bei den arabischen Wörtern, sondern auch bei türkischen zwischen zwei nebeneinander stehenden Konsonanten Vokale hineinzuerraten, wobei die Vokalharmonie mitbestimmte.

In der Lateinschrift der Fremdwörter trat diese Eigentümlichkeit entstellend zutage, und man sucht hier jetzt einzudämmen; so schrieb man statt 'extra' (x wurde leider von der Kommission nicht angenommen) 'ekistira', statt 'express' 'ekispires' und ähnlich, wie statt Stambul 'Istanbul', auch statt Station 'Istasyon'. Transit, das man früher 'tiransit' schrieb, schreibt man heute wieder 'transit'. In der altarabischen Schrift schrieb man die kleinen Buchstaben wie im letzteren Falle, doch legte die türkische Zunge zwangsläufig zwischen t und r ein i hinein, wobei man vokalharmonisch zwischen dem tiefen Laut a und dem hohen i am Ende wohlklangshalber lieber 'tiransit' als 'taransit' sagte.

Mit der Lateinschrift hört diese musikalische Liebhaberei an Fremdwörtern dem deutlicheren Wortbilde zuliebe auf, da man durch das gleiche Alphabet mit einem Ruck nahe an die fremde Sprache selbst herangerückt ist, und man schreibt 'transit', was der nur Türkisch verstehende Türke wieder unwillkürlich 'tiransit' lesen wird, so lange, bis er Französisch oder eine Westsprache dazulernt und so die Versuchung zum Vokaldazwischenlegen überwinden lernt. Auch mit der anfänglichen Vergewaltigung von Eigennamen begann man auf- und ihnen Asylrecht einzuräumen.

Während die Griechen und Serben z. B. fremde Eigennamen gewaltsam in ihr Alphabet und ihre Phonetik hineinzwängen mußten, können die Türken heute einen englischen Namen englisch und einen französischen Namen französisch schreiben. Die Kinderkrankheit nationaler Übergriffe flaut ab, und Unmöglichkeiten wie 'man ispriht doyç' und 'ingiliş spoken' verschwinden aus den Auslagefenstern, und auch das Hotel 'Iştat Vin' wird hoffentlich wieder 'Stadt Wien' umgetauft werden. Allerdings bildet die türkische Schreibweise 'Vagon Li' anstatt 'Wagon Lits' für die Franzosen ein Vorbild dafür, wie sehr diese letzteren ihre ethymologische Schrift phonetisch vereinfachen könnten.

In dieser Richtung könnte auch unser geliebtes Deutsch bezüglich Phonetisierung von der türkischen Schrift trotz deren Mängeln lernen. Gerade der dreiviertelgebildete Deutsche schreibt gern 'Operateur', während jeder Türke 'operatör' schreibt.

Die der türkischen organisch verwandten madjarischen Sprache entnommenen und auch dem Deutschen eigenen Zeichen ö und ü im Türkischen gehen auf die seinerzeitigen Pressevorschläge des Verfassers zurück. Der Türke schreibt auch 'Fotograf', während wir Deutschen unsere Kinder mit den durchaus keine Daseinsberechtigung besitzenden Kombinationen ph und th quälen. Ich muß hier auf die deutsche Rechtschreibungsstudie von Schuldirektor R. Preußer in der 'Stambuler türkischen Post' hinweisen, der in ausgezeichneter Weise unsere deutsche Unrechtschreibung kurz und treffend gegeißelt hat. Ich will hier nur anführen, daß das Berliner Tageblatt

Digitized by Google

jährlich fast eindreiviertel Millionen Bogen Papiermaterial sparen würde, wenn nur die Buchstaben zu Papier kämen, die wirklich gesprochen werden. Gegenüberstellungen wie Denkmal — Gastmahl, Gram — Rahm, Zahn — Kran, hohl — holen, Bohne — Krone, führen — spüren, Zwiebel — Giebel — Bibel — Fibel, Schiene — Maschine, verzeihen — prophezeien, nähen — säen, Nähmaschine — Sämaschine usw. beweisen uns deutlich, wieviel Hirnenergie und damit Lernzeit der kleinen Schüler verschwendet wird, die entsprechend dem Zuge der Zeit besser verwandt werden könnten. Auch könnte man alle Hauptworte klein schreiben. Viel schlimmer haben es ja allerdings die kleinen Japaner, die volle fünf Volksschuljahre für die Erlernung von mehreren tausend chinesischen Kanjizeichen vergeuden müssen, ehe sie zur engeren Behandlung von anderen Disziplinen als der Orthographie herangezogen werden können.

Viele Fremdwörter stammen im Türkischen direkt aus dem Französischen, viele geographische Bezeichnungen sahen sie durch gallische Brillen. Man schreibt heute französischer als die Franzosen, 'psişiyater' für Psychiater, und sogar ein griechischer Levantiner schreibt seinen griechischen Namen Emanuelidis 'Emanüelidis' türkisch in französischer Aussprache.

Das gleiche gilt für 'sinema'. Ein treffliches Beispiel für Begriffswanderung liegt darin, daß auch die Griechen 'sinema' sagen, obwohl dieses Wort von dem altgriechischen kineo kommt. Die meisten Nichtfranzosen einschließlich der Deutschen sprechen also das griechische Wort Kinematograf richtiger aus als die Griechen selbst. Wenn man den französischen Umweg vermeiden wollte, müßte man statt 'Noter' 'Notar' sagen und an Stelle von 'Kalörifer' 'Kalorifer'. Für eingebürgerte Wörter ist dies allerdings zuviel verlangt, denn man könnte dann auch im Deutschen wie Doktor und Professor auch Operator statt Operatör sagen (vgl. Kooperator). Immerhin aber könnten die Türken die ärgsten Verballhornungen, wie 'Rovelver' statt Revolver oder 'Karintina' für Quarantäne aufheben. Wenn man für einen Sportverein schon eine englische Bezeichnung wählt, so ist es zweifellos besser, auch die Schreibweise beizubehalten, als z. B. statt des eleganten Namens 'Moda Yacht Club' — 'Moda Yat Klup' zu schreiben, wobei die Mitglieder obendrein einmal Klüp, Külüp, Kulüp, Kulup usw. schreiben. Dagegen ist es überflüssig, neben den vertürkischten arabischen Namen 'Nurettin' (vom arabischen 'Nureddin') noch französisch 'Noureddine' dazu zu schreiben. Die Polizeiagenten, die von der Stambuler Stadtpräfektur ausgesandt wurden, um die Rechtschreibung der Firmenschilder in der Stadt zu kontrollieren und nicht ausgeführte Korrekturen mit fünf Pfund Strafe zu belegen, allerdings ohne selbst die neue Rechtschreibung zu beherrschen, hätten besser daran getan, den französischen Noureddine wegzustreichen als den chemischen Wäschereiniger Knapp um ein p zu beschneiden. Wenn einer auf der ganzen übrigen Welt 'Knapp' heißt, so kann ihm ein Stambuler Polizeiagent das zweite p ebensowenig wegnehmen wie seinen Paß.

Die Hauptschwäche des neuen türklateinischen Schriftsystems, vor der Verfasser vor Jahren in der türkischen Presse leider umsonst gewarnt hat, ist nunmehr deutlich zutage getreten. Man kann Türkisch nicht mit internationalen Schreibmaschinen schreiben. Die für das Französische eingerichteten Maschinen in der Türkei müssen umgebaut werden, und wegen der dabei entstehenden Schwierigkeiten gibt es heute wohl kaum in der

Digitized by Google

Türkei eine Maschine, mit der man einwandfrei Türkisch und die drei Weltsprachen schreiben kann. Der geniale Führer der Türkei hat bei der Ins-Leben-Rufung der neuen Schrift europäisch gedacht, die Sprachkommission kam mit ihren Schriftzeichen nicht über den Balkan hinaus. Sie hat die Gelegenheit verpaßt, ein auch international brauchbares Alphabet zu schaffen. Es liegt auf der Hand, daß der Werbewert eines allerorts auf der Welt schreibbaren türkischen Alphabets ungleich größer gewesen wäre. Allerdings waren Stambuler Schreibmaschinenagenten keine brauchbaren wissenschaftlichen Hilfskräfte zur Lösung dieser Frage. Die hatten nur materielles Interesse, und zwar daran, in der Türkei an je einen Kaufmann möglichst eine türkische und eine französische Schreibmaschine anzubringen, also eine Art Divide et impera. Der logische Gedankengang der Kommission hätte folgender sein müssen: es gibt drei Weltsprachen, das akzentlose Englisch läßt sich mit jeder Lateinmaschine der Welt schreiben, für die deutschen Umlaute braucht man noch das Trema, das auch im Türkischen verwendet wird; wenn eine französische Maschine die drei französischen Akzente, das ç und das Trema aufweist, so kann man mit ihr alle drei Weltsprachen und eventuell auch andere schreiben. Aus dieser Überlegung hätte sich ergeben, daß Akzente und überhaupt diakritische Zuzeichen möglichst zu vermeiden sind; man hätte sich auf das Trema beschränken können. Der jetzt geschriebene Zirkumflex ist überflüssig und für den einfachen Mann komplizierend. Im Worte Hâmit ist der Zirkumflex ein arabisches Konservierungszeichen, was dem Zuge nach dem Türkischen geradezu entgegensteht. Wenn man statt Hamid türkischphonetisch nunmehr Hâmit schreibt, so läßt sich auch ebenso richtig die koranmäßig arabische Aussprache des a durch Weglassen des dasselbe konservierenden Zirkumflexes unterdrücken. In 'Kâmil' dagegen dient der Zirkumflex als 'metadiakritisches' Zeichen, d. h. zur Kennzeichnung der Weiche des vorhergehenden K. Wenn man für das früher erwähnte 'kjef' das Zeichen q und für 'kaf' k oder umgekehrt einführt, ist auch diese Schwierigkeit durch das Ei des Kolumbus behoben. Es fällt dann das Kuriosum weg, daß sogar die alles Geschriebene komplizierenden Franzosen statt wie die Türken 'Fâtih' einfacher 'Fatih' schreiben, was jeder Türke ohne weiteres früher auf der Tramtafel lesen konnte. Ferner kann das g ohne den Halbkreis darüber geschrieben werden, denn zwischen Vokalen regelt sich dann die Aussprache wie im Griechischen von selbst; wenn man genau zuhört, wird man zwischen 'dschim' (gentleman) und 'tschim' (Tscheche) im Worte 'Tschodschuk' z. B. fast oder gar keinen Unterschied hören, es kann also die unterscheidende Cedille unter dem C wegbleiben und so ein gordischer Knoten zerhauen werden. Es bleibt dann nur der Zischlaut sch übrig, der in allen drei Weltsprachen durch mehrere Buchstaben wiedergegeben wird. Die Kommission hat hier den slawischen Oberzeilenhaken in Form der rumänischen Cedille unter die Zeile gesetzt und so einen Balkanbuchstaben geschaffen. Wie vornehm würde sich dagegen der einzige Doppelbuchstabe sh, der meist gesprochenen internationalen Weltsprache entnommen, abheben, der obendrein jedermann als Zeichen für shilling bekannt ist. Wenn man schließlich und endlich die häßliche welsche Schlacke y für j unterdrückt und statt, wieder französischer als die Franzosen, 'Asya' das aller Welt verständliche 'Asia' schriebe, so würde man darauf kommen, daß i für Ganz- und Halbvokale vollauf genügt und daß in 'gibi' es niemandem einfallen wird, zwischen

Digitized by Google

Konsonanten oder am Ende des Wortes i als Halbvokal auszusprechen. Vor Vokalen jedoch wird i automatisch zu j, wie eben in 'Asia'. Auch hier bleiben die Türken wieder sogar hinter den Franzosen zurück, denn die ersteren schreiben Zekkiyayi statt Zekkiai, Süreyya statt Süreia, oder Hüseyin statt Hüsein, Harbiye statt Harbie. Allerdings könnten auch wir Deutschen statt 'ja und nein' 'ia und nein' schreiben, ohne daß man deswegen an das Grautier zu denken braucht.

Zur Vervollständigung soll gegen die Cedille unter s und für sh noch angeführt werden, daß der ohnehin zu klein geschriebene Haken auf die Ferne (Reklame, Schiffsnamen) das sh zu undeutlich vom s unterscheidet und auch bereits scheinbar spaßgezielte Schriftspiele vorkommen: 'sik kadin' mit einem winzigen Haken las ich öfter bei Damenfriseuren und Schneidern, was ich gar nicht übersetzen mag.

Weiterhin soll noch angeführt werden, daß das durch meinen Vorschlag arbeitslos gewordene y sich organisch und morphologisch ausgezeichnet für das harte ü verwenden ließe, denn mit dem bisherigen Zeichen dafür, dem punktlosen i, geriet man zwischen m und n in eine böse Sackgasse; in der Handschrift kann man es nicht unterscheiden. Ein hochintelligenter türkischer Abgeordneter äußerte mir darüber scherzhalber: 'Il fallait mettre les points sur les i.'

Wenn diese fünf kleinen Reformen, die dem lernenden Volke seine Aufgabe erleichtern und dem Westen ein Beispiel eines folgerichtig international phonetisierten Schriftsystems liefern würden, so wäre die Tatsache aus der Welt geschafft, daß in einer der weittragendsten Reformen eines Volkes sich zugleich die unbedachtesten Buchstaben der Welt vorfinden, vor allem das i ohne Punkt. Dann könnte man auf die Manschetten der französischen Ausgaben der türkischen Zeitungen die wenigen kleinen Besonderheiten der türkischen Schrift in einigen Quadratzentimetern Raum ständig mitführen und so breiten internationalen Kreisen, von denen ja eine Tageszeitung wie die 'La République' in Stambul gelesen wird, die Kenntnis dieser wichtigsten türkischen Reform vermittelt werden.

Es ist naheliegend, daß die Sprachkommission Kritiken ihres Werkes nur nach genauer Prüfung berücksichtigen wird, es ist aber ebenso selbstverständlich, daß die Aufgabe der Umkleidung des türkischen Wortes oder, richtiger ausgedrückt, das Herabziehen des dunklen, wenn auch schön gesternten arabischen Schleiers und seine Nacktstellung vor den Scheinwerfern des Westens eine Aufgabe war, die nicht in einer Sitzungsreihe für immer zu lösen war.

Die Türkei zählt 13 Millionen Einwohner; davon schätzte man zehn Prozent Schreibkundige. Heute dürfte sich die Zahl der Schreibkundigen durch das Türklatein und die mit anerkennenswertem Eifer betriebenen Volks-ABCschulen um eine weitere Million gesteigert haben. Wenn die türkische Regierung auf die inzwischen gesammelten und hier ausgelegten Erfahrungen die fünf kleinen Reformen der großen Reform einführt, so erleichtert sie neun Millionen Türken ihre Aufgabe, zuzüglich der türkischen Jugend.

Stambul. K. Muley.

Digitized by Google

Zum Alter der Runenschrift.

Die Runenfunde der letzten Jahrzehnte haben zwar manche strittige Frage erfreulich geklärt, aber auch die Frage nach dem Alter der Runenschrift immer mehr in den Brennpunkt der Erörterung gerückt. Das gilt besonders von dem Funde der Knochenahle von Maria-Saal von 1924. Ihr Entdecker, Prof. Rudolf Egger-Wien, setzte sie um 100 v. Chr. an. Sie trägt sechs Buchstaben, die Egger und die Anhänger der Entlehnungsmutmaßungen als venetische angesehen wissen wollen. Jedoch machen diese sechs Zeichen einen so ausgesprochen germanischen Eindruck, daß Gustav Neckel sie als unzweifelhaft gemeingermanische Runen anspricht. Leider ergeben sie kein lesbares Wort und gehören somit in die Gruppe der Zauberrunen-Inschriften. Weshalb ein Teil der Forscher sich gegen die Anerkennung dieser Zeichen als germanischer Runen sträubt, ist leicht ersichtlich; denn dann rückte das nachweisbare Alter der Runen bis nahe an das Ende der Hallstattzeit heran.

Unabhängig von Neckel bin ich auf einem ganz anderen Wege zu dem Schlusse gedrängt worden, daß das Alter der Runenschrift höher sein dürfte, als die Entlehnungsvertreter zugeben wollen. Zu den mit den Entlehnungsbehauptungen schwer vereinbaren Rätseln der Runenschrift gehört ihre Furchenwendigkeit. Auch die altgriechischen und altitalischen Inschriften waren furchenwendig, erstere bis 400 v. Chr., letztere bis 300 v. Chr. Der Furchenführung der Zeilen haftet also etwas ausgesprochen Altertümliches an. Wenn nun die Germanen ihr Futhark erst in der Kaiserzeit dem Abc oder dem Alphabet nachgebildet hätten, so wäre es, um mit W. C. Grimm zu sprechen, nur dem Gange der menschlichen Bildung gemäß gewesen, wenn sie auch die damals übliche Buchstaben- und Zeilenfolge mit übernommen hätten. Daß es nicht der Fall ist, spricht für eine gewisse Selbständigkeit der Runen. In Riehms Handwörterbuch von 1898 findet sich daher folgendes Urteil: 'Die Ableitung der Runen aus dem Leben der ersten Kaiserzeit scheitert an der Furchenschrift, welche aus einem höheren Altertum herrührt ... Die Runen müssen aus der Zeit stammen, wo auf den Inschriften der südeuropäischen Völker die Furchenschrift in lebendigem Gebrauch war. Das ist aber nur in den älteren Inschriften der Fall. Und können wir unabhängig davon wahrscheinlich machen, daß die Runen aus alter Zeit stammen, so werden wir auch annehmen, daß die Germanen nicht zufällig auf die Furchenschrift verfallen sind.'

1928 betrachtete ich eine Haarzange aus dem Seddiner Grabe (um 800 v. Chr.). Mir fiel auf, daß ihre Verzierung in der Linienführung ungemein an die Furchenschrift erinnerte. Daher ging ich der Erscheinung weiter nach und fand auf einem Hallstatter Gürtelblech eine ganz ähnliche Verzierung. Noch lehrreicher erwiesen sich in dieser Hinsicht die Bronzeeimer von Certosa (um 600 v. Chr.) und von Watsch (um 500 v. Chr.). Ersterer trägt drei darstellende Bildstreifen, letzterer zwei, und in beiden Fällen ziehen diese Gestaltendarstellungen furchenwendig. In Schuchhardts Vorgeschichte Deutschlands fand ich 1929, daß dem Verfasser am Certosaeimer ebenfalls aufgefallen ist, daß 'die Bewegung abwechselnd nach links und rechts geht wie bei den ältesten griechischen Inschriften.' Auch auf der Festzugsplatte des Silberkessels von Gundestrup (Latène-Zeit) ist die Darstellung furchenzügig. Schuchhardt betont in seinem Werk, daß die

Digitized by Google

Freude am Mäander d. h. einer bewegten Linienführung in der Bronze- und älteren Eisenzeit immer wieder durchgebrochen ist. Sie ist also ein Kennzeichen indogermanischen Kunstempfindens. Nun lehrt die geschichtliche Zeit, daß der Kunstgeschmack der jeweiligen Zeiten auch die Schrift beeinflußt. Liegt da nicht die Vermutung nahe, daß die Furchenschrift der Griechen, Römer und Germanen in dieser indogermanischen Freude an der 'bewegten Linie' wurzelt? Dann weist sie aber auf eine Herkunft auch der Runenschrift aus der Zeit hin, wo die drei Völker noch enger beieinander lebten. Wimmer muß das geahnt haben, denn er schrieb 1874: 'Die Runenschrift zeigt auf den ersten Blick eine unzweifelhafte Verwandtschaft mit den alten südeuropäischen Alphabeten.' Er sträubte sich jedoch gegen eine entsprechende Folgerung mit den Worten: 'Aber diejenigen griechischen Buchstaben, aus denen allein man sich die Runen entstanden denken könnte, gehören dem nordischen Bronze-Zeitalter an.'

1929 ist der neueste Runenfund bei Kårstadt in Norwegen veröffentlicht worden. Es handelt sich um eine Felsritzung der skandinavischen Art: Schiffe mit Doppelsteven und Hornschmuck in Verbindung mit Hakenkreuzen, aber auch mit einer Runen-Inschrift altgotischen Sprachgepräges. In Schweden scheinen die Ritzungen um 800 v. Chr. abgekommen zu sein. Ob sie sich in Norwegen bis in das Eisenalter gehalten haben, muß auf Grund dieses Fundes weiter untersucht werden. Es unterliegt auf alle Fälle schweren Bedenken, wenn Runenforscher diese Ritzung der Runen wegen nach ihrem Belieben datieren und um 200 n. Chr. ansetzen wollen. Schon 1918 machte Hermann Schneider gegen solche Vorherrschaftsansprüche der Runenkunde Front gelegentlich seiner Untersuchung des Runenhorns. Er schrieb damals, die Ausrüstung der Gestalten weise viele bronzezeitliche und manche eisenzeitliche Züge auf. 'Diese Datierung weist es in die jüngere Eisenzeit.' Was ihn abhielt, das Horn in die Latène-Zeit zu setzen, war einzig die Runen-Inschrift. Er schaltete daher den Stoßseufzer ein: 'Es wäre möglich, daß sich eines Tages ein höheres Alter der Runenschrift im Norden herausstellte.'

Ein unwiderleglich durchschlagendes Zeugnis für eine Herkunft der Runen aus der Bronze- oder wenigstens der älteren Eisenzeit fehlt bisher. Ob ein glücklicher Fund es früher oder später erbringt, muß abgewartet werden. Aber so viel läßt sich auch heute schon sagen, daß in dem verflossenen Jahrzehnt sich das Gewicht der Gründe für ein höheres Alter der Runenschrift, als bisher Schulmeinung war, bedeutend verstärkt hat.

Spandau. Edmund Weber.

Zu ags.-lat. scapha = kleines Schiff.

Das Wort hat im Hinblick auf Scyld Scefing (Beowulf v. 4) Bedeutung erlangt. Brandl hat bereits Archiv 137, 19 und Jespersen Festschrift S. 34 scapha festgestellt in den Corpus Christi Glossen, in Ælfrics Glossar, im Brüsseler Vokabular und in Ingulphs Chronik von Croyland. Es mag sich lohnen, sein Vorkommen näher zu verfolgen[1]. Der erste Beleg in der latei-

[1] Für die klassische Zeit verdanke ich viele Nachweise dem Thesaurus l. l. in München. Belege für die spätere Zeit fand ich mit Hilfe der Indices der großen Ausgaben und gelegentlich bei der Lektüre. Benutzt wurden die Wörterbücher von Forcellini-de Vit, Scheller, Freund, Georges, Sleumer und

Digitized by Google

nischen Literatur findet sich bei Plautus (vgl. F. O. Weise, Die griechischen Wörter im Latein, S. 212 u. 512). Plautus, Rudens 74, 163, 173, 201, 366, 368. Dann begegnet es bei: Coel. hist. 41 (Non. p. 137 M). Sisenna, hist. 38 (Non. p. 534 M). Rhet. Her. 1, 11, 19. Cicero, de inv. 2, 154. Caes. bell. civ. 1, 28, 4; 2, 43, 1; 3, 24, 1; 3, 28, 2; 3, 40, 3; 3, 62, 2; 3, 100, 2; 3, 101, 6; bell. Gall. 4, 26, 4. Bell. Afr. 21, 3; 28, 1; 44, 1. Bell. Alex. 8, 5; 14, 4; 17, 2; 17, 4; 19, 5; 21, 3; 46, 6. Bell. Hisp. 40, 6. Nepos, Hannib. 11, 1. Sall. hist. rel. 4, 2. Horaz, c. 3, 29, 62. Livius 25, 3, 11; 25, 10, 3; 29, 25, 6; 29, 27, 15; 41, 3, 1; 44, 42, 5 u. 6. Paul.-Fest. p. 224 M; 276 M. Val. Max. 1, 6, 7; 1, 8, 9. Curt. Rufus 4, 2, 22 f.; 4, 3, 3. Petron. 102, 1; 4; 5; 114, 17. Tacitus, ann. 14, 8, 3. Sueton. Jul. 64; Claud. 36. Gellius 10, 25, 5; 10, 26, 10. Justin. 2, 13, 9. Non. p. 535. Script. hist. Aug. Carac. 5, 8. Vegetius, de re milit. 4, 37, 3. Amm. Marc. 14, 2, 2; 29, 6, 18. Joseph.-Cassiod. c Ap. 2, 11. Juristen (Dig. ed. Mommsen): Labeo 133, $\overline{13}$; Paul. 133, $\overline{13}$ und sent. II, 7, 4 (Coll. libr. jur. antejust); Ulpian. 201, 26 u. 287, 9; Alfenus 626, 17 f. Callistr. 420, 17—20. Not. Tir. (Comment. not. tiron. ed. G. Schmitz, tab. 110, 11). Vulgata 2. Mac. 12, 3 u. 6; Act. 27, 16, 30, 32. Sulp. Severus, Dialog. 1, 3. Hisperica famina (ed. Jenkinson, A-Text 414, S. 14; D-Text 23, S. 44). Isidor, Orig. 19, 1, 17. Jonas, Vita Columbani (M. G. SS. rer. Mer. IV u. Oktavausgabe) S. 150, 10; 198, 16, 18; 200, 27; 201, 2, 7, 11, 13; 202, 22; 203, 1; 205, 21; 212, 2; 228, 5. Vita Boniti (M. G. SS. rer. Mer. VI) S. 132, 9. Adamnan, Vita Columbae (ed. Fowler) S. 122, 6 ff. Taius, epist. ad Eugen. Tol. (M. G. Auct. ant. XIV) S. 290, 8. Spätere Belege: Quellen zur Geschichte des Kreuzzuges Kaiser Friedr. I. (ed. A. Chroust M. G. SS. rer. Germ. N. S. V.) S. 184, 5; 195, 16. De origine gentis Sueworum (ed. Kehr, Widukindi Corb. res gest. Saxon.) S. 131, 4. — Glossare: hg. Goetz-Löwe II, 593, 64; III, 297, 32; IV, 167, 26; 282, 36; 389, 18; 565, 3; V, 243, 8; 393, 2; 331, 15; 331, 16; 438, 50. Ausg. der Acad. Brit. I S. 510, II S. 108, III S. 77. — Catholicon Anglicum (E. E. T. S. 1881 S. 337).

Wie stark ist unter den angeführten Autoren das insulare Element vertreten? Adamnan ist Ire. Jonas ist zwar in Oberitalien beheimatet, er hat aber in Bobbio insularen Bildungseinfluß erfahren. Seine Columbanvita war dem Verfasser der Vita Boniti bekannt. Für die Hisperica famina steht das Ursprungsgebiet nicht ganz sicher fest, es wird aber entweder im südwestlichen Britannien oder in Irland zu suchen sein.

Köpenick. Werner Jaager.

Der grüne Ritter.

Für den Anglisten hat die Frage nach festländischen Spuren des grünen Ritters Bedeutung, weil sie ihm zum Nachweis des bisher nur vorausgesetzten französischen Urbilds des mittelenglischen Green Knight dienen können; denn die vagen stofflichen Parallelen, auf die man sich beruft, genügen beim Mangel jedweden Zeugnisses kaum, um die Existenz der französischen Quelle festzustellen, zumal bei einer Dichtung, deren Ton und deren Fabel so ausgeprägte Züge einer unabhängigen, bodenständigen Geistesverfassung auf-

die Spezialwörterbücher von Meusel, Lexicon Caesarianum; Gerber u. Greef, Lexicon Taciteum; Lessing, Script. hist. Aug. lexicon und das Vocabularium jurisprudentiae Romanae; ferner die Werke: C. Torr, Ancient Ships und E. Saglio et E. Pottier, Dictionn. des antiquités grecques et romaines IV, 2.

Digitized by Google

weisen. Eine einzige Stelle konnte bisher angeführt werden, in der sich vielleicht ein Nachklang der Erinnerung an den grünen Ritter auf dem Kontinent erhalten hat; sie findet sich in der ersten Epistre de l'Amant verd von Jean le Maire aus dem Jahre 1505, Vers 265 f., wo der grüne Liebhaber d. i. der dem Tod geweihte Lieblingssittich Margaretas von Österreich, der Tochter Kaiser Maximilians, sich ausmalt, wie dereinst Pilger sein Grab besuchen und dort von seinem traurigen Schicksal hören werden und wie sich durch sie die Kunde seines Liebestodes durch alle Welt verbreiten wird:

Parquoy sera mon bruit trop plus ouvert
Que du Verd Comte et du Chevalier Verd.

Der letzte Herausgeber Le Maires, J. Stecher, wies in der Anmerkung auf den Groene graef der Flamen, die Verkörperung des Frühlings. Für Margareta, die Witwe Philiberts von Savoyen, lag es näher, an Amadeus VI. zu denken, den Urahn ihres Gemahls, der von 1343 bis 1383 regierte und von einem berühmten Turnier her, das er veranstaltet hatte, den Namen des grünen Grafen trug. Auf ihn folgte Amadeus VII., der rote Graf. Über diesen Punkt sind sich die Forscher, die sich in neuerer Zeit mit dem Green Knight beschäftigt haben, einig. Was nun aber den grünen Ritter anlangt, so ist bisher nicht beachtet worden, daß Louis de Chalon, Graf von Tonnerre († 1398), unter diesem Namen bekannt war. Vgl. Chronique de Bertrand du Guesclin Kap. XXXVIII und passim. Louis war der jüngere Bruder von Jean de Chalon, dem vierten des Namens, Graf von Auxerre, der 1370 seine Grafschaft an den König von Frankreich verkaufte und 1379 starb. Ihr Urgroßvater, Guillaume de Chalon, der erste Graf von Auxerre und Tonnerre, war mit Eleonore, der Tochter Amadeus' V. von Savoyen, verheiratet. Jean le Maire, der in jüngeren Jahren in der Saône-Gegend und dann im Dienste Margaretas gelebt hat und mit der Geschichte Savoyens und der verwandten Häuser sehr vertraut war, hatte sicher auch nähere Kenntnis von dem Hause Chalon und dürfte auch von Louis gewußt haben, von dem durch seine mit Olivier de Husson verheirateten Tochter Margareta die Grafen von Tonnerre abstammten.

Leipzig. Ph. Aug. Becker.

Zur Zusammenarbeit von Historie und Philologie.

Der schöne Beitrag von A. Mawer zur Jespersen-Festschrift[1] ermutigt einen Außenseiter, hier zu der häufig begegnenden Frage der Zusammenarbeit zwischen geschichtlicher und philologischer Forschung in Form einiger Wünsche Stellung zu nehmen.

Es ist jedem Historiker und Rechtshistoriker, der mit lateinischen und altfranzösischen Quellen zur englischen Geschichte des späteren Mittelalters zu tun hat, wohl bewußt, wie lebendig der Unterstrom einheimischer Sprache und Denkweise in den erzählenden Schriften und gerade auch in den förmlich gewordenen Rechtsaufzeichnungen der fremden Sprachen ist. Oft drängt sich bei der Lektüre von Petitionen oder Geschworenenaussagen, ganz zu schweigen von den ungelenken Antworten von Landleuten anläßlich ab-

[1] A Grammatical Miscellany offered to Otto Jespersen on his 70th birthday, Copenhagen & London 1930; speziell S. 11—16, A. Mawer, Some unknown sources for English lexicography.

Digitized by Google

gehaltener Itinera oder Visitationen, der Gedanke auf: sollte das nicht einmal versuchsweise in das heimische Idiom übertragen und dadurch verständlicher werden?

Es wäre aussichtslos, hier einen Katalog von Quellen bieten zu wollen, deren Bearbeitung für die Geschichte der englischen Sprache und Syntax neben den literarischen vornehmlich zu empfehlen wäre. Die Anregung, welche Mawer indessen der Benutzung von Subsidienrollen zur Stützung englischer Lexikographie entnahm, mag jedoch für einen bestimmten Quellenkreis wiederholt und, mit anderen Desiderien verbunden, ausgesprochen werden, nämlich für Londoner Quellen.

Deutsche Forschung ist zunächst auf gedrucktes Material angewiesen, und so mag an den Anfang eines Hinweises zur Förderung der Lexikographie ein Quellenverweis vom Anfang des 12. Jahrhunderts rücken, nämlich auf ganze Listen von Namen und überhaupt viele, durch Urkunden gut überlieferte Einzelnamen aus den Chartularen und Einzelurkunden der Londoner Paulskathedrale[1]; hier würde nun gar Handschriftennachsuche — die Lücken des angezogenen Reports sind durch den Herausgeber deutlich angegeben — noch beträchtliche Ergebnisse gerade für das 12. Jahrhundert zutage fördern.

Fragmente von Londoner Namenlisten kann man weiter der ältesten Londoner Stadtkompilation entnehmen, British Museum, Additional Ms 14 252[2], vollständigere dagegen den Listen der Londoner Itinera von 1244[3], 1276[4], vor allem aber auch den Listen von 1321[5]; die Sheriffslisten aus den Pipe Rolls bedürfen wohl keiner Erwähnung.

Früher, als das sonst bei Quellen aus ländlichen Gegenden oder anderen Städten möglich ist, fließt auch für London der Strom urkundlicher Überlieferung über Rechtsverträge zwischen Bürgern. In gedruckter Form besitzen wir bereits Regesten von Testamenten von 1258 ab[6]; es besteht Aussicht, daß die mit den hier verzeichneten Urkunden zusammengehörigen übrigen aus dem Londoner Stadtarchiv, die nur etwas anders geartet sind, in naher Zukunft in gedruckter Form der Wissenschaft zugänglich werden.

Von der Zeit Eduards I. ab ist dann der Forscher für Londoner Eigennamen in der glücklichen Lage, dauernd Kladden der Londoner Stadtkanzlei benutzen zu können, in denen zusammen mit Aufzeichnungen über alle Zweige der städtischen Verwaltung und Rechtsprechung auch häufig Namen-

[1] Ninth Report of the Royal Commission on Historical Manuscripts, London 1883, Part I, Appendix, S. 1—72 passim.

[2] Die Handschrift ist weit verstreut (was ihren Londoner Teil betrifft) gedruckt und wird demnächst von mir im Zusammenhang mit der ganzen Kompilationsarbeit der Londoner Gildhalle im Mittelalter noch einmal besprochen werden; bis dahin vgl. meine Bemerkungen in meiner Verfassungsgeschichte Londons 1066—1268, Stuttgart 1929, S. 78 und auch sonst.

[3] London Guildhall, City Records, Roll AA.

[4] British Museum, Additional Charter 5153.

[5] Die gedruckten Berichte in den Placita de Quo Warranto, London 1818, und in Liber Custumarum (Munimenta Gildhallae Londoniensis, Rolls Series, London 1859 ff.) versagen in dieser Beziehung; hier muß man sich also wieder an den handschriftlichen Befund halten und im Londoner Public Record Office die Assisenrollen 546 und 547 A einsehen.

[6] Calendar of Wills, proved and enrolled in the Court of Husting, London, 1258—1688, 2 Bände, ed. R. R. Sharpe, London 1889/90.

Digitized by Google

listen stehen: wir meinen die sogenannten letter books[1], die seit wenigen Jahren so glücklich ergänzt werden durch eine Regestenedition der Plea and Memoranda Rolls der Stadt[2]. Das hier über längere Zeiträume hin zugängliche Material an Zeugen-, Beamten- oder Wardeinlisten ist recht dankbar und könnte natürlich durch Handschriftenbenutzung im Londoner Stadtarchiv[3] erheblich vermehrt werden.

Es bedarf keiner besonderen Betonung, daß die Quellengattung, welche Mawer die Anregung zu seiner kurzen Untersuchung gab: die Subsidienrollen, auch für London stattlich vertreten ist[4].

Wer diese Beschränkung auf die eine Stadt nicht wünscht, ziehe einmal die Pipe Roll-Editionen des 12. Jahrhunderts für das ganze Reich und die (von lokalen Gesellschaften eingeleiteten) für einzelne Grafschaften aus dem 13. und 14. Jahrhundert in den Kreis einer Untersuchung über Eigennamen: der von Mawer benutzte Druck der Sussex Record Society ist nur ein Beispiel.

Zögernder noch als der erste Wunsch soll dann ein zweiter ausgesprochen werden, der auch die Ausschöpfung überwiegend historischer Quellen zu philologischen Zwecken anregen möchte: eine zusammenhängende Nachforschung über das Problem, in welcher Art alte ags. Wörter, namentlich Ausdrücke der Rechtssprache, aber auch Ortsbezeichnungen (in weitem Sinne) in lateinischen und altfranzösischen Quellen des 12.—14. Jahrhunderts verwendet werden. Wieder kann sich der Verfasser nur auf Eindrücke aus Londoner Material berufen, aber hier erst recht wird wohl lokale Abgrenzung der Arbeit förderlich sein. Natürlich wäre wiederum so gut wie jedes Zeugnis zur Londoner Geschichte zu Rate zu ziehen, und dennoch scheint im Rahmen der Gesamtfrage die Untersuchung über eine Spezialquelle hier zunächst angezeigt. Soweit der Verfasser unterrichtet zu sein glaubt, ist trotz Liebermanns Arbeiten noch keine wirklich befriedigende Bearbeitung der im 13. und zu Beginn des 14. Jahrhunderts so beliebt werdenden kleinen juristischen Sachglossare (zum Verständnis obsolet gewordener oder schwer verständlicher ags. Ausdrücke) von philologischer Seite vorgelegt worden. Ein solches Glossar ist z. B. aus einem Kodex der Londoner Gildhalle gedruckt, aus dem Liber Memorandum[5], aber die anderen Kodizes der City

[1] Calendar of Letter Books, preserved among the archives of the Corporation of the City of London, ed. R. R. Sharpe, Letter Books A-K, ca. 1275 to 1485, London 1899—1912. Sharpe edierte auch Londoner Coronerrollen.

[2] Calendar of Plea and Memoranda Rolls of the City of London, bis jetzt 2 Bände, 1323—1381, ed. A. H. Thomas, Cambridge 1926 und 1929; bei dieser Gelegenheit mag noch die erste Edition von Mr. Thomas erwähnt werden: Calendar of Early Mayor's Court Rolls of the City of London, Cambridge 1924.

[3] Namentlich Husting Rolls, sowohl die land pleas als auch die common pleas.

[4] Vgl. dazu M. Curtis, The London Lay Subsidy of 1332 in: Finance and Trade under Edward III, ed. G. Unwin, Manchester 1918, speziell S. 35—60; ich selbst werde demnächst noch ältere Rollen veröffentlichen.

[5] Munimenta Gildhallae Londoniensis (Rolls Series; ed. H. T. Riley, mehrere Bände) III, 453; vgl. ferner aus dem obenerwähnten 9th Report, S. 60 a, sowie Bartholomeus Cotton, Historia Anglicana, Rolls Series, S. 439; über weitere Vokabulare in anderen Cityhandschriften äußere ich mich demnächst in meinen Studien über London im 13. und 14. Jahrhundert.

Digitized by Google

zeigen ähnliche Einstreuungen. Natürlich haben andere Urkundensammlungen häufig auch Glossare; um nur ein London nahe benachbartes Beispiel zu nennen, so hat ein Chartular von Westminster aus dem beginnenden 14. Jahrhundert eine Worterklärung ähnlich der in Liber Memorandorum[1].

Eine nützliche Weiterführung dieses Themas bieten dann die vielen Rechtstraktathandschriften um 1300, die fast durchgängig ein Vokabular besitzen. Die beste Anleitung mag der Philologe der Herausgabe von vier sehr bekannten kleineren Traktaten aus dem Ende des 13. und dem Anfang des 14. Jahrhunderts durch G. E. Woodbine entnehmen[2].

Zum Schluß soll die Aufmerksamkeit des Philologen auf ein dorniges Arbeitsfeld gelenkt werden: welche Hinweise könnte die Lehre vom Mittelenglischen aus den Schreibungen lateinischer und altfranzösischer Wörter um 1300 entnehmen? Hier sind Weitläufigkeit und Anonymität des Materials so bedrohlich, daß man an weitergreifenden Schlußfolgerungen zweifeln könnte. Dennoch sei wiederum auf eine abgegrenzte Quellengattung hingewiesen, die wirkliche Ergebnisse verspricht: die altfranzösischen Year Books. Die stattliche Reihe moderner Editionen dieser Berichte interessanter Rechtsfälle in den Bänden der Rolls Series und der Selden Society[3] ermöglicht auch dem deutschen Forscher tätige Mitarbeit. Besonders schlagende Beweise von Ausspracheeigentümlichkeiten, belegt eben durch diese unbewußt vollzogenen Transkriptionen an der fremden Sprache, scheinen dem Verfasser die bislang ungedruckten Year Books zum Londoner Iter von 1321 zu liefern[4]. Es ist überflüssig, zu betonen, daß hier nur die Verbindung allerverschiedenster Studien erst einen Erfolg zeitigen kann.

Berlin. Martin Weinbaum.

Afrz. *des* und *as* vor einem Infinitiv.

In der Einleitung zum Thebenroman S. C schreibt Constans: 'Il y a dans S seul cinq exemples de *dels, des* = *de les* (pronom) devant un infinitif: V. 2701, 7248, 7256, 7604, 9695, où nous aurions peut-être dû préférer *des à del*[5].' Der Herausgeber schreibt also überall *del;* dabei gibt er aber in der V. L. zu 7248, 7256, 9695 gar nicht an, daß S *des* bietet, daher man denn nicht einmal weiß, ob die Angabe wirklich zutreffend ist, daß S überhaupt irgendwo *dels* schreibt (2701, 9695, wo die andere Lesart angeführt ist, findet man *des*). Die Meinung von Constans, daß in dem *des* das Pronomen *les* stecke, ist natürlich recht unglücklich, und womöglich noch unglück-

[1] British Museum, Cotton Ms Faustina A III, fol. 174; ich verdanke diese Kenntnis einem freundlichen Hinweis meines Kollegen W. Holtzmann; vgl. jetzt auch seine Bemerkungen in Papsturkunden aus England, Berlin 1930, Bd. I, S. 113 ff.

[2] Four Thirteenth Century Law Tracts, ed G. E. Woodbine, New Haven 1910.

[3] Vgl. ferner das treffliche Bändchen von W. C. Bolland, The Year Books, Cambridge 1921, u. ders., A manual of Year Book studies, Cambridge 1925.

[4] British Museum Egerton Ms 2811 und Harley Mss 453 und 1062; vgl. dazu die Bemerkungen von H. G. Richardson in Transactions of the Royal Historical Society, 4. ser., vol. V., London 1922, S. 49; weitere Hss. in Lincoln's Inn.

[5] Im Glossar ist nichts vermerkt, während das wohl bei *as*, von dem wir nachher zu reden haben, der Fall ist.

Digitized by Google

licher ausgefallen ist, was er in der Anm. 1 zur ersten Stelle bemerkt: '(*Lor genz furent totes certaines*) *des defendre, s'est quis assaille. Des* pourrait à la vigueur, être ici une enclise = *de se*', denn da ist ihm nicht eingefallen, daß ja häufig in der alten Sprache an Stelle des Reflexivs vor dem Infinitiv ein Pronomen der 3. Person eintritt. Man sieht aus dem Ganzen wieder recht deutlich, wie übel ein Herausgeber daran ist, der in der Syntax des Altfranzösischen nicht ordentlich Bescheid weiß. Es kann nicht zweifelhaft sein, daß, wenn man das *des* der Hs. S an den genannten Stellen in den Tert setzen wollte, man *d'es* zu schreiben hätte, indem das *os* = *els* wäre, also die betonte Form des Pronomens, die vor dem Infinitiv zu stehen hat, vgl. zuletzt das im Archiv 156, 245 von mir Bemerkte.

Die eben erwähnte Hs. S (Spalding), die allein, soweit ich sehe, unter den Hss. des Thebenromans unser *des* zeigt, ist im letzten Drittel des 14. Jahrhunderts von einem englischen Schreiber geschrieben, der wahrscheinlich eine Kontinentalhandschrift als Vorlage gehabt hat (s. Constans S. XIX u. Anm. 1), und vermutlich hat er das *des* in dieser schon vorgefunden. Denn auch im Trojaroman begegnet *des* vor einem Infinitiv. Hier ist es freilich nicht leicht zu entdecken, da Constans weder in der Einleitung S. 142 noch im Glossar unter *de*[1] diese Form aufführt. Sie steht V. 19 081 im Text: (*Li trei li font mout grant preiere, Mais onc n'en leva sol la chiere*) *Ne ne fist semblant d e s oïr*, und in der V. L. zu 27 116. An der ersteren Stelle wird, nach der V. L. zu urteilen, *des* von einer großen Zahl von Kontinentalhandschriften gebracht, an der zweiten schreiben nur die Hss. C und J so. Sonst vermag ich *des* vor dem Infinitiv nur in der einzigen Hs. nachzuweisen, die uns das Martinsleben des Peain Gatineau überliefert und die nach Söderhjelm aus der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts stammt, und zwar in V. 7000 der 2. Ausgabe (Helsingfors 1899), wo der Herausgeber auch richtig mit Tobler in Zs. XXI, 412 zu V. 6999 (*d'os* ist Druckfehler für *d'es*) *d'es* schreibt (*et d'es aidier s'apareillast*).

Daß ein *l* vor *s* nach betontem Vokal schwinden kann, ist ja bei voraufgehendem *i* oder *u* bekannt: *vis* < *vils, gentis* < *gentils, nus* < *nuls*, aber es kann auch bei voraufgehendem betontem *e* (< *a*) schwinden, wie *tes* < *tels, ostes* < *ostels*, die bei Beneoit durch den Reim gesichert sind, beweisen, s. Suchier, Voy. ton. § 61 und Trojaroman VI, 128. Es sind mithin für ein *d'es* < *d'els* auch lautliche Parallelen vorhanden.

Im Zusammenhang mit *des* liegt es nahe, auch des vor einem Infinitiv stehenden *as* zu gedenken, welches Constans im Glossar zum Thebenroman II, 362 sowie auf S. C als = *a les* ansieht. Hier hat schon Stimming in Zs. 39, 668 Anm. 1 aus anderem Anlaß Berichtigung eintreten lassen. Er faßt an zwei Stellen des Thebenromans, *As engeignier a mis s'estuide* (5528) und *Cil dedens fortment se defendent Et cil defors a s prendre entendent* (10 107—8) das *as* als Haplologie für *a as* auf, indem *as* = *aus* = *eus* sei, doch ist mir zweifelhaft, ob diese Deutung das Richtige trifft,

[1] Hier nennt er nur die Form *dels*, in der er noch immer fälschlich das Pronomen *les* erblickt, aber nur 27 115—6 findet man *dels* wirklich im Text, in V. 2551 steht *del*, in V. 19 081 *des*, in V. 8435—6, zu dem ohne Anlaß ein Fragezeichen setzt, steht *d'eus*, also die betonte Form. Natürlich sieht er auch in *del* vor dem Infinitiv das unbetonte Pronomen *le*, während an allen Stellen, die er hierfür namhaft macht, der Artikel vorliegt, und wir es mit dem substantivierten Infinitiv zu tun haben.

Digitized by Google

und ich möchte eher in *as* eine Zusammenziehung aus *a els* sehen. Was die erste Stelle angeht, so kommen nur die beiden Hss. A und S, welche sie überliefern, in Frage, und von ihnen bringt nur S das *as* (A hat den substantiv. Infinitiv *al enginier*), also dieselbe Hs. Spalding, welche, wie wir oben sahen, auch *des* aufweist. An der zweiten Stelle schreibt, soweit man sich aus der V. L. vernehmen kann, keine Hs. so, und ich fürchte sehr, daß Constans das *a prendre* von S in *as pr.* geändert hat. Stimming ist zur Annahme von Haplologie gekommen, weil er *as* = *els* ansieht, und allerdings scheinen die Stellen 8855 (*Li reis point aprés as tenir*) und 1014 (*Et les puceles as covrir*) das letztere zu beweisen, weil hier ein Verbum der Bewegung vorhergeht oder gedacht wird, nach welchem ein *a* + Infin. nicht stehen kann. Zu der ersten Stelle bemerkt Stimming, daß die Hs. P so schreibe, doch beruht dies auf einer Verwechselung mit S. Nur S schreibt so, während die anderen vier Hss. abweichen, und das gleiche ist bei 1014 der Fall. Letzteren Umstand hätte Stimming erwähnen können, auch wäre es gut gewesen, wenn er Parallelen für eine Form *as* = *aus* = *els* beigebracht hätte. Der englische Schreiber von S war mit dem Französischen nicht vertraut; jedenfalls muß sein vereinzeltes *as* = *aus* = *els* als singulär erscheinen. Wenn es im Martinsleben 8607—9 heißt: *Li vallez meneis hors saillit Et as prendre pas ne faillit, Einz les prist senz arestement*, so könnte man ja bei dem sonstigen bekannten Verfahren dieses Denkmals auf den ersten Blick das *as* für = *a les* halten, und so wird es auch wohl der Herausgeber verstanden haben. Immerhin ist diese Auffassung doch recht problematisch[1], da ja, wie wir oben sahen, ein *des* im Martinsleben als *d'es* zu fassen ist; ich sehe es auch hier als wahrscheinlicher an, daß *as* eine Kontraktion aus *a els* ist[2], die durch danebenstehendes *d'es* = *d'els* begünstigt wurde, um so mehr, als es kein Zufall sein dürfte, daß die Hs. S und die Hs. des Martinslebens, welche *as* vor dem Infinitiv zeigen, auch *des* aufweisen.

Jena. O. Schultz-Gora.

Franz. *piller*, ital. *pigliare*.

Die Herkunft von franz. *piller* 'plündern', prov. *pilhar* 'plündern, ergreifen', ital. *pigliare* 'nehmen' scheint mir bisher nicht befriedigend geklärt zu sein. Meyer-Lübke setzt im Rom. Etym. Wörterb. (No. 6503) ein erschlossenes **piliare* 'nehmen' an, ohne über die Grundlage dieses Wortes nähere Andeutung zu machen. Was Meyer-Lübke versäumt hat, holt Gamillscheg in seinem Etymol. Wörterbuch der französ. Sprache (S. 694) nach, indem er die Vermutung ausspricht, daß **piliare* wohl zu lat. *pilum* 'Wurfspieß' gehöre. Er stützt sich dabei auf lat. *expilare*, das in der Tat in der Bedeutung 'ausplündern' belegt ist.

Trotzdem halte ich die Gamillschegsche Erklärung für verfehlt. Schon die eigenartige Bedeutung von *expilare* hätte Gamillscheg stutzig machen sollen. Wäre *expilare* nämlich eine Ableitung von *pilum*, wie G. doch anzunehmen scheint, so könnte es nur die Bedeutung haben 'den Wurfspeer

[1] Tobler will in *au* geändert wissen (Zs. XXI, 412), doch hat das Söderhjelm in der 2. Ausgabe nicht angenommen.

[2] Die Annahme einer Haplologie für *a as* wäre nicht zulässig, da *as*, oder auch *aus*, für *els* im Martinsleben nicht begegnet.

Digitized by Google

entfernen', vgl. etwa *exfoliare* 'entblättern', *exfibulare* 'von der Schnalle befreien', *exhalare* 'den Geist aushauchen', *exspoliare* 'die Hülle entfernen', *exstirpare* 'den Stamm ausrotten', *exsucare* 'den Saft entziehen'. In der Tat gehört denn auch *expīlare*, wie schon bei Walde (Lat. etym. Wörterb.) zu sehen ist, gar nicht zu *pīlum* 'Wurfspeer', sondern es ist mit Präfixwechsel gebildet aus dem häufigeren *compīlare* 'ausplündern', das aber von Hause aus 'zusammendrücken, zusammenraffen' bedeutet. Demnach gehören *expīlare* und *compīlare* zu *pīlare* 'festdrücken' und dieses selbst zu *pīla* 'Gefäß zum Stampfen'.

Die Berufung auf lat. *expīlare* als Stütze für ein **pīliare* 'plündern', das von *pīlum* abgeleitet wäre, ist also hinfällig. Aber auch in formeller Hinsicht ist eine Bildung **pīliare* als Ableitung von *pīlum* im höchsten Grade bedenklich, wenn nicht gar unmöglich. Schon Meyer-Lübke hebt in seiner Grammatik der romanischen Sprachen (II, § 576) hervor, daß das Suffix *-iare* an Partizipia und Adjektiva herantritt und daß es fraglich ist, ob auch von Substantiven Bildungen auf *-iare* möglich seien. Wir dürfen wohl heute diese Formulierung noch schärfer fassen und sagen, daß von Substantiven abgeleitete Bildungen mit *-iare* historisch nicht berechtigt sind. Es genügt, einige der wichtigsten Bildungen aufzuzählen: *aiguiser* ~ *aguzzare* < *acutiare*, *accorciare* < *adcurtiare*, *abréger* < *adbreviare*, *baisser* < *bassiare*, *chasser* ~ *cacciare* < *captiare*, *dresser* ~ *drizzare* < *directiare*, *sucer* ~ *succiare* < *suctiare*, *tracer* ~ *tracciare* < *tractiare* etc. In allen anderen Fällen, wo wir *-iare* haben, gehört das *i* etymologisch zum Stammwort (*figliare*, *spogliare*, *poggiare*, *spezzare*:*pettia*, *puzzare*:**putium*, *lanciare*, *tagliare* etc.). So haben wir hier also ein ziemlich sicheres Kriterium für die Richtigkeit gewisser Etymologien. Es gehört also ital. *gocciar* 'tröpfeln' nicht zu einem **guttiare* (Meyer-Lübke, REW 3929), sondern es ist erst einzelsprachliche Ableitung von ital. *goccia* (< **guttea*). Franz. *froisser* 'zerreiben' weist auf ein **frustiare*, das aber vom Adjektivum **frustus* (vgl. ital. *frusto* 'zerrissen'), nicht vom Substantivum *frustum* 'Stückchen' (Gamillscheg S. 445) abgeleitet ist. Es kann also auch franz. *blesser* < **blettiare* nicht als Ableitung von fränk. **bleta* 'blauer Fleck durch Quetschung' (Gamillscheg S. 115) aufgefaßt werden, sondern es ist Weiterbildung von einem fränk. **blet* 'fahl, blaß' (Wartburg, Franz. etymol. Wörterb. I, 408).

Geht man von diesen Tatsachen aus, so kann als Grundlage für *piller* ~ *pigliare* nur lat. *pĭlleus* 'Filz, Filzkappe' in Frage kommen. Lautlich wird gegen einen Ansatz **pĭlleare* kaum etwas einzuwenden sein. In Italien wird vulgärlatein. *ę* (*ē*, *ĭ*) durch folgende Palatalverbindung zu *i* umgelautet, wie aus *tĭlium* > *tiglio*, *cĭlium* > *ciglio*, *mĭlium* > *miglio*, südröm. *ciglià* 'Furchen machen', irpin. *ciglià* keimen' < **cĭliare* ersichtlich ist. In Südfrankreich steht in alter Zeit *cilh* neben *celh*, *sobrecilh* neben *sobrecelh*, altprov. *telh* neben gaskogn. *tilh*, *tilha* 'morceau' neben *telha* 'tille'[1]. Dazu stimmt ausgezeichnet, daß neben *pilhar* in einigen Texten (z. B. in der Albigenserchronik) die Form *pelhar* belegt ist[2], die bisher ganz übersehen wurde. Diese Form allein beweist, daß nicht von einer Grundlage mit *i*,

[1] Im Neuprovenzalischen besteht neben *siyo*, *sílo* 'cil' < *cĭlia* ein *séyo* im südlichsten Alpengebiet, *séla* in der Auvergne, *selo* in den Pyrenäen (Atl. ling. 287); im Sinne von 'tilleul' finden wir *tel* in den Pyrenäen, *tey* in der Auvergne, *tel* in der nördlichen Languedoc (Atl. ling. K. 1303).

[2] Vgl. Levy, Suppl. Wörterbuch 6, 319.

Digitized by Google

sondern nur von ɨ auszugehen ist. Die lautliche Entwicklung, die in Nordfrankreich hätte eintreten müssen, kann hier übergangen werden, da franz. *piller* 'plündern' erst im 15. Jahrh. (bei Christine de Pisan) erstmalig belegt ist[1], also entweder aus dem Italienischen oder dem Provenzalischen entlehnt ist[2].

Bleibt die begriffliche Entwicklung. Auch diese scheint mir klar. Nach den Reflexen zu schließen, die *pĭlleus* im Romanischen hinterlassen hat[3], muß dieses in der lateinischen Vulgärsprache früh bereits die Bedeutung 'Pelle, Haut, Fetzen, Stück' angenommen haben. Man vergleiche hauptsächlich: sard. *pillu* bzw. *piżu* 'dünne Schicht, Sahne', *piżu de taula* 'Hobelspan', *pillu de terra* 'Erdscholle', italien. (in Arezzo) *peglia* 'Kastanienschale' (Petrocchi), altprov. *pelha* 'Lumpen, Kleidungsstück, Gewand' (Levy 6, 194), nprov. *peyo, pelo* 'grüne Nußschale, Fell, Milchhaut' (Mistral II, 519), gaskogn. *pela* 'tissu, robe, chiffon', franz. *peille* 'Lumpen', westfranz. (Deux-Sèvres) *pęlə* 'grosse touffe d'herbe' (Zeitschr. f. vgl. Sprachforsch. 33, 309), Salamanca *pela* 'Dorngestrüpp zum Verstopfen einer Spalte oder eines Loches' (Lamano y Beneite 568), portug. *pilha* 'schichtweise gelegte Haufen'. Was Südfrankreich betrifft, so stehen hier wieder *e-* und *i*-Formen nebeneinander. Karte *chiffon* des franz. Sprachatlas zeigt neben *pelo* (Lozère, Hérault, Dordogne, Creuse), *peyo* (Corrèze, Haute-Vienne) ein *pilo* (Lot, Aveyron, Cantal), neben *pey* (Allier, Cher) ein *piy* (Allier), neben *peyot* (Ile-et-Vilaine) ein *piyot* (Côtes-du-Nord, Morbihan). Neben *peyaire* 'Lumpensammler' notiert Mistral (II, 575) ein *piyaire*. Neben altprov. *pilhart* 'Knecht', nprov. *pilart* findet sich in gleicher Bedeutung nprov. *peyart, pelart* 'Hilfsschäfer' (eigentl. 'lumpiger Kerl' [Mistral II, 518]). Zu Loire *pillon* 'Ährenteil, der beim Dreschen nicht entkörnt wird' (Zeitschr. f. rom. Phil. 22, 485) gesellt sich wieder Vallée de Barcelonnette *pelhoun* 'épillet' (Arnoud et Morin 108), Forez *pelõ* 'stachlige Kastanienschale' (Zeitschr. f. vergl. Sprachforsch. 33, 309), Drôme *pelú de la nuze* 'grüne Nußschale' (Atl. ling. 1476)[4].

Ein **pĭlleare* hätte demnach bedeutet 'das Fell abziehen, die Kleider abreißen, wegnehmen'. Diese ursprünglichste Bedeutung lebt fort in nprov. *pelá, peyá* 'Nüsse entschälen, Erbsen entschoten, die Schale entfernen' (Mistral II, 518)[5]. Eine etwas andere Bedeutungsentwicklung zeigt sich bei katal. *pellarse* 'vernarben, verharschen (= "eine Haut bilden")', Salamanca *pillarse* 'eine Luftblase bilden (auf der Oberfläche von schlecht gegorenem Brot)' Lamano y Beneite 576.

Die Entwicklung zur Bedeutung 'gewaltsam wegnehmen, plündern' hat sich natürlich in der Sprache der mittelalterlichen Kriegsknechte vollzogen. Von Wichtigkeit ist dabei die Übereinstimmung mit deutsch *plündern*, was

---

[1] Also nicht erst im 16. Jahrhundert, wie Gamillscheg angibt.

[2] Zu der Entwicklung in Nordfrankreich vgl. die eingehende Behandlung, die Herzog (Zeitschr. f. franz. Sprache u. Lit. 23, 302 ff.) und Brüch (ib. 53, 248 ff.) diesem Problem haben angedeihen lassen.

[3] Vgl. dazu Meyer-Lübke in Zeitschr. f. vergl. Sprachforschung 33, 308 ff.

[4] Vgl. auch im Italienischen (tosk.) *piglio* 'grimmiges Gesicht' neben *venez. pegio* 'increspatura di fronte' (Borao), friaul. *pej* 'increspamento della cute della fronte prodotto da ira' (Pirona).

[5] Das Wort hat auch die Bedeutung 'mit Werg eine Spalte verstopfen' (Mistral a. a. O.), was genau zu dem oben aus Salamanca zitierten *pela* paßt.

Digitized by Google

ja auch eigentlich bedeutete 'Hausgerät und Kleider wegnehmen' (mnd. *plunde* 'Kleidung', deutsch *Plunder*). Ein ähnliches Verhältnis besteht auch zwischen *rauben*, ital. *rubare*, frz. *dérober* und anderseits frz. *robe*, ahd. *roub* 'Rüstung, Kleid'. Aus dem Eindringen in die Militärsprache und dem Weiterwandern in dieser Sphäre erklärt es sich auch, daß bei dem nunmehr mit verengtem Begriff gebrauchten Verbum das *i* sich so allgemein durchsetzen konnte, auch auf Gebieten, wo man sonst vielleicht noch *e*-Formen erwarten dürfte.

Tübingen. Gerh. Rohlfs.

Franz. *brûler*, ital. *bruciare*.

Über die Herkunft von franz. *brûler* sagt das Etymol. Wörterbuch der franz. Sprache von Gamillscheg: 'Es liegt lat. ustulare "anbrennen", "verbrennen" zugrunde, das sich mit einem zweiten Wort gekreuzt hat. Dieses ist vermutlich in Nordfrankreich fränkisch *brunst (gotisch *brunsts* in *alabrunsts* "Brandopfer", ahd. *brunst*).'

In der Tat wird man wohl von *ustulare* ausgehen müssen, denn dieses lebt in regelrecht lautlicher Entwicklung fort in afrz. *usler*, *uller urler* (altprov. *usclar*) 'brûler', was allerdings weder Gamillscheg noch das roman.-etymol. Wörterbuch von Meyer-Lübke erwähnen. Klar ist auch, daß *brûler* aus einer Kontamination mit diesem *usler* hervorgegangen sein muß. Wo aber ist der störende Faktor? Selbstverständlich kann dies nur ein Wort gewesen sein, das in Nordfrankreich neben *usler* gleichzeitig bestanden hat. Nun aber ist der german. Stamm **brunst* in der ganzen französischen Tradition nirgends nachgewiesen. Wie kann es also einen Einfluß auf *usler* ausgeübt haben? Wir haben also hier wieder eine konstruierte 'étymologie livresque', die gegenüber den wirklichen Tatsachen nicht standhält. Wer etwas altfranzösische Texte gelesen hat, weiß vielmehr, daß neben *usler* (*brusler*) als häufiges Konkurrenzwort das Verbum *bruir* 'verbrennen' (< germ. *brojan 'sengen, brühen') bezeugt ist. Es kann gar kein Zweifel darüber bestehen, daß nicht germ. *brunst die Entwicklung von afrz. *usler* gestört hat, sondern daß vielmehr die gleichbedeutenden Verben *bruir* und *usler* in eine Form zusammengeflossen sind.

Aus einer ähnlichen Kontamination ist wohl auch ital. *bruciare* 'verbrennen' hervorgegangen. Mit seinen oberitalien. Nebenformen (altgen.) *brüžar*, (parm.) *brüzar*, (mail.) *brüzá*, (venez.) *bruzár* entspricht es genau dem altprov. *bruizar*, *bruzar*, 'brûler', neuprov. *brüžá*, *brüzá*, 'brûler, cuire', die ihrerseits kaum von afrz. *bruisier* 'briser' zu trennen sind. Wir kommen damit also letzten Endes auf den gallischen Stamm *brusi 'zerbrechen' ('vernichten'), der in Südfrankreich und Italien mit anderen Stämmen (altprov. *bruslar* 'verbrennen', altprov. *bruscar* 'flamber avec de la bruyère', ital. *bruscare* 'abbrennen', *abbruscare* 'rösten', *brustolare* 'rösten', *abbronzare*, südital. *abbrittare* 'leicht anbrennen', *brace* 'Glut' etc.) zusammengetroffen ist und infolgedessen eine begriffliche Umdeutung auf die Zerstörung durch Feuer erfahren hat.

Tübingen. G. Rohlfs.

Digitized by Google

Henri de Régnier's 'Odelette IV'.

Es dürfte im Anschluß an den in dieser Zeitschrift im dritten und vierten Heft des Jahrgangs 1930 erschienenen Beitrag von Franz Julius Nobiling (Charlottenburg), betitelt *Henri de Régniers Odelette*, den Lesern des *Archiv* willkommen sein, die von meiner verstorbenen Frau, Therese Tesdorpf-Sickenberger, und mir herrührende deutsche Übertragung der in Rede stehenden *Odelette IV* kennenzulernen. Unsere Wiedergabe stammt vom 6. Juni 1912 und wird hier zum ersten Male veröffentlicht[1].

Liedlein IV.

Wenn ich von meiner Liebe sprach,
So war es zu der Flut, die ruht und schillert,
Und die mir lauscht, wenn ich mich neige
Auf sie hin; wenn ich von meiner Liebe sprach,
So war's zum Winde hin,
Der kichernd flüstert in den Zweigen;
Wenn ich von meiner Liebe sprach, so war's zum Vöglein hin,
Das fliegt und trillert
Mit dem Wind;
Wenn ich so sprach,
So war's zum Echo hin.

Wenn ich mit großer Lieb' geliebt,
Froh und betrübt,
So war's das Auge dein;
Wenn ich mit großer Lieb' geliebt,
So waren es die Lippen dein, so süß und herb,
Die Lippen dein;
Wenn ich mit großer Lieb' geliebt,
So war's dein warmer Leib, die kühlen Hände.
Nun ist's der Schatten dein — daß ihn ich fände.

München. Paul Tesdorpf.

[1] Wir übersetzten die gesamte, *La Corbeille des Heures* ('Der Korb der Horen') betitelte, in Henri de Régnier's Gedichtband *Les Jeux rustiques et divins* (Paris, Mercure de France, Sixième Édition, 1908) enthaltene Gruppe. Die *Odelette IV* ist das achte Gedicht dieser Gruppe.

Digitized by Google

Beurteilungen.

Martin Sommerfeld, Deutsche Barocklyrik. Nach Motiven ausgew. und geordnet. Berlin, Junker, 1929. 189 S. M. 5,50.

Die literarhistorische Erforschung des Barock hat gerade in jüngster Zeit viele hervorragende Kräfte beschäftigt. Namen wie Josef Nadler, Fritz Strich, Günther Müller, Herbert Cysarz, Carl Viëtor — um nur einige zu nennen — bürgen dafür. Günther Müller hat knapp vor Erscheinen dieses Buches mit dem Neudruck von H. Aßmann von Abschatz' 'Anemons und Adonis Blumen' ebenfalls eine Textausgabe der Epoche geboten und in der Einleitung Gedanken berührt, die der Methode der vorliegenden Sammlung nahekommen.

Sommerfeld greift aus der reichen Lyrik des 17. Jahrhunderts von Hoeck und Zinkgref bis zu Brockes verschiedene Dichtungen von 52 Autoren und Sammlungen heraus und ordnet sie nach Motiven zu 14 Gruppen: Die Geburt des Herrn, Selbstbegegnung, Vanitas, vanitatum vanitas, Der Mai, Die abwesende Geliebte, Itzund kommt die Nacht herbei, Nächtliche Liebesklage, Nachtglück, Liebesverzicht, Das häßliche Mädchen, Grabgedichte. —

Durch die Wahl dieser Gruppen war naturgemäß nur eine beschränkte Aufnahme von Barockgedichten möglich — es hätten sich viele andere ebenso subjektive Gruppierungen und Auswahlen treffen lassen —, aber die Sammlung bezweckt nicht eine Anthologie, etwa um ästhetische Spitzenbilder zu geben oder den Begriff Barocklyrik zu typisieren, sondern sie will vielmehr gerade das Problematische dieses Begriffes dartun, die Fülle der verschiedensten dichterischen Stilmöglichkeiten und Stoffgestaltungen nachweisen, die sich alle unter dem Namen Barock treffen.

Dies gelingt vorzüglich dadurch, daß Gedichte mit gleichem Motiv und Stoff von verschiedenen Verfassern nebeneinandergestellt werden. Wie vielseitig ist z. B. das Motiv 'Der Mai' vertreten! Von den zu tugendsamer Nutzanwendung zugespitzten Gedichten eines Robertin, Czepko, Simon Dach über die feurigen Ausrufe eines Zesen etwa bis zu den originellen Bildern eines Greflinger mit ihrer Aufmunterung zu Lust und Jugendgenuß oder dem Naturbild Brockes. Und wie groß ist erst die Verschiedenheit der Formen, vom Sonett Czephos bis zu den unregelmäßigen Strophen Brockes!

Wie individualistisch erscheinen nun die einzelnen Gedichte, wie verschieden in der Erfassung und Verarbeitung des Motives, so einheitliche Grundzüge auch vorhanden sind!

Nähere Vergleiche, zu denen die Sammlung zweifellos anreizt, regen die Frage nach dem Grund an. Das Können des Dichters mußte ja wie immer eine Rolle bei der Erfassung seines Vorwurfes spielen, weltanschauliche Gründe haben zweifellos mitgesprochen, stammestümliche Momente werden nicht gefehlt haben, und schließlich mag auch die Generationszugehörigkeit des einzelnen Poeten eine Rolle spielen. — Inwieweit die verschiedenen Komponenten wirken, bedarf mancher Sonderuntersuchungen. Hierzu Anstoß zu geben, ist eine wertvolle Frucht dieser Anthologie.

Und noch eins beweist sie in voller Deutlichkeit: wie häufig die Lyriker der Barockzeit gleiche Motive aufgreifen, wie wenig es ihnen also um Neuartiges, Niedagewesenes zu tun ist. Es trifft sich dieser Zug mit der Vorliebe der Epoche für Nachahmung des Fremdländischen. —

Schließlich kann Sommerfelds Sammlung als Einführung und Textunterlage für Seminarübungen wertvolle Dienste leisten, zumal sie, wie der Herausgeber im Nachwort bekanntgibt, aus solchen hervorging.

Innsbruck. Hermann Lechner.

Digitized by Google

V. Moser, Frühnhd. Grammatik. I. Bd.: Lautlehre. 1. Hälfte: Orthographie, Betonung, Stammsilbenvokale. Heidelberg, C. Winters Univ.-Buchhandlung, 1929. (Germ. Bibl. Begr. v. Wlh. Streitberg. I. Abt., I. Reihe, Bd. 17.) XLV u. 215 S. M. 10.

Wenn auch des Vf.s seinerzeitige Einführung in die frühnhd. Schriftdialekte gewiß in verschiedener Hinsicht Mängel aufwies, so war damit doch der erste Versuch gemacht, eine Orientierung über die verwickelten Verhältnisse einer Periode der deutschen Sprachgeschichte zu geben, die bis dahin gegenüber dem Mhd. und Ahd. stark vernachlässigt worden war. Die Tatsache, daß diese Einführung schon seit Jahren vergriffen und nur sehr schwer zu beschaffen ist, beweist aber nicht nur mit aller Deutlichkeit das Bedürfnis nach einer derartigen zusammenfassenden Darstellung, sondern auch, daß sie trotz ihrer Mängel bisweilen doch manchem gute Dienste geleistet hat.

Man kann nun allerdings nicht behaupten, daß die frühnhd. Periode inzwischen zum Lieblingsgebiete germanistischer Forschung geworden wäre, doch muß zugestanden werden, daß immerhin eine ansehnliche Summe von neuen Erkenntnissen erarbeitet wurde. Es hat jedoch den Anschein, daß diesem Gebiete neuerdings etwas mehr Aufmerksamkeit geschenkt wird, und daher wurde auch der Wunsch nach einer Neubearbeitung der alten Einführung immer dringender, so daß es von vornherein zu begrüßen ist, wenn der Vf. in einer geschlossenen frühnhd. Grammatik ein Bild der sprachlichen Entwicklung und Zustände in der für das Verständnis des Nhd. so wichtigen Epoche zu geben beabsichtigt. Daß eine solche Arbeit zahlreiche Schwierigkeiten in sich birgt, ergibt sich jedem von selbst, der sich auch nur einigermaßen eine Vorstellung von den verschiedenartigen Faktoren macht, die in jener Übergangszeit von Einfluß auf die Sprachentwicklung waren. Man wird daher an eine solche Darstellung, die nach des Vf.s Aussage 'nur eine anspruchslose Anleitung für das Anfangsstudium' und 'eine Zusammenfassung der weitverstreuten Einzelliteratur' sein will, nicht Anforderungen stellen, denen sie nicht genügen kann, sondern sich zufrieden geben, wenn sie den Zweck einer Übersicht und Einführung erfüllt.

Das Werk ist im Umfang von zwei Bänden geplant, die erste Hälfte des ersten Bandes mit der Behandlung der Orthographie, des Akzentes und der Stammsilbenvokale liegt vor. Im Vorwort nimmt der Vf. zu den heutigen Richtungen in der Sprachwissenschaft Stellung, ähnlich wie es auch Behaghel im Vorwort zur 5. Aufl. seiner Geschichte der deutschen Sprache mit guten Gründen getan hat, die auch von Sperber (Wörter und Sachen XII, 173 ff.) nicht entkräftet wurden. Der Vf. bekennt sich eindeutig zum Positivismus und wendet demgemäß sein Hauptaugenmerk auf die Registrierung der tatsächlichen Verhältnisse, soweit sie heute greifbar sind. Und dies stellt zweifellos den Hauptwert des Buches dar.

Der eigentlichen Grammatik voran geht ein Literaturverzeichnis, das allerdings mit Rücksicht auf den Raummangel nur die wichtigsten Arbeiten enthält. Immerhin scheint mir, daß etwa unter den mundartlichen Einzeldarstellungen Arbeiten wie z. B. Bohnenbergers Überblick über die fränk. Ma. in Württemberg, dessen Abhandlung über die Ma. des südwestl. Württemberg (Württemb. Jahrbb. 1917/18 bzw. 1923/24) oder das zwar schwer benutzbare, aber sehr gute Buch von Haag über die Baarmaa. erwähnenswert gewesen wäre. Sie behandeln doch Gebiete, die auch in der frühnhd. Zeit besonders hinsichtlich der Entwicklung der Druckersprachen eine bedeutendere Rolle gespielt haben als etwa die Siedlungen der Walser oder das Berner Oberland. Es folgt hierauf ein Verzeichnis der wichtigsten Quellensammlungen.

Digitized by Google

In der Einleitung gibt der Vf. eine zeitliche Abgrenzung und Gliederung der frühnhd. Periode. Er beginnt sie mit der Mitte des 14. und beschließt sie mit der Mitte des 17. Jahrhunderts. Diese Abgrenzung des Frühnhd., die auf W. Scherer zurückgeht, ist unter den verschiedenen Versuchen und Vorschlägen dieser Art wohl am besten zu empfehlen, wenn sich auch H. Paul mit ihr und der Benennung frühnhd. nicht befreunden konnte.

Ein umfangreicher Abschnitt ist der Behandlung der Orthographie gewidmet. Die überaus großen Schwankungen und die Regellosigkeit, die in dieser Hinsicht beobachtet werden können, erschweren an und für sich schon die Darstellung. Die Schwierigkeiten werden aber noch bedeutend vermehrt durch die Aufgabe, den verschiedenartigen Zeichen die ententsprechenden Lautwerte zuzuordnen. Da zeigt sich nun mit aller Deutlichkeit, daß zur Scheidung des vielfach wandernden und wechselnden Schreibgebrauchs vom Lautwerte die genaue Kenntnis der Maa. unentbehrlich ist. Zwar läßt sich mit Hilfe der Statistik, die heute zu den beliebtesten wissenschaftlichen Methoden gehört, im großen und ganzen aufzeigen, wie sich ein oder mehrere Schriftsteller, Drucker oder Kanzleien in den einzelnen Landschaften und Zeitabschnitten etwa zur Interpunktion, Zusammenschreibung bzw. Trennung von Wörtern, zur Verwendung von großen Anfangsbuchstaben u. dgl. äußerlichen Dingen verhalten, deren Wert ja gewiß nicht angezweifelt werden soll. Aber schon die Anwendung der Dehnungszeichen, die Konsonantenverdoppelung usw., ganz besonders aber die den Zeichen zugrunde liegenden Lautwerte und deren Entwicklungen können nur durch die historische Mundartforschung festgestellt und erklärt werden. Dabei ist es ganz richtig, daß, wie der Vf. auch bemerkt, nicht alle heutigen Verhältnisse ohne weiteres in die frühnhd. Zeit übertragen werden dürfen, sind doch sowohl spätere Entwicklungen innerhalb der Ma. als auch geographische Verschiebungen nicht ausgeschlossen.

Der Hauptteil des Buches enthält die Darstellung der quantitativen und qualitativen Lautverhältnisse, und nach dem eben Gesagten ist es begreiflich, daß sich auch in diesem Abschnitte Seite für Seite die engen Beziehungen zu den heutigen Maa. zeigen. Aber ebenso zeigt sich hier, daß diese Zusammenhänge bei der Behandlung einzelner Fragen oft nicht die nötige Berücksichtigung gefunden haben. Man muß indessen gelten lassen, daß die unübersehbar gewordene Mundartliteratur und der Mangel einer zusammenfassenden Grammatik der hd. Maa., den auch der Vf. im Vorworte beklagt, hier den Vf. einigermaßen entlasten könnten.

Ohne auf eine systematische Behandlung einzugehen, sie würde den Rahmen einer kurzen Besprechung überschreiten, möchte ich einige Bemerkungen zu Einzelfragen anfügen. Der Umlaut in alem. *ünsˌ* (S. 97) wird auch von Behaghel (G. d. dt. Spr. S. 292) aus *unsih* erklärt, der Versuch von Michels, die heutigen Formen aus *ənsˌ* oder *ŋsˌ* zu entwickeln, ist abzulehnen; das Poss. Pron. *ünser* hat den Uml. sicher aus *üns* und nicht durch folgendes *iu* erhalten. Die Form *dürch* verdankt ihr *ü* wahrscheinlicher mit Behaghel enklitischem *in* u. dgl. als einer Vorstufe *durich*. Bei der Darstellung der Rundung (S. 106 f.) hat sich der Vf. mehr durch die Schreibung als durch die Maa. bestimmen lassen. Im Schwäb. waren durch die Entrundung *ö* und *e* zusammengefallen, daraus erklärt sich der Wechsel in der Bezeichnung beider Laute. Bei den Schreibungen *ö* liegt daher im Schwäb. neben historischen Einflüssen zum Teil gewiß fremder Schreibgebrauch vor. Daß für den Eintritt der Rundung in Maa., die überhaupt runden, in Beispielen wie *zwölf, Löffel, schöpfen* usw. die benachbarten Kons. von einer gewissen Bedeutung sind, wird man nicht bezweifeln können. Dennoch ist in ein und derselben Ma. unter denselben konsonantischen Bedingungen die Rundung bald eingetreten, bald unterblieben.

Mhd. *a* (S. 116) ist nur in einem Teile des Südalem. (der Vf. gebraucht

Digitized by Google

dafür die Bezeichnung Hochalem.) als reines *a* erhalten geblieben; in der südl. Schweiz erscheint es auf einem großen Gebiete mit ahd. *â* mehr oder weniger verdumpft. Die Schreibung *o* für ahd. *â* in Luzern ist aber nicht bloß durch die Verdumpfung, sondern auch durch den Zusammenfall der Entsprechung mit jener von ahd. *ô* begründet (S. 142); hingegen ist der Zusammenfall der Vertretungen von ahd. *â* und *ô* bei weitem nicht in allen niederalem. Maa. eingetreten. In der Hauptsache ist er auf den Westen des Niederalem. beschränkt, greift aber, wie erwähnt, auch ziemlich tief ins Südalem. hinein.

S. 129 vermutet der Vf., daß der Sek. Uml. von ahd. *a* im Bair. möglicherweise nie weiter als bis zu *a* fortgeschritten war. Schatz hat (Tirol. Ma. S. 34) darauf hingewiesen, daß in Eggental und Deutschnofen in Südtirol als regelmäßige Vertretung des Sek. Uml. ein mittleres *e* gesprochen wird, und daß auch in der Sprachinsel Lusern die beiden Umlaute mit *e* und *ę* getrennt, ahd. *a* als heller Laut erhalten sind. Das sind Restgebiete, die die ursprünglichen Qualitäten bewahrt haben, und wenn heute im Bair. für den Sek. Uml. helles *a* gesprochen wird, so kann dies nur durch die Annahme einer Rückbildung erklärt werden. In bair. Denkmälern der frühnhd. Zeit wird für den Sek. Uml. vielfach *ä, ae* geschrieben, diesem Zeichen liegt also in der Ma. der Laut *a* zugrunde.

S. 148 heißt es, daß ahd. *ê* im Schwäb. z. Teil > *ęə* (bzw. weiter > *aə*) diphthongiert wurde. Diese Formulierung ist unklar und könnte eine schiefe Auffassung veranlassen. Für ahd. *ê* wird im Ostschwäb. in einem breiten Streifen *ęə* gesprochen, als eigentlich schwäb. Entsprechung ist *ae* anzusehen. Diese beiden Entwicklungen sind also geographisch, aber auch historisch voneinander zu trennen, sie vollzogen sich nicht in ein und derselben Richtung.

Die alem. Formen *helger, heltûm, zwentzig* usw. (S. 174) sind, wie die heutigen Maa. zeigen, durch Kürzung zu erklären, desgleichen die S. 209 erwähnten Formen wie *hüt* (heute); *schützlich* (scheußlich); *fründ* (Freund) usw. Nur in einem verhältnismäßig kleinen Gebiete des Alem. ist umgel. und nicht umgel. *iu* mit dem Uml. von ahd. *û* zusammengefallen, nämlich im Osten und Nordosten der Schweiz, im nichtwalserischen Vorarlberg und einem niederalem.-schwäb. Streifen. Im ganzen übrigen Alem. wird altobd. *iu* vom umgel. und damit vom Uml. von ahd. *û* geschieden (S. 208 f.). Allerdings ist die Entwicklung im Süden der Schweiz eine andere als jene, die im Schwäb. und Bair. zu *ui* geführt hat. Wohl aber ist auf dem ganzen Gebiete einschließlich des Schwäb. das umgel. *iu* mit dem Uml. von ahd. *û* zusammengefallen.

Solche Fälle könnten noch verschiedene angeführt werden. Man darf aber dabei nicht vergessen, daß es manchmal sehr schwierig ist, die heutigen mundartlichen Verhältnisse für die frühnhd. Zeit auszuwerten und damit einen festen Boden zu schaffen, von dem aus die Schreibungen beurteilt werden können. Wir besitzen eben nicht für alle Gebiete solche Vorarbeiten wie z. B. für das Schwäb. in Bohnenbergers Geschichte der schwäb. Ma. im 15. Jahrh.

Der Vf. hatte ein Riesenmaterial zu bewältigen, er hat die Sichtung desselben in entsagungsvoller Kleinarbeit mit vielem Fleiß vorgenommen. Und wenn man auch zu mancher Stelle des Buches ein Fragezeichen setzen muß, so muß doch zugegeben werden, daß die Arbeit gegenüber seiner Einführung einen schätzenswerten Fortschritt bedeutet, daß der Vf. durch neue Ergebnisse seiner Forschung unsere Kenntnisse über das Frühnhd. in mancher Hinsicht erweitert und somit mehr geboten hat, als er im Vorworte in Aussicht stellte. Es ist zu wünschen, daß das im Buche verarbeitete Material, soweit es in den zahlreichen Beispielen aufscheint, am Schlusse des 1. Bandes durch ein Register leichter benutzbar gemacht wird.

Innsbruck. L. Jutz.

Digitized by Google

Mémoires de la Société Néo-Philologique de Helsingfors. VIII. A. M^r W. Söderhjelm à l'occasion de son 70^e anniversaire. Helsingfors 1929. 431 S. FM. 120.

Die gewichtige Festschrift enthält als Kernstück die umfangreiche Arbeit von H. Suolahti *Der französische Einfluß auf die deutsche Sprache im 13. Jahrhundert* (S. 1—310). Der bekannte Helsingforser Germanist legt damit den ersten Teil der sehnlichst erwarteten Fortsetzung seiner Untersuchung über die französischen Lehnworte in der deutschen Sprache des 12. Jahrhunderts vor. Die Einleitung (S. 1—42), die in etwas anderer Form schon früher erschienen ist, bietet einen sehr hübschen Überblick über den Einfluß der französischen Sprache: die Stellung aller wichtigeren Dichter zum Fremdwort wird unter Anführung der von ihnen neu eingeführten Wörter und unter Berücksichtigung der literarischen und kulturellen Strömungen anziehend charakterisiert, ebenso aber die Erweiterung des einheimischen Sprachmaterials durch die Entlehnung französischer Suffixe sowie die Vermittlerrolle des Niederländischen gewürdigt. Der Hauptteil, das alphabetische Gesamtverzeichnis der französischen Wörter, legt nicht nur von einem bewundernswerten gewissenhaften Sammeleifer Zeugnis ab, sondern ebenso von einer eindringenden Kenntnis des Altfranzösischen, und erfreut durch treffende Bemerkungen über die Entwicklung von Form und Bedeutung der Wörter. Dem vorliegenden alphabetischen Teil, der als Zeugen nur die Werke, noch nicht die einzelnen Belegstellen anführt, wird hoffentlich recht bald der zweite Teil mit den chronologisch geordneten Spezialverzeichnissen der verschiedenen Denkmäler folgen. Auch hier möchte ich den Wunsch aussprechen (vgl. Neuphilologische Mitteil. XXXI, S. 92), daß ihm ein alphabetisches Register der Dichter (bzw. Werke) beigegeben werde, das die ältere Arbeit über das 12. Jahrhundert mit einschließt.

Aus dem weiteren Inhalt der Festschrift sei vor allem hervorgehoben der Aufsatz E. Öhmanns 'Die deutschen Ländernamen auf *-ien*' (S. 311—19), der die Entwicklung dieses auf lat. *-ia* zurückgehenden, aber durch franz. *-ie* beeinflußten Suffixes klarstellt; E. T. Karsten, 'Sprachforschung und Siedlungsgeschichte' (S. 327—43) vertritt die zuerst von Bretholz aufgestellte, dann besonders von Anton Mayer ortsnamenkundlich gestützte These, daß sich in Böhmen und Mähren an zahlreichen Stellen germanische Siedlungen von der Markomannenzeit her bis heute gehalten haben, und sucht sie methodisch auszuwerten — eine für die im Nationalitätenkampfe stehenden sudetendeutschen Forscher höchst willkommene Unterstützung aus neutralem Lager: Pekka Katara, 'Zu den mittelniederdeutschen Plenarien' (S. 343—77) vergleicht zwei Hamburger Plenarien-Handschriften des 15. Jahrhunderts mit den von ihm 1927 herausgegebenen Helsingforser Fragmenten, erschließt eine gemeinsame mnd. Vorlage mit lat. Bibelzitaten und druckt jene zum Teil ab. An romanischen Beiträgen enthält die Festschrift A. Wallensköld, 'Lat. ego en ancien français' (S. 311—19) und A. Långfors, 'De sous-diagre, les deux femmes bavardes et le diable' (S. 374—409).

Berlin. Hans-Friedrich Rosenfeld.

Hartmann von Aue, Gregorius. Hrsg. v. Herm. Paul. 6. Aufl. besorgt von Alb. Leitzmann. = Altdt. Textbibl. Nr. 2. Halle, Niemeyer, 1929. XXVII, 103 S.

Die neue Auflage hat zwar den Text im einzelnen wiederholt gebessert, hat aber die Grundlage der früheren Auflagen beibehalten: es werden nur die Abweichungen von H. Pauls kritischer Ausgabe unter Beifügung der

Digitized by Google

Hss. und gelegentlicher Verweise auf die textkritische Literatur, insbesondere auf Zwierzinas scharfsinnige Untersuchung registriert. Die Einleitung ist von A. Leitzmann mit Sorgfalt auf den heutigen Stand der Forschung gebracht worden, dabei aber der Paulsche Wortlaut mit möglichster Schonung behandelt und die Zusätze durch Klammern kenntlich gemacht.

Berlin. Hans-Friedrich Rosenfeld.

Philipp Aronstein, Das englische Renaissancedrama. Leipzig, G. Teubner, 1929. 336 S. 12 M., geb. 14 M.

Aronstein hat uns ein sehr lesenswertes Buch über das Renaissancedrama geschenkt, das besonders unter den jüngeren Anglisten, die nach einem nicht allzu langem und nicht zu sehr mit wissenschaftlichem Apparat belastetem Buch zur Einführung und zum ersten Studium suchen, viel Freunde finden wird.

Seine Darstellung verspricht insoweit neuartig zu sein, als er eine Schilderung des Dramas vom Standpunkte des Volkes geben will, also von dem des genießenden Zuschauers, nicht von dem des schaffenden Dichters. Er glaubt so dem Wesen des englischen Renaissancedramas als einer Volkskunst, in der der Geschmack der Genießenden maßgebend war, am ehesten nahezukommen. 'Im englischen Drama ist es in erster Linie nicht die Individualität des Schaffenden, die den Dramen die Richtung gibt, sondern der Geschmack, die Bedürfnisse und die Psychologie der Genießenden.' (S. 3.) An dieser Behauptung ist gewiß etwas Richtiges, wenn sie gewiß auch nicht alle Erscheinungen des so vielseitigen Renaissancedramas erklären hilft. Vieles an ihm ist gewiß 'Volkskunst' in dem Sinne, daß das Volk 'die dramatische Kunst in einem gewissen Sinne geschaffen und ihr jedenfalls die Richtung gegeben hat' (S. 7). Ein bühnenwirksames Drama ist mehr als irgendeine andere Literaturgattung vom 'Konsumenten' abhängig, die Zuschauer allein können der Bühne jenen materiellen Rückhalt geben, von dem sie und das Drama lebt. Die Frage ist nun freilich, ob es nicht möglich ist, auch ein Theaterpublikum in gewisser Richtung zu lenken, seinen Geschmack in bestimmter Richtung auszubilden. Die Entwicklung des englischen Dramas und Theaters in den letzten fünfzig Jahren scheint dies doch wahrscheinlich zu machen. Sollten nun ausgesprochene Persönlichkeitskünstler derartiges nicht auch in der Shakespeare-Zeit versucht haben? Im Verlaufe seiner Darstellung muß es Aronstein selbst in vielen Fällen zugeben. Freilich ist die Beeinflussung nicht im Sinne der Klassizisten des Sidney-Pembroke-Kreises geschehen, die klassistische Tragödie hat der Engländer damals genau so abgelehnt wie hundert Jahre später. Aber die Kinderbühnen sind nicht zu unterschätzende Stätten für künstlerische Experimente gewesen, zu denen die kommerzieller eingestellten Schauspielergesellschaften begreiflicherweise nicht zu haben waren. Und ist nicht auch Shakespeares Kunst in der reiferen Zeit Persönlichkeitskunst im besten Sinne des Wortes, wenn sie auch im Volkstümlichen wurzelt? Aronstein wird ganz gewiß in seiner Darstellung allen diesen mehrfachen Bestrebungen in der geschilderten Zeit gerecht, am wenigsten der rein klassistischen Tragödie und der Maske, die wegen ihres immerhin latenten Einflusses nicht ganz übergangen werden sollen hätte. Sein programmäßig entwickelter Standpunkt gibt uns außerdem eine ganze Reihe einleuchtender neuer Gesichtspunkte, so besonders für die nachshakespearesche Kunst eines Fletcher, Webster, Tourneur usw. Das Kapitel über Beaumont und Fletchers Dramen als Ausdruck eines neuen höfischen Geistes ist ein Meisterstück.

Aronsteins Darstellungsart ist ruhig sachlich, wie wir es aus seinen zahlreichen Einzeldarstellungen über das Renaissancedrama gewohnt sind. Er verwertet die bisherige Forschung kritisch mit einem gewissen 'common

Digitized by Google

sense', von Phantastereien ist er frei, da und dort freilich eher allzu nüchtern. Der allgemeine Charakter des Buches hat es wohl mit sich gebracht, daß er immerhin nicht ganz eindeutig sichere Forschungsergebnisse als erwiesene Tatsachen hinstellt, so z. B. Shakespeares Anteil an Perikles, den 'Two noble kinsmen' und an Heinrich VIII. Man hätte vorsichtigere Ausdrucksweise erwartet. Auch an einigen anderen Punkten kann man anders denken als der Verf. Wenn er z. B. S. 12 sagt: 'Auf das spätere Renaissancedrama haben die Mysterien (warum hält er übrigens an dieser irreführenden Schreibung fest?) kaum irgendwelchen Einfluß ausgeübt' und dies durch die wenigen Stücke, die ihren Stoff aus der Bibel nehmen und die sicherlich sehr richtige Darlegung des grundlegenden Unterschieds zwischen beiden Dramenarten zu erweisen sucht, so wäre doch darauf hinzuweisen, wie viel von alter Technik im Drama fortgelebt hat. Der Satz 'Das englische Renaissancedrama ist keineswegs gewissermaßen eine Fortsetzung des religiösen Dramas, wie das Drama des Sophokles und Euripides eine Fortsetzung des Dithyrambus sind' und Aronsteins Ableitung beider Gattungen aus der Freude an der dramatischen Darstellung, wobei er gleichsam an zwei Äste aus demselben Stamm denkt, scheint mir nicht richtig. Die Freude an den religiösen Spielen hat erst die Freude an größeren weltlichen dramatischen Darstellungen geweckt, das religiöse Drama ist dann allerdings verkümmert und verschwunden, aber nicht aus sich selbst heraus, sondern infolge Eingreifens der Obrigkeit. Auch die Behauptung S. 10, daß 'das biblische Drama in England eine Fruchtbarkeit entfaltet hat, mit der sich das keines modernen Landes messen kann', erscheint mir zu weitgehend. Nicht ganz zutreffend scheint mir weiter die Darstellung Marlowes und seiner Werke (S. 43 ff.). Von der zweifelhaften Rolle Marlowes als Spion in Reims erfahren wir nichts, sie wirft doch immerhin auf seinen Charakter ein scharfes Licht. Da hat er auch die rücksichtslosen Egoisten näher kennengelernt, die er in seinen Dramen darstellt. Ich möchte denn auch in seinen Dramen nicht die 'nationale Idee der Handlung' (S. 43), sondern nur den 'Geist kühner Tat' und noch mehr 'hemmungslosen Strebens' (ebd.) sehen. Tamerlan ist auch kaum so sehr eine 'Verherrlichung' der Ichsucht (S. 48), als ihre Darstellung, Faust nicht 'der Übermensch als Forscher und Gelehrter' (ebd.), sondern ein recht materieller Streber nach Reichtum und Genuß, den schließlich das Grausen ergreift. Fraglich ist wohl auch, nach Leon Kellners Studien, ob die Erklärung das Richtige trifft, es liege daran, daß Marlow einen Juden als Vertreter 'des Übermenschen als Verbrecher' gewählt habe, 'daß er einen Menschen brauchte, für den die gesellschaftlichen Hemmungen, die sonst die ursprünglichen Triebe und Leidenschaften zurückhalten, nicht bestanden, und daß der Jude damals außerhalb der bürgerlichen Gesellschaft stand und als außerhalb stehend betrachtet wurde' (S. 52). Wie Aronstein richtig selbst bemerkt, sind die Christen im 'Juden von Malta' nicht viel besser als der Titelheld, auch die Helden in anderen Stücken sind es nicht. Wenn man schon eine andere Erklärung sucht als die einer dunkel überlieferten Erzählung von einem Juden, der eine zweifelhafte Rolle bei der Belagerung von Malta gespielt hat, so müßte wohl genügen, daß Marlow in einem Juden einen Vertreter einer in England unbekannten Religion und Rasse sah, dem derartige Scheußlichkeiten eher zuzutrauen waren als einem Christen oder Muselmann.

Von Aronsteins Charakterisierung der Shakespeareschen Dramen ist die von Heinrich VI., 1. Teil, nicht recht gelungen, dann wird man sich mit der des Kaufmanns von Venedig nicht ganz einverstanden erklären können, die Probleme der Hamlet-Erklärung könnten ausgreifender dargestellt sein, in Ende gut, alles gut ist wohl die Gestalt der Helena nicht so sehr aus den Zeitumständen, als aus dem Novellenstoff, der nun einmal gegeben war, zu erklären. Die Novelle kennt zur Genüge Charaktere und Situationen, die in der Wirklichkeit nicht vorhanden waren.

Digitized by Google

Der Prolog zu 'Everyman in his humour', der in der Folioausgabe steht, kann m. E. ganz gut erst für die Umarbeitung des Stückes geschrieben sein. Erst mit der Verlegung in die englische Umgebung wurde das Stück ein Musterbeispiel für eine englische, klassischen Mustern nachgebildete Komödie. Die erste, nach Italien verlegte Fassung zeigt doch gerade darin ein deutliches Nachgeben gegenüber der Bühnentradition der 'romantischen' Komödie (S. 166).

Diese Meinungsverschiedenheiten vom Verf. sollen aber der Empfehlung des Buches an die weitesten Kreise keinen Abbruch tun. Bei einer zweiten Auflage wäre noch zu erwägen, ob nicht im Literaturverzeichnis auch die bequemsten Ausgaben der Dramen, wenigstens bei den weniger bekannten Autoren, verzeichnet werden könnten. Auch eine Angabe der englischen Titel der Stücke würde eine Identifizierung erleichtern, da ja die Übersetzung nicht so allgemein bekannt ist und feststeht wie bei Shakespeares Dramen. Bei Middleton könnte man, da Aronstein sorgsam seine eigenen Aufsätze vermerkt und auch sonst in der Angabe deutscher Sonderabhandlungen über einzelne Dramatiker nicht geizig ist, auch R. Fischers klaren Aufsatz in der Festschrift zum Wiener Neuphilologentag (1898) erwähnen. Ein Druckfehler ist wohl die Bezeichnung der vaterländischen Geschichtsstoffe als 'ausländische' S. 64, eine Inkonsequenz ist es, das Publikum der Kinderbühnen S. 204 als 'sensationslustig' zu bezeichnen, während vorher gerade das Publikum der Volksbühne im Gegensatz zu dem feineren der Kinderbühne als derartig bezeichnet wurde. Stefan Zweigs Volpone-Bearbeitung ist doch schließlich nicht nur in Berlin gespielt worden, wie man aus S. 195 vermuten würde. Oder sind etwa andere deutsche Theaterstädte überhaupt nicht erwähnenswert?

Innsbruck. Karl Brunner.

J. P. Oakden, Alliterative poetry in Middle English. (Publ. of the University of Manchester CCV, English series XVIII: The Ward bequest.) Manchester, University Press, 1930. XII, 272 S.

Eine kühne Aufgabe hat sich Oakden gestellt oder stellen lassen. Hätte er die endreimenden Denkmäler eines Landesteils sich zur Untersuchung erkoren, so könnte er eher einen sicheren Boden unter den Füßen fühlen. Allerdings hat sich bereits gezeigt, daß das englische Reimsystem in mancher Hinsicht um 1400 schon mehr traditionell als phonetisch war und daher zu den Augenreimen hinüberglitt, die im 16. Jh. die Aussprache der Dichter mehr verhüllen als verraten. Wir sehen, daß manche Autoren auf ausgeprägte Dialektreime gern verzichten, so daß sie auch von anderen Dialektsprechern bequem gelesen werden konnten; Robert of Gloucester z. B. verzichtete fast durchaus auf die Reime *y* : *ü*, die ihm nach Maßgabe der Ortsnamen in seinen Gauen zugekommen wären, und aus 'Owl and Nightingale', geschrieben unweit Guildford, sind die in jener südlichen Gegend sonst sehr beliebten Reime ags. *â* : *o* völlig verbannt. Das Fehlen gewisser Dialekteigentümlichkeiten ist also für den Entstehungsort kein verläßliches Kriterium. Auch ist mit der Unreinheit des Reimes bei nichthöfischen Autoren immer zu rechnen; wenn z. B. in 'O. a. N.' 1071 *tunge* mit *longe* gebunden ist, so werden wir daraus nicht schließen, daß hier *u* zu *o* wurde, oder gar *o* zu *u*: das ist einfach metrische Laxheit, vor der sich nur ein vornehmer Geist wie Chaucer hütete. Solche Tatsachen machen schon die Verwendung endreimender Denkmäler dornenvoll. Aber die stabreimenden gewähren uns für die Sprache des Dichters gegenüber der Orthographie der Schreiber überhaupt keinen Anhaltspunkt, ausgenommen die wenigen Fälle, z. B. im 'Gawein', wo reimende Partien episodisch eingeflochten sind. Ja, man muß darauf gefaßt sein, daß die seltsamen Ausdrücke, in denen die Stabreimer sich gefielen, auch eine selt-

Digitized by Google

same Schreibweise bedingten. Indem Oakden gerade auf die me. Alliterationspoesie im weitesten Umfange losging, ist er im allgemeinen noch schlechter daran, als wenn er bloße Prosa aufgegriffen hätte. Und wie umfänglich ist der Bereich der Riff-raff-ruff-Dichter, wie Chaucer sie nannte. Bis nach Edinburg hat er sich nachweislich erstreckt, wo Huchown of the Awle Ryale schrieb. Und welcher gesellschaftliche Unterschied klaffte zwischen der philosophischen Elegie, genannt 'Pearl', und den vulgären Propagandaversen politischer Alliterationspropheten!

Mit den teilnehmendsten Empfindungen, mit ernster Achtung vor entsagungsvoller Arbeit bei mäßiger Aussicht auf Gewinn nimmt man daher Oakdens Buch zur Hand und unterrichtet sich zunächst über sein Verhältnis zur Ortsnamenforschung, die allein aus diesem Labyrinth ihm als Ariadnefaden dienen konnte. Er hat Wyld und Ekwall studiert, meine Geographie altengl. Dialekte wenigstens zitiert, Heusers Studie über die Londoner Sprachverhältnisse unglücklicherweise übersehen, Forschungen aus erster Hand, wie zu erwarten und zu begreifen, nicht ernstlich versucht. Das stimmt uns etwas resigniert. Ortsnamen zeigen Vulgärformen; daß Versliteratur dieselben Formen aufweise, ist nicht zu erwarten, und wiederholt konnte ich das Gegenteil erweisen; ohne bedächtiges Zweifeln und Vergleichen wäre es auch mit diesem Kriterium nicht abgegangen. Ein Versuch damit wäre am ehesten mit der Romanze 'William of Palermo' anzufangen, weil wir wissen, daß sie einem Grafen von Hereford gewidmet wurde, der 1361 starb; leider ist diese datierbare Dichtung, die wir freilich in einer einzigen Hs. besitzen, bei Oakden erst auf S. 55 ff. erwähnt und nur eklektisch behandelt. Lieber hätten wir auf alle Denkmäler nach 1400 verzichtet, wo für saubere Sprachverhältnisse die Schlußlinie verläuft.

Jetzt zu Oakdens Auffassung der me. Dialekte überhaupt. Er gruppiert: 'West-Midland', 'Southern, including Kentish', 'East-Midland' und 'Northern'; diese Einteilung hat Sinn, wenn sie sich mit den ags. Stammesverhältnissen decken soll, wonach im Süden die Sachsen und Jüten saßen, im Mittellande, westlich sowohl wie östlich, die Medii Angli, im Norden die Nordhumbrer. Aber Oakden stellt auch die Autoren von Gloucester- und Worcestershire, in denen doch unzweifelhaft sächsische Grafschaften vorliegen, zu 'West-Midland'. Er stellt die 'York-Plays', obwohl York eine gute Strecke nördlich vom Humber liegt, zum 'East-Midland'. Er übergeht völlig das 'Poema morale', von dem wir doch wissen, daß es ganz im Süden zwischen Avon und Stour entstand, und erörtert S. 16 die Verhältnisse von 'O. a. N.' zwischen denen der 'Guilds of Norfolk' und des 'Coventry Leet-Book', was zum wenigsten eine verführerische Schiefheit bedeutet. Anderseits übergeht er bei den Jüten den hervorragenden Reimer William of Shoreham, im East-Midland den Lincolnshire Adligen Minot, bei Northern die Legenden Barbers (S. 13), den ganzen Huchown u. a. Es tut mir wirklich leid, angesichts des vielen Fleißes und Mutes, den ein junger Forscher aufgeboten hat, diese Dinge zu sagen; ausdrücklich verwahre ich mich gegen die Unterstellung irgendwelcher niedriger Absicht.

Nun zu den Dialektkriterien, die Oakden als Vergleichsmaterial auf S. 10 ff. in einer langen numerierten Liste zusammenstellt und dann noch durch umfängliche Erläuterungen kommentiert, mit löblichem Bemühen. Gehört die Schreibung *au* für *ou*, insofern nicht altes *â* darinsteckt, zu den 'dialectal points'? Das Schicksal von alt *â* vor *w* ist in einem ganz andern § behandelt. Ist 'M. E. *-ŏng* retracted to *ung*'? Es soll nach Oakden in Texten nur dreimal vorkommen, im kentischen 'Ayenbite', in den späten 'Coventry-plays' und einmal, als *faurthe*, in einem nicht weiter genannten 'South Lancashire'-Denkmal; ich habe Bedenken. Anderseits fehlt das starke und auffallende Dialektkennzeichen des *-n* im starken Part. Perf., wie es Markgraf vor einem Jahrzehnt klarstellte; auch die Scheideformen *habbe* neben *have*, *libbe* neben *ive* u. dgl., die dem Norden fremd sind, die Übertragung des Sgl.-Vokals im

Digitized by Google

st. Prät. in den Plural, worüber Bülbring und Zielke zu vergleichen sehr wichtig ist, verschiedene Pronominalformen und noch einiges, was nicht breit aufgezählt werden soll. Ist das *e* in *besy*, *bery* lokalen Charakters und nicht — vgl. auch Luick — durch das i-Suffix bedingt? Ist *ruyshes* neben *rysshes* aus ags. *rysc* nicht durch die Stellung des Tonvokals zwischen *r* und Zischlaut erklärt, worüber abermals Luick nachzuschlagen wäre? Und dann die zeitlichen Verschiedenheiten! Oakden zählt S. 13 acht 'local documents for the north-west' auf, die aus dem 15.—16. Jh. stammen, ohne auf das Alter der Kopisten immer einzugehen, und doch hört im Mittellande schon im dritten Jahrzehnt des 15. Jh.s die Dialektschreibung zugunsten der Londoner Schriftsprache auf. Warum gerade solch spätes Zufallsmaterial herausgreifen, während in gedruckten Büchern und Abhandlungeu massenhaft Schreibungen des 13. und 14. Jh.s aus zeitgenössischen Akten vorliegen?

Danach bitte ich, mir es zu verzeihen, wenn ich die große Dialektkarte mit den dick eingezeichneten Linien gegenüber S. 38 nicht ernsthaft nehme. Was die literarhistorische Entwicklung der Alliterationsdichter betrifft, in der wohl das Hauptergebnis der Arbeit zu leisten war, möchte ich die von Oakden S. 40 angeführten Erstlingsverse noch für ags. halten; er zitiert sie nach 'Rel. Ant.' 1845, während sie doch kollationiert in Greins 'Bibl. d. ags. Po. I' vorliegen. Am Anfang der wirklich me. Alliterationstexte vermisse ich die dem Thomas of Erceldoune zugeschriebene Weissagung auf die Schlacht bei Bannockbourn 1314, die von Murray nach zwei Hss. gedruckt und als das Hauptbindeglied zwischen dem Ausgang der alten Stabreimdichtung im 12. Jh. und dem Aufkommen der neuen um die Mitte des 14. Jh.s wichtig ist. Andere Lücken im 15. Jh. wären mit Hilfe meiner me. Literaturgeschichte 1890 leicht auszufüllen gewesen. Genug davon!

Die zweite Hälfte von Oakdens Arbeit beschäftigt sich mit der Metrik. Ein unsicheres und krauses Thema. Wer da unser Wissen fördern will, ginge wohl am besten von Luick aus und hielte sich zunächst an einige sicher datierte Gedichte.

Am Ende des Buches wird anhangsweise auf eine Datierung der 'Pearl' hingewiesen, im Anschluß an den Artikel von Cargill und Schlauch, 'Publ. Mod. Lang. Ass. Am.' 43, 1928, wonach diese reizende Elegie auf den Tod von Margarete, Enkelin Eduards III., sich beziehen soll. Ist dafür das Alter der Hs. nicht beträchtlich zu früh?

Mit Bedauern scheide ich von dem stattlichen, einem hervorragenden englischen Forscher gewidmeten Bande, an den offenbar viel Mühe und Kosten gewendet wurden und für den ich nur schwachen Dank zu sagen vermag. Vielleicht hängt der Grundfehler mit den jetzt aufkommenden, durch Jordan unglücklicherweise geförderten Versuchen zusammen, me. Hss. aus rein sprachlichen Verhältnissen heraus zu datieren, bis auf bestimmte Grafschaften, ja halbe Grafschaften. Wie viele Zwischenkopisten mögen zwischen dem Original und dem zufällig erhaltenen Kodex gewirkt haben! Wie häufig sehen wir diese fingerfertigen Mönche reisen, aus einem Kloster ins andere übersiedeln, also die Gefahr dialektisch buntester Schreibung mit sich bringen! Ist ausnahmsweise einmal die Orthographie in einer me. Hs. von Anfang bis zu Ende vollständig einheitlich, wie dies bei den zwei erhaltenen Originalhss. Orrm und Ayenbite so ziemlich der Fall ist, so mag die Frage der Herkunft sprachlich mit einiger Aussicht auf Erfolg erörtert werden; sonst ist mir die leiseste sachliche Anspielung wertvoller, und wenn ich dabei sehr unwissend bleibe, fühle ich mich durch die Übereinstimmung mit meinem verstorbenen Freund Liebermann beruhigt. Oakden müßte nach meiner Ansicht die me. Hss. von vornherein mit anderen, viel ungläubigeren Augen ansehen; es handelt sich dabei nicht bloß um ein Konglomerat von Dialekten, zwischen denen eine einigende Schriftsprache nur langsam aufkommt, sondern die Dialekte sind auch in sich schwankend und schillern in wechselnder Farbe, besonders

Digitized by Google

nach der sozialen Stellung des Schreibers; man vergleiche nur, wie in ein und derselben Stadt London in ein und derselben Zeit von 1480—90 der höfische Caxton sich abhebt von dem einfachen, aber doch lateinkundigen Kaplan der Kirche St. Mary (vgl. Zopf) und den ziemlich ungebildeten Buchhaltern der Firma Cely (Süßbier). Möglichkeiten der Sprachentwicklung vom Ags. her kann man im Me. ausreichend festlegen, aber nur selten in sich konsequente Schreibgepflogenheiten.

Berlin. A. Brandl.

A. Brandl, Die Lehre vom dichterischen Erlebnis, angewendet auf die englische Literaturgeschichte. Sonderausg. aus d. Sitz.-Ber. d. Preuß. Ak. d. Wiss. Berlin, de Gruyter, 1930. XVII S.

Der Begriff des Erlebnisses, der seit dem Erscheinen von Diltheys bekannten Abhandlungen eine so große Rolle in der Ästhetik spielt, ist doppelsinnig. Viele verstehen darunter eine besonders lebhafte, über das Maß des Gewöhnlichen hinausgehende Gemütserregung, und sie sind der Meinung, daß diese die Grundlage jeder echten Dichtung bilde. Dabei denken sie wohl meist an den vielgenannten Ausspruch Goethes, seine Dichtungen seien Bruchstücke einer großen Konfession. Ein beträchtlicher Teil der literarischen Forschung, insbesondere derjenigen, die sich mit Goethes Dichtungen befaßt, besteht dieser Ansicht gemäß darin, die empirischen Erlebnisse, die den Dichtungen zugrunde liegen sollen, ausfindig zu machen und den Weg zu zeigen, der von ihnen zu den vollendeten Werken geführt hat.

Solche Auffassung des Begriffs entspricht aber kaum der Diltheyschen Theorie, und noch weniger wird sie dem Dichten und Denken Goethes gerecht. Der Dichter hat meist sorgfältig die Spuren verdeckt, die vom Kunstwerk zu seinen persönlichen Erfahrungen leiten können, und in immer neuen Wendungen hat er betont, daß Poesie nicht in der bloßen Darstellung des Natürlichen, daß sie vielmehr in dessen Umwandlung und Versetzung in eine reine Sphäre des Notwendigen und Allgemeinen bestehe. Das Wesentliche des künstlerischen Schaffens ist für ihn nicht die lebhafte Gemütserregung, sondern der reine Gedanke, der aus ihr entspringt, die Gestalt, die durch sie ausgelöst wird. Die Gefühle sind höchstens Gelegenheitsursachen, die das künstlerische Schaffen in Bewegung setzen, sie sind ein Äußeres, das zur Offenbarung einer höheren Welt den Anlaß gibt. Der Dichter 'ruft das Einzelne zur allgemeinen Weihe', er 'sieht in allem die ewige Zier', er 'sieht Vergangenheit und Zukunft in eins'. In solcher Erhebung des natürlichen Erlebnisses in die höhere Ebene der Kunst besteht für Goethe die Befreiung von der Not des Lebens.

Diese Auffassung, die auch den ästhetischen Lehren Schillers und Kants sehr nahesteht, kommt auch in Brandls Akademieabhandlung zum Ausdruck. Brandl prüft die Bedeutung des soviel genannten Begriffs in einem Überblick über die gesamte englische Literatur und kommt dabei zu dem Resultat, daß er für die Aufklärung des poetischen Schaffens keinen großen Wert hat, wenn man unter dem Erlebnis eine lebhafte Gemütsbewegung versteht. Diese hat nur die Bedeutung einer äußeren Anregung des Kunstwerks, und es ist Sache des Zufalls, ob sie als solche wirkt oder nicht. Im einzelnen Falle kann man daher ohne bestimmtes Zeugnis nicht aussagen, ob eine persönliche seelische Erregung den Anlaß zur Dichtung gegeben hat. Die Erlebnisse können sogar, wenn sie in zu großer Fülle auf die Seele eindringen, die poetische Tätigkeit des Dichters hemmen; solcher Auffassung gemäß spricht Brandl die Vermutung aus, Shakespeares reiches Schaffen könne mit einem Mangel äußeren Erlebens zusammenhängen.

Weil das Erlebnis keinen notwendigen Bestandteil der Dichtung bildet,

Digitized by Google

kann von ihm auch nur gelegentlich Gebrauch zur Aufhellung des poetischen Kunstwerks gemacht werden. So hat es für die Erklärung der mittelalterlichen Poesie und auch derjenigen Shakespeares und Miltons keinen Wert, schon deshalb nicht, weil wir keine ausreichende Kunde von dem persönlichen Leben ihrer Verfasser besitzen. Aber auch für die Zeit, von deren Dichtern wir ausführliche biographische Nachrichten haben, kann es nur in beschränktem Maße zum Verständnis der Dichtungen beitragen. Das beweist zum Beispiel das, was wir von Walter Scotts Art, Romane zu schreiben, aus seiner Biographie erfahren; er ließ sich viel weniger durch persönliche Gefühlserregungen als durch kluge Überlegung bei der Aufnahme bestimmter poetischer Motive leiten. Auch die Dichtungen eines Wordsworth und Coleridge sind durchaus nicht immer als Reflexe der Wirklichkeit anzusehen; Berichte anderer und Lektüre haben ihre Phantasie ebensowohl beschwingt wie unmittelbare Erfahrung. Bei Wordsworth insbesondere kann man beobachten, wie sein dichterisches Schaffen oft sehr langsam in Tätigkeit gesetzt wird. Bestimmte Nachrichten haben wir auch über die Art und Weise, wie einzelne lyrische Gedichte im Geiste des Robert Burns entsprungen sind; das Wesentliche seines Dichtens ist nicht das, was wir in der Regel als Erlebnis bezeichnen, vielmehr ein visionäres Schauen, d. h. eben die Umwandlung einer lebhaften Empfindung in das, was Goethe als Gestalt bezeichnet. Insbesondere charakteristisch für die Art des dichterischen Schauens ist ein Bericht, den wir über die Entstehung von Walpoles Castle of Otranto erhalten haben; das Traumbild einer gewappneten Hand von riesigem Ausmaß gab die erste Anregung zu dem in kurzer Frist vollendeten Roman. Die Persönlichkeit, bemerkt Brandl dazu, erscheint hier geradezu ausgeschaltet, d. h. die Erlebnisse im gewöhnlichen Sinne des Wortes haben beim Ursprung des Romans nicht mitgewirkt; denn das poetische Motiv stammt aus einem Gebiete, das nur in sehr losem Zusammenhange mit dem Leben des Tages steht.

Bedeutsam für die erörterte Frage ist der Hinweis Brandls auf die Tatsache, daß die literarische Biographie zuerst in England entstanden ist. Das ist gleichzeitig und offenbar auch im Zusammenhang mit dem Ursprung der empirischen Psychologie geschehen; denn auch diese ist dort um die Wende des 17. Jahrhunderts zuerst ausgebildet worden. Beide Arten der Wissenschaft haben im einzelnen gewiß manches zur Erklärung des Geisteslebens beigetragen. Aber an das eigentlich Wesentliche des seelischen Lebens, an die geistige Tätigkeit in dem höheren Sinne des Wortes, reichen beide nicht heran. Die Beschreibung des äußeren Lebensganges eines Dichters wirft kein Licht auf das Wunder seiner Dichtung, und ebensowenig tut es eine Wissenschaft, die sich vergeblich bemüht, den Geist aus seinen Elementen zusammenzufügen. Zur Bekräftigung dieser von der deutschen Wissenschaft im Zeitalter Kants und Goethes immer wieder betonten und trotzdem so oft vergessenen Wahrheit ist Brandls Abhandlung ein wertvoller Beitrag.

Berlin-Steglitz. Johannes Speck.

Fritz Pützer, Prediger des englischen Barock, stilistisch untersucht. Diss. Bonn 1929. 133 S.

Außer John Kers Lectures on the History of Preaching (London 1888) gibt es keine zusammenfassende Darstellung der Predigt in England, und selbst Ker stellt seine Geschichte der Predigt nicht so sehr auf spezifisch englische Verhältnisse ein als auf die Probleme, die die Predigt als Form im allgemeinen bietet. So ist man denn bei Forschungen zur englischen

Digitized by Google

Geistesgeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts jeweils auf die Untersuchung der Originalquellen angewiesen.

Fritz Pützer gibt nun, einer Anregung Schirmers nachgehend, eine Darstellung der Geschichte der englischen Predigt, insbesondere der anglikanischen Predigt in der Zeit von Latimer bis Taylor. Die Beschränkung auf den Anglikanismus erwächst einerseits aus der Intensivierung der Arbeit Pützers und anderseits daraus, daß eine gewisse Affinität im sprachlichen Charakter der Predigten beider Denominationen vorhanden ist, die sich bis zu einem gewissen Grade aus der gleichen geistigen Grundhaltung, der Apologetik, notwendigerweise ergibt.

Als Charakteristikum des Stils der Epoche sieht Pützer eine Linearität an, eine Art Schlichtheit, die durch die geistige Strenge und den Ernst des Gegenstandes mitbedingt ist. Die Zeit gliedert sich dann ihrer stilistischen Signatur nach in den Stil der Lebensnähe oder den Realismus und den Stil der Lebensferne oder das Barock, das dann schließlich in den Stil einer gewissen Ausgeglichenheit einmündet. Der ersten Gruppe, dem Realismus, ordnet Pützer Latimer, Hutchinson, Becon, Jewel und Bradford zu. Die Gruppe des eigentlichen Barock wird gegliedert in den geschmückten Stil: Whitgift, Smith, Hooker, den lehrhaften Stil: Andrewes, Perkins, Wright, Donne, und den erregenden Stil: Hall, Laud, Ussher, Fuller, Hammond, Chillingworth, Taylor. Leighton, Tillotson, Barrow und Stillingfleet werden dann noch kurz in der Gruppe des maßvollen Stils erörtert.

Methodisch liegt es Pützer nicht daran, den Stil der einzelnen Autoren genau zu durchforschen, sondern daran, ihn durch einzelne bezeichnende Proben zu charakterisieren, die sich insbesondere auf Rhythmus, Numerus, Metaphorik und die mit dem Euphuismus in Verbindung stehenden Stilistica beziehen. Die Stilcharakterisierung betrifft so im wesentlichen formale Kennzeichen und zeigt nicht an einer bis ins einzelne gehenden Untersuchung der Prediger, wie sich die verschiedenen Stilwelten in ihren Korrelationen von Gehalt und Gestalt voneinander abheben. Zur Entwicklungsgeschichte des englischen Predigtstils ist aber durch den Nachweis der Aufeinanderfolge der oben verzeichneten Stilgruppen ein bedeutsamer Beitrag geliefert. Pützer hat damit eine Grundlage geschaffen, auf der wir zahlenmäßig genauer fundierte Forschungen aufbauen können.

Im einzelnen ist zu bemerken: Die bisher über den englischen Prosastil erschienene Literatur ist nicht genügend berücksichtigt. Wenn man Latimer zum Ausgangspunkt einer Untersuchung über den englischen Predigtstil macht, müßte man die Ergebnisse der Dissertation von Bernhard Schulze, Latimers Kanzelberedsamkeit, heranziehen. Bei den Hinweisen auf Colet und Fisher hätte man ebenfalls Schulze benutzen müssen. Stärker hätte auch in Verbindung mit den bei Krapp, The Rise of English Literary Prose (New York 1915) niedergelegten Gedankengängen auf die Ablösung des Englischen vom Lateinischen hingewiesen werden können.

Auf Seite 9 dürften die Bemerkungen darüber, daß die englischen Prediger bisher nur geistesgeschichtlich behandelt sind, vorsichtiger formuliert werden. Was über Hooker gesagt ist, trifft nicht zu. Dowden gibt in Puritanism and Anglicanism stilistische Bemerkungen zu Hookers Stil, R. W. Church führt in seinen Ausgaben seitenlang Stilcharakteristika an.

Die Definitionen sind zum Teil nicht ausreichend oder widersprechend, so vor allem die Definition des Klassischen in der Einleitung, die, nachdem der Gegenstand in der modernen wissenschaftlichen Literatur so häufig diskutiert worden ist, in der von Pützer gegebenen Form nicht akzeptiert werden kann. Nicht ausreichend ist auch die Definition des Guevarismus.

An der chronologischen Bestimmung einzelner stilistischer Erscheinungen wird die Einzelforschung noch manches zu berichtigen haben, so z. B. an der späteren Fixierung der Entstehung des antithetischen Stils, der

Digitized by Google

spätestens um 1600 voll ausgeprägt ist, da er mit dem Entstehen der modernen Philosophie und Theologie in engster Verbindung steht.

Königsberg (Pr.). Helmut Papajewski.

Rudolf Plate, Etymologisches Wörterbuch der französischen Sprache. Berlin-Bonn, F. Dümmler, 1931. 285 S. Geb. 9,75 M.

Es ist gewiß keine leichte Aufgabe, auf dem verhältnismäßig engen Raum von 285 Seiten eine etymologische Erklärung des französischen Wortschatzes zu geben. Dennoch darf man sagen, daß dem Verfasser — einem Schüler von Ebeling, Morf und Pillet — sein Bestreben im wesentlichen geglückt ist. Es ist nicht nur, wie der Prospekt sagt, ein praktisches und erschwingliches Werk, sondern es ist vor allem auch ein Buch, dessen Zuverlässigkeit im Rahmen des hier Möglichen hervorgehoben werden muß.

Das etymologische Wörterbuch von Plate wendet sich nicht an den Gelehrten, sondern an den neuphilologischen Lehrer, dem es den heutigen Stand der etymologischen Forschung in möglichst knapper und zugänglicher Form vermitteln will. Es bringt keine Ergebnisse ausgedehnter selbständiger Forschung, sondern beschränkt sich ausschließlich darauf, die im Dictionnaire général und in den etymologischen Wörterbüchern von Gamillscheg, Meyer-Lübke und Wartburg niedergelegten Deutungen zu sichten und die nach dem heutigen Stande der Wissenschaft wahrscheinlichste Erklärung anzuführen. Die Anlehnung an Gamillschegs Wörterbuch ist allerdings oft so eng, daß man fast von einem Plagiat sprechen muß. Warum wenigstens wurden die vielen Entlehnungen aus diesem Werk nicht als solche gekennzeichnet?

Man kann es verstehen, wenn der Verfasser aus wirtschaftlichen Rücksichten auf möglichste Raumbeschränkung bedacht ist. Freilich sollte man bei solchen Erwägungen nie zu weit gehen. So wäre es auch sehr wünschenswert gewesen, wenigstens bei den etymologischen Erklärungen, die noch nicht allgemein angenommen sind, den Namen ihres wissenschaftlichen Verfechters hinzuzufügen. Das wäre besonders notwendig in den Fällen, wo auch Plate in seiner Meinung schwankt und zwei oder drei Deutungen zur Auswahl empfiehlt.

Wenn der Prospekt von einer Erklärung des gesamten französischen Wortschatzes spricht, so ist das nicht wörtlich zu nehmen. Selbstverständlich war es völlig unnötig, die vielen rein gelehrten Wörter mit durchsichtiger Bildung (*incrédibilité, dénégation*) vollständig aufzuführen. Hier hätte sogar vieles andere ohne Schaden als selbstverständlich weggelassen werden können. Welchem Benutzer fällt es ein, in einem etymol. Wörterbuch der französ. Sprache sich über die Herkunft von *amoureux, composition, consolation, exécution, extraordinaire, immensité* etc. zu orientieren? Dagegen sollten die etymologisch nicht ohne weiteres klaren Wörter, vor allem auch die Ausdrücke des aktuellen Französisch mit einiger Vollständigkeit vertreten sein. Das aber ist oft leider nicht der Fall. Es rächt sich, daß Plate (wie übrigens auch Gamillscheg) für sein Wörterbuch den Wortschatz des Dictionnaire général zugrunde legt und nicht das Wortmaterial des Petit Larousse, der viel mehr der herrschenden Sprache Rechnung trägt. So kommt es, daß bei Plate (wie auch Gamillscheg) Wörter fehlen wie *apéritif, aubergine, bécane, cassoulet, crapouillot, casse-croûte, écrouer, gavroche, imperméable, pouf, môme, luge, pantoun*, bei Plate sogar *andain, cerfeuil, isard, limande, piolet, salsifis, trimer* und viele viele andere!

Auch im einzelnen wird der Kenner manche Einwände zu erheben haben. Nur weniges soll hier angemerkt werden: *coche* 'Kerbe' wird zu einem hypothetischen **cocca* gestellt. Warum nicht zu *coche* 'Sau', vgl. kalabr. *fresinga* 'junge Sau' und 'Kerbe' (Archiv 149, 81)? — Daß bei den Fortsetzern von

Digitized by Google

latein. *una vice* das *f-* nur französisch ist, ist nicht richtig, vgl. ital. *una fiata*. — Die Vorsilbe *mé-* in *mépriser, mécréant, méchant* wird nach dem Vorschlag von Brüch und Gamillscheg als **missi* aufgefaßt, doch widerspricht dem sichtlich span. *menospreciar* 'mépriser', *menoscabo* = altfranz. *meschief*. — *Rêver* auf *refragare* zurückzuführen, ist ganz phantastisch. — *Son* 'Kleie' läßt sich aus lautlichen Gründen nicht mit pyren. *seguné* 'Sieb', katal. *sagó* (auch altprov. *segon*) 'Kleie' zusammenstellen, da diese ein *secundum* (sc. *cribrum* bzw. *furfur*) voraussetzen, das für die nordfranzös. Form nicht in Frage kommt. — Nachdem in Sardinien *trubare* (< *turbare*) mit den Bedeutungen 'die Fische in den Bächen aufscheuchen und durch Vergiftung des Wassers fangen', 'das Wild bei den Treibjagden aufscheuchen' festgestellt worden ist, sollte französ. *trouver* nicht mehr mit dem begrifflich ganz unwahrscheinlichen und unbelegten **tropare* in Verbindung gebracht werden.

Tübingen. G. Rohlfs.

Elisabeth Küchler, Das Stadterlebnis bei Verhaeren. Hamburger Studien zu Volkstum und Kultur der Romanen, Bd. 4. Hamburg, Seminar für roman. Sprachen und Kultur, 1930. 73 S.; geh. 4,50 M.

Die 'Stadt' als literarisches Motiv: zweifellos ein bedeutendes Problem, das zu Behandlung in Einzeluntersuchungen einlädt. In der Hamburger Dissertation von E. Küchler über das Erlebnis der Stadt bei Verhaeren wird einleitungsweise Auftauchen und Gestaltung des Motivs im französischen Schrifttum vor Verhaeren skizziert, wonach bes. Gedichte von Vigny, Hugo und Baudelaire und Romane der Goncourt und Zolas dem Werk des Vlamen vorausgehen. Hier wäre daran zu erinnern, daß die Stadt zwar früheren Epochen der französischen Literatur nicht fremd ist, daß sie aber tatsächlich erst im 19. Jahrhundert zu einem wesentlichen dichterischen Motiv erhoben wird, und zwar nicht erst vom Realismus, sondern, zufolge des wachsenden Sinnes für 'Kollektivseele', schon von der Romantik, insofern Hugo in *Notre-Dame de Paris* zum erstenmal eine Stadt zum zentralen dichterischen Thema macht (s. A. Thibaudet, *Le Liseur de Romans*, Paris 1925, S. 215 ff.). Übrigens hat schon Schiller in seinem *Spaziergang* das Thema Stadt in einer Weise und mit einer Motivfülle gestaltet, die auffallend an Verhaeren gemahnt.

In ihrer Spezialstudie läßt sich E. Küchler nicht darauf ein, nach 'Einflüssen' anderer Autoren auf Verhaeren (wobei u. a. wohl der seit 1886 in Frankreich bekannte Whitman zu nennen wäre) und nach dem Weiterwirken Verhaerens auf Jüngere (z. B. auf Romains) zu fragen, sie beschäftigt sich lediglich mit der Geschichte des Motivs bei ihrem Autor. Es handelt sich für sie darum, seine dichterisch gestalteten Erlebnisse der Stadt darzustellen und die Besonderheiten und Wandlungen dieses Erlebens mit Charakter und Entwicklung der Dichterpersönlichkeit in Zusammenhang zu bringen, und diese Aufgabe ist in erfreulicher Weise gelöst. Die Arbeit zeigt, daß die Stadt für Verhaeren eines seiner wenigen Hauptthemen ist, also einen Aspekt des Wesentlichen bedeutet. Zunächst wird das minder wichtige Motiv der Kleinstadt mit ihrem provinzlerischen Leichenschlaf abgehandelt, der Hauptteil ist dem Motiv der Großstadt gewidmet. Bedeutsam ist, daß dieses erst in der pessimistischen Periode des Dichters, in der 1888 erschienenen Gedichtsammlung *Les Soirs*, auftaucht. Verhaerens erste Gestaltung der 'Großstadt', das Gedicht *Londres*, ist ein düsteres Bild einer modernen Hafenstadt und enthält, wie die vorzügliche Analyse zeigt, bereits zahlreiche wesentliche Einzelmotive, die in späteren

Digitized by Google

Gedichten wiederkehren. (Könnte hier nicht *Le Crépuscule du Matin* von Baudelaire hinsichtlich der negativen Tönung des Erlebnisses von Einfluß gewesen sein?) E. Küchler stellt dar, wie, stets im Einklang mit der seelischen Verfassung des Dichters, die Großstadt zunächst als feindliche, verabscheuungswürdige Wirklichkeit den Dichter quält ('daß die Stadt als Symbol steht für all das Quälende, von dem der Dichter sich zu befreien hat', S. 35), wie er trotzdem schon das Dynamische dieser Welt erlebt, wie er seinen Pessimismus überwindet und die damals konzipierte Fortschrittsgläubigkeit in der *Trilogie sociale* spiegelt, und wie sich die enthusiastische Bejahung der Zivilisation in den späteren Gedichtsammlungen äußert. Die Großstadt erscheint als wichtigstes Motiv der optimistischen Periode Verhaerens: das dynamisch aufgefaßte Kollektivwesen wird als Stätte der Wissenschaft, des Kampfes der Ideen, der Industrie, des Handels, des Kapitals etwas Mythisches, es wird geradezu vergöttlicht.

Kurz vor der Dissertation ist ein *Essai sur la Poésie de Verhaeren* von Charles Brutsch (Straßburg 1929) erschienen, worin u. a. bereits das Motiv der Großstadt behandelt ist. Aber E. Küchler erweist durch die methodische Sicherheit und Gründlichkeit ihrer Analyse, durch die Anlage und die stilistischen Qualitäten ihrer Darstellung die Berechtigung ihrer Untersuchung desselben Gegenstandes. Von ihrer Arbeit sei noch hervorgehoben: die Feststellung, daß die Großstadt für Verhaeren immer zugleich auch eine nordische Hafenstadt ist, und zwar in typisierter Gestalt (S. 24 f.); die eingehende Analyse des einen und andern Gedichts hinsichtlich des Motivischen und des Ästhetischen; die Betonung des Traumhaft-Visionären, des Dichterisch-Mythischen. In Weiterverfolgung dieser letzteren Tatsache könnte man sich noch fragen, ob Verhaerens Polarität 'negativ bzw. positiv gewertete Stadt' nicht alten religiösen Ursprungs ist, also irgendwie auf die biblischen Motive der 'gottlosen' bzw. der Gott selbst zum Wohnsitz dienenden Stadt sich zurückführen läßt, somit nur altes mythisches Gedankengut in neuer Prägung ist. Die negativ gewertete Stadt Verhaerens ist nämlich ebenso wie die 'gottlose' Stadt der Bibel (Sodoma und Gomorrha, Babylon, das dem Untergang bestimmte irdische Jerusalem) etwas in der Gegenwart Gegebenes, und die positiv gewertete ist ebenso wie die 'Stadt Gottes' (das himmlische Jerusalem) etwas in die Zukunft Projiziertes, nämlich die von der Menschheit zurückzuerobernde Göttlichkeit, das durch den Fortschritt zu verwirklichende 'zweite Paradies', nachdem das 'erste Paradies', das unschuldige, göttliche Landleben (das ist wieder ein biblisches Motiv), verloren gegangen ist.

München. Franz Rauhut.

Hermann Platz, Deutschland und Frankreich. Versuch einer geistesgeschichtlichen Grundlegung der Probleme. Frankfurt a. M., M. Diesterweg, 1930.

Eine Schrift von H. Platz stellt immer hohe geistige Anforderungen an den Leser. Diese ganz besonders. Man muß, wie die Gewährsmänner, die Pl. in erster Linie befragt, zu 'den Aufgeschlossenen, den Unbeschwerten, den Zukunftsgläubigen' gehören, 'deren Herz noch dem goldnen Morgen entgegenschlägt'. Dann wird uns kund, 'daß der Sinn für abendländische Geistestradition heute langsam wieder lebendig zu werden beginnt'. (S. 1.)

Die Neusprachler müssen sich, 'angerührt von diesem Geist der Zeit, ihrer weltgeschichtlichen Aufgabe bewußt werden, durch Aufweisung bisher im Dunkel gebliebener Tatsachenbereiche ein deutsch-abendländisches Solidaritätsbewußtsein zu pflegen'.

Während ich diese Zeilen schreibe, steht in Genf der Vertreter Deutschlands mit seinen, wie wir glauben, gerechten Forderungen einem geschlosse-

Digitized by Google

nen abendländischen Mächtebund gegenüber, der vorher unter sich die Richtlinien für die Behandlung der deutschen Anträge festgelegt hat.

In solchen Augenblicken und Zeiten der Unfreiheit ist es zum mindesten nicht leicht, die nötige Unvoreingenommenheit für die Platzschen Idealforderungen aufzubringen. Soweit er sie als die Stimme der heutigen Jugend erkennt, ist doch zu sagen, daß dieser Begriff der 'heutigen Jugend' kein einheitlicher ist, daß diese doch in weiten Schichten sich nicht von den Überlieferungen der Geschichte, der Gemeinschaft ihrer Familie, ihres Stammes, ihres Geschlechtes, ihres Volkes losgelöst hat und mit den Älteren gleiche Not teilt. Das braucht nicht unfruchtbares 'Rückwärtsschauen' zu bedeuten und nicht 'Zukunftsgläubigkeit' zu versperren! Eine Sehnsucht aber eint uns alle, und wir würden den Mann segnen, der uns den Weg ins Freie weist. Wir wissen, mit welchem tiefen Ernst und reinem Ethos Platz selbst nach Erkenntnis ringt. Darum lauschen wir ihm willig und bangen darum, ob er uns ein willkommener Wegweiser ist.

Mit Spranger fordert er 'Aufnahme und Belebung des gemeinsamen abendländischen Geistesgutes'. Das sei die Vorbedingung für 'eine vernünftige Lösung des europäischen Problems', für eine 'Sinngebung der deutsch-französischen Verflochtenheit' (S. 10).

Ist das wirklich etwas so Neues? Es will mir scheinen, daß dieses Bewußtsein auf deutscher Seite und namentlich in neuphilologischen Kreisen immer wach war. Auch bei uns hat es natürlich nicht an Regungen nationalistischer Überheblichkeit und lächerlicher Blickverengung gefehlt; aber nach Platz könnte es so scheinen, als ob dadurch erst in Frankreich eine entsprechende Reaktion ausgelöst wurde.

Wer von uns wäre nicht tief bewegt, wenn er, so reich dokumentiert, von der 'deutsch-französischen Solidarität' liest, die 'Deutsche und Franzosen dem abendländischen Gedanken gegenüber, den sie so wesentlich mitgestalteten, der sie so wesentlich mitgestaltete, zu gemeinsamer Treue verpflichtet sind'. Zwischen den beiden Völkern herrsche nicht nur 'geographische Verbundenheit', sondern auch 'bluthafte'; 'denn Kelten, Römer und Franken sind uns gemeinsame Vorfahren' (S. 32). Ich habe noch keinen Franzosen gefunden, der sich, von der nur für ganz Verbohrte nicht bestehenden Rassenmischung abgesehen, dieser 'bluthaften Verbundenheit' bewußt gewesen wäre und daraus die entsprechenden Folgerungen gezogen hätte. Wie wäre dies auch möglich; denn sind etwa der Charlemagne, der Roland und überhaupt die *'Francs'* des Rolandsliedes g e r m a n i s c h e Franken? Es heißt im Epos V. 177: *Des Francs de France en i ad plus de mil*, und L. Gautier übersetzt: *Français de France*! Hier ist schon keine Spur mehr eines 'Solidaritätsgefühls'. Und doch kann keiner den Blick verschließen vor der religiös kirchlichen Einheit der katholischen Christenheit, die sich ebenso in politischen Ereignissen (den Kreuzzügen) wie auch in Kunst und Dichtung auswirkte. Es ist schwer, vielleicht unmöglich, genau abzugrenzen, was Frankreich, was Deutschland zu den gemeinsamen abendländischen Kulturgütern an Eigenem beigetragen haben. Unterschätzung des französischen Anteils kann uns wahrlich nicht vorgeworfen werden, und es kann uns nur zur Genugtuung gereichen, daß das berüchtigte Werk von L. Reynaud kein deutsches Gegenstück hat.

In fesselnder Darstellung zeigt Pl., wie die 'Solidarität' durch den 'nationalen Individualismus' (Philipp der Schöne) zerstört und die französisch-deutsche Zerspaltung immer weitere Fortschritte macht, obwohl 'der Strom der geistigen Verbundenheit im einzelnen nie versiegte' (S. 37).

Rückhaltlos kann man dem zustimmen, was Pl. feinsinnig als französische und deutsche Wesensart erkennt und in den Begriffen 'Freiheit und Kraft' zusammenfaßt (S. 42 ff.). Man wird auch freudig auf seine Schlußfrage: 'Gäbe nicht ihre Zusammenarbeit einen wunderbaren Ertrag?'

Digitized by Google

mit 'Ja' antworten. Ebenso stimmen wir zu, 'daß diese Zusammenarbeit um so notwendiger ist, als jede, die französische und die deutsche Art, ihre Kehrseite, ihre Schwäche hat, irgendwie bedroht ist und durch die andere gestützt und ergänzt werden kann'. Wir wollen nun auch auf die Zustimmung von maßgeblicher französischer Seite warten. Aus beiderseitiger ehrlicher Überzeugung in diesem Sinne mag dann wohl auch gemeinsames Handeln zum Besten der beiden Völker erhofft werden.

So trefflich die Seiten sind, die 'die deutsche Reaktion gegen Frankreich' durch Fichte in erster Linie, durch W. v. Humboldt, Schiller, A. W. Schlegel darstellen, so hat man doch die bedauernde Empfindung, daß etwas zu einseitig die Zerreißung der abendländischen Solidarität durch Deutschland betont wird. Wohl wird gelegentlich des 'Dämon Napoleon', der Zeitgebundenheit jener Männer gedacht, die in bitterster nationaler Not Tröster und Wiedererwecker ihres Volkes sein wollten und wurden, aber bei Pl. verschiebt sich das Gewicht von Ursache und Wirkung ganz zuungunsten der letzteren, wie sich auch bei der Erwähnung der Verwüstung der Pfalz das Gewicht zu unseren Ungunsten verschiebt, weil Pl. gegenüberstellt einerseits, daß diese Barbarei 'selbst von Franzosen als "entsetzlich" und "ungerecht" bezeichnet' wird und andererseits daran die Bemerkung schließt: 'Dort heißen Hunde heute noch oft Mélac, wie der damalige französische General.' Wer hat also danach eigentlich noch Schuld an der Störung des abendländischen Solidaritätsgefühls?

So ist das Buch von Platz gewissermaßen ein Gegenpol zu den Fichteschen Reden. Fichte blickt mit dem Herzen nach innen, Platz mit dem Verstand nach außen. Aber man hat öfters das Gefühl, als ob Pl. für sich und andere die Gefahr oder wenigstens den Vorwurf einer Entwurzelung fürchtet. Er spricht z. B. S. 121 davon, daß der Neuphilologe als ein 'vielleicht schon Jahrzehnte etwa in der französischen Kultur- und Geisteswelt Beheimateter' den Beruf hat, 'das Geistig-Gemeinsame anzuerkennen und in Ergriffenheit hochzuheben über das schwelende Feuer des Hasses und des hoffnungslosen Unverstandes'. Er fährt fort: 'Nicht im Raum und nicht im Blut ist unsere letzte Heimat —' Da hält er inne und setzt hinzu: 'so sehr diese als nährende Wirklichkeit bejaht und geschützt werden müssen.' Damit salviert er seine deutsche Seele und hebt hier, wie nicht selten sonst, durch den Nachsatz eigentlich den Vordersatz auf.

Fesselnd und wertvoll ist auch das Kapitel, in dem Pl. den Einfluß Nietzsches auf die Vorkriegsgeneration schildert (S. 87 ff.). Nietzsche wurde für die Geistigkeit der damaligen französischen Jugend zum Sauerteig. Die Nationalisten Frankreichs entnahmen ihm die stärksten Argumente für die Aufrüttelung und Stählung ihrer Volksgenossen in einer Zeit 'allgemeiner Empfindungsduselei'. Sein Geist durchweht das Programm der Action française.

Welche natürlichen logischen Schlußfolgerungen ergeben sich nun aus diesem Nachweis? Pl. sagt selbst S. 106: 'Er (Nietzsche) hat durch seine Kritik des deutschen Menschen und der deutschen Kultur den angehenden Nationalisten einen Teil der Waffen zur Schmähung und Verächtlichmachung geliefert.' Es fehlt in diesem Zusammenhang, was Pl. S. 88 erwähnt, daß die sonst alle fremden Einflüsse eifersüchtig abwehrenden Nationalisten ihre Vorliebe für 'den an französischen Vorbildern geschulten' Nietzsche 'durch seine Angriffe auf deutsche Art und seine Lobsprüche auf französischen Stil' zu rechtfertigen suchen.

Also könnte man im Hinblick auf die schnell zur Katastrophe von 1914 führende Entwicklung schließen: 'Nietzsche hat uns sehr geschadet.' Natürlich hat Nietzsche in sachlicher Unvoreingenommenheit an die Möglichkeit einer solchen tragischen Wirkung nicht gedacht.

Eine andere naheliegende Schlußfolgerung wäre die, daß die Geschichte

Digitized by Google

des Einflusses Nietzsches wiederum zeigt, wie die französische Intelligenz fremdes Geistesgut eigentlich nur dann aufzunehmen gewillt ist, wenn sie darin irgendwie eigenes Besitztum zu spüren vermag, und daß es dann einem sofortigen Assimilationsprozeß unterworfen wird, der es, wie alles Heimische, Bodenständige, den fest abgesteckten Zielen Frankreichs dienstbar macht.

Drittens könnte man auch in diesem Falle wieder mit schmerzlichem Bedauern feststellen, daß der Austausch von Kulturgütern, gegenseitiges Geben und Nehmen die Völker nicht eint und vor vernichtendem Zusammenprall schützt, wenn andere brutale Realitäten immer wieder schwer oder kaum überbrückbare Klüfte zwischen ihnen aufreißen.

Solche Schlußfolgerungen zieht Pl. nicht. Die seine kleidet er in die Frage: 'Beweist dieser umgehende Fichte- und Nietzschegeist nicht (negativ) die solidarische Verbundenheit Deutschlands und Frankreichs?' (S. 111.)

Manchen Leser dürfte eine solche (negative) Beweisführung überraschen, und um einem ungerechten Urteil vorzubeugen, möchte ich noch einmal betonen, daß aus der Schrift von Platz ein ergreifender sittlicher Ernst, ein achtunggebietendes Verantwortungsgefühl und ein verlockender Zukunftsglaube spricht, von dem man sich gern hinreißen lassen möchte. Pl. möchte gegenüber den 'starken Gegensätzen' die Einheit des Abendlandes durch 'die starken Gemeinsamkeiten' sichern.

Diese herauszuheben ist eine der wichtigsten Aufgaben, die Pl. der Schule zuweist. Was er sonst in den letzten Abschnitten des Buches über die 'neue solidarisch kulturkundliche Besinnung', über 'die Stellung des Neusprachlers in der geistigen Physiognomie der Zeit', über seine notwendige Abkehr von dem 'romantischen Individualismus' und einem immer nur auf das Gegensätzliche hinzielenden 'Germanismus', von der neu zu verkündenden Losung: 'Solidarität, nicht Polarität' u. a. m. sagt, ist alles ungemein beachtlich, und jeder Neusprachler sollte es lesen und in seinem Herzen bewegen.

Mit Pl. soll der deutsche Neuphilologe 'die ganze Wirklichkeit, wie sie ist, ins Auge fassen: die sachliche und die persönliche, die nationale und die universale, die zeitliche und die ewige, in ihr die durchgehenden Linien und verbindenden Werte zu erkennen, die die Menschen zu solidarischem Dienst und ehrfurchtsvoller Schätzung verpflichtet' (S. 122). Gewiß eine edle und schöne Aufgabe. Aber trifft es wirklich zu, wenn Pl. daran die Bemerkung knüpft: 'Es ist seltsam, daß bis jetzt noch kaum jemand auf den Gedanken gekommen ist, den faktisch bestehenden französisch-deutschen Kulturzusammenhang auf diese verbindenden Ideen und solidarischen Elemente zu untersuchen und demgemäß die französische Kulturkunde aufzubauen?'

Ist nicht, von dem später aufgetauchten Schlagwort abgesehen, der wertvollste Teil der Lebensarbeit eines Morf, um nur einen zu nennen, diesem Ziele gewidmet gewesen? Pl. führt ja auch selbst S. 141 aus der Geschichte der französischen Literatur von Suchier, Birch-Hirschfeld die schöne Ausdeutung der Straßburger Eide an: 'Ist es nicht, als hätte die Vorsehung diese feierlichen Eidschwüre absichtlich an die Spitze der politischen und literarischen Entwicklung stellen wollen, eine Mahnung, diesen durch die Bande der Abstammung, Bildung und Sitte eng verbundenen Völkern, denen von ihrem eigenen Interesse ebensosehr wie von den höchsten Kulturinteressen der Menschheit ein treues Zusammenstehen geboten ist?' Dies schrieb 1900, also vor einem Menschenalter, gutgläubig und zukunftsfreudig der Hallenser Romanist, der nach seinem Namen, seiner Abstammung, seinem Amt, seinem Wirken und seinem Lebenswerk selbst eine Verwirklichung des 'abendländischen Solidaritätsbewußtseins' bedeutet.

Und solcher Männer gab es nicht wenige in Deutschland, und solcher

Digitized by Google

Geist war der deutschen Neuphilologenschaft zum mindesten nicht fremd. Trotzdem brach über uns, die z. T., wie der Schreiber dieser Zeilen, bei alten, seitdem für ihn verschollenen Freunden auf französischem Boden weilten, 1914 herein, und solange die Menschheit sich nicht aus lauter Hl. Franziskussen zusammensetzt, wird uns keine 'solidaristisch kulturkundliche Besinnung' ins Freie führen.

Daher möchte ich zum Schluß sagen: Platz hat uns mit dem besprochenen Werk ein edles Buch geschenkt, das ihm als Menschen und Deutschen alle Ehre macht, aber im Banne des auf uns wuchtenden Schicksals wäre es hoffnungsreicher und freudiger zu begrüßen, wenn dieses Buch — dann vor jedem niedrigen Argwohn und jeder unedlen Mißdeutung geschützt! — von einem maßgebenden Franzosen als Ausdruck maßgebender französischer Kreise geschrieben wäre.

Und dann müßte auf solche neue Gesinnung auch nur noch die Tat folgen!

Berlin-Steglitz. Max Kuttner †.

J. Saroïhandy, La Pastorale de Roland. Texte basque établi à l'aide de plusieurs manuscrits. Avant-propos, traduction française, commentaire. Bayonne, Imprimerie du Courrier, 1927. Zu beziehen durch den Verfasser, 102 avenue des Ternes, Paris. 140 S.

Unter den Landschaften Frankreichs, die noch kräftige Spuren jenes volkstümlichen Theaters bewahrt haben, das als Erbe des französischen Mittelalters eine so große Rolle im 16.—18. Jahrh. gespielt hat, steht die baskische Landschaft Soule (Hauptort Tardets) zweifellos an der Spitze. Diese Volksdramen, gemeinhin 'pastorales' genannt, werden noch heute an den Dorffesten auf den weiten Marktplätzen unter reger Beteiligung der ganzen Bevölkerung zur Aufführung gebracht. Was uns diese Stücke so interessant macht, ist die Tatsache, daß hier allen modernen Strömungen zum Trotz die Stoffe der altfranzösischen Heldenepen bis heute lebendig geblieben sind. Auf den rohen Brettern dieser Volksbühne erscheinen da Karl der Große und Roland, Marsilius und Ganelon, Olivier, Naimes und all die bekannten Recken aus den alten Epenzyklen.

Nachdem schon Georges Hérelle[1] vor einigen Jahren eine Analyse der baskischen Volksstücke gegeben hatte, ist es nunmehr das Verdienst von J. Saroïhandy, der sich bereits durch seine inhaltreichen Studien über die aragonesischen Gebirgsmundarten ausgezeichnet hat, auf ein Drama aufmerksam gemacht zu haben, das in erster Linie das Interesse der Romanisten verdient.

Wie der Oxforder Roland ist auch das baskische Rolanddrama in langen assonierenden Versen geschrieben. Es sind im ganzen 1200 Verse. Was inhaltlich dem Drama eine besondere Note gibt, ist das stark aufgetragene komische Element, das durch die Rollen des Riesen Ferragut und der verschiedenen Teufel und Teufelsknechte repräsentiert wird. Der Geist des Dramas ist vielfach recht naiv. Auch fehlt es nicht an realistischem Einschlag. Der Inhalt des Dramas deckt sich in wesentlichen Punkten mit der bekannten Version der Turpinschen Chronik, die über die Kompilationen von Vincent de Beauvais ('Miroir historial' 13. Jahrh.) und Jean Bagnyon (15. s.) bis zu den 'Conquêtes du grand roi Charlemagne' der Bibliothèque bleue

[1] Georges Hérelle, Catalogue sommaire de toutes les pastorales basques connues à ce jour. (Bull. philol. et histor. publ. par le Comité des travaux ihstoriques et scientifiques. Paris 1922.)

Digitized by Google

stets in der Gunst des lesehungrigen Volkes geblieben ist. Aber nicht diese französischen Versionen bilden, wie S. überzeugend nachweist, die Grundlage zu dem baskischen Drama, sondern die spanische *Historia de Carlomagno*, die 1528 von Nicolas de Piamonte mit leichten Abänderungen aus dem Französischen übersetzt wurde. Wahrscheinlich ist bald darauf auch der Text des baskischen Volksdramas entworfen worden, dessen Aufführungen sich allerdings nur bis zum Jahre 1796 zurückverfolgen lassen.

Der sprachliche Kommentar, den S. im Anschluß an den Text gibt, ist natürlich in erster Linie für den Baskologen von Interesse, doch enthält er nicht selten wertvolle Gesichtspunkte, die auch auf die baskisch-romanischen Sprachbeziehungen neues Licht werfen. Es sei hier nur auf die Erklärung (S. 107 f.) hingewiesen, die S. für die mit der ganzen westromanischen Entwicklung im Widerspruch stehende Erhaltung der intervokalischen Verschlußlaute gibt, wie sie im Hocharagonesischen (*kapéθa* 'Kopf', *lúpo* 'Wolf', *jíto* 'gegangen') und in einem Teil des Bearnesischen (*apéla* 'Biene', *eskúpa* 'Besen', *natá* 'schwimmen') vorliegt. Saroïhandy sieht den Grund dafür in jener aspirierten Aussprache der Verschlußlaute, die noch heute für große Gebiete des Baskischen charakteristisch ist (*beqhatu*<peccatum, *bipher*<piper), und die gewiß einmal auch im Provinziallatein der romanisierten iberisch-aquitanischen Grenzvölker bestanden haben mag.

Tübingen. Gerhard Rohlfs.

Harri Meier, Beiträge zur sprachlichen Gliederung der Pyrenäenhalbinsel und ihrer historischen Begründung. (Hamburger Studien zu Volkstum und Kultur der Romanen.) Hamburg, Friedrichsen, de Gruyter & Co., 1930. XII, 120 S. 8°.

Gestützt auf die nachgerade recht zahlreichen Einzeluntersuchungen über die heutigen spanischen Mundarten und natürlich auf Menéndez Pidals Orígenes versucht der Verf., die historische Sprachgeschichte der Iberischen Halbinsel darzustellen. Er verfügt dabei über sichere Kenntnisse sowohl auf dem sprachlichen Gebiet wie auf dem historischen, und nicht weniger wohltuend wirkt die hoffnungsvolle Zuversicht auf die Sicherheit der gewonnenen Ergebnisse, ohne daß sie sich mit aufdringlicher Hervorhebung der eigenen Persönlichkeit verbände. Das bedächtige Alter wird ja nicht überall mitfolgen können, auch liegt es in der Natur der Sache, daß ein über die Iberische Halbinsel hinausgehender Blick mehrfach zu anderer Anschauung führen muß.

Der erste, sprachliche Teil behandelt die Diphthongierung von *ę* und *ǫ*, die Diphthonge *ai, au, oi*, die Auslautvokale, *pl-, kl-, fl-*; *-kl-, -li-*; Verschiedenes. Stets wird die räumliche und zeitliche Umgrenzung, die allmähliche Ausbreitung und die verschiedenen Zwischenstufen angegeben, zumeist mit guter phonetischer Grundlage. So ist zweifellos richtig, daß *ua* nicht die Vorstufe von *ue* ist, sondern daß es sich um zwei verschiedene Weiterentwicklungen von *uo* handelt, daß man ferner nicht von Anfang an *ié, ué* gesprochen hat, oder *íe, úe*, sondern daß von einem *i͡e, u͡e* auszugehen ist, eine Auffassung, in der mich gerade der Gegensatz zwischen it. oder frz. *ie* und sp. *ie* bestärkt hat. Auch daß *uo* zu *ue* einfach Dissimilation ist, halte ich für richtig, zweifle aber, ob ein *uö* als Zwischenstufe anzusetzen ist, wie der Verf. meint. Das Wesen der Dissimilation besteht gerade darin, daß ein von dem ursprünglichen entfernter, nicht ein Übergangslaut artikuliert wird. Die Bemerkung, daß Goidanich in dem *uö, ue* keltischen Einfluß sieht, wäre besser unterblieben. Einigermaßen sicher ist, daß in Frankreich und Norditalien dem Wandel von *u* zu *ü*, ob er nun keltisch sei oder nicht, der von *uo* zu *ö* parallel geht, woraus Goidanich nun den Schluß zieht,

Digitized by Google

daß erstens die Vorstufe dieses *ö* ein *ue* sei, zweitens, daß das span. *ue* in irgendeinem Zusammenhang stehe mit dem *ü* gewisser portugiesischer Mundarten. Wichtiger ist die Frage, wie sich die Entwicklung von *ę*, *ǫ* vor *y* gestalte. Der Verf. schließt sich Menéndez Pidal an, der ja allerdings festgestellt hat, daß *uey* in Südspanien, Neukastilien und im Norden bis Leon-Asturien üblich war, daß also *noche, ocho* usw. spezifisch kastilianisch sind. Das läßt sich nicht in Abrede stellen, es fragt sich nur, was für Schlüsse daraus zu ziehen seien. Da möchte ich zunächst darauf hinweisen, daß entsprechende auf *iei* hinweisende Formen nicht nachgewiesen sind, denn der Wandel von *iello* zu *illo* ist ja ganz anders geartet, zweitens, daß auf diesem ganzen Gebiete doch eben jedes gedeckte *o* zu *ue* wird, also ein *nueit*, ein *huoy* einem *cuerpo, cuorpo* vollständig entspricht, wogegen ein katal. *huyt* aus *octo* ein *cos* aus *corpus* neben sich hat. Hierin liegt das Problem. Mit andern Worten, man kann nicht einfach auf der Karte die Verbreitung von *ueit* feststellen, sondern man muß untersuchen, wie in den verschiedenen Gegenden dieses *ueit* in den Gesamtcharakter hineinpaßt. Daß aus derselben Grundlage an verschiedenen Orten auf ganz verschiedene Weise dasselbe Ergebnis erscheint, ist eine Tatsache, für die des öfteren Beispiele gebracht worden sind, so daß selbst bei örtlicher Berührung doch der Entwicklungsgang nicht derselbe gewesen sein muß. Der Verf. selber sagt, und natürlich mit vollem Recht, daß zwischen dem *e* in sp. *hecho* und dem in kat. *fet* kein Zusammenhang besteht (S. 27). Eine Stütze für meine Auffassung finde ich in dem Gegensatz von *cuero* : *cuyr*. Der Verf. meint, 'während die römische Provinz Galizien *oi* bewahrte, entwickelte die Tarraconensis *ui*, dieses schloß sich in Kastilien dem aus *ǫ* entstandenen *ue* an' oder aber 'Katalonien, (Aragón) und ein Teil Leons, Asturiens diphthongieren im Zusammenhang mit best. Gegenden Südspaniens; *uei* entwickelte sich zu *ui* in Katalonien, in Westspanien zu *ei* und *ue*, in Altkastilien zu *ue*' (S. 33). Betrachten wir die Sache im Zusammenhang mit der Geschichte von *ǫ*, so wird die Entscheidung zwischen den zwei Möglichkeiten gegeben werden können. Stellen wir zunächst fest, daß für *ui* im Kastil. jeder Anhaltspunkt fehlt, belegt ist von Anfang an kastil. *ue*, katal. *ui*, in Westastur. *oi*, in Ostastur. *ori*, Sanabr. *oiru*. Nehmen wir einmal das Natürliche an, daß *oriu* zu *-uoiru, ueriu* geworden sei, dann zu *uoiru, ueiru*, so würde dem Wandel von *ariu* über *eiru* zu *ero* genau *uero* entsprechen. Tritt aber die Attraktion des *-i-* auf der Stufe *uo* ein, also *-uoiro*, so fand Vereinfachung des Triphthongen zu *oi* statt. Noch muß bemerkt werden, daß das Span. keinen Unterschied macht zwischen *ǫriu* und *ǫriu*, d. h. auch in letzterem Falle ist zunächst *oiru* entstanden, das nun auf dem *ue*-Gebiet sich dem *ue* anschloß. Das Katal. dagegen trennt *cuyr* von *-dor, -dora*, geht darin also wieder mit dem Provenzalischen.

Widerspruch erregt die Darstellung der *l*-Verbindungen. Verf. bestreitet das Recht, auf *llama* < f l a m m a gestützt anzunehmen, daß *fl-* zu *ll-* werde. Die Entwicklung sei zwar angebahnt gewesen, aber von hier aus verallgemeinern hieße die Tatsachen außer acht lassen. Namentlich *flor* zeige nirgends etwas von gelehrter Entwicklung. Dazu ist zu sagen, daß *chor* 'Olivenblüte' in pg. Mundarten weit verbreitet ist, daß *Flavius* nicht nur im portg. *Chaves*, sondern auch in *Llaves* (Santander) die zu erwartende Form zeigt. Was *lacio* < *flaccidus, Laciana* < *Flacciana, Laino* aus *Flaginu* betrifft, so liegt nicht *fl* zu *hl* vor, was gegenüber der Bewahrung von *fr* wenig verständlich wäre, sondern Dissimilation wie in dem dialektischen *lubia*, das der Verf. S. 62 Anm. selber ganz richtig so erklärt. *Flecha* ist natürlich ein Gallizismus, *flor*, älter *frol*, ist von der provenzalischen Dichter- und Hofsprache aus in weiteste Kreise gedrungen, was nicht weiter überrascht, wenn man sich klar macht, wie wenig solche unbestimmte Kollektivausdrücke in der Volks- und Bauernsprache beliebt sind, wenn sie nicht

Digitized by Google

eine ganz bestimmte Blüte bezeichnen, wie eben pg. *chor* oder afrz. *fleur*. Außerdem, wenn *fl-* wirklich neben *ll* bestanden hätte, warum zeigt denn die alte Sprache und zum Teil heute noch Mundarten *fr* in diesen Fremdwörtern? Lehrt uns das nicht eindringlich wie in Italien, daß *fl* eine ungewohnte Verbindung war? Des Verfassers eigene Ansicht ist mir übrigens nicht ganz klar. Wenn *fl* auf dem Wege zu *ll* war, warum ist es denn plötzlich stehengeblieben? Endlich darf eins nicht übersehen werden. Wir können beobachten, daß die Labialen von *l* schwerer umgestaltet werden als die Velaren, sind doch *fl, pl, bl* in den Abruzzen und in Rumänien geblieben, anderswo erst etwas später gefolgt, aber wir sehen nirgends, daß *fl-* andere Wege ginge, richtiger gesagt widerstandsfähiger wäre als *pl*. — Was *-kl-* zu *-l'-* betrifft, so schreibt der Verf., es sei gemeinromanisch, und behandelt daher nur die Weiterentwicklung zu *ǧ*. Das ist nicht ganz richtig, denn das Italienische, das Rätoromanische, das Dalmatinische und das Rumänische kennen diesen Wandel nicht. Die Weiterentwicklung von *ǧ* zu dem heutigen *j* ist räumlich und zeitlich recht schön dargestellt, der Anfang, da er für das ganze Gebiet gleichmäßig ist, aber nur mit der Bemerkung abgetan: der Übergang von *l'* zu *ǧ* sei ein direkter, nicht über *y*, wie ich angenommen habe und wie auch Krüger lehrt. Aber die Bildung eines *l'* ist von der eines *ǧ* so weit verschieden, daß an einen unmittelbaren Übergang nicht zu denken ist. Zudem lehrt uns die Beobachtung, daß *l'* bald früher, bald später überall zu *y* wird, der 'yeismo' ist heute in Spanien und in Spanisch-Amerika ungemein verbreitet, man kann aber namentlich im Affekt in Andalusien neben gewöhnlichem *y* auch schon ein *ǧ* hören.

Unter den anderen Erscheinungen wird *-mb-* zu *m*, *-nd-* zu *n* behandelt. Verf. steht vollständig auf dem Standpunkt von Menéndez Pidal: 'Die Entwicklung ist mit den mittel- und süditalienischen Siedlern im Norden der Halbinsel nach Westen gedrungen.' Ich möchte dazu folgendes bemerken. Zunächst, warum ist *-m-* so weit nach dem Westen gedrungen, wogegen die Beispiele von *-n-* außerhalb Kataloniens heute ganz fehlen (denn daß *Munébrega* auf ein **Mundobriga* zurückgehe, ist bloß Vermutung) und im Mittelalter so selten begegnen, daß sie eine individuelle Erklärung verlangen? Dann darf man nicht übersehen, daß der Wandel *-mb-* zu *m* im Oskischen keineswegs gesichert ist, vgl. v. Planta 1, 423, so daß diejenigen, die das südital. *-nn-* aus *-nd-* mit dem oskischen verbinden wollen, den heutigen Zustand im nördlichen Kalabrien, wo vereinzelt *-mb-* neben *-nn-* steht, sogar als den ursprünglichsten betrachten können[1]. Weiter habe ich das andere, auch von anderen angeführte Bedenken, daß die Araber noch *Gerunda* hörten und damit zusammenhängend das weitere, daß also ein oskisierendes *rotunnus* mit einem anderen *-nn-* gesprochen worden wäre als das lat. *-nn-* in *annus*, denn bekanntlich wird nur dieses zu *ñ*, während jenes bleibt. Allerdings meint Menéndez Pidal S. 583 der zweiten Auflage: 'esto se explica fácilmente por la distinta época en que ambos grupos se desarrollan.' D. h. zur Zeit, da in der Tarraconensis neben römischen *rotundus* und *annus* sprechenden lateinischen Kolonisten, die doch zweifellos die große Mehrzahl bildeten, da die spätere Sprache doch sonst nur rein lateinische Züge zeigt, gab es die Osker, die in *rotunnus* ein anderes *-nn-* sprachen, und die sich romanisierenden Vorrömer machten ebenfalls den Unterschied. War das oskische *-nn-* in *annus* anders?

Dafür, daß lat. *-nn-* schon damals *-ñ-* gelautet hätte, fehlt jeder Anhaltspunkt, dafür daß das Oskische altes *-nn-* anders artikuliert habe als das aus *-nd-* entstandene, ebenfalls. Aber ich habe noch andere Einwände. Ich habe zwar selber mit der Möglichkeit gerechnet, daß der katalanische ON. *Alf*

[1] Vgl. dazu jetzt Rohlfs, Vorlateinische Einflüsse in den Mundarten des heutigen Italiens? Germ.-Rom. Monatsschr. 1931, 37ff. [Anm. des Herausg.]

Digitized by Google

mit *Alp* identisch sei und lat. *albus* entspreche, aber gleichzeitig bemerkt, daß *alf-* nicht oskisch sein kann, sondern umbrisch oder etruskisch. Für die *-nn-*Frage bliebe sich das gleich, aber es fehlt die historische Stütze, die Menéndez Pidal glaubt für die Osker geben zu können. Dazu kommt, daß die beiden Orte in der Schenkungsurkunde von Urgell *Alfi, Albi* geschrieben werden, *-i* ist aber iberischer Ausgang. Vgl. BDC. 11, 24[1]. Wenn ferner, wie Meier sagt, 'Tausende von oskischen Bauern (!)' in der Tarraconensis gelebt hätten, müßte man denn nicht noch andere Spuren finden, etwa im Wortschatz oder in den Ortsnamen?

Weiter werden noch besprochen *-dg-* zu *-lg-*, *f-*, *l-*, *-kt-*, *-lt-*. Ich gehe darauf nicht ein, nur meine Zweifel möchte ich zu der Annahme, daß *f-* auch vor *ye* geblieben sei, ausdrücken. Der Verf. erwähnt *hierro*, das aus Gegenden stammen soll, die auch vor *ue h* zeigen, stellt daneben *fiebre, fiel, fiero*. Aber er hätte auch *hiel* FEL, *hienda* FEMITA, *enhiesto* INFESTUS, *hieltro* FELTRUM nennen sollen. Da außerdem neben *fibre* auch *hiebre* angegeben wird, so fällt die Wage doch zugunsten der alten Auffassung. Daß in einem Lande, in dem Latinisierungen wie *alto* sich durchsetzen, das *febris* der Ärzte das eigentliche *hiebre* verdrängt, kann nicht wundernehmen. Was *fiel* aus *fidelis* betrifft, so ist das Wort doch auch sonst nicht regelmäßig, da nach *ver* VIDERE, *ser* SEDERE asp. **heel* zu erwarten wäre, so daß also *fiel* auch mit seinem *-i-* nicht Erbwort sein kann.

Der zweite Teil sucht nun die verschiedenen sprachlichen Entwicklungen historisch zu erklären. Der Verf. spricht zunächst von den Einflüssen vorrömischer Idiome. Was er ausführt, läßt erkennen, daß er daran glaubt und nicht glaubt, d. h. er anerkennt die Berechtigung der Einwände, sucht sie dann aber nach Menéndez Pidals[2] Vorgang damit abzuschwächen, daß er annimmt, auch in den Gegenden, aus denen wir eine alte, reiche Literatur besitzen, könne in den unteren Schichten eine andere Sprachform existiert haben, die dann erst viel später literarisch erfaßt werde. Damit kann man natürlich alles erklären; ob aber beweisen? Verschiedenheit zwischen der Sprache von Oberschicht und Unterschicht auch in der Lautgebung hat es zu allen Zeiten gegeben, aber nicht zu allen Zeiten gleich stark. Willkürlich ist auch der Satz: 'Ein Teil der Spracherscheinungen auf der Iberischen Halbinsel ist auf das Konto alter dialektischer Neigungen des Lateinischen zu buchen, indem diese Spracherscheinungen, die in der Muttersprache unterdrückt wurden, als der korrigierende Einfluß aus der Heimat des Reichsidioms fehlte, wieder auflebten und an verschiedenen Orten zugleich Wurzel schlugen' (S. 86). Was wir von solchen Verschiedenheiten wissen, ist blutwenig, eigentlich nur der Wandel von *au* zu *o*. Nun ist, was wohl nie bestritten worden ist und den Tatsachen gegenüber nicht bestritten werden kann, das *au* die Grundlage auch in den Provinzen. Soll später die alte dialektische Neigung *au* zu *o* in Nordfrankreich erst nach der Palatalisierung des *k* vor *a*, in Spanien, Norditalien erst nach der Lenisierung eingetreten sein? Es heißt dann weiter: 'Die sprachliche Gliederung in das Katalanische, Navarrisch-Aragonesische, Kantabrisch-Kastilische, Galizische und Portugiesische, Andalusisch-Neukastilische, Übereinstimmungen und Abweichungen zwischen Katalanisch und Provenzalisch, einige Parallelentwicklungen des Kastilischen mit dem Gaskognischen, gewisse gemeinsame Erscheinungen des Katalanischen und Portugiesischen (Auslautvokale etc.) und die Differenzen

[1] Das mit großem Vorbehalt als möglicherweise umbrisch erklärte sp. *trillar* (a. a. O. 25, 1) erledigt sich nach den Ausführungen von Brüch, Volkstum und Kultur der Romanen III. 80.

[2] 'Creo en el iberismo de lat. *f-* > *-h*', schreibt Menéndez Pidal: also ein Glaubenssatz, ein Dogma. Darüber kann man und darf man mit ihm nicht rechten, der Glaube setzt da ein, wo der Beweis nicht mehr ausreicht.

Digitized by Google

zwischen Portugal und Galizien erfahren durch die ethnologischen Grundlagen wenn nicht ihre Erklärung, so doch eine historische Parallele.' Diese Grundlagen sind: in Nordspanien (Kantabrien und Asturien) und Galizien ist das ligurische[1] Element stärker und länger als irgendwo anders erhalten geblieben. Galizien und Portugal waren das Kerngebiet der Kelten und blieben der Herd keltischer Sprache und Kultur bis zur Romanisierung des Landes. Das Portugal südlich des Minho wird im 3. Jahrhundert und in der Folgezeit stärker als alle anderen Gegenden iberisiert.' Es ist zu bedauern, daß der Verf. sich so kurz ausdrückt, es dem Leser überläßt, aus seiner Kenntnis der betreffenden Mundarten die Beweise zu schöpfen. Mir persönlich ist es völlig unfaßbar, daß die nicht allzu großen Verschiedenheiten zwischen Galizisch und Portugiesisch sich durch stärkeren iberischen Einfluß auf das letztere erklären lassen sollen. Und ist es nicht ein Widerspruch, wenn der Verf. die Möglichkeit, daß das in Portugal erscheinende *ü* gallisch sei, erwähnt, wo es doch gerade in Galizien fehlt, und das mittlere Portugal 'stärker als irgendeine andere Gegend iberisiert wird'? Auch mit dem Satz von den Parallelen kann ich nicht viel anfangen. Vorher wird meine Auffassung von den ethnologischen Einflüssen angeführt, die aber mit Beeinflussung des Lautsystems nichts zu tun hat; aber auch darauf paßt nicht, was er da sagt. Endlich der Schluß: 'Wer den Einfluß der ethnischen Elemente (was heißt das?) der vorrömischen Zeit leugnet, beraubt sich des besten Mittels zu ihrer Erklärung.' Wenn wir der Auffassung sind, daß ein Erklärungsmittel falsch sei, dürfen wir es nicht anwenden, sondern müssen unsere Unfähigkeit zugeben in der Hoffnung, daß irgendein anderes besseres Mittel gefunden werde.

Es folgt dann die Romanisierung, regionale und soziale Differenzierung des Lateinischen, die Westgotenzeit, Araberinvasion und Reconquista, Kirchengeschichte, Staatsverwaltung, Wirtschaftsgeographie. Hier ist nun wenigstens das Tatsächliche besser bekannt, und der Versuch, mit diesen verschiedenen Entwicklungen die sprachlichen Verhältnisse in Einklang zu bringen, ist zum mindesten sehr anerkennenswert. Ob er gelungen ist? Und warum beschränkt er sich auf das Lautliche? Gewiß steht der Lautwandel am Anfang aller wesentlichen Veränderungen, aber davon unabhängig ist die Wortgeschichte ebenso wichtig, und nur die Vereinigung beider Entwicklungen kann zu wirklichen Ergebnissen führen. Natürlich läßt sich das alles nicht in einem Male machen. Nach meinem Empfinden hat der Verf. schon jetzt den Arm zu voll genommen, aber es ist ein guter Anfang, eine Skizze, die verdient, bis in die Einzelheiten ausgeführt zu werden, und die ihr Verdienst behält, auch wenn noch soviel geändert oder gestrichen werden müßte.

Bonn. W. Meyer-Lübke.

A. R. Nykl, A compendium of Aljamiado literature, containing: Rrekontamiento del Rrey Ališand°re (an aljamiado version of Alexander legend, with an introduction, study of the aragonese traits, notes and glossary), The history and classification of the Aljamiado literature. Extrait de la Revue hispanique, tome LXXVII. New York, Paris 1929. 208 S.

Durch Asíns Buch, La Escatología musulmana en la Divina Comedia, ist vor einer Reihe von Jahren die romanische Philologie nachdrücklich auf Dul-

[1] Der Verf. fußt hier wohl auf Schulten. Ich halte dessen Ligurertheorie für ganz verfehlt.

Digitized by Google

qarnein, den arabischen Alexander, hingewiesen worden. Nunmehr erscheinen gleichzeitig Ausgaben zweier erhaltener Alexander-Bücher, die der spanischen Literatur muselmanischer Prägung angehören, von Emilio García Gómez: Un texto árabe occidental de la leyenda de Alejandro según el ms. árabe XXVII de la Biblioteca de la Junta para ampliación de estudios ... Madrid, Instituto de Valencia de Don Juan 1929, und durch A. R. Nykl besorgt, der Rrekontamiento del Rrey Ališandere, ein sog. Aljamiado-Text der Gayangos-Sammlung in der Nationalbibliothek in Madrid. Die Revue hispanique, die das Verdienst hat, viele interessante und umfangreiche Publikationen gastlich zu beherbergen, in den allerletzten Jahren etwa Moldenhauers Ausgabe der Tercera parte de Guzmán de Alfarache oder M. H. Neumanns Cervantes in Frankreich, vermehrt durch die Wiedergabe des Rrekontamiento (zweite Hälfte des 16. Jh.s) unsere Kenntnis der Aljamiado-Literatur in dankenswerter Weise. Unglücklich ist der Titel und die äußere Anlage der N.schen Publikation. Es ist die Verknüpfung einer Textausgabe mit einem Überblick über die Aljamiado-Literatur. Dieser Abriß ist kurz (17 Seiten), aber nützlich. Er dient als Einleitung der Textausgabe, gibt zunächst knappe Angaben über die Eroberung Spaniens durch die Muselmanen und über die Reconquista, er erklärt, was die Mozárabes, was die Mudéjares und die Moriscos sind, worauf eine Aufzählung des sog. Aljamiado-Schrifttums, d. h. der spanischen, aber mit arabischen Schriftzeichen niedergeschriebenen Literatur, erfolgt. Sie wird eingeteilt in 1. Religious; 2. Poetry and Fiction; 3. Sciences, especially Medicine; 4. Folklore (Magic, Astrology, Dream books); 5. Private letters and business documents. Mit der Moriskenvertreibung (1609) ist die Zeit der Entstehung von Aljamiado-Texten zu Ende. 'Some traces of it remained in Tunisia and Algiers, among the exiles, but they are insignificant' (S. 28). Da Vf. seine Darlegungen als 'Kompendium' aufgefaßt wissen will, mag es hingehen, daß gewisse neuere Diskussionen über Sinn und Berechtigung der Moriskenvertreibung nicht herangezogen sind. Die gebotene bibliographische Überschau über die bisher gedruckten, weit zerstreuten Aljamiado-Texte ist trotz einzelner Angaben, die man neuerdings bei Hurtado y González Palencia, Historia de la literatura española, 2. Aufl. 1925, oder bei González Palencia, Historia de la literatura arábigo-española, Barcelona 1928, findet, von Wert, weil sie vollständiger ist.

Den Hauptteil der Veröffentlichung nimmt die Ausgabe des Rrekontamiento del Rrey Ališandere ein. In ihm steckt, methodisch erarbeitet, der wissenschaftlich wichtigste Ertrag. Und zwar weniger in den mehr summarisch behandelten Fragen der Quelle, des Datums und des unbekannten Autors, als in der Textedition selbst und in den anderen ihr entnommenen Tatsachen. Im Ms., das nicht das Original darstellt, finden sich aragonesische Züge. Lautlehre, Formenlehre, Syntax werden mit Anknüpfung an ältere arabistische und romanistische Arbeit dargestellt. Die angehängten Anmerkungen, die Erklärung der 'Arabic phrases', die im Text eingestreut vorkommen, das Verzeichnis der Eigennamen, das Glossar sind wertvolle und sorgfältige Beigaben. Für die Romanistik bedeutet die phonetische Umschrift der arabischen Lettern nach einem an Menéndez Pidals Transkriptionsweise sich weitgehend anschließenden System eine schätzenswerte Erleichterung.

Wir können nunmehr also in spanisch-aragonesischer Sprache eines Moriskenmundes die Historie des Welteroberers Alexander lesen, und zwar in jener sonderbaren orientalischen Umgestaltung, die aus dem Mazedonierfürsten einen Vorkämpfer des Islams macht. Gegenüber Robles, einem früheren Beurteiler, bemüht sich Nykl übrigens, den literarischen Wert des von ihm publizierten Textes etwas höher einzuschätzen.

Innsbruck. Werner Mulertt.

Digitized by Google

A Spanish Recognition Grammar by John C. Ransmeier, Assistant Professor of Romance Languages, The Junior Colleges, The University of Chicago. (The Univ. of Chicago Junior College Series. Spanish. Otto F. Bond, Editor.) Chicago Illinois, o. J. (1929). XXXIV, 250 S.

Diese spanische Elementargrammatik ist 'the outgrowth of nine years of study and experimentation in the problems of elementary instruction in Spanish' (S. XVII), und es will mir scheinen, als seien die ganze Anlage, die präzisen Formulierungen der phonetischen und grammatischen Grundlagen, die Heraushebung des wichtigsten Wortschatzes und der elementaren syntaktischen Tatsachen so glücklich, daß die Vertreter des praktischen Sprachunterrichts auch außerhalb Amerikas und Englands von dem Büchlein Kenntnis nehmen sollten. Diese 'Grammatik' ist zugleich ein 'Übungsbuch', indem jedem 'Unit' Übungssätze beigefügt sind. Der Verlauf jeder Lektion ist, daß nach dem neu vorgetragenen Lehrstoff so gut wie regelmäßig 'Questions on this unit' folgen, und — gleichfalls so gut wie regelmäßig — als Abschluß ein Abschnitt 'Recognition exercise and sentence drill' hinzugestellt ist. Und diese 'recognition' begegnet auch im Titel des Buches: sie ist der 'reproduction' entgegengestellt. Nicht dieser, der praktischen Sprach**beherrschung**, der Sprach**verwendung**, will das Lehrbuch Ransmeiers dienen, sondern es will dazu führen, die spanische Sprache schnell **lesen** zu lernen. Aus den Vorreden erfährt man, daß das 'Modern Language Department in the junior colleges' die Erreichung einer schnellen Lesefähigkeit als Ziel aufgestellt hat und daß ihm R.s Grammatik dienen soll. Wen neusprachliche Erfahrungen Nordamerikas interessieren, der findet darüber in Authors Preface, S. XI bis XVIII manches Bemerkenswerte.

Innsbruck. **Werner Mulertt.**

Digitized by Google

Bibliographie.

Neuere Sprachen.

Die Neueren Sprachen, hrsg. v. W. Küchler u. Th. Zeiger. 38. 3. [E. Lommatzsch, Zur Ausbildung der Neuphilologen an der Universität. — R. Münch, Französische Arbeitsstunde in OI. — W. Küchler, Kritische Gänge II. — E. Weltzien, Führen oder Wachsenlassen. — E. Pfisterer, Die Beziehungen zwischen Schreibung und Aussprache im Englischen. — H. M. Schultze, Meine Studienreise nach England. — M. Rumler, My third Stay in England. — Besprechungen]. 38. 4 [H. Petriconi, Über die Idee des goldenen Zeitalters als Ursprung der Schäferdichtungen Sannazaros und Tassos. — R. Münch, J. J. Rousseau. Um seinen Tod. — W. Maier, Englische Lektüre in Oberklassen. — Chr. Sénéchal, Chronique des Lettres françaises. — P. Hartig, Schönbrunns 'Weckung der Jugend' und der Neuphilologe. — Th. Zeiger, Zum Arbeitsunterricht in den neueren Sprachen. — F. Meese, Französisch oder Englisch als erste neuere Fremdsprache. — W. Müller, Warum Französisch allgemein erste Anfangssprache an allen Realanstalten sein sollte. — H. Göttling, Die neugegründete 'Deutsche Akademisch-Pädagogische Vermittlungsstelle in Frankreich'. — Max Walters Abschied vom Lehramt. — Besprechungen]. 38. 5 [A. Krüper, Die Lage des neusprachlichen Unterrichts an den Realanstalten. — W. Maier, Englische Lektüre in Oberklassen II. — Th. Zeiger, XXII. Neuphilologentag in Breslau. — R. Pfeiffer, Verwendung von Volksliedern im franz. Unterricht. — J. F. Pastor, La Generación del '98': Su concepto del Estilo. — H. Reisiger u. H. Hamann, Zur deutschen Übersetzung von 'Journey's End'. — Besprechungen]. 38. 6 [G. Lote, Deux acteurs romantiques. — W. Maier, Englische Lektüre in Oberklassen III. — K. Graef, Kulturkunde und kulturkundliches Lesebuch. — P. R. Sanftleben, Grundsätzliche Bemerkungen über kulturkundliche Lesebücher und Lesehefte. — F. Oeckel, Kulturkundliche Bedeutung der Übersetzungsliteratur. — W. Meyer, Zum Thema 'Reifeprüfungsarbeit'. — S. Schwarz, Wer soll entscheiden? (Zur Frage der ersten neueren Fremdsprache.) — Besprechungen. — Zeitschriftenschau]. 38. 7. [E. Richter, Entwicklung der Phonologie. — K. Ehrke, Grammatik im neusprachlichen Schulunterricht. — E. Zellmer, Probleme des Grammatikunterrichts in den neueren Fremdsprachen. — H. Schmidt-Voigt, Ein Sachwörterbuch der Deutschkunde. — W. Meyer, Wie fördern wir die Sprachfertigkeit im Französischen? — E. Dieterich, Allgemein Englisch als Anfangssprache. — Besprechungen]. 38. 8 [L. Geyer, Methodische Behandlung der franz. Konjugation. — R. Müller, Vom engl. und franz. Schüleraufsatz. — B. Scherer, Welche Bedeutung hat Samuel Pepys' Diary für die Shakespeareforschung? — E. Riedel, Bemerkungen zu einigen Gedichten der Sammlung La France Poétique. — Besprechungen].

Romanisch[1].

Zeitschrift für romanische Philologie, hersg. v. A. Hilka, 50. 4 und 5 [W. Benary, 2. Teil des 'Auberi'. — K. Boger und F. Vogt, Die Sprache der Waldenserkolonien in Serres und Neuhengstett (Württemberg). — P. Skok, Zum Balkanlatein III. — Vermischtes: L. Spitzer, Zum französischen historischen Infinitiv. — A. Zauner, Zu den altgermanischen Bestandteilen im Rumänischen. — G. Piccoli, Vezzeggiativi italiani di persona. — F. Schürr, Komposition und Symbolik in den Lais der Marie de France.

[1] Die mit einem Sternchen (*) versehenen Neuerscheinungen werden nach Möglichkeit noch besonders besprochen.

Digitized by Google

— H. Spanke, Die Mosburger Graduale. — C. B. Lewis, A Ritual formula in Troubadour Poetry. — Besprechungen].

E. Kieckers, Historische lateinische Grammatik mit Berücksichtigung des Vulgärlateins und der romanischen Sprachen. 1. Teil. Lautlehre. München, Hueber, 1930. 167 S. 4,90 M. [Verfolgt die Entwicklung des Lateinischen aus der indogermanischen Grundstufe bis zu den heutigen romanischen Idiomen. Das romanische Material wird im allgemeinen in verständiger Weise herangezogen, doch fehlt es nicht an unrichtig mitgeteilten Formen wie S. 129 katal. *ametla* (lies *ametlla*), S. 139 rum. *vechiŭ* (lies *vechiŭ*) etc.]

*Meyer-Lübke, Romanisches etymologisches Wörterbuch. 3. neubearb. Auflage. Lieferung 3 *burdus — cohors*. Heidelberg, Winter 1930. 2,50 M.

Meisterwerke der romanischen Sprachwissenschaft, herausgegeben von L. Spitzer. 1. Band: Lautlehre, Wortforschung, Flexions- und Wortbildungslehre. 2. Band: Namenforschung, Syntax, Stilforschung, Systematik. München, Max Hueber, 1929/1930, 374 u. 346 S. [Gibt eine interessante Übersicht über Hauptfragen der romanischen Sprachwissenschaft, indem charakteristische Vertreter der verschiedenen Länder, Generationen und wissenschaftlichen Schulen bei ihrer Arbeit und in ihren Arbeitsproblemen dargestellt werden. Eine Anthologie internationaler Forschung, bei der der Ausländer freilich einwenden wird, daß der deutsche Herausgeber die Forschungstätigkeit seiner eigenen Heimat zu stark hervortreten läßt, wenn er gegenüber 17 Gelehrten aus Deutschland und Österreich das Ausland (Frankreich, Schweiz, Italien, Spanien, Dänemark, Schweden) nur mit 16 Charakterköpfen vertreten sein läßt.] G. R.

Französisch.

Zeitschrift für französische Sprache und Literatur, hrsg. von E. Gamillscheg und E. Winkler. LIV. 5 und 6, 1930 [R. R. Bezzola, Rabelais im Lichte der neueren Forschung. — Ph. A. Becker, Zwei Gedichte von B. des Periers und ihre Quellen. — H. Spanke, St. Martial-Studien. Ein Beitrag zur frühromanischen Metrik. — A. Sjögren, Le traitement du W germanique en normand. — L. Spitzer, L'avant-guerre 'Vorkriegszeit'. — Th. Kalepky, Zur Frage des Befehlsausdrucks im Französischen. — F. Brüch, Franz. *geniève*. — Besprechungen. — Kurze Anzeigen].

Arbeitsbogen für höhere Schulen, hrsg. von Oberstudiendir. Dr. Fritz Kaeen. 1. Deutschland im französischen Spiegel, bearb. von Fr. Roepke. 2. u. 3. Die französischen Kolonien, bearb. von Fr. Roepke. 4. Der französische Bauer, bearb. von Fr. Roepke u. P. Cornu. Literarische Texte für Anfänger auf der Oberstufe, bearb. von A. Ehrentreich. 6. u. 7. Organisations de la jeunesse française von A. Ehrentreich. — Verlag von G. Beltz in Langensalza.

*Ch. Bally, La crise du français. Neuchâtel-Paris, Delachaux & Niestlé, 1930. 150 S. 3 schw. Fr.

*Fr. Bentmann, Die Geschichte der Racine-Kritik in der französischen Romantik. Aus: Beiträge zur Kultur der Romania, hrsg. von A. Hämel. Wertheim a. Main, E. Bechstein, 1931. 115 S.

Alfr. Bernhard, Französisches Lehrbuch. Grundformen. München, M. Kellerer, 1929. 2,50 M.

Ders., Französisches Lehrbuch. Mittelstufe. Ebd. 1930. 3,80 M.

Ders., Französisches Lehrbuch. Oberstufe. Ebd. 1928. 3,50 M.

Ders., Einführung in modernes Französisch. Ebd. 1930. 2,80 M.

Bibliothek Warburg, Vorträge 1926—1927. Leipzig, Teubner, 1930. 248 S. 162 Tafeln. 25 M. [Enthält folgende Vorträge: Julius v. Schlosser, Vom modernen Denkmalkultus; Georg Swarzenski, Der Kölner Meister bei

Digitized by Google

Ghiberti; Hans Tietze, Romanische Kunst und Renaissance; M. D. Denkel, Illustrierte Ausgaben von Ovids Metamorphosen im 15., 16. u. 17. Jahrh.; Rich. Salomon, Das Weltbild eines avignonesischen Klerikers; H. Sieveking, Die Akademie von Ham].

F. Boillot, Psychologie de la construction dans la phrase française moderne. Paris, Les Presses universitaires de France, 1930. 298 S.

H. Bornecque et B. Röttgers, La France moderne. Histoire, géographie, littérature. Braunschweig, Berlin, Hamburg, G. Westermann, 1930. 188 S.

J. Bouzet, Manuel de grammaire béarnaise. Pau, Marrimpouey, 1928. 96 S. [Übersichtliche Darstellung der bearnesischen Mundart, wie sie in der Umgebung von Pau gesprochen wird.]

K. Engelke u. W. Meyer, Stoffe für freie französische Nacherzählungen. Berlin, Weidmann, 1930. 200 S. 4,50 M.

*K. Ettmayer, Analytische Syntax der französischen Sprache mit besonderer Berücksichtigung des Altfranzösischen. Lieferung 1—5. Halle a. d. S., M. Niemeyer, 1930. 313 S. Preis pro Lieferung 3 M.

Fremdsprachliche Arbeitsbogen, hrsg. von A. Ehrentreich. 8. Wie Frankreich regiert wird, bearb. von F. Roepke. 9. Contes de bêtes, bearb. v. W. Hanckel. 10. Deutsch-französischer Schüleraustausch, bearb. v. E. Schwarz. Langensalza, G. Beltz. Preis pro Bogen 0,30 M.

H. Gmelin, Montaigne und die Natur. S.-A. aus Archiv für Kulturgeschichte 21, 1. 17 S.

Grund-Neumann, Übersetzungsstücke für den französischen Unterricht in Oberklassen. Bearbeitet von G. Bergermann. Frankfurt a. M., M. Diesterweg, 1930. 74 S.

*W. Hanckel, Die Aktionsarten im Französischen. Diss. Berlin 1930. 71 S.

P. Hartig u. Ch. Robert-Dumas, Manuel de français. Französisches Unterrichtswerk für höhere Schulen. Lesebuch für die Mittelstufe mit Übungsanhang. Frankfurt a. M., M. Diesterweg, 1930. 120 u. 22 S.

W. v. Heimburg, 'La grande Nation'. Berlin, A. Scherl G. m. b. H., 1930. Ganzleinen 5 M. [Ein deutscher Journalist, der vier Jahre in Frankreich gelebt hat, berichtet hier über seine Eindrücke. Es ist eine anspruchslose Plauderei über Volk und Volksbildung, über Stände und Parteien, Stadt und Provinz, Wirtschaft und Politik. Es ist die Stellungnahme eines Deutschen, der an allen französischen Dingen den deutschen Maßstab anlegt, dem die sozialistische Einstellung der südfranzösischen Bauern unbegreiflich ist, der sich über den Mangel an gesellschaftlichen Formen bei den unrasierten französischen Politikern wundert, und der es nicht verwinden kann, daß der Franzose Räucherfische so gar nicht zu schätzen weiß. Der Verfasser bemüht sich, hinter die Fassade der 'Grande Nation' zu schauen und seine Landsleute über das wahre Wesen der Franzosen aufzuklären. Aber wie oft bleibt er in der Aufzählung von Banalitäten stecken! Wie widerspruchsvoll sind seine Ansichten über die französische Frau, die französische Familie und den französischen Charakter! Er sieht nur stets das Negative. Konstatiert Mangel an Organisationstalent, an Ordnungsliebe, Hygiene, Entschlußfähigkeit, sieht Geiz, Kleinlichkeit, ungepflegte Häuslichkeit, anspruchsvolle Eßkultur, wo ein anderer mit demselben Recht Sparsamkeit, Bescheidenheit, Traditionsliebe und Selbstgenügsamkeit hervorheben könnte. Muß denn alles in der Welt so sein, wie es gerade bei uns in Deutschland ist? Jede Nationalität hat das Recht ihres eigenen Charakters, aber auch ihrer eigenen Lebensart. Aus den Zeilen des Verfassers klingen allzuoft Ärger, Neid und Verstimmung. Es fehlt das voraussetzungslose Streben zur Wahrheit, das gerade bei der Darstellung einer fremden Kultur so wesentlich ist. Wieviel lebensvoller, tiefer schürfend und umfassender ist da das

Digitized by Google

Bild, das uns kürzlich Sieburg (Gott in Frankreich?) von der französischen Kultur entworfen hat, oder selbst die knappe Skizze, die Karl Scheffler als Anhang seinem Buche 'Paris' beigegeben hat! Bemerkenswert immerhin, daß selbst ein dem Franzosentum so ablehnend gegenüberstehender Kritiker nicht an einen Verfall der französischen Kultur glauben kann, sondern ausdrücklich hervorhebt: 'Staat, Volk und Wirtschaft Frankreichs haben eine große Zukunft.']

L. Herrig et G. F. Burguy, La France littéraire. Remaniée par H. Bornecque. 53e édition. Braunschweig, Westermann, 1929. 706 S.

H. Kläui, Die Bezeichnungen für 'Nebel' im Galloromanischen. Diss. Zürich 1930. 107 S. [Das dem Verfasser S. 92 etymologisch dunkel gebliebene *bafin* 'leichter Nebel' aus der Umgegend von Grenoble ist des gleichen Stammes wie das mir aus den Basses-Pyrénées bekannte *báhu* (u = frz. *ou*) 'brouillard épais', das selbst wieder mit astur. *bafu*, port. *bafo*, span. *baho* 'Dampf' (REW 878) identisch ist.]

E. Lau, Charles Estienne. Biographie und Bibliographie. Diss. Leipzig 1930. 68 S.

*E. Lerch, Hauptprobleme der französischen Sprache. Band I: Allgemeineres. Band II: Besonderes. Braunschweig, G. Westermann, 1930/31. 350 u. 348 S. Brosch. je 7,50 M.

A. Lombard, Les constructions nominales dans le français moderne. Étude syntaxique et stylistique. Upsala-Stockholm, Almquist & Wiksell, 1930. 298 S. 10 Kronen.

K. Miethlich, Bezeichnungen von Getreide- und Heuhaufen im Galloromanischen. Diss. Zürich 1930. 128 S. [An einem großenteils auf eigenen Fahrten in Frankreich gesammelten umfangreichen Material wird in anschaulicher Weise gezeigt, welche Vorstellungsbilder bei der Benennung des im bäuerlichen Milieu so wichtigen Begriffes sich auswirken. Bemerkenswert die starke Neigung zu Animalisierungen (Ziege, Bock, Pferd, Hahn, Schwein, Gans, Huhn, Kuh, Schaf, Wolf, Katze, Füllen) und Personifikationen (Baron, Soldat, Räuber, Kosak, Dame, Fräulein, Tochter, Gendarm, Margarete, Marie etc.). Gute Skizzen geben eine Vorstellung von den sachlichen Unterschieden in den einzelnen Landschaften. Katal. *sellat* 'Garbenhaufen' (S. 101) gehört natürlich nicht zu *caelum*, sondern zu katal. *sella* 'Sattel'. Zu bearn. *abastú* 'petite meule de fougère fauchée' vgl. noch das von mir in den Basses-Pyrénées notierte *bastú* ('baton') 'petit tas de gerbes'. Das gesammelte Material ist sehr vollständig. Aus dem Pyrenäengebiet kann ich nur ein paar Lokalwörter nachtragen: Ariège *krúo* f. 'petit tas de foin' (< *corona*), Ariège *kúrgo* id., Ariège *pašíya* id., Vallée d'Ossau *grin* 'meule de blé', Vallée d'Ossau *lügáno* 'meule de foin'.]

Kr. Nyrop, Grammaire historique de la langue française. Tome sixième. Kopenhagen, Gyldendalske Boghandel, 1930. 448 S. [Es ist erstaunlich, mit welcher Energie der kürzlich verstorbene, seit 25 Jahren erblindete dänische Gelehrte die Fortführung seines großen Lebenswerkes durchgesetzt hat. Mit dem 6. Band, der der Syntax gewidmet ist, hat das bekannte und gediegene Werk nunmehr seinen Abschluß gefunden. Eine ausführliche Bibliographie (S. 411—433) macht diesen Band besonders wertvoll.]

Franz Rauhut, Anthologie der französischen Lyrik von Chénier bis zur Gegenwart. 1. Teil: Chénier, Romantik und Parnaß. — 2. Teil: Vom Symbolismus bis zur Gegenwart. München, Max Hueber, 1931. 120 u. 159 S. 2,85 u. 2,45 M. [Geschmackvoll und mit Verständnis zusammengestellte Auswahl charakteristischer Gedichte, deren Interpretation und Verständnis durch sachkundige Kommentierung und reichliche bibliographische Angaben gefördert wird.]

*E. Rohrmann, Grundlagen und Charakterzüge der französischen Rokoko-Lyrik. Aus: Sprache und Kultur der germ.-romanischen Völker,

Digitized by Google

C. Romanistische Reihe, Band 4. Breslau, Priebatsche Buchhandlung (= Breslauer Diss.), 1930. 186 S.

H. Schierding u. P. Vrijdaghs, La France et les Français. Anthologie de civilisation moderne avec de nombreuses reproductions. Braunschweig, Westermann. 302 S.

G. de Scudéry, La mort de César. Republished with an introduction by Harold L. Cook. Publications of the Institute of French Studies. New York 1930. 78 S.

O. Völcker, Das Bildungswesen in Frankreich. Geschichte und Gegenwart. Braunschweig, Westermann, 1927. 286 S. [Umfassende Behandlung aller Fragen, die mit französischem Erziehungswesen und Bildungsideal zusammenhängen.]

Kellerers französische Ausgaben. Band 14: Madame de Sévigné, Lettres choisies, hrsg. v. R. Horstmann. 48 S. — Band 15: R. Töpfer, Le Lac de Gers, hrsg. v. K. Reger. 29 S.

C. Francillon, Joyeuses histoires. Berlin-Bonn, F. Dümmler, 1929 38 S.

Französische und Englische Schulbibliothek, Reihe B, Band 42: Französischer Humor, vier dramatische Schwänke, hrsg. v. K. Schröder. Leipzig, Rengersche Buchhandlung, 1930. 66 S.

Collection de la Concilation Internationale: Bulletin 2: M. A. Tibal, Le Problème des Minorités; M. E. de Martonne, La répartition et le rôle des Minorités Nationales en Roumanie; M. Bouglé, Le principe des Nationalités et les Minorités Nationales. 1929. 114 S. 4 frs. — Bulletin 3: M. A. Desclos, L'Esprit International dans l'Enseignement français. 1929. 78 S. 3,50 frs. — Bulletin 1 et 2: M. Graham Stuart, La Politique Etrangère des Etats Unis et l'Amérique Latine. 1930. 162 S. 4 frs. — Bulletin 5: Sir Charles Mallet, Richard Cobden. 1929. 46 S. 3 frs.

Georges de Scudéry, Le Prince déguisé, republished by Barbara Matulka. New York, Institute of French Studies, 1929. 102 S.

Französische und englische Lesebogen. Nr. 115: Die neue Generation I (Georges Duhamel, Roland Dorgelès, Henri Barbusse, Henry de Montherlant), hrsg. v. Ed. Olivier-Henrion. 53 S. — Nr. 21: Die neue Generation II (Marcel Proust, André Gide, Colette, Jules Romains), hrsg. v. Ed. Olivier-Henrion. 58 S. — Nr. 123: Port-Royal (extraits de différents auteurs), hrsg. v. Al. Gallay. 39 S. — Nr. 125: Ed. René de Laboulaye, L'histoire de Briam le Fou; Le petit homme gris, hrsg. v. L. Pohl. 37 S. — Nr. 131: Descartes, Discours de la méthode, hrsg. v. H. Kinkel. 57 S. — Nr. 133: Maupassant, Le Parapluie, Une vendetta, hrsg. v. E. Jahncke. 27 S. — Nr. 159: André Lichtenberger, Roses de France, La croix de Saint-Louis, hrsg. v. E. Jahncke. 63 S. — Nr. 161: André Gide, Le retour de l'enfant prodigue, hrsg. v. H. Eberhardt. 31 S. — Nr. 163: Extraits de Journaux Parisiens, hrsg. v. S. Mauermann. 42 S. — Nr. 165: La jeune France, ses idées et ses sentiments, hrsg. v. H. Heidt. 47 S. — Nr. 169: P. Géraldy, Les grands garçons, hrsg. v. Th. Engwer. 40 S. — Nr. 171: Drei Völkerbundsreden 1929, II. Briand, hrsg. v. P. Jacob. 28 S. — Nr. 173: Ch. Vildrac, Découvertes, hrsg. v. K. Beckmann. 28 S. — Nr. 177: Les Ecrivains Combattants, hrsg. v. E. Jahncke. 68 S. — Nr. 179: Les Conteurs du Vieux-Logis, hrsg. v. E. Jahncke. 56 S. — Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing.

Velhagen & Klasings Sammlung französischer und englischer Schulausgaben, Reform-Ausgaben Band 69—71: Au Film de la Vie (Scènes de tous les jours). 1ère—3e série. 1930. 72 u. 19 S., 85 u. 24 S., 75 u. 31 S.

Velhagen & Klasings Sammlung französischer und englischer Schulausgaben. Prosateurs français. Band 246 B: Taine, La pensée et son influence, hrsg. v. H. Molz und G. Arnaud. 1930. 85 S., Anh. 36 u. 35 S. — Band 248 B: Marquis de Custine, Une famille sous la terreur, hrsg. v.

Digitized by Google

W. Böhme. 1930. 64 S., Anh. 20 S. — Band 250 B: V. Hugo, Notre-Dame de Paris (1482). Quatre scènes choisies, hrsg. v. F. Küchler. 1931. 95 S., Anh. 29 S. — Band 251 B: Le Nationalisme français depuis 1890 et la question d'Alsace-Lorraine, hrsg. v. G. Wüster. 1930. 113 S., Anh. 28 S. — Band 252 B: L'idée sociale dans la littérature française du XVIIe au XXe siècle, hrsg. v. G. Döring. 1930. 118 S., Anh. 36 S. — Band 253 B: Le courant nationaliste dans la littérature française de 1870 à nos jours, hrsg. v. J. Vernay und C. Dumbacher. 1930. 100 S., Anh. 45 S.

Diesterwegs Neusprachliche Reformausgaben Band 121: Alfred de Vigny, Deux Chefs d'œuvre (La Canne de Jonc; le Cachet Rouge), adapt. et ann. par Charles Robert-Dumas. 1930. 61 u. 12 S. — Band 123: Prosper Mérimée, Six Nouvelles, hrsg. v. Ch. Robert-Dumas. 1930. 97 u. 8 S. — Band 129: André Maurois, Le Pays des trente-six mille Volontés, éd. et ann. par Will Simon. 1930. 50 u. 5 S. — Band 143: Edouard Pailleron, Le Monde où l'on s'ennuie, éd. et ann. par Lorenz Pohl. 1930. 86 u. 8 S.

Diesterwegs Neusprachliche Schulausgaben. Band 24: Reden und Schriften aus der Zeit der französischen Revolution (1789—1794), hrsg. v. H. J. Stöhr. 1930. 58 S. — Band 25: Henri-Frédéric Amiel (Pages choisies du Journal Intime), hrsg. v. W. Kalthoff. 1930. 84 S. — Band 26: Descartes, hrsg. v. A. Buchenau u. G. Lehmann. 1930. 124 S.

Aschendorffs moderne Auslandsbücherei: Sites et Paysages de France, pages tirées d'auteurs modernes, réunies et ann. par L. Gambier et H. Roters. 1930. 154 S. G. R.

Spanisch.

* S. Gräfenberg, Praktisches Lehrbuch der spanischen Sprache. Neubearbeitung von Th. Heinermann. Mit Karten von Spanien und Südamerika. 14. Aufl. Leipzig, O. Holtzes Nachfolger, 1930. 301 S. 5,25 M.

* M. L. Wagner, Caracteres generales del judeo-español de Oriente. Revista de filología española, Anejo XII. Madrid, Centro de estudios históricos, 1930. 119 S. u. 8 Tafeln. 10 pes.

Alice Braue, Beiträge zur Satzgestaltung der spanischen Umgangssprache. Hamburger Studien zu Volkstum und Kultur der Romanen. Heft 7. Hamburg, Seminar für romanische Sprachen und Kultur, 1931. 123 S. 9 M. [Sorgfältige und gut fundierte Arbeit über die Syntax der spanischen Volkssprache, die auf manche bisher nur ungenügend bekannte Erscheinung neues Licht wirft. Man beachte z. B., was über das Auftreten des Ind. Impf. im irrealen Bedingungssatz (S. 100 f.) gesagt wird. Der so charakteristische gerundiale Imperativ *andando* 'fort mit dir!' wird richtig aus einer ursprünglichen Verbindung mit dem später verlorengegangenen Modalverbum *ir* erklärt. Ich möchte dabei darauf hinweisen, daß derselbe Gebrauch des Gerundiums auch in Süditalien sehr verbreitet ist, vgl. nordkalabr. *non kadẹ́nnə* 'fall nicht', *non manǧẹ́nnə* 'iß nicht', *non tə muvẹ́nnə* 'beweg dich nicht', apul. *nə yẹnnə fərə* 'geh nicht hinaus', und daß hier das Modulverbum *ire* noch heute beim Gerundium seinen Platz nicht ganz verloren hat, vgl. tarent. *non ćə ši šẹ́nnə* 'geh nicht!' < *non ecce-hic (j)ire (j)iendo* K. 355 des ital. Sprachatlas.]

A. Griera, Entorn dels noms del 'capgros'. S.-A. aus dem Butlleti del Centre Excursionista de la Comarca de Bages. Manresa 1930. [Bespricht eine Reihe von spanischen, katalanischen, provenzalischen und baskischen Namen der Kaulquappe. Prov. *couado* wird man nicht sowohl zu *coda* 'Schwanz' als zu neuprov. *couado* 'cuiller à pot' stellen. Das in einigen baskischen Namen auftretende *buru* 'Kopf' kann man unmöglich auf *pilu* zurückführen, sondern es handelt sich um ein einheimisches baskisches Wort.]

P. Fouché, Etudes de philologie hispanique. S.-A. aus Revue hispanique vol. 77. 171 S. [Behandelt die Entwicklung von lat. *ŏ* und *ŭ* im

Digitized by Google

Kastilischen, den Vokalablaut in der Konjugation, die Perfektbildung und nimmt in ausführlicher Weise Stellung zu Meyer-Lübkes Buch über das Katalanische und Menéndez Pidals Manual de Gramática histórica de la lengua castellana. Sehr mit Recht wird hier S. 134 span. *monte* gegenüber *puente, frente* aus dem proklitischen Gebrauch dieses Wortes erklärt — vgl. katal. *munt* gegenüber *pont — front*, und die von Menéndez Pidal gegebene Erklärung eines Restes bäuerlich-lateinischer Aussprache abgelehnt.]

Aschendorffs moderne Auslandsbücherei: A. P. Valdés, Cuentos escogidos, anot. por L. Meyn. 1930. 88 S., Anh. 22 S.

Sammlung spanischer Schulausgaben Band 15: Rafael Ballester, Historia de España, hrsg. v. L. Lahaine. 1930. 134 S., Wörterbuch 51 S.

Freytags Sammlung fremdsprachlicher Schriftwerke, Nr. 12/13: J. Valera, El pájaro verde, hrsg. v. M. Hoffschläger. 1929. 32 S.

W. Beinhauer, Spanische Unterrichtssprache. Ein Hilfsbuch für höhere Lehranstalten. Berlin-Bonn, F. Dümmler, 1931. 66 S. [Der Verfasser des lebensvollen Buches 'Spanische Umgangssprache' stellt hier in geschickt zusammengefaßten Abschnitten die üblichen Ausdrücke zusammen, die dem Lehrer für den Unterricht in der spanischen Sprache unentbehrlich sind.]

G. R.

Italienisch.

V. Bertoldi, *Alica* 'farina bianca' e formazioni affini. Contributo alla preistoria di *albus*. S.-A. aus Studi italiani di Filologia Classica, vol. VII, 251 ff.

H. Coray, Bodenbestellung, ländliche Geräte, Ölbereitung, Weinbau und Fischerei auf den liparesischen Inseln. S.-A. aus Volkstum und Kultur der Romanen III, 149—231, 305—391. [Wertvolle, aus der Züricher Schule hervorgegangene Arbeit, die einen wichtigen Beitrag zur Kenntnis der ländlichen Kultur Süditaliens darstellt. Die Erklärung einzelner mundartlicher Formen bedarf einer Richtigstellung. Das Wort *rafya* S. 313 als Bezeichnung des zum Befestigen des Pfropfreises verwendeten Bastes hat nichts mit griech. *ῥαφή* zu tun, sondern hat seinen Namen von der afrikanischen *Raffia-Palme*. Das unerklärt gebliebene *cummugghiari* 'bedecken' (S. 325) ist identisch mit ital. *convogliare* 'durch Bedeckung schützen und geleiten' (frz. *convoyer*). Ebenso gehört *margarita* 'Faßhahn' zu dem Vornamen *Margherita*. Die phonetische Umschrift gewisser charakteristischer sizilianischer Laute dürfte m. E. kaum das Richtige treffen. Sizil. *petra* wird mit *pečra* transkribiert; in Wirklichkeit handelt es sich um ein kakuminales *ṭ* (*peṭra*). Sizil. *-gghi-* (= *ǧǧ*) wird bald mit *dy* (*uodyu*), *ddy* oder *ddχ* wiedergegeben, was wohl kaum den Tatsachen entspricht.]

Gius. Scafoglio, Forme del sostantivo calabrese. Parte prima. Rimini, Stab. tipogr. Garattoni, 1928—1931. 120 S. [Bringt wertvolle Materialien über die Deklination, die Suffixe, metaphorische Ausdrucksweise usw. aus der Mundart von Bocchigliero in der Prov. Cosenza.]

Joseph Rossi, The Abbé Galiani in France. Publications of the Institute of French Studies. New York 1930. 63 S. G. R.

Rätoromanisch.

C. Battisti, Popoli e lingue nell'Alto Adige. Studi sulla latinità altoatesina. Con tre cartine geografiche e due tavole. Pubblicazioni della R. Università degli Studi di Firenze. Firenze, Bemporad, 1931. 401 S. 50 Lire. [Die von dem Verfasser seit Jahren vertretene Meinung, daß die ladinischen Mundarten Südtirols vom Rätoromanischen zu trennen und den italienischen Mundarten zuzurechnen sind, und daß die Romanisierung Südtirols vom italienischen Süden ausgegangen ist, wird hier zum erstenmal auf breiter Basis an einem umfangreichen Material illustriert. Es wird

Digitized by Google

Sache der Spezialforscher sein, diese Meinung, die bisher nur in Italien ihre Anhänger gefunden hat, an den neuen Beweismaterialien eingehend zu überprüfen.]

R. Vieli, Die Terminologie der Mühle in Romanisch-Bünden mit 45 Abbildungen. Chur, Kommissionsverlag F. Schuler, 1927. 60 S. [Anschauliche kulturhistorische Untersuchung über die Geschichte der Müllerei und die heutige Form der Mühle in Graubünden, deren reiche Terminologie eingehend besprochen wird.]

M. Szadrowsky, Rätoromanisches im Bündnerdeutschen. Habilitationsvortrag über das Problem der Sprachmischung. Chur, Buchdruckerei Sprecher, 1931. 27 S. [Zeigt die starke Wechselwirkung zwischen Deutsch und Romanisch, insbesondere die starken rätoromanischen Einflüsse, die sich innerhalb der deutschen Bündnermundarten geltend machen.] G. R.

Rumänisch.

A. Rosetti, Curs de fonetică generală. Cu 26 de figuri în text. Bucureşti, Editura Casei Şcoalelor, 1930. 121 S.

A. Rosetti, Linguistica in cercetarea monografică. S.-A. aus Viaţa Romînească, Anul XXII, no 7 şi 8, 1930. [Allgemeine Betrachtungen über das bei Mundartenaufnahmen einzuschlagende Verfahren.]

Tache Papahagi, Images d'ethnographie roumaine. Tome premier. 318 photographies avec texte français et roumain. Publié sous les auspices de la Societatea cultural-naţională Apostol Margarit, 1928. 173 S. [Dieses prächtige Werk des verdienten rumänischen Folkloristen vermittelt an der Hand von ausgezeichneten Photographien eine lebendige Vorstellung von den mannigfaltigen und eigenartigen rumänischen und aromunischen Volkstrachten, von Haustypen, Interieurs, häuslichen und ländlichen Geräten. Besonders eingehend wird das noch so bodenständige Hirtenwesen dargestellt. Trotz der Altertümlichkeit der ländlichen Kultur Rumäniens stößt man beim Blättern in dem hochinteressanten Werk überall auf Dinge, die sich auch in anderen Gegenden Europas nachweisen lassen, wie z. B. der dreizinkige Spinnrocken (S. 147), der auch in Süditalien, in den Pyrenäen und in Portugal nachgewiesen ist, oder der aus einem Stück bestehende, mit Seitenast versehene Pfahl zum Aufhängen des Milchkessels über dem Feuer (S. 101 u. 102), der mir aus Kalabrien bekannt ist.] G. R.

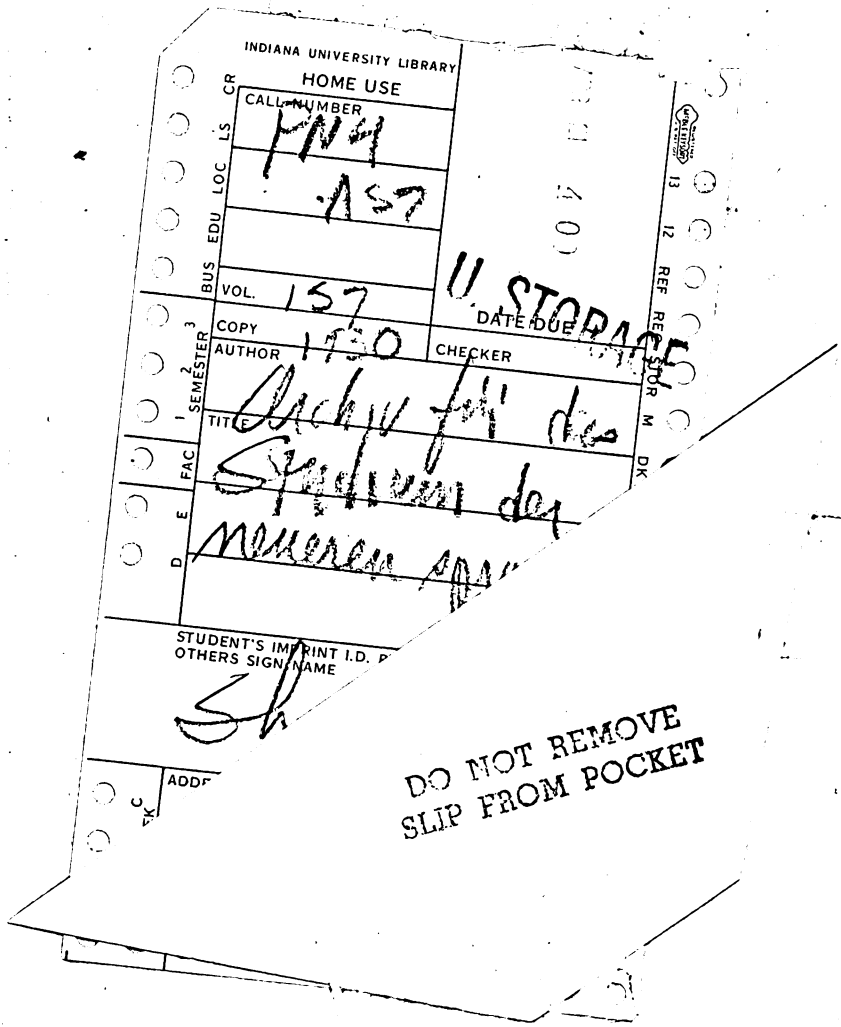
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



NATIONAL LIBRARY BINDER CO.
WEST SPRINGFIELD
EAST CLEVELAND
INDIANAPOLIS
ATLANTA

Digitized by Google

ALF Collections Vault
3 0000 098 349 743

Digitized by Google